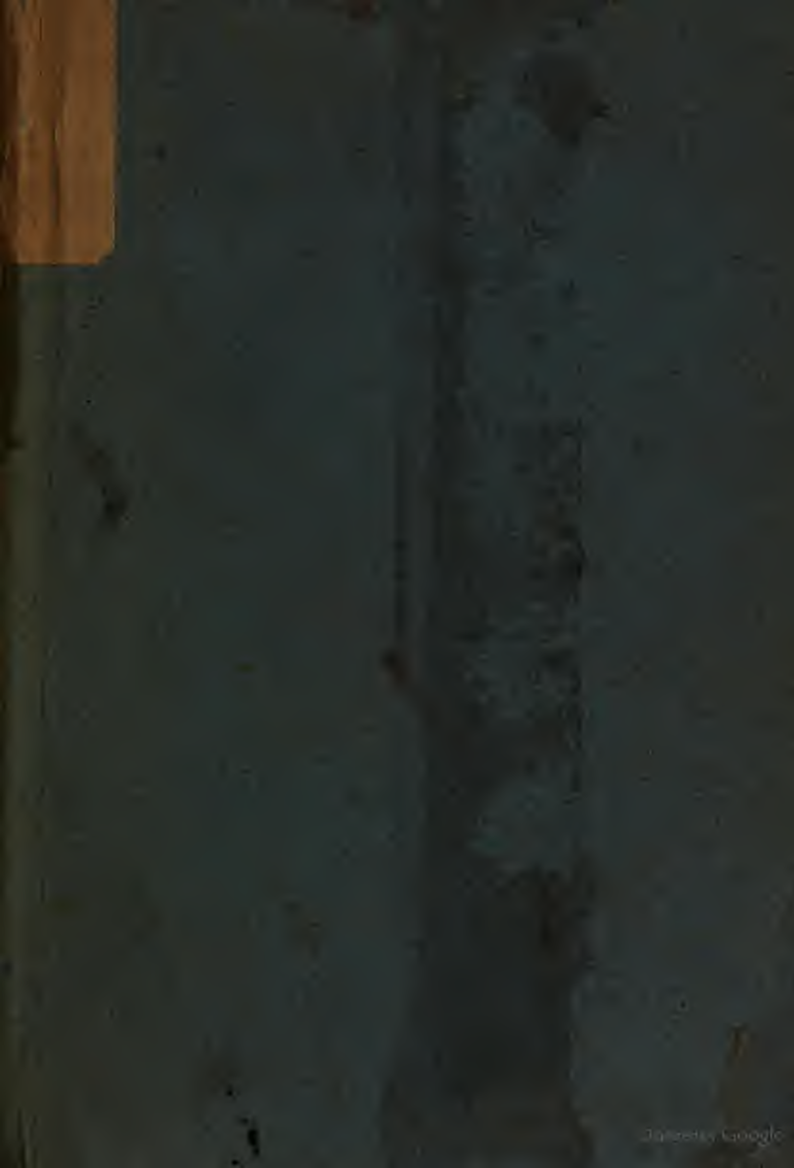


Hausschatz

Der Hausschatz.

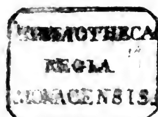
Unterhaltungsbeilage

zum

Fränkischen Volksblatt.

Erster Jahrgang.
1868.

Würzburg.
Verlag der Leo Wörl'schen Buch- und Kunsthandlung.
1868.



Inhalt.

Text.

Illustrationen.

Der Hausfreund.

№ 1.

Gruß.

1.
Ein Pilger hier hat seinen Pfad
Als Freund zu Dir genommen:
Er hat sich grüßend Dir genaht,
D'rum heiß auch ihn willkommen.

2.
O halte nicht der Wohnung Herd
Ungastlich ihm verschlossen;
O zähle Deiner Liebe werth
Ihn zu den Hausgenossen!

3.
Als Gabe will er Blumenzier
Von manchen Fluren bieten,
Auf daß sie fröhlich blühe Dir
Um Deines Hauses Frieden.

4.
Und von des Feldes Aehren auch
Will er zum Kranze binden,
Um diesen dann nach Freundes Brauch
Das Band der Treue winden.

Die Intriguantin.

Vor der Thüre eines alten englischen Schlosses hielt an einem schönen Sommermorgen ein bestaubter Reisewagen, aus dem soeben mit jugendlicher Leichtigkeit ein junger Mann herausstieg. Er schritt sogleich zur Thüre und

klopfte, worauf nach einiger Zeit eine alte Haushälterin erschien, die ihm öffnete und ihn eine Treppe hinaufführte.

Das äußere Ansehen des Schlosses hatte jetzt etwas Düsteres, Trauriges, denn die Fensterladen waren geschlossen, die Vorhänge herabgezogen, es hatte ganz das Aussehen eines Hauses der Trauer. Im Innern war es mit Eleganz und Geschmack ausgestattet, doch herrschte auch hier eine trübe Stimmung und bedeutungsvolles Schweigen, wodurch man leicht auf die Vermuthung gebracht werden konnte, das Haus für unbewohnt oder verlassen zu halten.

„Folgen Sie mir, mein Herr!" sagte die Haushälterin leise. „Herr Clairville bedauert sehr, außer Stande zu sein, Sie zu empfangen."

Arthur Leslie folgte ihr durch mehrere Zimmer, bis sie endlich eines öffnete, an dessen Schwelle Beide erfurchtsvoll stehen blieben. Dies war das Zimmer des Todes; doch sah man nichts, was an ihn hätte erinnern können; durch die offenen Fenster drang der Duft der Blumen und die Lieder der Amsel und Drossel schallten von dem nahen Park herüber; man sah keinen Sarg, es war kein Leichengeruch im Zimmer. Nur auf dem zwischen den beiden Fenstern stehenden Sopha lag ein Gegenstand, den Arthur anschauen und dessen Züge er auf die Leinwand übertragen sollte.

Ein junges Mädchen war es, von majestätischer Gestalt und einem Gesichte, das einen Bildhauer entzückt haben würde.

Wie eine Schlafende sah sie aus, man glaubte das Wogen des Busens zu sehen und die Athemzüge zu hören; kein Zeichen verrieth, daß die rauhe Hand des Todes die wundervolle Blume in ihrer schönsten Blüthe geknickt hatte. Auch war der Anzug der des Lebens und Genusses.

Plötzlich mitten in der Fülle ihrer Jugend und Gesundheit, ohne die geringste vorangegangene Krankheit oder Unwohlsein war sie hingerafft worden. Niemand hatte die herannahenden Schritte des Todes vernommen, Niemand hatte seine Schritte vermuthet, als bis er mit eisiger unerbittlicher Hand sein Opfer erfaßt hatte.

Arthur Leslie, ein junger, talentvoller Künstler, hatte den Auftrag erhalten, dieses Wesen zu malen, und ihre Züge der Nachwelt zu erhalten, ehe die Verwesung ihr vernichtendes Werk beginnen würde.

Es war das einzige Kind gewesen, und der Vater, der den Stürmen von sechzig Jahren getrotzt hatte, war durch diesen einen Schlag gebrochen und zum Greise gealtert, denn er war mit zerstörender Gewalt auf ihn gefallen.

Die Haushälterin entfernte sich leise und Arthur befand sich nun allein bei der Leiche. Wie fest gebannt stand er eine Zeit lang und starrte auf sie hin, gleichsam, als wenn er dieses Meisterstück der Natur erst ganz

in sich aufnehmen wollte, ehe er versuchte, es nachzuahmen. Er konnte nicht müde werden, diese lieblichen Züge immer und immer wieder anzuschauen, er mußte sich sättigen in dem Genusse des Schönen. Doch mußte auch mit der Arbeit begonnen werden, und er begann seine Utensilien zu ordnen und ging mit dem ihm eigenen Enthusiasmus an die Ausführung seiner Arbeit.

Der Abend kam.

Während des ganzen Tages hatte der junge Künstler nicht einen Augenblick die Nähe des Todes empfunden, sondern es war ihm zu Muthe als befände er sich in freundlicher, vertraulicher Unterhaltung mit diesem schönen Wesen. Wenn sich auch ihre leblosen Formen nicht regten, so war sie dennoch erhaben in ihrem Schweigen und in ihrer Ruhe. Wie mußte sie nicht erst in ihrem frischen vollen Leben gewesen sein!

Die Beendigung der Arbeit nahte heran, und er fühlte, daß es ihm kaum möglich sein würde, sich von ihr zu trennen. Die Nacht verging und der Morgen fand ihn noch bei seiner Arbeit. Verließ er auf kurze Zeit das Zimmer, um sich zu erholen oder zu erfrischen, so trieb ihn eine fieberhafte Ungeduld zu seinem Werke zurück, und er fühlte sich erst dann erleichtert, wenn er wieder vor seiner Staffelei stand und die lieblichen Züge dieses schönen Wesens schauen konnte.

Das Bild schritt seiner Vollendung immer mehr und mehr entgegen, und die Begeisterung hatte ihn befähigt, diese schönen Züge mit einer Treue wiederzugeben, die ihn selbst überraschte; das Bild des Spiegels konnte nicht getreuer sein.

Als das Portrait fertig war, skizzirte sich Arthur schnell ein zweites. An die Ausführung konnte er hier nicht denken, und konnte er ja auch die feineren Einzelheiten mit Muse zu Hause ausführen. Er wollte ja auch nur die Umrisse mit hinweg nehmen und das Fehlende dann nach dem Gedächtniß ergänzen, denn ewig sollten jetzt diese herrlichen Züge in seiner Seele fortleben!

Als er nun endlich den Ort verlassen mußte, da war es ihm als müsse er von seinem Heiligthum scheiden. Immer wieder und wieder kehrte er zurück, um noch einen letzten Blick auf sie zu werfen, und es schien ihm, als wollten die offenstehenden Lippen sprechen: auch waren die vom Winde, bewegten goldenen Locken dem Leben so täuschend ähnlich!

Er trat zu ihr hin, er flüsterte ihren Namen, und wie gerne hätte er ihre Hand ergriffen, wenn ihn die Ehrfurcht nicht zurückgehalten. Er hätte niederknien und sie bitten können, zum Leben zurückzukehren; doch wußte er ja, wie unerbittlich der Tod ist und daß ihn eine große Kluft von diesem

lieblichen Wesen trennte, die als Leiche seine Seele mit Liebe und Bewunderung erfüllt hatte.

Verzweifelnd riß er sich endlich von der ihm heiligen Stätte los und stürzte fort. Der Strom seines Lebens hatte von dieser Stunde an eine andere Richtung genommen.

In einem hübschen, behaglichen Stübchen, so rein und sauber, wie man es sich nur denken kann, wo kein Atom Staub zu finden war, saß an einem Fenster, durch welches man die Aussicht auf ein Gärtchen hatte, das in eben so vortrefflicher Ordnung erhalten war, Klara Leslie, eifrig mit einer Handarbeit beschäftigt. Ihr frisches Gesicht zeugt von kräftiger Gesundheit und ihre stämmigen Arme von einer Fülle von Stärke. Klara ist die Häuslichkeit selber, alle ihre Gedanken sind nur dieser gewidmet, sie lebt so für dieselbe, daß ihr Bruder, dem ihr beständiges Reinigen und Scheuern zu störend ist, sich bereits genöthigt gesehen hat, den Schlüssel zu seinem Atelier stets in der Tasche zu tragen.

Die Dienstboten sind ihre Plage, weßhalb auch ein häufiger Wechsel derselben eintritt.

Um sich mit Lesen, Zeichnen oder Musik zu beschäftigen, fehlt es ihr an Zeit, und sie betrachtet dergleichen stets als Müßiggang. Obgleich sie mit großer Liebe an ihrem Bruder hängt, so ist sie doch der Ansicht, daß er ein nutzloses Leben führe, und daß seine künstlerischen Bestrebungen eine unverantwortliche Zeitverschwendung seien.

An jedem Nachmittage fast erhält Klara den Besuch eines großen, linkisch aussehenden, übrigens aber gut gekleideten Mannes, des Herrn Lodge; er ist ein aufrichtiger Anbeter des Fräulein Klara, doch hat er bis jetzt nie so viel Muth fassen können, ihr seine Liebe zu gestehen. Stundenlang sitzt er ihr gegenüber, sich in seinem Stuhle krümmend und immer auf dem Punkte Etwas hervorzustammeln; doch stets im entscheidenden Moment schwindet ihm der Muth, und nach fruchtlosen Versuchen geht er nach Hause, um am andern Tage wieder zu kommen und dieselben Manöver zu wiederholen.

Die Geduld Klara's wird hierdurch auf eine schwere Probe gestellt, da ihr Herr Lodge gerade nicht mißfällt; denn er ist gutmüthig, ist vermögend und besitzt außerdem eine gut eingerichtete Häuslichkeit. Sie hat auch ihren Plan für einen gewissen Fall schon gemacht, und das Erste, was dann geschieht, ist, die faule Dienstbotenbande aus dem Hause zu jagen und die Leitung des Hauswesens selbst in die Hand zu nehmen. Der arme

John Lodge braucht unbedingt eine Frau — wie schlecht nur wieder seine Hemden geglättet sind! Es ist wirklich jammerschade, daß er so blöde ist.

Jetzt kommt er gerade durch den Garten geschritten, er tritt in das Wohnzimmer, setzt sich auf den äußersten Rand des dem Fräulein Klara zunächst stehenden Stuhles und beginnt nun sein „Kourmachen" wenn wir keinen Mißbrauch begehen, sein Treiben mit diesem Namen zu belegen. Das Gespräch ist höchst monoton, es besteht lediglich aus Fragen von Klara's Seite und den darauf von John erfolgenden einsilbigen Antworten. Doch auf einmal scheint es etwas Aufschwung zu nehmen, denn erstere beginnt von ihres Bruders Reise zu sprechen.

„Mein Bruder ist gestern in einer so seltsamen Absicht ausgefahren, Herr Lodge, daß Sie den Grund seiner Reise gewiß nicht errathen werden!"

Herr Lodge kann dies allerdings nicht, denn es wäre ja das „Erste", was er in seinem Leben errathen hätte.

„Nun so werde ich es ihnen sagen: es hat ihn ein gewisser Herr Clairville, ein reicher Grundbesitzer an der Grenze von Wales, holen lassen, um das Portrait seiner Tochter zu malen, und das Merkwürdigste an der ganzen Geschichte ist, daß die junge Dame todt ist."

„Todt?" rief John entsetzt.

„Ja, sie ist plötzlich gestorben, ganz ebenso, als wenn ich hier mitten in meiner Arbeit zu leben aufhörte."

„Ach Fräulein Klara!" rief John, indem er seinen Sessel näher heranrückte und durch den bloßen Gedanken an die Möglichkeit in eine heftige Aufregung gerieth.

Während dieser Zeit war Arthur bereits auf dem Heimwege und hatte schon beinahe sein Haus erreicht. Die kurze Strecke von Wychford bis zu demselben wollte er zu Fuß zurücklegen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Gefahr zum Glück.

Die Thür ward wild geöffnet, so daß die Kranke auf ihrem Lager in die Höhe fuhr, und herein drangen die Worte: „Im Namen des Tribunals begehr' ich Einlaß! Ich will allein sein mit Frau von Debusson." Sodann ward die Thür wieder zugeschlagen, die Lichter in den silbernen Armleuchtern zitterten vom Zugwinde und die seidenen Vorhänge des Bettes, an welches eine nervige, hohe männliche Gestalt trat, bewegten sich. „Frau von Debusson, kennen Sie mich?" rief der Fremde, indem er die Vorgänge

theilte und sich dem bleichen Antlitz der alten Dame zeigte, in deren Munde fast der Name: „Gernotte!" erstarb, ehe er zu einem hörbaren Laut geworden. „O, Sie vergessen nicht so leicht, Madame, merk' ich wohl; aber auch ich habe Sie nicht vergessen. Sie verwundern sich — hier der Beweis!" Er hob ein bedrucktes Blatt Papier in die Höhe, und fuhr fort: „Sie sind zweifelhaft über das Schicksal zweier lieben Angehörigen, welche mitten unter den Bürgern von Paris verweilen. Ich bringe Ihnen Nachricht. Wahrhaftig Madame, ich weiß nicht, wodurch Sie es verdient haben, daß ich mir Ihretwegen diese Mühe gab, es müßte denn dafür sein, daß Sie mich vor dem Unglück bewahrten, Ihr Schwiegersohn zu werden!" — „Dieser Hohn, Herr Gernotte und Ihre ersten Worte, wie stimmt das!" stammelte schwach Frau von Debusson. „Bürger Gernotte, wenn's beliebt! Den Zusammenhang werden Sie sich erklären, wenn Sie diese Anzeige gelesen." Er reichte ihr das Papier. „Ihr Gatte, Madame, fiel unter der Guillotine, das Urtheil Ihres Sohnes ist gesprochen." — „Barmherziger Himmel!" kreischte die Kranke und fiel in heftigen Verzuckungen mit dem Haupte in die Kissen; „das ist mein Tod!" — „In der That?" sprach mit bitterm Lächeln Gernotte; „es sollte mir leid thun, noch lebt Ihre Tochter." — „Unmensch, willst Du auch an der Unschuldigen Dich rächen?" — „Wägt denn das Schicksal Schuld und Unschuld so genau? Ich will nicht gerechter sein, als das Geschick, das mich — —." Er wollte weiter sprechen, aber es wurden Stimmen im Nebenzimmer laut, die Thür flog auf, und ein junges schönes Mädchen, dem ein ältlicher Mann in schwarzer Tracht folgte, trat eilig an das Krankenlager. „Mutter," rief sie, „sei guten Muths, ich bringe den Arzt!" — „Dessen bedarf's nicht mehr!" stöhnte Frau von Debusson, und Gernotte sagte: „Mademoiselle, ich that mein Mögliches zur Heilung Ihrer Frau Mutter, dort liegt das Recept!" Er wies auf das Papier, das den Händen der Kranken entfallen war, und verließ das Zimmer. Pauline von Debusson, welche bei seinem Anblick erschreckt zurückgewichen war, griff krampfhaft nach dem am Boden liegenden Blatte und las, während der Arzt die Hand ihrer Mutter prüfend ergriff, die schreckliche Nachricht. Ihre Sinne wankten vor dem ungeheueren Jammer, der auf sie einstürmte; ihre Hände zitterten, ihre Augen starrten nieder, der Busen hob sich in schnellen Schlägen; plötzlich stürzten Thränen über ihre Wangen und schluchzend lag sie auf den Knien am Lager ihrer Mutter. Die Dienerinnen kamen wieder in's Zimmer, der Arzt aber winkte ihnen, sich zu entfernen und suchte durch sanften Zuspruch die Unglücklichen zu trösten. „Nein, Herr Doktor," nahm Frau von Debusson das Wort; „täuschen Sie meine Tochter nicht! Ich weiß, was mir bevorsteht und bin gefaßt, sie sei es auch! Sie steht allein, sie muß erstarken im Schmerz,

denn nur der Schmerz gibt der Seele eine dauernde Festigkeit. Der Segen ihrer sterbenden Mutter wird sie geleiten!" Ihre Lippen schlossen sich wieder, und nur ihre Blicke ruhten noch auf der Tochter, bis auch diese starrer und starrer wurden und endlich erloschen. Ihre Seele war dem Körper entflohen. —

Ein Paar Jahre verflossen der hinterbliebenen Tochter, Pauline von Debusson, in steter Einsamkeit und Trauer auf ihrem Stammgute, das hart an der Seeküste bei der Stadt Havre lag und von den räuberischen Revolutions-Männern noch verschont worden war. Die Schreckensherrschaft war durch Buonaparte gestürzt worden, der als erster Konsul Frankreich regierte; aber diese Veränderungen waren unbemerkt von der Bewohnerin jenes Gutes vorübergegangen, und nur eine ihr räthselhafte Begebenheit riß sie in der letzten Zeit aus ihrer düsteren Ruhe. Schon mehrere Male waren ihr nämlich auf verschiedene Weise Zettel zugekommen, auf denen nur die Worte standen: „Fort nach England!" Indem sie wieder einen solchen in der Hand haltend, eines Abends an das geöffnete Fenster trat, erblickte sie Gernotte, in Begleitung eines andern Mannes, in gemeiner Tracht an der Mauer des Schloßhofes außen herumschleichen. Schrecken ergriff sie, und obgleich sich mehrere Tage nachher noch nicht das geringste ereignet hatte, was ihre Furcht begründen konnte, litt sie es doch nicht mehr auf dem Gute; sie faßte wirklich den Entschluß, nach England überzusetzen, und führte ihn schnell aus, indem sie in Eile Alles, was sie an baarem Gelde und Geldeswerth besaß, auf einen segelfertigen englischen Kauffahrer bringen ließ. Am folgenden Tage verließ sie die vaterländische Erde und betrat das Schiff, das sogleich unter Segel ging. Der Wind blies ziemlich stark, so daß man sich gegen Abend schon weit vom Land entfernt hatte. Nicht gewöhnt an das Schaukeln der Meereswogen, obgleich an der Küste aufgewachsen, konnte Pauline es in ihrer engen Zelle nicht ertragen und ging hinaus auf das Verdeck. Die Nacht war dunkel, einzelne kurze Blitze, denen ein um so nachhallenderer Donner folgte, durchbrachen grell die dichte Finsterniß, und doch schlief Alles auf dem Schiffe, sogar der Steuermann hatte sich unvorsichtig zur Ruhe niedergelegt. Ruhe rund umher, nur die Wellen schlugen gegen das Schiff. In diesem Augenblicke trat dem Mädchen ihre Verlassenheit ängstigend vor die Seele und sie fiel zum Gebet nieder auf ihre Kniee. Da vernahm sie plötzlich Schritte hinter sich, fühlte sich unsanft am Arme gezogen und eine Stimme raunte ihr zu: „Sie wollen mir entfliehen, aber ich lasse meine Beute nicht so leicht!" Es war Gernottes Stimme.

(Schluß folgt.)

Nachtisch.

„Es ist keine Freundschafts-Cigarre!" sagte jüngst ein riesiger Cigarren-Fabrikant in Leipzig, sein Cigarren-Etui präsentirend, zu einem Geschäftsfreunde, als ihn dieser um eine Cigarre bat. „In der That," schmunzelte der Geschäftsfreund, „dieses Kraut ist nicht übel! Eine gediegene Cigarre! Alle Hochachtung!" — „Daß Ihnen mein Upmännchen schmeckt," erwiederte der Fabrikant, „kann ich mir lebhaft vorstellen, aber wo bleib' ich? Thun Sie auch was, offeriren Sie mir auch irgend etwas Gediegenes!" — Die beiden Herren befanden sich bei diesem Cigarren-Geschäfte auf dem Hofe des cigarrenbeschenkten Geschäftsfreundes und unfern von ihnen lagerte, seiner industriellen Bestimmung gewärtig, ein drei Centner schwerer Mahagoniblock. „Na", lächelte der Geschäftsfreund schlau, „warum denn dieses nicht? Stecken Sie sich dieses Mahagoniblöckchen bei! S'ist auch eine sehr gediegene Pflanze!" Doch „Dem war kaum das Wort entfahren, möcht' er's gern im Busen bewahren," denn mit dem Riesenmaß seines Leibes trat unser Cigarrenfabrikant sofort heran an den Block, packte ihn mit den Klammern seiner eisernen Fäuste, legte ihn sanft auf seine Schultern und schritt mit einem freundlichen „Empfehl' mich Ihnen!" zum Hofe hinaus. Der Andere stand, den Ernst der Lage nicht gleich erfassend, erst sprachlos da, dann aber murmelte er: „Schweres Brett! Er wird doch Spaß verstehen?" Der Riese aber verstand keinen Spaß mit gediegenen Sachen, und da das Mahagoniblöckchen einen Werth von 30 Thalern hatte, so kann man „die verhängnißvolle Cigarre" allerdings keine Freundschafts-Cigarre aber doch eine 30-Thaler-Cigarre nennen.

Der Wittenberger Magistrat macht unterm 3. d. M. im „Intelligenzblatte" bekannt: „Die Hundesteuer pro 1. Semester ist von sämmtlichen Hunden binnen 14 Tagen bei Vermeidung der Exekution an die hiesige Krämereikasse einzuzahlen.

Ein Japanese soll in jüngster Zeit einen Roman von 108 Bänden vollendet haben, dessen Druck 35 Jahre erfordert. Wir wünschen nur den Lesern dieses Buches dieselbe Ausdauer, welcher sein Verfasser bewiesen.

Redaktion: C. Korb. Druck von J. B. Fleischmann in Würzburg. Verlag: Leo Woerl.

Der Hausschatz.

№ 2.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

Wie er so auf dem einsamen Fußweg dahinging, trat die verstorbene Constanze plötzlich in aller Schönheit vor seine Phantasie, ihm war zu Muthe, als hätte er sie sein Lebenlang gekannt und als wäre er durch eine unsichtbare Macht, eine ihm unerklärliche Sympathie, an sie gekettet. Oft mußte er sich in's Gedächtniß zurückrufen, daß sie todt sei. Der Gedanke, daß sie schon nach wenigen Tagen in ein Grab auf dem friedlichen Dorfkirchhofe gelegt werden würde, verursachte ihm schreckliche Schmerzen. Was war ihm Constanze Clairville? Was war ihm dieses Mädchen, welches er vorher im Leben nie gesehen hatte? Ungeachtet dieser und ähnlicher Vernunftgründe wollte die Wehmuth von ihm nicht weichen, sie erdrückte ihn fast.

Die Herzlichkeit, mit der er bei seiner Ankunft von Klara empfangen wurde, verscheuchte auf einen Augenblick die düsteren Betrachtungen und bewirkte auch, daß er ihr die ihn so häufig störende Sucht des Scheuernlassens vergab.

„Wie froh bin ich, daß Du wieder hier bist; der Zweck Deiner Reise war ein so absonderlicher, er gefiel mir gar nicht!" sagte Klara, ohne daß sie ahnte, was in dem Innern ihres Bruders vorging. „Es war mir schrecklich, daß du eine Todte malen solltest."

„Um des Himmelswillen, nenne sie nicht so, Klara!" rief Arthur schnell.

„Ach, sie war so schön, wie ein Engel, mit einem Gesicht so schön, wie ich es nicht zu schildern vermag. Doch halt, hier kannst du es selbst sehen."

Schnell öffnete er seine Mappe, nahm die flüchtig entworfene Skizze heraus und breitete sie vor ihr aus.

„Du machst zu viel Lärm, über ein Weniges; häßlich ist sie zwar nicht, doch für meinen Geschmack zu groß. Die müßte ja wie ein Maibaum aussehen, wenn sie aufrecht stände."

Hastig und mürrisch entriß er ihr die Zeichnung, denn er konnte es nicht ertragen, daß Jemand an seiner Juno, seinem Ideal, Ausstellungen machte; schnell wollte er, ohne eine Antwort zu geben, das Zimmer verlassen.

„Gehe noch nicht in dein Atelier," rief Klara, „die nichtsnutzige Anna —"

„Ach was, ich muß arbeiten!" unterbrach Arthur seine Schwester und um jede Mittheilung in Betreff des Haushalts zu verhindern, wollte er sich entfernen.

„Wie übel ist es von Dir, Arthur!" sagte Klara.

„Ich bin nun seit drei Tagen allein gewesen und habe während dieser Zeit Niemanden gehabt, mit dem ich ein Wort hätte sprechen können, außer Herrn Lodge — na und der ist doch auch so gut wie Niemand. Ach, und in dieser Zeit habe ich unendlich vielen Aerger gehabt, und da Du nun hier bist, willst Du mich noch nicht einmal anhören."

„Liebe Klara, wenn Dir eine ernste Unannehmlichkeit passirt ist, werde ich mich gewiß nicht weigern, Dich anzuhören; aber mit diesen eingebildeten Verdrießlichkeiten, die nur den Haushalt betreffen, muß ich Dich bitten, mich zu verschonen. Wir kennen ja einander besser, als daß wir uns streiten sollten; setze lieber deinen Hut auf und komme mit mir einen Spaziergang zu machen.

Einen ganzen Monat nach seiner Rückkehr konnte man Arthur stets mit der Anfertigung des Portraits von Constanze Clairville, nach der mitgebrachten Skizze, beschäftigt finden. Es war für ihn eine entzückende, aber auch gefährliche Arbeit. Seine Gefühle und Empfindungen glichen denen eines Menschen, der an einer Wunde leidet, aber nicht weiß, wo sie sich befindet. Die Wunde wurde bei Arthur desto tiefer, je mehr das Bild seiner Vollendung entgegenschritt. Es war ein Meisterwerk, und nachdem es fertig war, hing Arthur es in seinem Atelier auf und verhängte es mit einem grünen Vorhange.

Jetzt glaubte er den ihn beunruhigenden Gegenstand verscheucht zu haben, doch täuschte er sich hiermit nur selbst, und bald wurde er die peinigenden Qualen desselben wieder gewahr. Vergebens bemühte er sich, mit seiner ganzen Willenskraft gegen die Erinnerung an Constanze anzukämpfen; immer und immer kehrten seine Gedanken zu dem stillen ruhigen Zimmer mit den offenstehenden Fenstern und den duftenden Blumen, zu den Goldlocken und der stillen, majestätischen Gestalt zurück. „Ach, hätte

ich," sagte er schmerzlich bewegt, „es mit einem weniger mächtigen Nebenbuhler, als der Tod ist, zu thun, so würde ich Himmel und Erde in Bewegung setzen, um mir dieses göttliche Wesen zu erringen. Doch so bleibt mir nichts mehr als dieses!"

Und wieder zog er den Vorhang von dem Bilde zurück und vertiefte sich im Anschauen der lieblichen Züge.

Obgleich Klara ihrer häuslichen Beschäftigungen und Verdrießlichkeiten wegen nicht viel auf andere Sachen achtete, so konnte sie doch nicht umhin, die Bläße und das kränkliche Aussehen ihres Bruders zu bemerken. Allmälig kam sie zu der Vermuthung, daß „die Todte", wie sie sie zu nennen pflegte, an der ganzen Sache schuld sei, und sie nahm sich vor, ihren Bruder bei der ersten besten Gelegenheit in's Verhör zu nehmen.

„Lieber Arthur, Du malst zu viel," sagte sie eines Abends, „der Farbengeruch ist Deiner Gesundheit schädlich; ich wünschte, daß Du uns einmal dein Atelier scheuern und lüften ließest."

„Mein Atelier scheuern!" rief er; „nein, Klara, dieß wird nicht geschehen, so lange ich lebe und es verhindern kann."

„Wir würden uns recht vorsehen und uns in Acht nehmen, daß wir nichts darin beschädigen," fuhr Klara beharrlich bittend fort; „bedenke doch lieber Arthur, wie viel gesünder und angenehmer es dann sein würde, ich möchte Janet so gern darin scheuern lassen."

„Wenn Janet auf ihre persönliche Sicherheit einigen Werth legt, so möchte ich ihr ernstlich rathen, davon zu bleiben, antwortete Arthur lächelnd.

„Nun wohl, Du sollst Deinen Willen haben!" entgegnete Klara gereizt. „Wenn Du durchaus in einer Atmosphäre von Farbenklecksen und Staub leben willst, so habe ich auch nichts mehr dagegen. Mit Dir ist überhaupt eine große Veränderung vorgegangen, seitdem Du die Todte in Wales gemalt hast."

Arthur sprang auf; doch faßte er sich schnell und sagte in ruhigem Tone: „Ich gehe bald wieder nach Wales."

„Gewiß doch, um ihr Grab zu besuchen. Es ist ja leicht zu sehen, wie die Sache steht, Du bist bis über die Ohren in sie verliebt!" bemerkte Klara mit derber Freimüthigkeit.

„Ich muß Dich bitten, Klara, auf diesen Gegenstand nie wieder anzuspielen, wenigstens nicht, wenn ich dabei bin!" rief Arthur und stürzte zum Zimmer hinaus.

Erschrocken sah ihm Klara nach. Sie fühlte ihren Mangel an Zartgefühl und bereute, ihren Bruder gekränkt zu haben. Sie verwünschte seine Reise nach Wales, als den Ursprung aller unglücklichen Folgen.

Nach einer Stunde peinlichen Wartens trat Arthur wieder ein.

„Ich komme, um Dir „eine gute Nacht" zu wünschen!" sprach er in herzlichem, freundlichem Tone, ihr die Hand bietend.

„Ach, sage nur, daß Du mir nicht mehr zürnest!" rief sie, in Thränen ausbrechend. „Ich hätte auch nicht so herausplatzen sollen."

„Du wirst es doch gewiß nicht wieder thun!" sagte er liebevoll, indem er sie küßte. „Klara, Du hast ein zu gutes Herz, als daß Du mir mit Absicht Schmerz bereiten könntest. Doch jetzt muß ich mit Dir über etwas Anderes sprechen, ich muß nämlich morgen verreisen, und da ist es nöthig, daß ich bei Tagsanbruch aufbreche."

„O gehe nicht fort," rief sie bittend, „es ist mir zu schrecklich, wenn Du nicht hier bist."

„Ich bin gezwungen, diese Reise zu machen. Ich bin nämlich mit einem Gemälde beschäftigt und da ist mir eine Landschaft in der Umgegend von Wales eingefallen, die ich gerade dazu gebrauchen kann."

„Nach Wales!" rief Klara erbleichend.

„Doch nein, ich will nichts sagen!" fuhr sie fort, als Arthur den Finger warnend an seine Lippen legte.

„Ist es Dir aber denn nicht möglich, hier in der Nähe eine passende Landschaft zu finden?"

„Nein, gewiß nicht!" antwortete er.

„Wie lange gedenkst Du denn fortzubleiben?" examinirte sie weiter.

„Höchstens zwei Tage."

„Gute Nacht also."

Im nächsten Augenblick war er schon verschwunden. Klara nahm sich vor, morgen vor Tagesanbruch aufzustehen und sein Frühstück zu bereiten. Doch der Schlaf war mächtiger, als ihr Wille, und Arthur war bereits abgereist, als sie erwachte.

Eine ungewöhnliche Niedergeschlagenheit hatte sich ihrer bemächtigt. Arthur hatte so blaß und so elend ausgesehen, wie er ihr am vergangenen Abend „gute Nacht" bot, und von dieser zweiten Reise nach Wales ahnte ihr nichts Gutes. Sie fühlte, daß sie sich gegen irgend Jemand aussprechen müsse, doch zu wem sollte sie sich wenden? Herr Lodge war als Vertrauter nicht zu gebrauchen. Wen konnte sie um Rath fragen, und gegen wen sollte sie ihr Herz erleichtern?

In London lebte zu der Zeit eine alte Freundin der Familie, Madame Ferrars mit ihrer Tochter; sie führten ein großes Haus, gaben im Winter Bälle, machten im Winter und Sommer Spazierfahrten durch die Parks und waren im Herbst stets auf irgend einer Vergnügungsreise begriffen, wenigstens waren sie nie zu dieser Zeit zu Hause anzutreffen.

Sie machten also gewissenhaft alle Moden und Gewohnheiten der vornehmen Welt mit. Es fehlte aber auch nicht an boshaften Menschen und Verläumdern, die behaupteten, daß sie es nur ihren vielen und geschickt angelegten Manövern verdankten, mit ihrem geringen Einkommen die Kosten einer solchen Lebensweise zu bestreiten.

Kurz, man munkelte, so etwas von bitteren Entbehrungen und nagendem Mangel hinter den Couliſſen, nnd von Herbstausflügen, die aber nur bis in die hintersten Zimmer gingen. Wie die Sachen auch stehen mochten, durch nichts wurde äußerlich irgend ein Bestreben nach Sparsamkeit entdeckt.

Viktorine Ferrars war ein hübsches und gebildetes Mädchen. Auf ihre Ausbildung schien ihre Mutter Alles verwandt zu haben, sie war mit Allem vertraut, von Bethoven's und Mendelssohn's Sonaten bis zur Mousselin- und Handarbeit. Sie verstand es, mit Geist über Politik, Literatur nnd auch sogar über Religion zu sprechen, und mußte es sein, so war sie auch im Stande, unterhaltende Anekdoten und kleine angenehme Klatschereien zu erfinden, wo ernstere Gegenstände nicht gut angebracht werden konnten. Was ihren Geschmack anbetrifft, so war sie Meisterin in der Zusammenstellung der Farben in ihrem Anzuge, und nie sah man sie in tadelnswerther Toilette. Durch ihr gewinnendes und angenehmes Benehmen, und ihre Ruhe und Selbstbeherrschung war sie stets in ungeheurem Vortheil über diejenigen, bei welchen sie irgend einen Zweck zu erreichen suchte, denn dann sprach sie nie ein Wort zu viel oder zu wenig.

An Madame Ferrars schrieb nun Klara, um die Last auf ihrem Herzen zu erleichtern, einen ausführlichen Bericht über ihren Bruder, von dessen Reise nach Wales, die Geschichte des Portraits und dessen Folgen.

Dieser Brief kam eines Morgens an, als Mutter und Tochter beim Frühstück saßen.

So wenig beachtenswerth der Gegenstand von Klara's Brief für Leute, wie Madame Ferrar's nebst Tochter, sein mochte, so erregte er doch bei ihneu eine neue Idee. Weder Mutter und Tochtər machten sich aber jemals einer Uebereilung schuldig. Man war sogar gegenseitig einander diplomatisch. Sie nnterhielten sich deshalb eine Weile ziemlich gleichgültig, als hätte der Brief nichts Bedeutendes enthalten.

„Dieser Brief über Arthur überrascht mich!“ sagte endlich Madame Ferrars, indem sie ihrer Tochter und sich Thee einschenkte. „Doch zweifle ich gar nicht, daß er mit seinem gesunden Verstande jene sonderbare Marotte bald überwinden wird.“

„Ich bezweifle dies,“ erwiederte Viktorine, „wenigstens was das „Bald“ betrifft. Arthur ist Maler, also sehr empfänglich für romantische Ideen.“

„Aber es ist doch zu abgeschmackt!“ rief Madame Ferrars; „wie ist es möglich, sich in eine Leiche zu verlieben! Was können wir thun, um ihn von einer so lächerlichen Idee zu befreien? Der gute Arthur! es wäre doch jammerschade, daß ein so edler, liebenswürdiger, junger Mann sich einer Todten wegen aufriebe. Du mußt mir einen Vorschlag machen, wie wir Klara zu Hilfe kommen können.“

„Ich wüßte wirklich nicht, — doch laß es mich einen Augenblick überlegen!“ antwortete Viktorine.

Und ihr lebhafter Geist stellte folgende Betrachtungen an: Was Mama beabsichtigt, ist mir klar; es würde auch in der That eine gute Partie für mich sein. Wohlhabend und Künstler, wird er immer einmal eine glänzende Stellung einnehmen. Auch ist es Zeit für mich, etwas Entscheidendes zu thun.

Mit achtundzwanzig Jahren (sie seufzte) darf man nicht mehr wartend die Hände in den Schooß legen. Ich werde diese Constanze leicht verdrängen können, ich muß aber selbst auf dem Kampfplatze sein. Arthur an und für sich ist mir zwar höchst gleichgültig, nicht aber seine Verhältnisse und seine Stellung. Mama ist derselben Ansicht, ich sehe es ihr an.

Madame Ferrars stellte ihrerseits auch Betrachtungen an: Viktorine, sagte sie sich, hat mir nun schon lange genug auf der Tasche gelegen. Als alte Jungfer sie auch zu ernähren, bin ich außer Stande, zumal schon deßhalb, weil meine Leibrente mit meinem Tode erlischt, und sie dann nicht das geringste Einkommen hat. Es würde ihr bei ihrer großen Gewandtheit leicht sein, sich bei Arthur einzuschmeicheln; denn von Liebe kann wohl bei ihr keine Rede sein, dazu ist sie zu verständig.

„Nun, Viktorine,“ sagte die gute Mutter laut, „zu welchem Resultat bist Du gekommen?“

„Ich bin heute merkwürdig dumm, Mama; aber ich denke, daß Klara ganz gut daran thun würde, irgend Jemand kommen zu lassen, der Arthur zerstreuen und amüsiren könnte. Ein junges Mädchen zum Beispiel, das würde ihm die Marotte schon aus dem Kopfe vertreiben.“

„Ja, aber wer könnte dies sein?“

„Nun, da wäre erstens Sophia Jaevis, dann Maria Fulton, oder Jenny Tompson —“

„Alles nichts; die Eine ist nichts weniger als schön, die Anderen sind fade und langweilig und werden ihn nimmer zerstreuen.

Aber ich weiß etwas Besseres. Reise Du hin und besprich mit Klara die Sache.“

„Um gemeinschaftlich mit ihr zu versuchen, wen wir zur Unterhaltung Arthur's ausfindig machen werden?“ fragte Viktorine lächelnd.

„Sehr wahr, das arme Klärchen bedarf Deines Rathes. Arthur ist verreist und sie ganz allein. Wir müssen Mitleid mit dem Mädchen haben. In zwei Stunden ist übrigens mit der Eisenbahn die ganze Reise gemacht."

„Da wir also keine Zeit zu verlieren haben, Mama, werde ich sofort die nöthigen Vorbereitungen treffen."

„Unterdessen schreibe ich an Klara und kündige ihr Deine bevorstehende Ankunft an."

Mittlerweile reiste Arthur die Mappe unter dem Arme, nach Wales, um die Landschaft aufzusuchen, deren er zu seinem Bilde bedurfte. An Ort und Stelle angelangt, ging er gleich an die Arbeit, und es kostete ihm anderthalb Tage, um sie zu zeichnen.

Am folgenden Tage beabsichtigte er das vorzunehmen, was ja der Hauptzweck seiner ganzen Reise war; er wollte das Grab seiner Constanze besuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Gefahr zum Glück.

(Schluß.)

Doch mit überraschender Kraft machte Pauline sich von ihm los und rief um Hülfe. „François!" schrie Gernotte, „ans Werk!" und das Mädchen fühlte sich ergriffen, während mit höchster Schnelligkeit eine breite Hand ihren Mund verstopfte. In fürchterlicher Angst klammerte sie sich an den ihr nahestehenden Mast, als bäte sie den leblosen Stamm um Hülfe wider die mitleidlosen Menschen. „Ich habe es bemerkt, Pauline, wie Du Dich zur Reise anschicktest, da ich Dein Schloß umspähte, deshalb eilte ich Dir nach. Ich muß Dich besitzen und sollte ich mit einem Verbrechen Dich erkaufen. Man hat mich aus Frankreich verbannt, seit der korsische Edelmann befiehlt, ich habe nichts mehr zu verlieren, aber viel — Dich hab' ich zu gewinnen. Sprich, willst Du die Meine werden?" — Die Hand befreite ihren Mund, in demselben Augenblick aber fuhr wieder ein Blitz herab, und wie auf Verabredung scholl es zugleich von den Lippen Gernotte's und François: „Teufel, was ist das? Wir sind verloren!" Die Umrisse flatternder Segel wurden sichtbar, ein entsetzlicher Stoß traf in diesem Augenblick, wo sich Jene wendeten, das Schiff, und von der Seite her tönten Stimmen: „Rettet! Rettet! Wir sind angefahren!" —

Fortgerissen von der heftigen Schwankung des Bodens, auf dem sie standen, fielen beide Männer auf das Deck nieder und stürzten unaufhaltsam hinab in die Wogen, wo sie noch einmal auftauchten, um für immer zu verschwinden. Ein Gottesgericht! Pauline aber, obwohl mit einer Ohnmacht kämpfend, hielt den Mastbaum noch fest umklammert. Indessen fing das Schiff an zu sinken; das andere, welches mit ihm zusammengestoßen war, löste die Kanonen, setzte die Bote aus und schickte sie dem ersteren zu, auf dem Alles in planloser Verwirrung umherlief. Der größte Theil der Mannschaft ward gerettet, indeß brachte man Mehrere, unter ihnen Pauline, nur in bewußtlosem Zustande auf das Verdeck des andern Schiffes, das unbeschädigt geblieben war.

Der Himmel entwölkte sich, der Mond trat hervor und beleuchtete das gräßliche und doch so erhabene Schauspiel, wie der große Holzkoloß schnell und immer schneller sank, bis das Wasser schäumend nud sprühend über ihm zusammenschlug. — Als Pauline aus ihrer Ohnmacht erwachte, blickte sie in das über sie gebeugte Antlitz eines englischen Offiziers, in dessen Armen sie lag. Nach kurzem staunendem Sinnen raffte sie sich empor und warf sich mit dem frohen Ausruf: „Mein Bruder!“ dem Offizier an die Brust, der sie innig an sich drückte und in die Worte: „Arme, arme, Pauline!“ ausbrach. „Warum arm?“ erwiederte sie, hab' ich doch Dich wieder, den ich längst als einen Todten beweinte. Sprich, wie ging das zu?“ — „Es war mir gelungen, liebe Schwester, von Paris noch eher zu entkommen, als man mich zur Haft bringen konnte. Ich wandte mich nach England. Als ich aber hier, erst vor Kurzem, die Nachricht von unsrer Mutter Tode erhielt, wünschte ich Dich bei mir zu haben und begab mich an Bord eines Schiffes, das mehrere Monate vor Anker lag. Trotz meiner englischen Militärtracht mußte ich jedoch ein Erkennen fürchten, auch durfte ich Dich nicht dem Verdacht aussetzen, daß Du mit mir noch umgingest, denn das konnte Dir gefährlich werden. Deshalb schrieb ich Dir mehrmals anonyme Zettel mit den Worten: „Fort nach England!“ glaubend, daß eine wiederholte Aufforderung der Art Dich am Ende doch bestimmen würde. Ich bemerkte auch bald, daß ich meinen Zweck erreicht hatte und segelte Dir nach, bis wir dann freilich durch die Finsterniß der Nacht und die Nachlässigkeit eurer Schiffsmannschaft auf eine höchst gefährliche Art zusammentrafen. Nun aber hab' ich Dich wieder, und nichts soll uns mehr trennen!“ — Die Geschwister lagen einander gerührt und vor Freude weineud in den Armen.

Verantwortliche Redaktion: R. Korb. Verlag: Leo Woerl.

Druck von J. B. Fleischmann in Würzburg.



№ 3.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

Es war schon spät, als er das Dorf erreichte. Der Mond beschien die auf den Feldern liegenden Garben. Auch versilberten seine milden Strahlen das Schloß des Herrn Clairville, den Garten und Pforte, durch die er an jenem denkwürdigen Tage in's Schloß getreten war. Dort war das Zimmer, in welches man ihn geführt hatte. Die Vorhänge waren nun freilich herabgelassen — weilte doch die Bewohnerin jenes Gemaches anderwärts! Wehmüthig ergriffen, betrat er den kleinen Kirchhof. Der Ort war lieblich wie ein Garten bepflanzt. Ueppig rangten Blumen an den Mauern empor, während ehrwürdige schattige Bäume feierlich über dieselben hinausblickten.

Alles war still und ruhig hier. Balsamischer Nachtthau fiel hernieder und seine Krystallperlen funkelten im silbernen Mondlichte. Wie ein von seiner Gemeinde umgebener Prediger stand die alte Kirche da. Menschengeschlechter umgaben sie — Generationen der Gestorbenen und noch spätere Geschlechter sollten sich diesen anschließen.

Arthur schritt langsam und zagend der Stelle zu, welche wie ein unwiderstehlicher Magnet auf ihn einwirkte, zu jener Stelle, deren Hügel durch ein die anderen überragendes Marmor-Monument kenntlich wurde. Hier blieb er stehen; hier las er den Namen — Constanze Clairville.

Die Liebliche, hier also schlief sie — den Todesschlaf. Zu spät hatte ihn ein seltsames Geschick an ihre Seite geführt, die er so innig geliebt haben würde.

Fast weinend neigte er sich über das Grab hin. „Waren hier doch genug der Anderen, die reifer zum Sterben gewesen," flüsterte er, „Du

ganzem Herzen in die Bitten seiner Schwester, den Besuch länger auszudehnen, einstimmte.

Victorine gab sich zur Erreichung ihres Zweckes sehr viel Mühe. Sie studirte peinlich jede Eigenheit Arthur's und wußte ihre Ideen den seinen geschickt anzupassen. Sie sang, sie spielte, kurz sie ließ alle ihre Minen springen. Obwohl Arthur stets artig und freundlich zu ihr war, mußte sie sich doch sagen, daß sein Herz noch keinen Eindruck von ihr empfangen habe. Dies war das Resultat des ersten Theiles ihres Feldzuges.

Es mußten entschiedenere Schritte gethan werden. Es war durchaus nöthig, sich in sein Vertrauen einzuschleichen. Mannichfache Zeichen verriethen ihr deutlich, daß das Andenken Constanze's wie ein Heiligthum in seinem Innern wohnte, und daß dies eine Wunde war, an der er heimlich litt.

Eines Tages — Arthur war gerade in seinem Atelier beschäftigt — klopfte sie an seine Thür und ging hinein. Bisher hatte sie diesen Raum noch nie betreten, aber ihr Eintritt erschien Arthur nicht unangenehm. Er legte den Pinsel aus der Hand und reichte ihr einen Stuhl.

„Bitte, fahren Sie in Ihrer Arbeit ungestört fort, als ob ich gar nicht hier wäre. Ich kam, um mich ein wenig hier umzusehen. Dies wird aber wirklich ein himmlisches Gemälde. Da fühlt man fast den Sonnenschein, der so meisterhaft auf den Hügel geworfen."

Victorine musterte nun der Reihe nach sämmtliche Bilder, die im Atelier aufgestellt waren. Sie wußte über jedes dem jungen Künstler etwas Schmeichelhaftes zu sagen. „Aber was bedeutet jener grüne Vorhang, Arthur?" rief sie plötzlich. „Es steckt wohl irgend ein finsteres Geheimniß dahinter?" Dabei wollte sie die Gardine zurückziehen, Arthur aber verhinderte sie daran.

„Verzeihen Sie, Victorine!" rief er schnell. „Es knüpft sich allerdings ein Geheimniß an jenen Vorhang."

„Es ist ohne Zweifel irgend ein Meisterstück Ihrer Kunst; bitte, bitte, lieber Arthur, zeigen Sie es mir." Und ehe er es verhindern konnte, hatte sie den Vorhang zurückgezogen.

„Welch' ein göttliches Wesen!" rief sie entzückt. „Ist das eine Sterbliche oder eine Göttin?"

„Weder das Eine noch das Andere," erwiederte Arthur tief bewegt, „es ist ein Engel."

„Wie? Sie ist todt?" fragte Victorine theilnehmend.

„Ja, ihr Grab ist in Wales, ich habe es selbst gesehen, auch ihren Namen gelesen: Constanze Clairville."

Arthur verdeckte das Bild wieder und setzte sich, auch Viktorine ließ nieder.

„Und Sie haben sie geliebt?“ hauchte sie in ihrem weichsten Tone.

„Sie müssen sie geliebt haben, oder Sie wären der unempfindlichste aller Männer. Sie muß wohl wirklich ein seltenes Mädchen gewesen sein und ich möchte mehr über sie erfahren.“

Es that Arthur wohl, seine Wunde so liebreich sondirt zu sehen, von den heiligsten Gefühlen seiner Seele so theilnehmend und mit solchen Wohlwollen sprechen zu hören.

Victorine merkte den dadurch errungenen Vortheil wohl und fuhr in demselben Tone schonender Theilnahme fort:

„Nach einem solchen Verlust wundert es mich nicht, wenn Ihr Herz sich verödet fühlt. Ich bedaure Sie innig, mein lieber Arthur!“ Und der Blick echt weiblichen Mitleides, mit welchem sie diese Worte begleitete, fand den Weg zu seinem Herzen.

Der Blick war hinterlistig und falsch, aber der arme Arthur hatte davon keine Ahnung. Wie konnte er auch wissen, daß jener Blick dem fahlen Sonnenstrahle des Nordens glich, der auf einer Eisfläche zittert.

Victorinens Herz kannte kein Mitleid, für sie war schon der bloße Name Constanze ein Gegenstand des Hasses.

Hüte Dich, Arthur, vor dem Gesange dieser Sirene. Hüte Dich vor dem süßen Hauch ihrer Stimme vor ihrer ränkesüchtigen Theilnahme! — Aber Arthur war nicht auf seiner Hut. Fast unwiderstehlich fühlte er sich angezogen durch die gleißnerische Sympathie, welche Victorine so meisterhaft zu erheucheln verstand. Stückweise suchte sie ihm sein Geheimniß zu entlocken, sich ganz in sein Vertrauen einzuschleichen.

Victorine war mit ihrem heutigen Tagwerk zufrieden. Die erste große Bresche in der Festungsmauer war von ihr geöffnet. Noch an demselben Abend schrieb sie folgenden Brief an ihre Mutter:

„Meine liebe Mama! Hoffentlich erwartest Du noch nicht meine Rückkehr. Allerdings stand meine Abreise schon einmal bei mir fest, doch Arthur und Klara standen so dringend auf mein ferneres Hierbleiben, daß ich nachgab. Und so recht betrachtet, ist es wohl auch das Beste. Die arme Klara ist fortwährend durch Aerger ihrer Dienstboten in Anspruch genommen. Arthur dagegen ist sehr liebenswürdig, auch hat er mir das Porträt der Todten gezeigt, über die er nun freilich ziemlich heftig phantasirte. Und dennoch glaube ich ihn zu kuriren. Ich bin noch nicht im Stande gewesen, das für ihn passende Mädchen zu finden — und das macht mir viele Sorge! Wir spielten heute Schach; ich habe dabei

einen entschiedenen Vortheil über Arthur errungen. Was meinst Du, ob ich wohl die Parthie gewinne? Dein ꝛc.

Daß sie die Partie gewinnen würde, fühlte Victorine. Jeden Morgen saß sie von jetzt an in Arthur's Atelier, der sich in ihrer Gesellschaft schon deßhalb glücklich fühlte, weil er mit ihr von seiner Constanze sprechen konnte.

An einem sonnigen Nachmittage wünschte Victorine einen Spaziergang zu machen und bat Klara, sie zu begleiten.

„Unmöglich," antwortete Klara, „Anna verläßt heute den Dienst und überdieß habe ich große Wäsche, und —"

„Nun, dann werde ich wohl allein gehen müssen!" unterbrach sie Victorine. Einige Augenblicke später ging sie durch den Garten und wollte eben durch die Pforte desselben verschwinden, als ihr Arthur von seinem Atelier aus zurief:

„Wo wollen Sie hin, Victorine?"

Schlau hatte sie dies vorausgesehen.

„Ich wollte mich nur ein wenig im Freien zerstreuen!" sagte sie.

„Entschuldigen Sie einen Augenblick, ich will Sie begleiten!" antwortete Arthur.

Er verschwand vom Fenster und trat eine Minute später, zum Ausgehen fertig, aus dem Hause.

„Warum sind Sie seit einigen Tagen nicht in meinem Atelier gewesen?" fragte er vorwurfsvoll.

„Weil ich Klara beim Anfertigen einiger Kleider habe helfen müssen!" antwortete sie lachend.

„Mein Gott! Wie entsetzlich langweilig das für Sie gewesen sein muß!" rief Arthur. „Da hätten Sie doch lieber zu mir kommen sollen. Mein Atelier ist ein Heiligthum. Das darf sie mir mit ihren Wirthschaftsanlegenheiten nicht verletzen."

„Ich habe es gern gethan," versetzte Victorine, „schon deßhalb, um der einmal Aermsten die Lasten des Hauswesens auf kurze Zeit zu erleichtern. Nächste Woche werde ich nun endlich doch wohl zu meiner Mutter zurückkehren müssen."

„Um keinen Preis, Victorine; ich kann Sie nimmer entbehren" sagte Arthur; „ich kann es in der That nicht."

„Wenn Sie aber gar nicht gefragt würden!" erwiederte sie lächelnd, und nicht ohne einen Hauch von Koketterie.

„Bestimmt werde ich es, und ich bin gesonnen, ein entschiedenes „Nein" zu sagen. Verlassen Sie mich noch nicht, Viktorine," fügte er traurig hinzu, „ich habe einen üblen Rückfall in meine alten Phantasien gehabt."

„Aber, wie kann ich Ihnen hiebei helfen? Was kann ich für Sie thun?"

„Thun Sie, was Sie immer thaten, treten Sie mir mit Vernunftgründen entgegen, in Ihrer Stimme liegt schon so viel Ueberzeugung für mich."

„Gut denn, ich werde Ihnen wiederholen, was ich Ihnen schon früher sagte. Sie verzehren sich in krankhaften Phantasien, die Sie bei Ihren ununterbrochenen Arbeiten im Atelier völlig übermannen werden. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich jenes Bild entfernen. —

„Niemals" rief Arthur. „Es kann unmöglich Ihr Ernst sein, mir so etwas Grausames vorzuschlagen. —

„Dennoch halte ich es für unbedingt nöthig!" versetzte Victorine. „So lange Sie täglich, ja stündlich Ihre Augen an dem Bilde weiden, wird die Selbsttäuschung auch nicht schwinden."

„Ich finde es aber grausam, daß Sie im Ernst von mir verlangen, ich solle mich von dem Heiligsten, was ich besitze, trennen!', rief Arthur ungestümm.

Das Heiligste, was er besaß! Dieser Ton beleidigte das Ohr Victorinens. Die verblichene Constanze war doch eine gefährliche Nebenbuhlerin, denn noch immer herrschte sie allein im Herzen Arthur's.

„Wenn ich heimgekehrt sein werde —" begann Viktorine wieder, nachdem sie eine Weile schweigend neben einander einher gegangen waren.

„Sie dürfen noch nicht nach Hause!" fiel er ihr leidenschaftlich in's Wort. Denken Sie nicht mehr daran, ich flehe Sie an."

„Diese Angelegenheit ist bei mir schon entschieden," sagte Victor gleichgültig, und es ist sehr wahrscheinlich, daß ich vielleicht erst in langer Zeit, oder niemals in diese Gegend zurückkehren werde.

„Und weßhalb nicht?"

„Der Grund lieber Arthur, ist insofern von Unwichtigkeit für Sie, als er nur mich betrifft!" antwortete sie.

„Was wollen Sie damit sagen? fragte Arthur gespannt und fühlte dabei eine peinliche Unruhe.

Ihre auf dem Arm Arthur's ruhende Hand zitterte ein wenig, als sie sagte:

„Das ist mein Geheimniß. Wenn dieß vielleicht nur mein Abschiedsbesuch gewesen wäre?"

„Victorine,“ rief er, sie fest anblickend, „Sie stehen auf dem Punkte, sich zu verheirathen!“

„Habe ich das gesagt?“

„Nein, aber angedeutet, und solche Andeutungen sind mir fürchterlich!“ sagte Arthur in großer Aufregung. „Wenn Sie Mitleid mit mir hätten, sprächen Sie offen! „Vernichten Sie meine Befürchtungen.“

„Aber, mein Gott, Arthur, was kann es Sie kümmern? sagte Victorine, ihn mit einem Blicke naiver Ueberraschung musternd.

Und was kümmert es ihn?

Es kümmerte ihn nichts, so lange sie in seiner Nähe war. Die geringste Gefahr jedoch, die sie aus seiner Nähe entfernen konnte, erfüllte ihn mit Entsetzen, und er war bereit, sie der ganzen Welt streitig zu machen. Victorinens Person und Umgang waren für ihn zum absoluten Bedürfniß geworden.

Sowohl Arthur's Nebenbuhler als Victorinens Nebenbuhlerin waren aus einem Stoffe: Beide waren Schattenbilder.

Von Arthur heftig bedrängt, machte ihm Victorine endlich das Zugeständniß, daß ihre Heirath zwar noch keine abgeschlossene Sache wäre, wohl aber hätte sich ein junger Edelmann um Sie beworben. Dieses Märchen — denn wir wissen ja, daß es eins ist — war für Arthur eine gefährliche Klippe.

Man hatte den Spaziergang beendet. Arthur zog sich in sein Atelier zurück, um ruhiger nachdenken zu können.

Der bloße Gedanke an den Bewerber Victorinens versetzte ihn schon in die größte Aufregung. Ließ er sie gehen, so sah er sie entweder niemals, oder doch als Gattin eines Andern wieder und das war ihm unerträglich. Versagt war Victorinens Hand unwiderruflich glücklicherweise noch nicht, ihm stand also das Feld mindestens eben so offen, wie jenem — in den Lüften schwebenden — Edelmanne. Kaum würde er auch wieder ein Mädchen finden, das ihm so gefiele wie Victorine, und das für sein ihm so kostbares Herzensgeheimniß so innige Theilnahme entfalte, als sie. Ja, es schien ihm sogar, als liebte er sie — Constanze war ja todt. — Jung und reich, sah er plötzlich nicht ein, warum er die ganze Unendlichkeit seiner Liebe an ein Hirngespinnst verschwenden sollte. Er war entschlossen, Victorine sollte den Platz einnehmen, den seine todte Schöne bis jetzt so vollständig ausgefüllt hatte; er wollte sie fragen, ob sie seine Gattin werden wollte; die Andere aber sollte ruhig in ihrem Grabe schlummern.

Nachdem Arthur einmal seinen Entschluß gefaßt hatte, handelte er auch demgemäß. Es würde uns schwer werden, die Gefühle Arthurs zu

beschreiben, die ihn bewegten, nachdem er seine Erklärung gemacht hatte. Im Ganzen war er froh, es gethan zu haben, denn er war überzeugt, daß ihm Victorine eine treue Lebensgefährtin sein würde. Er machte sich sogar bittere Vorwürfe, sich so ganz jener hirnlosen Liebe zu Constanze überlassen zu haben. Nebenbei müssen wir bemerken, daß Arthur keine Idee hatte von dem gesellschaftlichen Leben, das Victorine in London führte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtisch.

— (Eine barmherzige Schwester mit der Kaiserkrone.) — Wie Sie wissen, richtete im Juli 1866 die Cholera zu Amiens schreckliche Verwüstungen an. Die Kaiserin Eugenie gab da ein bewunderungswürdiges Beispiel von Hochherzigkeit: Sie reiste am 4. Juli unangemeldet und nur von einem Adjutanten und einer Hofdame begleitet, in einem gewöhnlichen Waggon erster Klasse und mit dem Schnellzuge nach Amiens und begab sich sofort nach ihrer Ankunft in's Hotel-Dieu, wo ihr unerwartetes und plötzliches Erscheinen zuerst außerordentliches Erstaunen und dann eine Begeisterung hervorrief, welche sich in wenigen Stunden der ganzen Bevölkerung mittheilte. Die hohe Frau durchwandelte nun die Sääle, trat an die einzelnen Betten, sprach mit den Kranken und tröstete sie, gab ihnen zu trinken und rückte ihnen die Kissen zurecht. . . „Liebe Schwestern," sagte Einer der Unglücklichen, der sie nicht erkannte. — „Besinnen Sie sich doch," rief hastig eine barmherzige Schwester, die daneben stand, „es ist ja die Kaiserin!" — Und diese entgegnete gerührt: „Lassen Sie ihn nur, er gibt mir ja einen so schönen Namen." — „Und unter diesem Namen, Majestät," fügte der Bischof von Amiens hinzu, der ebenfalls herbeigeeilt war, „wird man Sie einst im Himmel empfangen." Diese Episode bildet den Gegenstand eines der besseren Gemälde, welche die dießjährige Pariser Kunstausstellung uns bringt, und wurde dasselbe vom Kaiser um einen hohen Preis für seine Privat-Galerie gekauft. Zugleich mit dieser edlen Handlung erfuhren die Pariser die Nachricht von der Schlacht von Sadowa. Eigenthümlicher Contrast, hier die schönste Nächstenliebe, dort ein blutgetränktes Schlachtfeld. Wem gebührt wohl der reichste Lorbeer?

Verantwortliche Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl.

Druck von J. B. Fleischmann in Würzburg.



№ 4.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

Davon war nichts in seine Einsamkeit gedrungen. Er und seine Schwester Klara hatten immer mit ihr auf dem freundschaftlichsten Fuße gestanden.

Viktorine befand sich in einer eigenthümlichen und schwierigen Lage, aber so schwierig und eigenthümlich sie auch war, sie benahm sich dabei mit dem feinsten Takte.

Wie es stets der Fall war, verlieh ihr ihre Selbstbeherrschung einen ungeheuren Vortheil. Sie suchte Arthur nicht, noch vermied sie ihn. Auf seine Bewerbung hatte sie ihm ohne alle Umschweife ihr Jawort gegeben und in züchtiger, anständiger Weise von den Pflichten gesprochen, die sie als seine Gattin zu übernehmen habe.

Der junge Edelmann wurde mit Stillschweigen übergangen, was Arthur ihrem großen Zartgefühl zuschrieb.

Jetzt äußerte Viktorine auf's Neue die Absicht, nach Hause, oder vielmehr zu ihrer Mutter zu reisen, die, wie sie sagte, sich jetzt auf der Herbsttour befände. Heute widersetzte sich Arthur ihrem Wunsche nicht; man verabredete, daß nach der Heimkehr der Madame Ferrar's und ihrer Tochter, er und Klara zu einem Besuch nach London kommen würden, wo dann die näheren Vorbereitungen zur Hochzeit besprochen werden könnten.

Viktorine reiste ab. Ihr scharfer Geist hatte sie nicht getäuscht; sie ging aus ihrer „Schachpartie" mit Arthur als Siegerin hervor. Arthur fühlte sich nach Viktorinens Abreise sehr vereinsamt. In der letzten Zeit

hatte er es vermieden, Constanze's Portrait zu betrachten. Doch die Versuchung, den verhüllenden Schleier herunterzureißen, bestürmte ihn von Neuem. Der starke Wille, durch den er in letzter Zeit seine Neigung zu beherrschen versucht hatte, wich dem neu erwachten Wunsche und er schob die Gardine zurück. Ja, ja, sie ist schöner, als er sie das letzte Mal sah! „O!" rief er tief bewegt, „wir hätten glücklich miteinander leben können, hätte der rauhe Tod uns nicht getrennt!"

Seltsam! Constanze, die friedlich schlummernde Constanze, war immer noch die Nebenbuhlerin Viktorinens.

Am Nachmittag desselben Tages machte Arthur seinen gewöhnlichen Ausflug. Sir Harry Lorrimer, ein Gutsbesitzer, der ungefähr zwei Meilen von Arthur wohnte, hatte im erlaubt, jederzeit in seinem Park Skizzen aufzunehmen. Arthur hatte einen romantischen Punkt in den Anpflanzungen gewählt, und war bemüht, seine ganze Aufmerksamkeit auf seine Arbeit zu richten. Aber vergebens, sein Geist weilte anderswo, und statt der Landschaft entstand Constanze's Bild unter seinem Bleistift.

Als er endlich aus seinen Träumen emporfuhr, bemerkte er, daß sich das Wetter bedenklich verändert hatte. Rauhe Windstöße jagten das bunte Laub umher, ein heftiger Regen begann und er war genöthigt, im Schlosse eine Zuflucht zu suchen.

Wie gewöhnlich wurde er von dem alten Hausverwalter empfangen, der ihn, auf das jetzt wirklich tobende Unwetter hindeutend, dringend bat, die Nacht im Schlosse zuzubringen.

Da Arthur wußte, daß Klara das Ziel seiner heutigen Wanderung kannte und sich seines Ausbleibens halber nicht beunruhigen würde, gab er der Aufforderung des alten Mannes nach und verstand sich dazu, ein Nachtquartier anzunehmen.

Schon oft hatte er in diesem gastlichen Hause verweilt, und sein Freund, Sir Harry Lorrimer, hatte ihm ein Zimmer zu seiner eigenen Benutznng herrichten lassen. Augenblicklich befand sich der Besitzer jedoch im Auslande.

Arthur war daher seiner eigenen Gesellschaft überlassen und wußte den langen Abend nicht besser zu verwenden, als indem er die in seiner Zerstreuung im Park begonnene Skizze Constanze's vollendete. Zuweilen zwar unterbrach ihn der Gedanke an Viktorine in seiner Beschäftigung und verursachte ihm eine peinliche Empfindung. Es schien ihm, als machte er sich einer Untreue gegen sie schuldig. Sie hatte ihm — in seinem Interesse, wie er glaubte — so dringend gerathen, das erste Portrait wegzusenden; nun hatte er dasselbe nicht nur nicht entfernt, sondern sogar ein zweites skizzirt.

Sehr spät ging er zu Bette. Der altertümliche Styl des Zimmers würde demselben seines dunklen Getäfels von Eichenholz wegen einen düstern Anstrich gegeben haben, hätte nicht das im Kamin lustig knisternde Feuer ein behagliches, wohlthuendes Licht verbreitet.

Lange noch brachte er wachend auf seinem Lager zu; der Schlaf wollte durchaus nicht kommen und ihn den peinlichen Gedanken entreißen. Seine von ihm entworfene Skizze stand gegen die Wand gelehnt und die flackernde Kaminflamme ließ sie tausend seltsame Gestalten annehmen. Da, mit einem Male, kam es ihm vor, als ob die skizzirte Gestalt sich ausdehnte. Welches Wunder sollte sich nun wieder ereignen? Gott im Himmel! das Bild ist lebendig! aber nein, nicht sein Bild ist das, das ihm gegenübersteht, sondern ein menschliches Wesen. Constanze Clairville ist es, ganz so wie er sie am Grabe gesehen hatte!

Sie schreitet näher und blickt ihm in die Augen. Und in diesem Blicke liegt ein hehrer Ernst, der ihn jeder Bewegung beraubt. Mit der größten Anstrengung nur vermag er zu athmen; doch wünscht er es auch nicht, aus Furcht, die Vision möchte sonst verschwinden. Sein Herz fühlt sich unwiderstehlich zu ihr hingezogen und sein Dasein mit dem ihrigen verschmolzen.

Und während er sie noch anstarrt, verschwindet sie. Nur sein gegen die Mauer gelehntes Bild sieht er noch, auf welchem noch immer der Schein des Feuers zittert. Wie klein und stümperhaft erschien ihm jetzt dasselbe im Vergleiche mit der herrlichen Erscheinung, die er eben gehabt. Entrüstet gegen sein eigenes elendes Machwerk, springt er auf und vernichtet es.

Stunden stürmischer Bewegung folgten jetzt, kaum konnte er einen klaren Gedanken fassen. Von entsetzlichem Grausen gepackt, lief er unstät im Zimmer umher, bis er endlich, moralisch und physisch erschöpft, auf sein Bett sank und der Schlaf ihn dem Bewußtsein entrückte.

Der Morgen brach an und mit ihm kam Licht und Leben. Wohl hatte der Sturm der Natur sich gelegt aber in Arthur's Herzen wüthete der tosende Orkan fort. Die zweite Erscheinung Constanze's hatte ihn in in ein Meer von Muthmaßungen gestürzt, aus welchem er keinen Ausweg zu finden wußte. Bisweilen glaubte er, sie müsse leben, obgleich seine Vernunft einem solchen Gedanken widersprach. Hatte er sie denn nicht todt gesehen? Hatte er nicht an ihrem Grabe gestanden und ihren Namen gelesen? Aber er hatte sie doch heute Nacht erst wieder leibhaftig erblickt? Der Aberglaube würde unter diesen Umständen an eine Geistererscheinung geglaubt haben, aber Arthur Leslie war von thörichtem Aberglauben frei.

Wie sollte er das Räthsel lösen? Er beschloß, bevor er das Schloß verließ, Erkundigungen anzustellen.

„Sind Fremde im Hause?“ fragte er den alten Hausverwalter im Tone gut geheuchelter Gleichgültigkeit. „Ich sah gestern Abend ein fremdes Gesicht.“

„In der That, Herr Leslie?“ erwiederte der alte Mann.

„Ja, ganz bestimmt!“ rief Arthur mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Nun, Herr, es könnte wohl sein“ — der Greis stockte verlegen.

„Was könnte sein?“ fragte Arthur ungeduldig.

„Es ist ein Herr hier auf seinem Wege nach London. Der ist etwas geistesschwach geworden, seit seine Tochter gestorben, und da —“

„Wie hieß sie? Sagt mir schnell,“ unterbrach ihn Arthur, „war es vielleicht Constanze Clairville?“

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Dickköpfe.

Erzählung

von

Karl Landsteiner.

I.

Der Zaun und der Krieg.

„Herr Matthäus Steinbrecher und „Herr“ Georg Eisenhauer waren Nachbaren. Jeder von Beiden besaß ein stattliches Haus und eine bedeutende Anzahl von Aeckern, Wald- und Wiesengründen. Sie waren wohlhabende Wirthschaftsbesitzer, weßhalb ihnen allgemein der höfliche Titel: „Herr“ gegeben wurde.

Herr Matthäus Steinbrecher hatte einen Sohn, Namens Peter.

Herr Georg Eisenhauer hatte eine Tochter, Namens Crescenz.

Peter und Crescenz galten als Verlobte.

Da die beiden Väter zugleich „Wittiber“ waren, so konnte ihnen nichts erwünschter sein, als diese Heirath, wodurch die Besitzungen Beider vereinigt wurden und zugleich das langjährige Zusammenleben der Nachbarn seine Fortdauer haben konnte. Ein glückliches Schicksal wollte, daß diese Ehe zwischen Peter und Crescenz nicht blos ein Projekt des Verstandes der Väter, sondern auch ein Wunsch der Herzen der Kinder war.

Peter und Crescenz waren nicht blos Verlobte, sondern auch Verliebte.

Es konnte sich nicht schöner fügen.

Das fühlten auch die Nachbarn, als sie im Garten des Gemeindewirthshauses beisammensaßen, und darüber sprachen. Der hagere, glatzköpfige Steinbrecher hob sein Weinglas in die Höhe und stieß mit dem fettleibigen, bausbäckigen Eisenhauer an.

„Auf das Wohlsein unserer Kinder!"

„Und eine glückliche Nachkommenschaft!"

„Und unsere Freundschaft!"

„Und daß wir friedliche Nachbarn bleiben vor und eh'!" Dabei kratzte sich Eisenhauer hinter dem Ohr und strich die grauen Locken darüber. Dann schmunzelte er bedeutungsvoll, indem er den Freund von der Seite anblinzelte.

„A ha!" ließ sich dieser vernehmen und rückte sein Sammtkäppchen, das er in Ermangluug einer Perücke stets auch unter dem breitkrämpigen Filzhut trug.

„Hm, Hm!" brummte Eisenhauer.

„Ja, hm, hm, Wir verstehen!" sagte Steinbrecher.

„Der Zaun!"

„Jawohl, der Zaun!"

„Der Zaun ist von uns Beiden gemeinschaftlich herzustellen."

„Der Zaun trennt unsere Gärten, die früher zusammengehörten."

„Unsere Väter haben genug deswegen prozessirt"

„Leider zu wenig."

„Wieso, zu wenig?" fragte Eisenhauer.

„Das will ich Euch auseinandersetzen, Herr Nachbar!" erwiederte Steinbrecher und legte sein Gesicht in juridische Falten. „Ihr wißt, daß mein Großvater den ganzen Gartengrund, der nun unter uns Beide getheilt ist, besaß. Es war ein Erbtheil, welches ihm jedoch Euer Großvater, der an derselben Erbschaft betheiligt war, streitig machte. Nicht wahr, so ist's."

„So ist's! Doch weiter, Nachbar"

„Also gut, Nachbar, so war's. Mehrere Jahre dauerte der Prozeß, der dahin entschieden wurde, daß der Grund zu theilen sei, was auch geschah. Nun handelte es sich, die beiden Gärten abzugränzen. Keiner wollte die Planke oder den Bretterzaun machen lassen. Sie fällten daher Jeder eine Reihe von Obstbäume in der Nähe der Grenze, so daß zwischen beiden Gärten ein Wiesengrund sich bildete, der noch heutzutage deutlich erkennbar ist. Ich rede doch die Wahrheit, Nachbar!!

„Ihr redet die Wahrheit!“ bestätigte Eisenhauer und nahm einen Schluck Wein zu sich. Steinbrecher that dasselbe, dann fuhr er fort: „Nun mähten aber bald Eures, bald meines Großvater Dirnen das Gras über die nicht fest bestimmte Grenze hinaus, auch kamen Kühe und Schweine von einem Garten in den andern. So setzte es neuen Streit. Ein Zaun war nothwendig. Oder nicht?“

„Er war nothwendig.“

„Richtig. Wer aber sollte denselben herstellen?“

„Beide zusammen, offenbar beide zusammen, da sie das Grundstück gemeinschaftlich inne hatten.“

„Ihr irrt! Euer Großvater mußte den Zaun allein herstellen.“

„Das seh' ich nicht ein.“

„Das seht Ihr nicht ein? War nicht mein Großvater erst der alleinige Besitzer des Gartens und prozessirte Euer Großvater ihm nicht die Hälfte weg? Diese seine eroberte Hälfte mußte er sich abgrenzen, wenn er sie behaupten wollte. Versteht Ihr?“

„Ihr meint so etwas von zwei kriegführenden Ländern?“

„Ja, so etwas! — Nun seht, Nachbar Eisenhauer! Das Gericht entschied wiederum gegen meinen Großvater und bestimmte, daß beide Parteien den Zaun gemeinschaftlich herzustellen hätten.“

„Ganz, wie es Rechtens ist.“

„Was Rechtens! Nichts Rechtens, gar nichts Rechtens! Zwar mein Großvater, Gott hab' ihn selig! er war ein guter Mann und gab sich drein. So wurde denn die Einzäumung auf beiderseitige Kosten hergestellt und so ist's geblieben bis auf unsere Tage, Nachbar.“

„Ist so geblieben und wird so bleiben.“

„Wird nicht so bleiben, sag' ich Euch! Wird nicht so bleiben.“

„Ei, Steinbrecher!“

„Wird nicht, Eisenhauer!“

Der dicke Nachbar lachte. „Verstehe, verstehe!“ sagte er.

„Wie so? „fragte Steinbrecher, etwas spitz.

„Ihr meint die Heirath, sie gleicht die Sache so aus, daß in Zukunft kein Zaun mehr nöthig ist.“

„Kein Zaun mehr nöthig ist? Ja, wenn ich den ganzen Gartengrund, der ohnehin mein rechtmäßiges Eigenthum ist, zurückgewinnen könnte, daß ich's dann dem Peter ordentlich übertragen würde? Möglich. Aber jetzt handelt es sich gar nicht um dieses, sondern um das, was Rechtens ist. Der Zaun ist so schadhaft, daß ein neuer gemacht werden muß und zwar ehestens. Was unsere Kinder, wenn sie mitsammen verheirathet sind, vor-

ausgesetzt, wir treten ihnen unsere Häuser ab, was noch nicht unterschrieben ist —"

„Wir können ihnen auch ein eigenes bauen und in den unsern allein bleiben, so lang uns der liebe Gott leben läßt."

„Jawohl! Also was unsere Kinder thun werden, das geht uns jetzt nichts an. Wir müssen wissen, was wir zu thun haben. Ich will einmal wissen, was Rechtens ist."

„Wir stelleu den Zaun wieder gemeinschaftlich her."

„Ich stelle nichts her. Ihr müßt den Zaun allein herstellen. Ihr müßt, wenn Ihr ein gerechter Mann sein wollt, das thun, was Euer Großvater, wenn er ein gerechter Mann gewesen wäre, hätte thun sollen."

„Meinen Großvater laßt nur aus dem Spiele, Steinbrecher. So gerecht, wie der Eure, war er auch. Uebrigens werde ich den Zaun so wenig allein herstellen, wie er. Gemeinschaflich, ja — sonst nicht"

„Ist das Euer Ernst, Eisenhauer?"

„Mein vollster Ernst, Steinbrecher."

„Ihr wollt nicht?"

„Wie sollt' ich? Das wäre ja überaus thöricht von mir und überaus unbillig von Euch! —

„Unbillig, sagt Ihr? Unbillig? Hab' ich Euch nicht gesagt, daß von Rechtswegen eigentlich der ganze Grund mir gehört?"

„Also besitze ich ihn unrechtmäßig?

„Ja, wenn Ihr's denn durchaus wollt."

Der rothwangige Eisenhauer wurde nun blaß. Der sonst blaße Steinbrecher aber wurde roth. Eisenhauer erhob sich und sagte: „Ihr habt mich beleidigt, Nachbar!"

„Wenn Ihr's so nehmt, thut's mir leid!"

„Ich muß es so nehmen. Ihr habt es so vorgebracht."

„Ich habe nicht gelogen."

„So war mein Großvater ein Dieb? So bin ich ein Dieb?"

„Er hat prozessirt! Ich habe nicht gesagt, gestohlen. Prozessirt auch, Nachbar!

„Ich verstehe Euch. Kurz und gut: Der Zaun wird entweder gemeinschaftlich, oder gar nicht hergestellt. Was unsere sonstigen Angelegenheiten betrifft, so ist jetzt viel Ueberlegung nöthig. Und damit Gott befohlen!"

Damit setzte Eisenhauer seine Mütze auf und ging.

„Ihr macht den Zaun, Nachbar!" rief ihm Steinbrecher nach, „oder ich beanspruche den Grund als mein Eigenthum."

„Nur zu!" schrie Eisenhauer beim Thore sich umwendend, worauf er so schnell als es seine Fettleibigkeit erlaubte, sich nach seiner Wohnung begab.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtisch.

Eine komische Vergiftungsgeschichte ereignete sich dieser Tage auf der Wieden in der Paniglgasse (Wien). Eine Frau aus dem mittleren Stande wollte den Namenstag ihres Gatten in festlicher Weise begehen. Sie kaufte zu dem Zwecke unter Anderen einen schönen theuern Fisch und eine Ente. Den Fisch briet sie heimlich und stellte ihn abseits auf's Marmorpflaster der Küche, indem sie zu den Dienstboten sagte, es wäre der Fisch durch und durch mit Arsenik vergiftet, um die Mäuse zu tödten, die ihr Unwesen in der Küche treiben. Am kommender Tage eilte sie früh Morgens fort, um Verschiedenes zu besorgen und hieß Dienstboten und Ammen die Ente braten und herrichten. Alles ging gut, so lange der Duft der gebratenen Ente nicht in die Nase stach. Da aber zupften und kosteten Dienstbote und Amme so lange, bis die Haut dahin war und mit ihr noch viel Anderes. Dies war nun arg. Der Zorn der Frau war zu befürchten und in ihrer Angst entschlossen sich Beide das Leben zu nehmen. Aber wie! — Jetzt kam ihnen ein lichter Gedanke, der Fisch! das ist die mindest blutige Art. Sie machten sich also darüber und thaten genug, ihres Lebens gewiß ledig zu werden. Dann legten sie sich in eine Ecke und erwarteten ruhig den Tod. Als die Frau nach Hause kam, war in der ganzen Wohnung eine Grabesstille. Sie wollte eben rufen, als sie in einem Winkel stöhnen und klagen hörte. „Was fehlt Euch?" rief sie den Dienstboten zu und dachte an nichts weniger als an einen Raubmord. „Wir sind vergiftet," stöhnten diese. „Wie, was?" „Wir haben die Ente halb aufgegessen und da haben wir uns aus Furcht mit dem Fisch vergiftet." Die Frau schlug die Hände über den Kopf zusammen und die Gesellschaft bekam Abends statt der beiden Braten diese Erzählung zum Besten.

Ein Schullehrer wollte einen Knaben über Subtraction unterrichten, und fragte denselben: „Kind, wenn du zwei Aepfel hast, und willst einen weniger haben, was thust du?" — Der Knabe antwortete: „Ich esse einen." —

Verantwortliche Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl.

Druck von J. B. Fleischmann in Würzburg.



№ 5.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

Ganz recht, Herr Leslie; der Vater der Dame ist ein Freund von Sir Harry Lorrimer und eben wollte ich Ihnen sagen —"

Der arme Arthur war aber nicht in der Stimmung, noch mehr Erklärungen des greisen Hausverwalters anzuhören. Er hatte bereits genug gehört und entfernte sich schnell aus dem Schlosse. Oh, hätte er den alten Mann doch zu Ende sprechen lassen!

„Könnte ich ihn nur erst zu einer Erklärung bringen, ehe wir nach London gehen! Victorine hat nun ihren Bräutigam, wie so unzählige andere Mädchen; ich werde mich doch sehr verlassen fühlen, wenn ich nicht auch einen habe. Alle Tage kommt er und dabei bleibt es aber auch, die Sache rückt nicht von der Stelle. Das ist wirklich zu langweilig!"

Dies war das Selbstgespräch unserer guten Klara, als sie am Tage von Arthur's Ausfluge nach dem Gute des Sir Harry Lorrimer in ihrem niedlichen Zimmer saß. Sie hatte aber — wenigstens ihrer Meinung nach — elegant Toilette gemacht und rechnete nun mit Bestimmtheit darauf, daß theils die Erhöhung ihrer Reize, theils die Ankündigung ihrer bevorstehenden Reise, auf den schüchternen John Lodge eine entschiedene Wirkung hervorbringen würde. Ihr ganzes Bestreben war, wie wir gesehen haben, darauf gerichtet, ihren stummen Anbeter zu einer formellen Erklärung zu veranlassen. Um ihn nun endlich dahin zu bringen, war sie entschlossen, ihn eifersüchtig zu machen. Sie brauchte ja nur von den Bewunderern zu

sprechen, von denen sie im Hause der Madame Ferrars in London ohne Zweifel umringt sein würde.

Kaum hatte demnach Herr John Lodge an besagtem Nachmittage seinen alten Platz ihr gegenüber eingenommen, als Klara plötzlich und ohne Umschweife seinem Glücke einen unbarmherzigen Stoß versetzte, indem sie sagte:

„Eine Neuigkeit, Herr Lodge; ich gehe nach London, um meine Freundin Victorine zu besuchen und gleichzeitig — um mich wahrscheinlich zu verheirathen.“

Herr Lodge riß seine Augen so weit auf, als dies eben gehen wollte, doch, ein krankhaftes Luftschnappen ausgenommen, machte er keine Bemerkung.

„Ja,“ fuhr sie ohne Gnade fort, „Viktorine versicherte mir, daß ich dort gewiß Gelegenheit zu einer schnellen Verbindung finden würde, und im Vertrauen gesagt, nannte sie mir auch schon einen Herrn, der ganz für mich geschaffen wäre.“

Keine Antwort von Seiten ihres blöden Bewunderers, obgleich Augen und Mund weit offen standen. Ein höherer Grad stummen Entsetzens ist wohl niemals auf einem menschlichen Antlitze ausgedrückt gewesen. Der Schlag war auch zu hart und hatte ihn zu unvorbereitet getroffen.

„Auch ist der Herr, den ich meine,“ fuhr Klara fort, einige hingeworfene Worte Victorinens benutzend, „sehr reich und hält seine eigene Equipage. Das wird wunderschön sein; meinen Sie nicht auch, Herr Lodge?“

„Wunderschön!“ wiederholte John mit einer wahren Grabesstimme.

„Vor allen Dingen möchte ich einen noblen Mann haben,“ sprach Klara, wirklich gereizt über ihres Anbeters Schweigen, „einen Mann, der eine Dame zu unterhalten weiß und der namentlich nicht stundenlang mit offenem Munde dasitzt. Außerdem würde es mir nach den Vergnügungen Londons sehr langweilig sein, hierher zu nichts und zu Niemandem zurückzukehren.“

„Zu nichts und zu Niemanden? wiederholte der gequälte John und rückte unruhig in seinem Sessel hin und her.

„Mithin, mein Herr Lodge,“ fügte sie innerlich lachend hinzu, „wundern Sie sich nicht, wenn Sie mich nicht wiedersehen. Sie werden im Gegentheil sehr erfreut sein, daß ich eine so gute Gelegenheit gefunden habe, um mir ein heiteres Loos zu begründen.“

„Mehr vermochte Herr Lodge nicht zu ertragen, stumm grüßend erhob er sich und verließ das Haus.

Ungeachtet des schlau entworfenen Planes war John ohne die ersehnte Erklärung abgegangen, und was das schlimmste war, Klara war möglicher Weise zu weit gegangen und hatte dadurch vielleicht ihren Anbeter für immer aus dem Hause vertrieben.

Am andern Morgen kam Arthur zurück und erschreckte Klara durch seine düstere und unheimliche Aufregung, welche nur zu deutlich in seinen Augen zu lesen war. Er bedurfte der Mittheilung; dennoch scheute er sich, Klara zur Mitwisserin des in der vorigen Nacht Erlebten zu machen. Einige Stunden nach seiner Rückkehr stellten sich bedenklichere Krankheits-Symptome bei ihm ein und die Folge aller seiner seltsamen Erlebnisse und der dadurch verursachten Gemüths-Erschütterungen war ein heftiges Nervenfieber.

Unglücklich der Patient, der bei einer solchen Krankheit eine Pflegerin, wie Klara es war, zur Seite hatte.

Allerdings war sie während der wenigen Tage, wo das Uebel seine schrecklichsten Seiten zeigte, stets auf ihrem Posten, erfüllte getreulich ihre Schwesterpflicht, vergaß sogar bei den furchtbar rollenden Augen und den wilden Phantasien ihres Bruders der Wirthschaftsverdrießlichkeiten und Dienstboten. Bei der kräftigen, von der Jugend unterstützten, ungeschwächten Körper-Constitution Arthur's war die Gefahr bald überwunden und Klara, dies nun merkend, fiel schnell in ihre alten Gewohnheiten zurück. Der Scandal in Küche und Keller begann auf's Neue und das Scheuern und Abstäuben und Waschen ging rüstig, wie stets, vor sich.

Der unglückliche Arthur ward durch der Schwester rücksichtslose Reinlichkeit während seiner langsamen Genesung völlig zur Verzweiflung getrieben. Endlich theilte er Viktorinen seinen Zustand mit und bald war Hilfe da.

Am folgenden Tage, gerade als Klara mit unendlich vielem Geräusch und zu seiner größten Verzweiflung die Asche aus dem Kamin scharrte und dabei entsetzlich auf das Dienstmädchen schalt, welches die Kamingeräthschaften nicht blank genug geputzt hatte, erschien Viktorine in einem eleganten Reise-Anzuge. Lautlos betrat sie das Zimmer, das Bild einer ruhigen und liebevollen Krankenpflegerin, und ihr Dasein verursachte Arthur ein Gefühl der Behaglichkeit und Sicherheit. Ohne viel Aufhebens von ihrem Besuche zu machen, legte sie Hut und Mantel ab, schritt auf Arthur zu und sagte, sie sei gekommen, um ihn zu pflegen. Sie begann damit, seine brennende Stirne zu kühlen, die Fenstervorhänge herabzuziehen, welche Klara, um ja genug Licht zu ihren Arbeiten zu haben, um jeden Preis offen gehalten haben wollte und brachte schließlich eine so behagliche Atmosphäre in die Krankenstube, daß Arthur sich im Paradiese zu befinden wähnte. Klara's Gegenreden blieben natürlich fruchtlos. Mit der ihr

eigenen Ueberlegenheit wußte sie diese mit ihrer Handarbeit aus dem Zimmer zu entfernen und von demselben ungestörten Besitz zu nehmen. Von diesem Augenblicke an konnte Arthur den eigentlichen Beginn seiner Genesung datiren.

„Wie freundlich es von Ihnen ist, daß Sie gekommen sind," sagte er, „und ich habe es nicht einmal verdient. Darf ich Ihnen beichten?"

„Jetzt nicht, nicht ehr, als bis Sie völlig gesund sind!" antwortete sie. „So lange müssen Sie die Last auf ihrem Gewissen behalten."

„O nein, gerade das war es, was mich krank gemacht hatte," rief Arthur, „ich habe wieder das Bild betrachtet, Victorine."

„Das hatte ich mir wohl gedacht. Aber wir wollen jetzt nicht von dem Bilde sprechen, ich verlange von ihnen Bewunderung für mein Bouquet. Sehen Sie, ich werde es in diese Vase setzen, da haben Sie es immer vor Augen und können es anschauen.

„Heißen Dank Theuerste; Sie sind mein guter Engel. Doch werde ich ihnen alles sagen; es wird mich erleichtern. Kommen Sie näher, immer näher, Victorine, ich habe sie wiedergesehen."

Victorine stand vor ihm. Sie war plötzlich leichenblaß geworden.

„Ich sehe, Sie sind bestürzt. Aber es ist eine wirkliche, feierliche Thatsache. Ich habe sie wiedergesehen."

Nun erzählte er ihr mit gedämpfter Stimme jenen ganzen Vorfall und als er geendet hatte, war Victorine schon wieder so weit beruhigt, um ohne scheinbare Gemüthsbewegung sagen zu können:

„Ich kann ihnen nur immer wiederholen, was ich Ihnen schon früher gesagt habe, und Ihre Krankheit überzeugt mich, daß ich Recht hatte. Sie müssen jenes Portrait von sich entfernen."

Arthur schwieg einige Augenblicke, dann sagte er mit sichtlicher Anstrengung:

„Ja, Victorine, ich will es versuchen."

Victorinens Augen erglänzten vor heimlicher Freude.

„Wenn ich sie nun aber auch dann noch sehen sollte, nachdem ich das Portrait entfernt habe?" fragte Arthur schüchtern.

„Das ist durchaus unwahrscheinlich!" erwiderte Victorine rasch. „Der Zauber wird dadurch gebrochen."

Zweifelnd schüttelte Arthur den Kopf.

„Sollte es dennoch wieder geschehen, so würde ich Ihnen eine Reise in's Ausland anrathen!" fuhr Victorine fort.

„Ohne Sie würde ich jedoch nicht gehen, Victorine!" antwortete er.

„Und ich werde Sie begleiten, wohin Sie auch immer gehen mögen!“ sprach Victorine mit hinreißender Zärtlichkeit in Ton und Geberde.

„Meine gute Victorine! Ihre bloße Gegenwart vertreibt von mir schon die krankhaften Phantasien. Ihr Gesicht ist so lieb und sanft. Ich fürchte nur, daß meine Einbildungen Sie ermüden werden.“

„Nein, nein, viel wahrscheinlicher ist es, daß Sie meiner Gesellschaft überdrüssig werden und Ihrer Göttin nachlaufen,“ versetzte Victorine, schalkhaft lächelnd; „dennoch will ich es wagen.“

„Und Sie können es um so eher, da sie todt ist!“ antwortete Arthur mit Nachdruck.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Dickköpfe.

Erzählung

von

Karl Landsteiner.

(Fortsetzung.)

II.

Die Verlobten.

Der verhängnißvolle Zaun, von dem soeben gesprochen worden, befand sich zur Zeit, als sich die bereits mitgetheilten und noch mitzutheilenden Ereignisse zutrugen, in sehr kläglichem Zustande. Seit Jahren war er reparaturbedürftig, aber Keiner der beiden Nachbarn verstand sich dazu, denselben „ausbessern“ zu lassen. So verfiel er. Einige Bretter waren losgerissen und lagen auf der Erde. Dadurch war eine Lücke entstanden, durch welche man bequem von einem Garten in den andern gelangen konnte. An jener Lücke stand, da es schon anfing dunkel zu werden, Peter Steinbrecher. Er schien unschlüssig, ob er hier stehen bleiben, und in des Nachbar's Haus hinüberrufen, oder ob er dieses improvisirte Thor benützen sollte, dorthin zu gelangen, wohin er gelangen wollte. Seine Absicht war nämlich, mit Crescenz Eisenhauer, seiner bis dahin Verlobten, über die schrecklichen Dinge zu sprechen, die sich zugetragen hatten. Und es waren schreckliche Dinge. Schon der Umstand, daß Peter, wie er doch sonst, auf die Erlaubniß des Herrn Eisenhauer hin, gewohnt war, nicht ehrlich und offen in das Haus seines künftigen Schwiegervaters sich begab, sondern heimlich in dessen Besitzung einzudringen suchte, deutete

auf nichts Gutes hin. Und auch sonst würde Peter's Aussehen, hätte ihn Jemand beobachten können, manche Anzeichen geboten haben, daß Etwas geschehen sein mußte, was den jungen Mann sehr tief erschüttert hatte; denn er sah blaß und erschreckt aus. Und doch war Peter als einer der „keckſten" und resolutesten Burschen des Dorfes bekannt. Peter war ein schlank aufgewachsener, strammer, auch vom Gesichte hübscher Bursche. Wo es einen Spaß gab, war er dabei. Auch „Raufereien" scheute er nicht und bei einigen Kirchtagskämpfen hatte er sich ausgezeichnet. Einmal hatte er vier Burschen und zwei Männer zum Wirthshaus hinausgeworfen auf die Straße, daß sie in den Staub kollerten. „Die kugeln gut", hatte er lakonisch hierauf gesagt. Im Kegelspiel übertraf ihn Keiner. „Alle Neune mit dem Ersten auf Einen Schub!" das war seine Lieblingsbravour und nicht selten gelang er. Peter fürchtete Niemanden — als seinen Vater. Der allein war ihm gewachsen, und noch gar nicht lange war es her, daß er eine tüchtige Tracht Schläge von seinem „Alten" empfangen hatte. Er fürchtete den Vater, aber er gehorchte ihm nicht immer. Peter war ein Trotzkopf und wenn es Verdrießlichkeiten gegeben so erschien er oft mehrere Tage nicht im väterlichen Hause. Es war eine Natur, die man nicht zum Aeußersten bringen durfte. Er glich einem gezähmten Löwen, der zwar die Drahtpeitsche seines Bändigers fürchtet, aber nicht „allzuwild" gemacht werden darf. Peter war sonst ein guter Junge. Er war ehrlich, thätig und nüchtern. Er hatte sogar einen Zug von Schwärmerei und konnte stundenlang vor dem Hausthore, auf der Steinbank sitzen und in die Wolken starren. Das war freilich nur Sonntags möglich. Während der Woche hieß es fleißig arbeiten und das that Peter auch.

Nun stand er nachdenklich an dem zerfallenen Bretterzaun.

Eben als er mit sich in's Reine gekommen, daß es doch das Beste sei, durch die Lücke in des Nachbar's Haus einzudringen, hörte er das Rauschen eines Kleides, und bald erkannte er Crescenz, welche sich der Stelle näherte, wo er sich befand.

„Crescenz!"

„Peter!"

Da stand sie vor dem Peter, die „herzliebe kleine Hexe," die Crescenz. Eine Hexe nannte sie nämlich der Peter; denn das „schwarzäugige Mädel" hatte ihn ganz verzaubert. Es war aber nicht so, das heißt Crescenz war gar nicht schwarzäugig. Ihre Augen waren braun. Aber Peter schienen sie schwarz. Auch hatte Crescenz gar nichts Hexenmäßiges an sich. Jedes alte Mütterchen hätte den Peter des Bessern belehren können. Crescenz hatte noch keine Kuh, noch weniger ein Kind „verschrieen." Sie sprach nie in den Backofen hinein, um die bösen Geister zu

locken· Sie gebrauchte keine geheimen Mittel, um die Rüben, die Kartoffeln oder Milch und Butter „unrechtmäßig", d. i. mit Hilfe des „gar Andern" nämlich des „Gottseibeiuns" zu vermehren. Keine Hexe des Dorfes, und im Vertrauen gesagt, es gab deren mehrere, konnte wahrheitsgemäß sagen, Crescenz sei am Kreuzweg um Mitternacht gesehen worden. Nach all dem ist der Beweis hergestellt, daß Crescenz keine Hexe sein konnte. Aber Peter blieb dabei. Sein Vater war ein Dickkopf, und Peter war sein Sohn. Deshalb nannte er Crescenz eine Hexe. Ein sonnenklareres, frischeres Gesichtchen, als dieses Mädchen besaß, kann man sich nicht vorstellen. Lachte sie, so mußte man mitlachen, sang sie, so brummte man in der Terz oder in der Quint mit, je nachdem es stimmte. Aber man sang mit. Wenn sie am Kirchweihfeste mit Peter tanzte, so sahen die Bursche und Mägde bewundert zu, und vergaßen für sich selbst zu tanzen. Man wird sagen, Crescenz war doch nur eine Bauerndirne. Ja, das war sie, aber eine Bauerndirne in Prachtausgabe. Und so stand sie vor Petern und Peter stand vor ihr. Das waren die Verlobten.

„Crescenz!"

„Peter!"

„Da bist Du ja, kleine Hexe!"

„Ja, da bin ich, Peter."

„Ach, Crescenz!"

„Ach, Peter!"

„Das ist fürchterlich!"

„Jawohl, fürchterlich!"

„Denke Dir —"

„Stelle Dir vor —"

„Der Vater —"

„Ja, der Vater —"

„Er verbietet mir —"

„Dir auch? Auch mir verbietet mein Vater —"

„Was?"

„Was?"

„Zu Dir zu kommen, Crescenz."

„Und mir verbietet mein Vater, Dich noch lieb zu haben, Peter."

„Das ist entsetzlich."

„Ja, das ist entsetzlich!"

„So soll der Blitz einschlagen —"

„Still Peter! Ich habe Dich schon so oft gebeten, nicht zu fluchen. Man darf den Himmel nicht frevlerisch versuchen."

„Wie aber soll man das ertragen, Crescenz. Was haben die Alten schon wieder? Der Vater kommt nach Haus, setzt sich zu Tisch und redet herum von alten, rechtmäßigen Besitzthümern, von dem vermal —"

„Nicht fluchen, Peter!"

Nachtisch.

(Eine drollige Schlangengeschichte) erzählt die in Tanunda (Südaustralien) erscheinende Deutsche Zeitung. Mitten in der Nacht hörte eine Dame, die in einem einsam gelegenen Hause auf Besuch war, ein schwaches Geräusch, als ob irgend etwas den Schornstein herabfiele und war nicht wenig entsetzt, als sie eine ziemlich große schwarze Schlange unter einem Stuhle ausgestreckt bemerkte. Auf ihren Hilferuf waren bald sämmtliche Insassen des Hauses mehr oder weniger im Negligé, vor dem betreffenden Zimmer versammelt. Ein Herr, der aufgefordert wurde, dem Eindringlinge zu Leibe zu gehen, weigerte sich, weil er keine langen Stiefeln anhabe; ein anderer fühlte sich weder mit kurzen, noch mit langen Stiefeln geneigt, den Kampf mit dem gefährlichen Reptile aufzunehmen. Endlich waren aller Augen auf einen jungen Mann gerichtet, der auch, da er zu den Freiwilligen Vaterlandsvertheidigern gehörte, sich verpflichtet fühlte, nicht vor der Aufgabe zurückzubeben. Ehe er in den Kampf ging, versah er sich mit einer Stange, die als Stütze einer Zeugleine gedient hatte. Mit dieser häuslichen Lanze bewaffnet, wagte er sich in's Zimmer, bestieg vorsichtig einen Stuhl und versetzte von dort aus der Schlange einen furchtbaren Schlag mit dem dünnen Ende der Stange. Der Streich schien ein besonders glücklicher gewesen zu sein, da das Reptil sich durchaus nicht mehr rührte. Ermuthigt durch diesen Erfolg, nahm der Held die Kreatur auf das Ende seiner Waffe, und als er sie so dem vollen Lichte aussetzte, entdeckte man, daß die vermeintliche Schlange — der aufgelöste Chignon der Dame war, der während der Nacht vom Toilettentische gefallen sein mußte und auf solche Weise den ganzen Aufruhr angerichtet hatte. Das Abenteuer dieser Nacht ward nun aus dem Herzensgrunde belacht, und die Dame erschien am nächsten Morgen beim Frühstücke ohne Zopf.

Verantwortliche Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl.

Druck von J. B. Fleischmann in Würzburg.



№ 6.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

„Klara, hoffentlich nimmst Du es nicht übel, wenn ich Dir sage, „daß man an öffentlichen Orten die Augen nicht so umherwirft, wie ich es bei Dir bemerkt habe!" sagte Viktorine, als sie, über ihren Stickrahmen gebeugt, in dem Salon ihrer Mutter saß, während Klara, der man nie schuldige Rücksicht auf Ort und Zeit beibringen konnte, mit dem Ausbessern eines Strumpfes beschäftigt war.

Arthur war von seiner Krankheit nun vollständig genesen und hatte sich mit seiner Schwester zu dem verabredeten Besuch zu seiner Braut und seiner demnächstigen Schwiegermutter nach London begeben.

„Nun, und was noch weiter?" entgegnete Klara auf die eben angeführte Strafpredigt. „Ich werfe die Augen umher, weil mir hier Alles neu ist."

„Sehr natürlich; leider riecht es so sehr nach der Provinz! versetzte Viktorine. „Gebildete Leute geben sich stets den Anstrich, als wäre ihnen nichts neu. Die Mode erfordert es heutzutage, daß man alles gesehen haben muß."

„Gott sei Dank, ich habe mich niemals um die Mode gekümmert!" rief Klara, indem sie das Ende des Baumwollenfadens abbiß. „Wozu kommt man überhaupt nach London, wenn man sich nicht einmal umsehen soll?"

Viktorine zuckte mit den Achseln. „Auch noch eins habe ich Dir zu sagen," fuhr sie fort: „man trägt in großen Städten nicht ein Chaos bunter Farben, das beleidigt den guten Geschmack. Wenn ich ein blaues Kleid anlegte, würde ich unter keinen Umständen eine rothe Taille tragen."

Und Viktorine warf einen Blick innern Mißbehagens auf die allerdings geschmacklos gewählte Toilette Klara's.

„Das ist die Taille, die ich mir neulich selbst gemacht und ich werde sie tragen, trotz aller Euer Gegenreden!" antwortete Klara eigensinnig.

„Auch solltest Du nicht soviel davon sprechen, daß Du Dir Deine Garderobe selbst anfertigst," fügte Victorine ihren andern Rügen hinzu, „Damen der guten Gesellschaft machen ihre Kleider nicht mit eigenen Händen."

„Dann wäre ich wirklich begierig, zu erfahren, was die Damen der sogenannten guten Gesellschaft denn eigentlich thun?" spottete Klara. Weiter nichts, glaube ich, als ihre Zeit am Stickrahmen vergeuden. Nicht einmal ihr Haus halten sie in Ordnung." Bei diesen Worten warf sie einen Blick der Verachtung durch das Zimmer.

Viktorine ihrerseits zog geringschätzig die schönen Augenbraunen in die Höhe und arbeitete schweigend an ihrer Stickerei weiter.

Klara, die ärgerlich war über den Hofmeisterton, den ihre zukünftige Schwägerin ihr gegenüber annahm, fuhr, um sich zu rächen, ruhig mit dem Ausbessern ihrer Strümpfe fort, obgleich ein ganzer Schwarm vornehmer Besuche in dem Salon ein- und ausging, und machte sich durch ihre rücksichtslosen Aeußerungen über Plätten, Waschen, Kochen und ähnliche, zwar sehr nützliche, aber doch keineswegs zu Gesprächsgegenständen in Kreisen von „gutem Ton" sich eignende Beschäftigungen so unausstehlich, daß Viktorinens ganze Artigkeit dazu gehörte, um gegen diese schwere Prüfung Stand zu halten. Und kaum hatten die Besuche sich entfernt, so eilte Klara nach dem Zimmer, in welchem Arthur bei einer Zeichnung beschäftigt war, um ihn durch Enthüllungen über die häuslichen Zustände in der Wohnung der Madame Ferrars nach Herzenslust zu quälen. Eine solche Wirthschaft hätte sie noch nie gesehen, sagte sie zu ihrem Bruder, alles wäre ganz unverantwortlich vernachlässigt. Die Zimmer seien in aller Ewigkeit nicht gestäubt, die Gardinen seien nicht gelüftet. Sie begriffe nicht, was diese faule, nichtswürdige Dienerschaft eigentlich thue und was Viktorinen gar beträfe —

„Genug, Klara, und mehr als genug!" rief Arthur, ihr herrisch das Wort abschneidend. „Ich will nichts mehr hören!"

O, ich bin aber entschlossen, Dir alles zu sagen!" entgegnete Klara ruhig. „Du mußt es doch erfahren, weß Geisteskind das Mädchen ist, das Du zu Deiner Frau machen willst."

„Klara!" rief er noch zorniger.

„Schmutzig und unsauber hinter den Coulissen, wie —"

„Willst Du nun bald schweigen?"

„Wie irgend ein schlotterige Dirne im ganzen Lande —“

„Verlaß sofort das Zimmer, Klara!“ rief Arthur in heftiger Entrüstung, und öffnete gleichzeitig die Thür für Klara. Seine Bewegungen waren so drohend, daß Klara keinen weiteren Widerstand versuchte, sondern schmollend das Zimmer verließ, aber innerlich entschlossen, sich an Viktorinen und Arthur dadurch zu rächen, daß sie heute Abend, in allen Farben des Regenbogens prangend, sie in die Oper begleitete, und noch mehr wie sonst um sich her zu gaffen. Doch irrte sie sich. Arthur ließ nicht mit sich spielen. Schon zum Aufbruch bereit, sagte er zu seiner Braut:

„Viktorine, wollen Sie so freundlich sein, den Anzug Klara's so abzuändern, daß sie sich sehen lassen kann?“

Klara mußte gehorchen und es sich gefallen lassen, ihren bunten Flitterstaat abzuwerfen und statt dessen eine einfache weiße Robe anziehen. Im Stillen wüthete sie zwar, doch wußte sie zu gut, daß sie mit Widerstand gegen den einmal entschlossenen Arthur nichts ausrichten würde.

Aber das Umhergaffen konnte man ihr doch nicht verwehren, das stand noch in ihrer Macht. Mit nicht wenig Bosheit machten nun ihre Augen die Runde und wanderten in zudringlicher Neugier von einer Loge zur andern.

Ihre Aufmerksamkeit sollte jedoch bald auf die Vorgänge in der eigenen Loge gelenkt werden. Nach dem zweiten Akte entstand hinter ihr ein Geräusch und ein junger Herr trat ein. Nach der neuesten Mode gekleidet, und sich mit dem moschusduftenden, weißseidenen Taschentuche Kühlung zufächelnd, bildete sein Aeußeres das vollkommenste Bild eines Stutzers.

„Mein Fräulein Ferrars, äußerst entzückt, Sie begrüßen zu können!“ Dies sagend, hielt er Victorinen seine kleine, zarte, von Ringen schimmernde Hand entgegen. „Ich sehe, Sie haben Freunde bei sich?“ Bei diesen Worten beäugelte er Klara und Arthur durch seine Lorgnette.

„Ja, Mylord, Freunde aus der Provinz! antwortete Viktorine, ihm einen Platz neben sich andeutend.

„In der That? Sehr erfreut, Sie kennen zu lernen.“

Er lächelte gnädig gegen Arthur, der diese komische Art der Begrüßung mit kalter Höflichkeit erwiderte, indem er im Stillen ausrief: „Welch ein alberner Geck!“ Vielleicht war dies der junge Edelmann, den Viktorine früher angedeutet hatte, und der Gedanke berührte ihn unangenehm.

„Arthur,“ flüsterte Klara in mächtiger Aufregung ihm zu, „das ist also ein Lord, ein wirklicher, echter Lord?

„Schweige doch, Klara!“ versetzte Arthur.

„Aber das ist wirklich ein Lord," fuhr Klara beharrlich fort, „Viktorine nennt ihn ja so; sieh nur, wie vertraut sie mit ihm thut. In Deiner Stelle würde ich ihr scharf auf die Finger sehen. Am Ende spielt sie nur mit Dir."

„Arthur," sagte Viktorine, „erlauben Sie mir, Sie dem Lord Wilcox vorzustellen: Lord Wilcox, Herr Leslie."

„Bin erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Leslie," bemerkte der Lord, seine weißen Zähne zeigend, die wie Perlen glänzten.

„Arthur antwortete durch eine kurze Verbeugung, wendete sich indessen der Bühne zu, als wollte er auf sie seine ganze Aufmerksamkeit konzentriren. Man gab eine seiner Lieblingsopern, und sie würde ihn jetzt ebenso wie früher interessirt haben, wäre er nicht durch Dinge, die ihn näher berührten, abgezogen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Dickköpfe.

Erzählung

von

Karl Landsteiner.

(Fortsetzung.)

„Von dem Zaun, vom Wege Rechtens und was weiß ich, von was sonst noch. Dann springt er auf, schlägt mit der Faust auf den Tisch und schreit: „Wir werden's seh'n! Und wenn die Welt zu Grunde geht! Ich bin kein solcher Esel, wie mein Großvater, Gott hab' ihn selig! Ich gebe nicht nach." Dann ruft er mich zu sich und sagt: „Peter!" Was schafft der Herr Vater!" sag' ich. „Peter", sagt er, „daß Du's nur weißt," sagt er und räuspert sich, „mit der Heirath", sagt er, „ist's vor der Hand Nichts. Daß Du mir nicht hinübergehst zum Nachbarn, verstanden — hörst?" „Vater'„ sag' ich, „um Gotteswillen." „Still," sagt er d'rauf, „nicht gemuckst; was ich gesagt habe, habe ich gesagt. Du kennst mich, Peter!"

„Nun Peter, laß Dir erzählen. Als mein Vater gegen Abend aus dem Gemeindewirthshaus kam, da sah ich ihm's gleich an, daß es Etwas müsse gegeben haben. Er war ganz „wild". „Der Eisenhauer", rief er, der Eisenhauer ist ein ehrlicher Mann. Sein Vater war ein ehrlicher Mann. Und sein Großvater war auch ein ehrlicher Mann. Und nun

heißt es, wir sind falsche Prozessirer, wir sind Diebe! Das ist zu viel. Nichts mehr, nichts mehr will ich wissen von der Bagage. He, Crescenz!" — „Was Väterchen?" sag ich. „Höre, Crescenz, schlag Dir den Peter aus dem Kopfe. Damit ist's nichts." Ich fange zu weinen an, er aber legt mir die Hand auf die Schulter und sagt: „Crescenz, liebst Du Deinen Vater?" — „Wie könnt' Ihr so fragen Vater?" sag' ich. „Nun, so wirst Du nicht mit dem Sohne desjenigen ein Verhältniß haben wollen, der Deinen Vater auf das Tiefste beleidigt hat. Das sagte der Vater, Peter!"

„Das sagte er?"

„Wie ich's Dir erzählte, Peter!"

Peter wurde sehr nachdenklich. Und Crescenz wurde es auch. Nach einer Weile sagte das Mädchen:

„Was ist zu thun?"

„Laß mir Zeit zur Ueberlegung, Crescenz. Morgen um dieselbe Zeit komm' ich wieder hieher. Dann will ich Dir sagen, was ich mir ausgedacht habe. Gute Nacht."

Er reichte Crescenz die Hand und Crescenz drückte sie.

„Gute Nacht, Peter!" rief sie. Dann ging sie weg und jetzt sah Peter noch einen lichten Streifen zwischen den Bäumen und jetzt war Crescenz verschwunden im Dunkel der Nacht. Nun ging auch er still in's Haus zurück.

II.

Beginn der Feindseligkeiten.

Des andern Tages Früh Morgens schon kam eine Bote, von Steinbrecher an Eisenhauer abgesendet, mit dem Ultimatum: Ob sich Eisenhauer dazu verstehe, den Zaun auf seine Kosten machen zu lassen? Wenn nicht, so werde Steinbrecher wissen, was er zu thun habe. Eisenhauer antwortete damit, daß er den Boten über die Treppe hinab warf. „Es ist gut!" sagte Steinbrecher ruhig, als ihm dieses berichtet wurde.

Er sagte ruhig: „Es ist gut." Diese Ruhe war die Ruhe vor dem Sturme.

Bald vernahmen Eisenhauer und Crescenz ein seltsames Gekrache vom Garten her. Sie begaben sich zu einem kleinen Fensterchen, welches dazu bestimmt war, eine Art von Corridor zu beleuchten. Dieser Corridor verband die Wohnstube mit den sogenannten „schönen" Zimmern, wie man sie in den Häusern wohlhabender Bauern fast überall findet. Von dem Corridor-Fensterchen nun sahen sie, wie Steinbrecher damit beschäftigt war, den Zaun niederzureißen. Brett um Brett fiel und die Querbalken sanken

unter mächtigen Schlägen, die der Nachbar mit einer großen „Hacke" gegen dieselbeu führte. In Zeit von einer halben Stunde gab es keinen Zaun mehr. Als Steinbrecher dieses Werk vollbracht, trug er Bretter und Balken auf einen Haufen zusammen, schichtete sie übereinander und ging dann in seine Wohnuug.

„Was kann er wollen?" fragte Eisenhauer für sich, rührte sich aber nicht von der Stelle.

Crescenz war in großer Angst. Sie ahnte Unheil. Petern sah sie nicht. Er war schon vor Sonnenaufgang in den Wald gegangen. An jenem Tage ereignete sich weiter nichts mehr. Steinbrecher kam nicht wieder zum Vorschein. Er schien auf eine Gegenthat Eisenhauers zu warten, der aber verhielt sich ruhig.

Als der Abend hereingebrochen und es dunkel war, eilte Crescenz in den Garten. Die Passage war ungehindert. Sie konnte bis zu des Nachbars Haus vorschreiten. Sie wagte es aber nicht, sondern blieb auf ihres Vaters Grund und Boden; ja, als sie eine männliche Gestalt zwischen den Bäumen heranschreiten sah, meinte sie Anfangs, es sei nicht Peter, sondern dessen Vater und eilte deßhalb bis zu ihrem Hanse zurück. Aber es war Peter und er ging kühnlich auf Feindesland hinüber.

„Was hat es denn heute gegeben, Crescenz?" fragte er.

„Du siehst doch Peter, was geschehen ist."

„Wer hat denn den Zaun umgerissen?"

„Du weißt es nicht? Nun wer sonst, als Dein Vater, Peter."

„Mein Vater? Er sagte mir nichts davon. Er redet überhaupt Nichts mit mir. Was kann er nur wollen?

„Dein Vater ist ein Dickkopf Peter. Er will nicht mithelfen, einen neuen Zaun herzustellen."

„Dein Vater ist auch ein Dickkopf, Crescenz. Er sollte doch meinen Vater kennen und in dieser Kleinigkeit nachgeben."

„Keiner gibt nach. Ich fürchte das Schlimmste, Peter!"

„Was kann am Ende geschehen? Hoffen wir lieber, Crescenz. Du hast mich doch lieb?"

Crescenz sah den Burschen blos an — in diesem Blicke lag Alles.

„Nun dann fürchte ich nichts!" sagte Peter.

In diesem Augenblick fühlte er einen heftigen Druck auf der Schulter. Eine schwere Hand hatte sich darauf gelegt.

„Was macht er in meinen Garten, he?

Erschreckt wendete sich Peter um. Der alte Eisenhauer stand vor ihm. Die robuste Gestalt hob sich im Düster noch mehr. Es war wie ein dunkles Verhängniß, das über den Burschen hereinbrach.

„Und Du, Crescenz?“ sagte Eisenhauer zu seiner Tochter. „Was willst Du hier? Verliebte Reden führen mit meines Feindes Sohn? Hast Du schon vergessen, was ich gestern angeordnet? Schnell fort mit Dir! Marsch!“

Crescenz ging, ohne eine Sylbe zu erwiedern, in's Haus.

„Daß er sich nicht mehr hier blicken läßt, das sag' ich ihm,“ schrie nun Eisenhauer den Peter an, der inzwischen seine Fassung gewonnen hatte und trotzig vor dem alten Mann da stand. „Mit der Heirath ist's nichts Peter. Und Scherwenzeln und Fensterlngeh'n das gibt's nicht im Hause des Eisenhauer. So, und nun abgefahren!“

„Ich liebe aber die Crescenz, Herr Nachbar! Und Sie war mir so gut wie versprochen.“

„War, Peter! Nun ist's vorbei.“

„Vorbei? Wegen des dummen Streites doch nicht?

„Dummen Streites? Will er mich auch beschimpfen, wie sein sauberer Vater, he?“

„Beleidigt meinen Vater nicht, Nachbar! Sonst —“

„Sonst? Was sonst — Gelbschnabel!“

„Ich geb' euch keinen Gelbschnabel ab!“ sagte nun Peter zornig. „Ich bin ein Mann!“

„Seh' er zu, daß er fort kommt, sag' ich. Ich will nichts mehr wissen von dem Lumpengesindel da drüben. Fort sag' ich!“

„Lumpengesindel?“ brüllte nun Peter, und seines Verstandes nicht mächtig, wollte er den Eisenhauer packen. Der aber faßte ihn beim Rockkragen, und ihn hin und her schüttelnd trug er ihn bis zur „Gränze“, worauf er ihn mit gewaltiger Kraft auf seines Vaters Grund hinüberschleuderte. Peter stöhnte vor Ingrimm über diese Mißhandlung, wurde aber von der Fortsetzung des Kampfes durch seinen Vater abgehalten, der sich ihm näherte, während Eisenhauer ruhig, als ob nichts geschehen wäre, seinem Hause zuschritt.

Nachdem Steinbrecher von seinem Sohne erfahren, was sich zugetragen, sagte er:

„Komm'.“

Peter folgte gehorsam. In seiner Wohnung angekommen, ergriff Steinbrecher einen Ochsenziemer und schlug unbarmherzig auf seinen Sohn los.

„Ein andermal gehorche, wenn ich Dir etwas befehle!“

„Vater! Vater!“

„Still! nicht gemuckst!“

Peter wehrte sich nicht. Er ließ sich geduldig prügeln. Als der Vater endlich ermüdete und fortscheltend, das Instrument, das soeben seine fürchterlichen Tänze auf des armen Burschen Rücken aufgeführt, an die Wand hängte, da erhob sich Peter und todtenbleich geworden, starrte er den Vater eine Weile an, dann sagte er: „Merkt Euch den heutigen Tag, Vater! Dann schritt er durch die Thüre hinaus in's Freie.

Nachtisch.

Ein das Praktische sehr liebender Professor der Rechte in Berlin fragte einst einen Zuhörer im Examen: „Was ist die Polizei? Dieser, ein fleißiger Besucher der Kneipen, antwortete rasch: „Ein Gefreiter mit sechs Mann.“ Der Professor entgegnete: „Wahr aber gar zu praktisch!“

Zwei Kaufleute zogen einander auf. „Ich verkaufe dich hundertmal,“ sagte der Eine. „Und ich dich gewiß nicht Ein Mal,“ versetzte der Andere: „denn du bist keinen Heller werth.“

Des Barreaux, Justizrath zu Paris unter Heinrich IV., und ein geistvoller Wüstling, ward eines Tages der Revision eines Prozesses, die ihm aufgetragen war, so satt, daß er die Parteien rufen ließ, dem Kläger die geforderte Summe aus seinem Beutel zahlte, die Akten ins Feuer warf, und beide Theile zum Teufel schickte.

Frage: Was ist das Freieste am Menschen?

Antwort: Die Haare. Denn wenn man auch eingesperrt ist, die Haare gehen doch aus.

Verantwortliche Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl.

Druck von J. B. Fleischmann in Würzburg.



№ 7.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

Ohne Zweifel standen Viktorine und Lord Wilcox in sehr freundschaftlicher Verbindung. Die Erstere schien sich viel Mühe zu geben, sich dem Lord so angenehm als möglich zu machen, ja angenehmer, als dies eigentlich schicklich und nöthig war.

Was konnte Lord Wilcox seiner verlobten Braut sein? Doch nichts, gar nichts. Und dennoch, wie freundlich sie ihn anlächelt und wie angelegentlichst sie ihren ganzen Geist und Witz vor ihm entfaltet! Und er? Mit welcher Bewunderung seine Augen auf ihr ruhen! Wie geheimnißvoll er ihr seine Bemerkungen zuflüstert! Wie war bei diesen beiden die gegenseitige Vertraulichkeit möglich?

Wir wissen nicht, ob Viktorine die Gefühle der Eifersucht an Arthur wahrnahm, jedenfalls aber ließ sie seine düsteren Blicke unbeachtet.

Wie gewöhnlich verschlimmerte Klara die Sache durch ihre zudringliche Einmischung; unaufhörlich flüsterte sie ihrem Bruder zu: „Nein, wahrhaftig, das ist doch zu großartig .... Wenn ich an Deiner Stelle wäre, mir würde die Geschichte schon lange nicht mehr gefallen .... Man könnte die Beiden ja förmlich für ein Brautpaar halten. Sieh doch nur dieses Liebäugeln, Arthur."

Doch Arthur hatte für Klara schon längst keine Ohren mehr. Ein Ereigniß von ganz anderem, aber ungeheuerem Interesse nahm schon seit einigen Minuten seine ausschließliche Aufmerksamkeit in Anspruch.

In einer der übrigen gegenüberliegenden Loge hatte er plötzlich ein weibliches Wesen erblickt, dessen schlanke Form und klassische, von goldenen Haarflechten gehobene Züge ein Beben der Wonne und zugleich des grausen

Entsetzens durch seine Glieder rinnen ließ. Er ward bleich und unverwandt blieb sein starrer Blick auf jene Stelle geheftet. Wie seltsam, daß ihm die verstorbene Constanze doch immer aufs Neue aufstieß, und daß das Grab eine so ungenügende Schranke bildete. O, für ihn existirte in diesem Augenblick nicht die Musik mit ihren schwellenden Tönen, nicht das Publikum in seiner tausendfachen Mannigfaltigkeit, noch Viktorine mit ihrer verdächtigen Koketterie, noch Klara mit ihren albernen Einflüsterungen, nichts war für ihn da, als sein Abgott, sein Ideal, seine Constanze. Gern würde er ihr die Arme entgegengestreckt haben, aber er fühlte sich gelähmt; er würde ihr zugerufen haben, aber jeder Laut erstickte in seiner Kehle. Er hätte die süße Erscheinung für immer anstaunen können, aber ach, sie wendete sich und war wenige Augenblicke nachher aus der Loge verschwunden.

Ja, sie war wirklich fort, und nach ihrer Entfernung war ihm der Aufenthalt im Theater zur Qual geworden. Unter dem Vorwande der Ermüdung und einer von seiner Krankheit noch zurückgebliebenen Schwäche entfernte er sich.

Die übrige Gesellschaft kehrte erst ziemlich spät zurück und Viktorine fand Arthur heftig erregt in einem der Wohnzimmer auf- und abgehend.

„Was fehlt Ihnen, Arthur? Sind Sie krank?“ fragte sie im Tone herzlicher Theilnahme.

„Ich habe sie gesehen, ich habe sie gesehen!“ rief er leidenschaftlich. „Es war keine Täuschung, sie war es, dort im Theater!“

Viktorine erschrack und schauderte.

„Nehmen Sie Platz,“ sagte sie, ihrer selbst kaum mächtig, „ich werde wieder versuchen, mit Vernunftgründen gegen ihre Selbsttäuschung zu kämpfen.“

„Ich versichere Ihnen, ich sah sie, wie ich Sie jetzt vor mir sehe. Sie muß am Leben sein! Ja, beim Himmel, sie muß leben!“

„Oh still, Arthur, Sie sprechen gottlos.“

„Nein, gottlos nicht, aber verzweifelnd,“ erwiderte er; „ich wiederhole Ihnen nochmals, daß ich sie in der Theaterloge gesehen habe! Kein Phantasiebild kann in solcher Frische und Lebendigkeit vor unseren Augen stehen, wie sich Constanze mir auch heute wieder zeigte. Nein, es war kein Gespenst, kein Hirngespenst, das ich sah, sondern sie selbst, die lebende Constanze!“

„Sie sahen aber doch ihr Grab und der alte Hausverwalter sprach auch von ihr als einer Verstorbenen!“ entgegnete Viktorine ruhig. „Diese Thatsachen ihres Todes sind nicht zu vernichten. Keine Macht der Erde vermöchte sie wieder zurückzubringen.

„Ja, ja, ich wußte es wohl, daß Sie so sprechen würden. Sie berauben mich jeder Hoffnung. Sie sind erbarmungslos, Viktorine — erbarmungslos, wie das Grab."

„Ich bedaure Sie von ganzem Herzen!" rief Viktorine. „Wäre ich im Stande, ich brächte sie Ihnen zurück, ja, selbst auf Kosten meines eigenen Lebensglückes. Sie vergessen," fügte sie mit einer mit Stolz gemischten Zärtlichkeit hinzu, „Sie vergessen, daß sie meine Nebenbuhlerin ist."

„Viktorine, haben Sie Geduld mit mir," sagte Arthur bittend, diese Erscheinung, oder was es sonst sein mag, rüttelt an meinem Verstande. Es treibt seinen höllischen Spott mit mir und wird mich noch zur Verzweifinng bringen. Wollen Sie mir verzeihen?" fragte er, ihr beide Hände reichend.

Viktorine nahm die kalten, zitternden Hände und suchte sie in den ihrigen zu erwärmen.

„Um Ihres eigenen Glückes willen, Arthur, können Sie diese furchtbare Sinnentäuschung nicht besiegen?" fragte Viktorine; „könnte Ihr starker Wille nichts gegen sie vermögen?"

„Ich habe es versucht, jedoch vergebens. Sie sehen, daß sie sich immer wieder aufs Neue einstellt. Kein Ort vermag mich vor ihr zu schützen. Sie überfiel mich auf dem Kirchhofe — verfolgte mich von dem Zimmer im Schlosse meines Freundes bis in das mit Menschen gefüllte Theater, was soll ich dagegen ausrichten?"

„Beruhigen Sie sich, Arthur; Sie haben sich, wie ich glaube, zu früh nach Ihrer Krankheit in die Welt hinausgewagt. Es handelt sich hier, nach meiner Ueberzeugung, um ein körperliches Uebel, das nur der vollen physischen Kraft weichen wird. Für heute rathe ich Ihnen Ruhe und Schlaf an, es ist bereits sehr spät."

„Ich kann nicht schlafen. Es wäre thöricht von mir, in diesem Augenblicke auch nur den Versuch zu machen."

Aber mit ihrer unwiderstehlichen Ueberredungskunst vermochte ihn Viktorine, sich in sein Zimmer zurückzuziehen, und beim Abschied entließ er sie mit dem Versprechen, alle ruhestörendeu Gedanken aus seinem Geiste zu verbannen und ging, der körperlichen Ruhe zu genießen, deren er so dringend bedurfte.

Zwei volle Tage blieb Arthur auf seinem Zimmer und Viktorine widmete sich ihm mit derselben liebevollen Zärtlichkeit, die sie ihm während seiner Genesung vom Nervenfieber erwiesen hatte. Arthur's Geist schien zerrüttet, seine Nerven waren offenbar erschüttert und es erschien sehr zweifelhaft, was das Ende dieser wiederholten Anfälle sein würde. Zu ihrer großen Bestürzung fand Viktorine in Constanze eine gefährlichere Neben-

buhlerin, als sie anfänglich geglaubt hatte. Doch machte sie der Letzteren Schritt für Schritt den Boden streitig und bot alle ihre Liebenswürdigkeit auf, um Arthur's Gemüth nur einigermaßen zu beruhigen.

„Du giebst Dir unendliche Mühe mit Arthur, meine Tochter," sagte eines Tages ihre Mutter, „ich würde ihm rathen, einen Arzt, Doktor Bowdler zum Beispiel, über seinen Zustand zu befragen."

„Das habe ich ihm auch schon gesagt, doch will er von Aerzten durchnichts wissen."

„Wenn das so fortgeht, wird es eine sehr ernste Sache für dich werden, und ich würde dir rathen, es reiflich zu überlegen, bevor du dein Schicksal unwiederruflich an das seine kettest!" sagte Madame Ferrars.

„Sei versichert, Mamma, daß ich jeden meiner Schritte reiflich erwäge."

„Nun, meine Liebe," fuhr die Mutter fort, „natürlich mußt Du Deine eigenen Angelegenheiten besser beurtheilen können, und ich wünsche auch nicht, mich hineinzumischen. Aber wegen des zweifelhaften Gesundheitszustandes des armen Arthur würde ich es allen Ernstes am gerathesten halten, es so einzurichten, daß die Welt Deine Verlobung noch nicht als eine vollendete Thatsache betrachte. Es könnte später, wenn sein Zustand sich verschlimmern sollte, sehr unangenehm werden."

„Sehr, sehr unangenehm, Mama! erwiederte Viktorine.

„Doch meine Liebe," fuhr die ältere Dame fort, was den armen Arthur betrifft, so ist diese schreckliche im Anzuge begriffene Krankheit eine schlimme Schattenseite für Dein künftiges Lebensglück. Ist Dir dies nicht eingefallen?"

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Dickköpfe.

Erzählung
von
Karl Landsteiner.

(Fortsetzung.)

IV.
Offener Krieg.

Am nächsten Morgen befahl Steinbrecher seiner Magd, das Gras auf der ganzen Wiesenfläche zwischen den Obstgärten abzumähen. Bisher

hatte dies natürlich nur auf der einen Hälfte des Plans geschehen können, da der Zaun denselben theilte. Die Magd that, was ihr befohlen war. Eisenhauer sah zu und ließ es geschehen. Nachmittags jedoch gewahrte Steinbrecher mehrere Kühe in seinem Garten, welche gemüthlich daselbst weideten. Er ließ sie in Eisenhauers Garten hinüber treiben, ihm aber sagen, wenn die Kühe nochmal kämen, so würde er sie niederschießen. Eisenhauer erwiederte, sie hätten nur geholt, was Steinbrechers Magd auf seinem Grund gestohlen. Das waren die Feindseligkeiten des zweiten Tages.

Am dritten Tage war Steinbrecher damit beschäftigt, einen Obstbaum in Eisenhauers Garten umzuhauen. Der Nachbar hinderte ihn nicht.

Am Morgen des vierten Tages jedoch lagen in Steinbrechers Garten zwei der schönsten Bäume, gefällt, am Boden. Ergrimmt eilte Steinbrecher hinab um des Schadens genauer ansichtig zu werden. Als er an den Platz kam, wo die Bäume lagen, gewahrte er einen Zettel an einen derselben geheftet. Er nahm das Blatt und las:

„Zur Warnung! Wenn der Nachbar sich noch einmal unterfängt, meinen Grund und Boden zu betreten, oder gar an meinem Eigenthume mir Schaden zuzufügen, so wird er wie ein Dieb und Einbrecher behandelt, werden."

„Das werden wir sehen!" sagte Steinbrecher, nahm eine Leiter und rief seine Magd herbei.

„Hole sie einen Korb und komme sie mir nach."

Dann ging er in des Nachbars Garten und da gerade Kirschenzeit war, so lehnte er die Leiter an einen Kirschbaum und als die Magd gekommen, bestieg er den Baum und pflückte einen Korb voll der schönsten Früchte. Während er noch damit beschäftigt war, erschien Eisenhauer

„Was macht Ihr da oben Steinbrecher?" fragte Eisenhauer, blaß vor Zorn.

„Ich „brocke" (pflücke) Kirschen," erwiederte Steinbrecher ruhig.

„Auf meinem Baume? Herunter, elender Dieb!"

„Wer ist ein Dieb? Ihr seid ein Dieb! Ihr besitzt mein Eigenthum und nehm ich davon, so thu' ich recht, verstanden?"

„Steigt herab, ich sag's Euch, Nachbar."

„Ich werde herabsteigen, wann es mir gefällig ist. Da nimm den Korb, Sali!"

Damit reichte er den mit Kirschen gefüllten Korb der Magd. Eisenhauer nahm ihr denselben jedoch ab und trug ihn in sein Haus. Steinbrecher war indeß vom Baum gestiegen und als er Eisenhauer mit

einem Knüttel bewaffnet zurückkommen sah, ergriff er seinerseits eine Latte, um sich nöthigen Falls gegen den erbitterten Nachbar zu vertheidigen. Dieser rief ihm zu:

„Packt Euch nun und danket Gott, daß Ihr so billig loskommt?“

„Meinen Korb her!“

„Euren Korb? Wißt ihr nicht, Nachbar, daß der Förster den armen Leuten, welche im Walde Holz stehlen, Hacke und Tragkorb wegnimmt, damit sie in Zukunft „gewitzigt“ seien? Nun seht, so macht' ich's euch auch. Aber jetzt geht.“

„Meinen Korb her!“

„Den bekommt ihr nicht, so wahr ich Eisenhauer heiße.“

„Nun so muß ich mir denselben holen.“

Steinbrecher nahm einen Anlauf, stieß den Nachbar mit Kraft zur Seite und drang in das Haus ein. Er fand den Korb mit den Kirschen auf dem Tische stehen, bemächtigte sich desselben und verließ, so schnell er gekommen, das Haus. Crescenz folgte ihm und da sie den Vater unten, gerade vor der Thüre stehen sah, so blieb sie auf der Treppe angstvoll lauschend.

„Stellt den Korb nieder!“ herrschte Eisenhauer den ihm entgegen kommenden Steinbrecher an. Dieser aber, seine Hand der Nase nähernd, machte mit derselben eine bekannte Figur und sagte: „Da.“

„In demselben Augenblick hob Eisenhauer den Knüttel und ließ denselben mit solcher Wucht auf Steinbrechers Arm fallen, daß ihm der Kirschenkorb entsank und er einen Schrei des Schmerzens ausstieß.

Dann aber hob Steinbrecher mit der unverletzten Hand die Latte auf, die er von sich geworfen hatte, schwang sie, indem er einen fürchterlichen Fluch vernehmen ließ, in der Luft einmal, zweimal, dreimal und ungeachtet Eisenhauer zu parieren suchte, wußte er sie in einem geeigneten Momente so gutgezielt gegen des feindlichen Nachbars Kopf zu führen, daß sie von der Gewalt, mit der sie auf denselben niederflog, krachend entzweisprang. Eisenhauer taumelte und, während seine mauerweiß gewordenen Lippen noch unverständliche Worte murmelten, stürzte er plötzlich zusammen.

„Jesus Maria!“ schrie Crescenz und eilte herzu, worauf sie, die Hände ringend, vor dem Vater in die Knie sank: „Jesus Maria! Ihr habt meinen Vater erschlagen!“

V.

Draußen im Wald.

Ungefähr eine halbe Stunde, außerhalb des Dorfes, begann ein großer Wald, der sich mehrere Meilen weit ausdehnte. Durch denselben führte

die Straße, die aber Wanderer und Fuhrleute nicht ohne geheime Angst betraten. Viele Sagen und grausige Mordgeschichten waren über diesen Wald in Umlauf und manches Kreuz bezeichnete noch die Stätte, an welcher irgend eine finstere That geschehen war. Selbst der berühmte Räuberhauptmann, der in den Tagen der Väter die Gegenden Oesterreich's unsicher machte, sollte eine Zeitlang darin gehaust haben. Jetzt hatte man freilich schon gar lange nichts gehört. Dennoch blieb der Forst für Viele ein Ort des Schreckens und Nachts denselben zu durchwandern, galt für keine geringe Kühnheit. Im Dorfe bediente man sich, wenn man recht zornig gemacht wurde, des Sprüchwortes: „Wartet nur, ich geh' in den Wald." Das sollte heißen: „Ich werde ein Räuber und plündere euch dann aus."

Diese schon halb abergläubische Furcht machte den Wald öder, einsamer, als es nöthig war. Für den Landmann hatte der Wald ohnehin etwas Gespenstiges, Unheimliches, wenn auch der Schrecken von Wegelagerern und Mördern nicht hinzukommt. Im tiefsten Dickicht hausen die Geister und dämonische Wesen. Dem einsamen Jäger erscheint im Tannendunkel die Waldfrau mit gelöstem, weichlockigen Haar. Der Wanderer, der Nachts mit klopfendem Herzen die ausgestorbene Straße schreitet, hört plötzlich Seufzer und Klagelaute aus den Waldesgründen. Die feurigen Männer schweben heran und begleiten ihn. Manchmal zupft ihn Jemand am Rockschössel oder eine kalte Hand fährt ihm über das, mit reichlicherem Schweiß bedeckte Antlitz. Auch vernimmt er mitunter das Getöse der wilden Jagd, gespenstisches Rufen, Hollah's, Hundegebell und Peitschenknallen. Entsetzt fängt er an zu laufen, schneller, immer schneller und nun geht's erst recht los. Das unheimliche Gesindel hält ihn für ein Wild und saust hinter ihm drein. Halbtodt erreicht er endlich das Freie und wie die Erlösung begrüßt er das Licht, das aus den Fenstern der Herberge ihm entgegenblitzt.

Von all diesen Dingen wußte oder wollte der Pfarrer des Dorfes nichts wissen. Wenigstens glaubten seine Pfarrkinder dies aus dem Umstande schließen zu müssen, daß er seine Spaziergänge fast immer gegen den Wald zu richtete und oft bis spät in die Nacht in demselben verweilte. Nicht selten begegnete ihm der Jäger in den tiefsten Gründen des Gehölzes und erschrack nicht wenig, den „geistlichen Herrn" daselbst zu treffen. Manchmal saß er träumend auf einem Felsblock oder las, an einen Baum gelehnt, in einem Buche. Freilich bracht' er auch meistens einen Strauß Waldblumen mit nach Hause, die er nach den Gesetzen der Botanik klassificirte und in sein Herbarium einreihte — das aber beachteten die Leute nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtisch.

(Der spaßhafte Schustergeselle.) Ein Schlächter, der ein Kalb eingekauft hatte, setzte sich damit zu Pferde vor der Thüre einer Schenke. Ein Schustergesell, bekannt wegen seiner Spaßhaftigkeit, der wußte, daß der Schlächter einen Wald zu passiren hatte, erbot sich dem Wirthe, das Kalb wegzunehmen, wenn er ihn für fünf Silbergroschen Branntwein traktiren wolle. Der Wirth willigte ein und der Schuster machte sich auf den Weg. Nahe am Walde ließ er einen neuen Schuh fallen und einen andern ungefähr zehn Minuten davon. Der Schlächter sah den ersten Schuh, hielt es aber nicht der Mühe werth, darum abzusteigen; als er jedoch den zweiten entdeckte, dachte er: die gehören zusammen, stieg ab, band das Pferd an die Hecke und ging zurück bis zur Stelle, wo er den ersten Schuh gesehen hatte. Der Schuster band unterdessen das Kalb los und trug es quer durch's Feld zu dem Wirthe, der es in seine Scheune brachte. Als der Schlächter sein Kalb vermißte, ritt er zurück nach dem Wirthshaus und erzählte sein Unglück, zur selben Zeit bemerkend, daß er ein anderes Kalb haben müsse, es koste was es wolle, da das Kalbfleisch bestellt sei. Der Wirth sagte ihm, er habe ein Kalb in der Scheune, welches er ihm verkaufen wolle; der Schlächter besah es und fragte nach dem Preise. Der Wirth erwiderte: Gib mir so viel, als du für das verlorene Kalb gegeben hast, denn ich denke, dieß da ist völlig so groß und fett. Der Schlächter wollte aber so viel nicht geben und der Wirth verstand sich dazu, es um einen Thaler weniger abzulassen. Der Schlächter band es auf's Pferd und machte sich wieder auf den Weg. Der Schustergesell, stolz auf seinen Erfolg, machte sich anheischig, auch dießmal das Kalb zu stehlen, wenn der Wirth ihn nochmals traktiren wolle. Wiederum machte sich der Schlaue auf einem Nebenwege in den Wald, um dem Schlächter zuvorzukommen. Als der Schlächter herankam, blöckte der Gesell gleich einem Kalbe, so daß der Schlächter meinte, er höre das verlorene Kalb schreien. Voll Freuden rief er aus: Ach, bist du da, habe ich dich endlich gefunden. Augenblicklich stieg er ab und lief in den Wald. Inzwischen schlich sich der Schuster an's Pferd, band das Kalb los und kam wirklich damit zum Wirth zurück und nach ihm auch der traurige Schlächter, der dem Wirthe die merkwürdige Hexerei erzählte. — Aber der gute Wirth enthüllte ihm das Geheimniß und der Schlächter lachte herzlich über den Spaß und gab obendrein noch eine gehörige Zeche.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl.

Druck von J. B. Fleischmann in Würzburg.



№ 8.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

„Die Zeit, um daran zu denken, ist für mich noch nicht gekommen!“ sagte Viktorine mit einem kalten Lächeln.

Es war ein Lächeln, das wie ein zerstörender Hauch ihre Schönheit in das Gegentheil zu verwandeln schien. Ihr Gesicht schien mit diesem um ihre Lippen spielenden Lächeln ein ganz anderes zu sein. —

Einige Augenblicke später befand sie sich, ganz Zärtlichkeit und milde Heiterkeit, an Arthur's Seite.

Arthur lag auf einem Sopha im Salon. Er sah es ungern, wenn sich Viktorine auch nur auf einige Augenblicke entfernte, und geschah dies ja einmal, so fühlte er eine kindische Sehnsucht nach ihr. In dieser Beziehung ward er förmlich zum Tyrannen gegen sie. Viktorine hatte ihn wie ein Kind verzogen und so kam es denn, daß er auch ebenso launenhaft und eigenwillig wie ein Kind war. —

„Sie müssen mir wieder etwas vorsingen, Viktorine!“ sagte er, als sie nach der mit ihrer Mutter gehabten Unterredung zu ihm eintrat.

„Herzlich gern!“ war die Antwort. „Was soll ich singen?“

„Gleichviel, wenn die Melodie nur klagend und lieblich ist.“

Viktorine setzte sich an das Instrument und sang, und als sie ihr Lied beendet hatte, wünschte er ein zweites, welchem Verlangen auch mit derselben Gefälligkeit gewillfahrt ward, ohne daß sie ein Zeichen von Anstrengung und Ermüdung kund gab.

Viktorinens Unermüdlichkeit war eine ihrer wirksamsten Waffen. Und doch sollte Arthur's Recht auf ihre ungetheilte Aufmerksamkeit nur zu bald angegriffen werden; denn die Visitenstunde nahte heran, und der erste Be-

sucher stellte sich zu Arthur's großer Erbitterung in der Person des Lord Willcox ein.

Arthur erhob sich und machte seine steiffste Verbeugung. Dann zog er sich, ein Unwohlsein vorschützend, zu einem Lehnstuhl zurück, der sich am andern Ende des Salons befand. Jenes erste Zusammentreffen in der Oper war für Arthur hinreichend, auf ewig eine Schranke zwischen sich und ihm zu errichten. Seine schlummernde Eifersucht erwachte auf's Neue und die flache, nichtssagende Unterhaltung des Lord erregte seinen größten Widerwillen.

„Ich bin entzückt, Sie diesen Morgen so wohlauf zu finden, Ferrars. Sie haben sich in der Oper nicht zu sehr angestrengt? Himmlische Musik; herrliches Ballet!“ — dabei drehte er wohlgefällig seinen Backenbart um den Finger.

„Was weiß er von der Oper?“ brummte Arthur in seinem Lehnstuhle. „War er doch viel zu sehr mit seiner eigenen kostbaren Person beschäftigt. Bei Gott, dieser infame Moschusgeruch ist unerträglich!“

Arthur's Gesicht wurde gelb. Vielleicht in Folge des Moschus? Das wäre doch fraglich.

„Apropos,“ fuhr Lord Wilcox, „sahen Sie die Venus, welche an jenem Abende von den olympischen Höhen herniederstieg, um das Opernhaus mit ihrer Gegenwart zu beglücken?“

„Ihre Sprache ist mir zu klassisch, ich verstehe Sie nicht recht —!“ antwortete Viktorine lächelnd.

„Sie sahen sie also wirklich nicht?“ fragte er. „Oh, wie köstlich! Venus selbst könnte sich mit ihr nicht vergleichen. Diese göttlichen Formen! Diese —“ hier unterbrach er sich plötzlich und betrachtete Arthur mit einem gewissen Grade von Unruhe. „Mir wollen die Blicke jenes Herrn in der Ecke nicht gefallen,“ fuhr er flüsternd fort — „es ist wohl hier nicht ganz richtig bei ihm?“ Dabei deutete er mit der verzierten goldenen Krücke seines Stöckchens auf seine Stirn.

„Oh ja, vollkommen richtig!“ antwortete Viktorine leise. „Bitte, fahren Sie fort, Mylord; ich höre es gern, wenn ein geistreicher Mann eine schöne Frau beschreibt.“

„Nun denn,“ fuhr Lord Wilcox fort, „sie war so majestätisch, so anmuthig. Und welche herrlichen Augen! Und dann ihr Haar! Sie haben gewiß von goldenem Haar gehört; nun das Haar jener Dame —“

„Halt!“ rief Arthur aufspringend und seine Augen mit entsetzlicher Wildheit auf Lord Wilcox richtend. „Wer spricht hier von goldenem Haar und einer majestätischen Form? Wissen Sie auch, von wem Sie sprechen?“

Mein Himmel, ich wollte nichts Beleidigendes sagen, mein Herr!" versetzte Lord Wilcox. „Ich weiß gar nichts von jener Dame, bei meiner Ehre!" Und der bestürzte Edelmann suchte unter tiefen Verbeugungen die Thür. „Fräulein Ferrars, bedauere unendlich, daß ich — einen andern Besuch — zu machen habe. Ihr ganz gehorsamster Diener, Herr Leslie." Damit schritt er eilig hinaus.

Viktorine folgte ihm in das nächste Zimmer.

„Mylord, ich bedauere dieses Ereigniß von ganzem Herzen," sagte Viktorine, „doch —"

„Oh, mein Fräulein, das ist ein betrübender Fall! Ein Wahnsinniger, nicht wahr?" sagte der Lord zähneklappernd.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Dickköpfe.

Erzählung
von
Karl Landsteiner.

(Fortsetzung.)

Des Pfarrers Waldgänge schienen ihnen nicht ganz geheuer. Solch' ein geistlicher Herr muß heutzutage freilich Viel studiren und in den großen Büchern, die auf seinem Pulte sich befanden, mochte gar manche Zauberformel stehen. Und: „Man kann es „halt" nicht wissen!"

Es war ein gar schöner Tag angebrochen. Die Sonne schien so lieblich, sie lachte vor Freude über die schöne Welt und in manches naturfrohe Herz lachte sie tief hinein. Ei! Ei! Und that sie nicht ihren großen, feurigen Mund auf und rief: „Komm', armes Menschenkind aus der dumpfen Stube heraus. Komm' in's Freie, in's Grüne; dort wo meine Strahlen auf duftiger Wiese tanzen und die thauschweren Aeste der Waldbäume wie mit Brillanten behangene Arme herablangen, nach den erröthenden Blumen und schüchternen Gräsern. Siehst du nicht dort ein paar schöne traute, klare Augen aus dem Dickicht glänzen? Es ist das Reh, das vertrauend naht. O komm', O komm'!

Der Herr Pfarrer mußte in seinen großen Büchern die Sprache der Sonne gelernt haben; denn er sah zu ihr hinauf und nickte, freundlich zustimmend. Kaum hatte er seinen Frühgottesdienst vollendet und ein bescheidenes Frühstück eingenommen, als er einen schwarzen Rock anzog, einen breitkrämpigen Hut aufsetzte, einen schweren Stock und ein Buch nahm und

sich anschickte in den Wald zu geh'n. „Ihr wißt, wo Ihr mich finden könnt, falls Etwas „auskommen" sollte. Doch glaube ich nicht, daß Ihr mich suchen müßt, denn bis jetzt ist Nichts angesagt und Mittags bin ich schon zu Hause." Dies rief er seinen Hausleuten zu und dann schritt er fürbaß und richtig — „der Wald war sein Ziel, der unheimliche, aber so freundliche, grüne, frische, lauschige Wald!"

Ach wie erfrischend war das! wie erquickend! Wie sog mit Wonne der einsame Wanderer die würzige Luft des Waldes ein! Und so kam er wieder tief hinein in das Dickicht und erreichte sein Lieblingsplätzchen daselbst. Es war eine kleine, rings von den ältesten Waldriesen eingeschlossene Wiese, die ein klares Bächlein durchrieselte. Nach Norden zu lag ein wuchtiger Fels, dessen Fuß eine hübsche Moosbank bildete. Auf dieser Moosbank saß der Pfarrer gerne — sieh', es saß bereits Jemand dort, das Haupt in die Hand gestützt, träumend, den Kommenden nicht bemerkend. Der Pfarrer betrachtete ihn aufmerksam — ja, ja, es war der Peter Steinbrecher.

Der Pfarrer schritt näher heran. Fast hatte er den Träumer schon erreicht, als dieser aufsah und in die Höhe fuhr.

Peter starrte den Pfarrer eine Weile an, dann wollte er entfliehen.

Aber der Pfarrer rief: „Halt Peter! Du wirst doch vor Deinem Seelenhirten nicht fliehen?"

Peter blieb nun stehen. Sein Gesicht drückte Seelenschmerz und Erbitterung zugleich aus. Aber er blieb.

„Ich hab' es schon vernommen," sagte der Pfarrer in mildem Tone „daß Du seit zwei Tagen verschwunden bist. Nun da treff' ich Dich im Walde! Was ist's Peter!"

„Ich will nicht nach Hause, Herr Pfarrer!"

„Warum nicht, Peter? Was ist geschehen?"

„Der Vater hat mich mißhandelt."

„Schon wieder ließ er sich vom Zorne fortreißen? Nun, nun, Du weißt ja, Peter, daß er's nicht böse mit Dir meint."

„Hochwürden!" erwiederte Peter, nun schon etwas zutraulicher, offenbar gewonnen durch die Sanftmuth des Pfarrers. „Hochwürden, ich werde im Oktober 20 Jahre alt."

„Ich weiß Peter! Du bist ein Mann. Und Männer schlägt man nicht. Aber Dein Vater hat's gethan. Bedenke der Vater war's."

„Schon recht; aber er hat mich nicht bloß geprügelt, sondern auch unglücklich gemacht."

„Unglücklich gemacht? Ja, wie so? Erzähle doch Peter."

„Soll ich oder nicht?" fragte Peter zweifelnd.

„Wenn Du mir nicht vertrauen willst, dann laß' es. Aber vergieb dem Vater, versöhne Dich mit ihm und kehre wieder zurück. Du wirst doch nicht im Walde bleiben wollen?"

„Ja, das will ich, Herr Pfarrer!"

Der Pfarrer lachte. „Im Wald' ist's schön, ja. Aber da bleiben kann man nicht. Wenigstens als ehrlicher Mensch nicht."

Peter schwieg trotzig. Der Pfarrer wurde nachdenkend. Dann flüsterte er, wie forschend und doch nicht ganz ernsthaft:

„Willst Du am Ende gar ein Räuber werden?"

„Ja."

„Um Gottes Willen, Peter. Weit, weitweg mit diesen verruchten Gedanken. Nun Du das gesagt, mußt Du mir schon Alles erzählen. Es hilft nichts. Komm', gehen wir mitsammen.

Peter folgte, fast willenlos.

„Also ein Räuber? Was für ein dummes Geschäft für einen ehrlichen Burschen, wie Du bist, Peter. Geh' — das ist zu lächerlich."

„Wie der Herr Pfarrer glauben! Aber der Vater hat mich wegen der Crescenz geschlagen!"

„Aha! Also wegen der Crescenz? Die solltest Du ja doch heirathen."

„Ja, Herr Pfarrer, aber dem Vater kam's auf Einmal in den Sinn, mir's zu verbieten."

„So? Warum denn?"

„Warum? Weil's Streit gab zwischen ihm und dem Eisenhauer."

„Streit? Hm, ja; ich habe davon gehört. Es ist wegen —"

„Wegen des Zaun's."

„Richtig. Den Beide zusammen machen lassen sollen. Nicht?"

„Ja, Herr Pfarrer. Mein Vater aber behauptet, der Eisenhauer müsse den Zaun allein herstellen, weil sein Großvater den halben Grund abprozessirt habe.

„Sonderbare Logik, das!"

„Der Vater sagt, der ganze Grund gehöre eigentlich ihm. Wenn aber schon das Gericht ungerechter Weise gegen seinen Großvater entschied, so sei der Eisenhauer wenigstens verpflichtet, sein erobertes Gut abzugränzen und durch einen Zaun zu schützen."

„Jetzt verstehe ich Deinen Vater! So, so!"

„Da nun der Eisenhauer sagte, er thue es nicht, so geriethen sie in Feindschaft. Und nun verbot der Eisenhauer der Crescenz und der Vater mir, das Verhältniß fortzuführen. Ich ging hinüber um mit der Crescenz zu reden, da beleidigte und mißhandelte mich der Eisenhauer und dann kam

der Vater und schlug mich, weil ich hinübergegangen, obendrein. Herr Pfarrer, ist das nicht zu viel? O, es ist zu viel!"

„Ja, Peter, es ist hart. Doch geben wir die Hoffnung nicht auf. Wir wollen nichts mehr wissen, von dem Groll gegen den Vater und nichts mehr vom Räuberhandwerk. Das ist vorerst das Wichtigste! Dann wollen wir unsere Vorkehrungen schon treffen. Nicht? Die Hand her, Peter."

„Der Herr Pfarrer sagen Nichts von dem, was ich —?"

„Nichts, Peter! Aber die Hand her."

„Sie nehmen sich meiner an . . ."

„Mein Ehrenwort! Doch die Hand —"

Peter reichte dem Pfarrer die Hand.

Indeß waren sie außerhalb des Waldes angelangt. Da kam die Magd des Pfarrers eiligst dahergelaufen.

„Was gibts?" fragte der Pfarrer.

„Schnell, schnell, Euer Hochwürden! Der Steinbrecher hat den Eisenhauer erschlagen!"

Eine fürchterliche Nacht.

Dem Ritter v. Bohr, traurigen Angedenkens, wurden 5000 Gulden gestohlen. Er war in Verzweiflung, denn die Banknoten waren — unvollendete Falsifikate. Der Banknotenfälscher zitterte für den Dieb — weil er für sich selbst zu zittern hatte. Sein Verdacht fiel auf einen Schlossergesellen, Namens Michel, der sich seit einigen Tagen im Hause beschäftigt hatte. Hans, der zwölfjährige Sohn des Hausmeisters, war ein pfiffiger Bursche, — er kannte Michel und versprach Herrn v. Bohr, zu erforschen, ob der Schlossergeselle der Dieb sei oder nicht. Der Banknotenfälscher sicherte dem Diebe Verschwiegenheit zu, und versprach die Falsifikate mit gemünztem Golde einzulösen.

In einer entlegenen Vorstadt war die als Diebsherberge berüchtigte Kneipe „zur Elster." — Hans beschloß den Elsterwirth in's Vertrauen zu ziehen; denn er wußte, daß dieser nicht nur Herbergsvater der Diebe, sondern auch ein geheimer Agent der Polizei war, der er schon manche Elster in's Garn geliefert hatte, — so auch drei Gauner, die jedoch vor Kurzem erst dem Spielberg wieder entsprungen waren und dem Elsterwirth blutige Rache geschworen hatten. Davon wußte aber der Elsterwirth nichts, als er, mit einer Lampe in der Hand, den Knaben in den dunklen geräumigen Keller führte, wo die Diebe in jeder Nacht ihre Beute zu theilen pflegten. Hans sollte aus seinem Versteck erlauschen, ob der Banknotendieb unter ihnen sei oder nicht.

„Da hinter dem großen Faß versteck Dich Junge," sagte der Elsternwirth, „aber rauche mir ja keinen Tabak, denn es ist ein Pulverfaß."

„Ein Pulverfaß!" rief Hans entsetzt.

„Meine Gäste haben es dahin gestellt, um die „Nummerirten" in die Luft zu sprengen, wenn sie ihre Nasen in den Keller stecken sollten."

Der Knabe kauerte sich hinter dem Fasse nieder, und der Elsterwirth schritt der Kellerthüre zu, um sich zu entfernen, — da standen ihm plötzlich, wie aus der Erde getaucht, die drei entsprungenen Sträflinge, unter ihnen der Schlossergeselle Michel gegenüber.

Der Wirth stand einen Augenblick wie gelähmt vor Entsetzen, dann versuchte er zu entspringen, aber schnell wie der Blitz warfen sich die drei Strolche über ihn, und ehe er noch einen Laut von sich geben konnte, lag er gebunden und geknebelt zu ihren Füßen.

„Wir sind da, um Dir die Zeche für die Vergnügungsreise auf den Spielberg zu zahlen, Vater Wastel," rief höhnend Michel. „Saldire die Rechnung mit Deinem letzten Vaterunser. Die geheime Polizei soll morgen erfahren, wie wir ihre Denunzianten respektiren."

„Gebt ihn mir her!" rief der Zweite der Gauner, der auf ein Faß gestiegen war, und einen Strick an einen Nagel befestigte. „Der arme Kerl wird froh sein, wenn er schnell abgefertigt wird."

Während die beiden Andern den Elsterwirth erhoben, riß die Schnur, mit welcher er gebunden war, so daß er schwer auf das Ziegelpflaster herunterfiel. Aber, obgleich man seine Rippen krachen hörte, stand er augenblicklich auf den Beinen und stürzte mit der Lampe in der Hand — gerade auf das Pulverfaß zu. Die drei Schurken standen wie versteinert und hätten höchst wahrscheinlich in der nächsten Sekunde eine kleine Luftfahrt gemacht, wenn nicht Hans mit einem gellenden Schrei aus seinem Versteck gesprungen wäre und sich dem Elsterwirth in die Arme geworfen hätte. Im Nu hatten die drei Mordgesellen sich wieder ihres Opfers bemächtigt — und diesmal entkam es ihnen nicht mehr, denn gleich darauf sah man es zwischen Himmel und Erde baumeln, wenn man in einem Keller Himmel und Erde gelten lassen will.

„Gebt mir auch den Jungen her!" rief der Gauner, der den Henker spielte. „Es ist auch für ihn noch Platz genug an diesem Nagel."

„Warum nicht gar!" protestirte Michel. „Es ist Hans, der Sohn des Hausmeisters, wo wir die Banknoten gestohlen. Er hat uns heute Nacht das Leben gerettet. Es ist genug, wenn wir ihn binden und knebeln, damit er nicht Lärm schlagen kann, und, wenn der Tag graut, werden wir auf flinken Pferden schon einen tüchtigen Vorsprung genommen haben, wenn man uns auch verfolgt."

Hans wurde gebunden und geknebelt, neben das Pulverfaß gelegt, die Lampe gelöscht, und die drei Mordgesellen machten sich aus dem Staube.

Vielleicht hatten sie noch nicht die Straße erreicht, als der arme Junge aus seiner Ohnmacht erwachte und sich von unzähligen Ratten besprungen und beschnuppert fühlte, und er hatte weder Hände noch Füße frei, um sich gegen die kleinen Bestien zu wehren, die wie die unverschämtesten Schmarotzer sich auf sein junges Fleisch zu Gaste laden wollten. Sie sprangen so ungenirt und lustig pfeifend um und auf ihm herum, daß er auch bald pfeifen zu müssen fürchtete, aber aus dem letzten Loche, wie man zu sagen pflegt. Bald fingen die kleinen Ungeheuer zu nagen und zu beißen an, als ob sie sich das kleine wohlgenährte Menschenkind recht gut schmecken lassen wollten diese Nacht.

So lange und so gut es ging, hatte der gefesselte und geknebelte Junge doch hin und wieder eine so kecke Bestie erdrückt oder mit einem gewaltigem Kopfschütteln von seiner Nase geschleudert, aber der Feind hatte zu viel Hilfstruppen, die ihn zwangen, sich in seiner Verzweiflung hin und her zu wälzen, bis er endlich, vom Blutverlust erschöpft, zunächst der Hinterthüre bewußtlos liegen blieb und mit dem letzten Seufzer seinen gefräßigen Gästen einen guten Appetit zu wünschen schien.

Die Legion der Gäste dachte jetzt ernstlich an den Schmaus, und die kleinen Menschenfresser hatten sich gerade über den Lendenbraten gemacht, als sich geräuschvoll die Thüre öffnete und ein heller Lichtstrahl auf die Tafel fiel.

Husch — husch — eine große Retirade, und aus war es mit den Freuden des Mahls.

Eine patrouillirende Polizeiwache hatte die drei Mordgesellen erwischt, die Diebsherberge ausgehoben und war endlich auch in den Keller gedrungen, wo sie den erhenkten Elsternwirth und den gefesselten ohnmächtigen und aus unzähligen Wunden blutenden Knaben fand.

Die Mörder entgingen dem Galgen nicht, wohl aber der Banknotenfälscher Ritter von Bohr einstweilen dem Kriminal; denn die gestohlenen Falsifikate waren verschwunden und kamen erst viele Jahre später zum Vorschein.

Das kleine Hänschen ist ein großer Hans, Bürger und Meister geworden, aber die Rattenbisse trägt er noch immer zur Schau, als ob er in jener fürchterlichen Nacht am ganzen Leibe tätowirt worden wäre.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl.

Druck von J. B. Fleischmann in Würzburg.



№ 9.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

„Nun, so schlimm ist es nicht. Er ist ein Künstler und hat einst das Porträt einer Leiche gemalt, in die er sich, todt wie sie war, verliebte. Er bildet sich nun ein, daß sie ihm zuweilen erscheine, und geräth jedesmal, wenn er sie erblickt zu haben vermeint, in heftige Aufregung. Allerdings ein sehr merkwürdiger Seelenzustand."

„Mein Gott," sagte Wilcox, „er scheint sehr gefährlich; man müßte ihm einen Aufseher geben. Nur das Tollhaus ist der passende Ort für Menschen, die Geister sehen. Ich bin kein Feigling, aber einem Wahnsinnigen gegenüber — o Himmel!" rief er plötzlich, als draußen Schritte ertönten, die sich dem Zimmer näherten. „Was sollen wir nun beginnen?"

„Sie brauchen in der That nicht besorgt zu sein, er ist nicht wahnsinnig!" beschwichtigte Viktorine.

„Nein, nein, lassen Sie ihn um keinen Preis herein!" rief der tapfere Lord, indem er auf die Thür zusprang und den Riegel vorschob. „So, nun sind wir vor ihm sicher."

„Lassen Sie mich hinein, Viktorine!" sagte Arthur draußen, nachdem er vergeblich die Thür zu öffnen versucht hatte. „Ist der alberne Lord nun fort?"

„Da haben wir es," flüsterte Lord Wilcox, „er ist so, wie sie alle sind, die an seiner Krankheit leiden — fast eine plötzliche heftige Abneigung, lauert auf — mordet vielleicht — wer weiß? Oh, ich bin verloren!"

„Nicht doch, Mylord," besänftigte Viktorine? „der arme Arthur ist nach seiner jüngst überstandenen Krankheit schwach wie ein Kind."

„Mit wem flüstern Sie denn, Viktorine?" fragte Arthur, „welch einen Moschusgeruch der Geck zurückgelassen hat. — Aber, weßhalb öffnen Sie denn nicht, Viktorine?"

„Um Gottes willen nicht, mein Fräulein; haben Sie Erbarmen!" rief Lord Wilcox, sie zurückhaltend, als sie der Thüre zuschritt.

„Ich wiederhole, Mylord, Sie laufen nicht die geringste Gefahr."

„Ich will aber wissen, mit wem Sie da flüstern und warum Sie sich hier eingeschlossen haben?" rief Arthur, indem er heftig an der Thür rüttelte.

„Er wird sie sogleich aufbrechen!" jammerte Lord Wilcox. „Mein Gott, was soll aus mir werden? Ist denn gar kein anderer Ausgang?"

„Die Hinterthür dort führt nach einer anderen Treppe; leider ist sie verschlossen und ich führe den Schlüssel nicht bei mir!" antwortete die Dame.

„Oder ist kein Versteck, in welchem Sie mich verbergen können?" fragte Wilcox fast verzweifelnd.

„Es ist allerdings hier ein kleiner Alkoven; wenn Sie, ein Edelmann, es nicht verschmähen, sich darin zu verbergen —" sagte Viktorine mit einiger Geringschätzung. Doch der Lord war bereits am Eingang des Alkovens, im nächsten Augenblick verschwand er darin und riegelte die Thür von innen ab.

Mittlerweile hatte Arthur's Reizbarkeit und Ungeduld den höchsten Grad erreicht, und sicher würde er sich den Eintritt in das Zimmer mit Gewalt errungen haben, wenn Viktorine nicht endlich die Thür geöffnet hätte.

„Wen haben Sie hier?" fragte er, das Zimmer bei seinem Eintritt mißtrauisch musternd.

„Niemanden, wie Sie sehen," erwiederte sie, „Ihre leidige Phantasie hat Ihnen wieder einmal einen Streich gespielt. Ich schrieb einen dringenden Brief und wollte dabei nicht gestört werden."

„Ich hätte Sie sicher nicht gestört," sagte Arthur, „ich hätte ruhig in dem Buche weitergelesen, das ich hier auf dem Tische zurückließ. Uebrigens möchte ich beschwören, daß ich hier habe reden hören."

„Ebenso, wie Sie zu schwören bereit sein würden, daß Sie zuweilen Erscheinungen haben?" fragte Viktorine.

„Wollen Sie mich an mein Elend erinnern?" fragte Arthur. „Das wäre nicht edel gehandelt. Doch geben Sie mir ein Versprechen, und ich werde mich sofort entfernen."

„Und das wäre —?"

„Daß Sie den verhaßten Lord nicht wieder empfangen wollen."

„Wirklich, Arthur, Sie haben sich bei mir zu entschuldigen wegen der unartigen Behandlung, welche meine Gäste von Ihnen erfahren. Lord Wilcox ist sehr bestürzt und beleidigt weggegangen.“

„Er ist also fort?“ fragte Arthur erleichtert. „Warum mußte er auch in meiner Gegenwart von Constanze sprechen?“

„Von Constanze? Das ich nicht wüßte. Es gibt ja wohl noch mehr schöne Mädchen mit goldenen Haaren. Sie stellen meine Geduld heute wirklich auf eine harte Probe, Arthur.“

„Nun, nun, ich werde gehen,“ erwiederte er, „aber überzeugt bin ich noch nicht, Viktorine.“

Und er ging nach dem Saale zurück.

„Du hast keinen Begriff davon, wie es in dem rothen Zimmer aussieht!“ sagte Klara, die plötzlich zu Arthur in den Saal trat. „Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mensch im Stande ist, auch nur eine halbe Stunde dort zu verweilen —“

„Kommt Viktorine auch?“ fragte Arthur, sie unterbrechend.

„Bald, sie schreibt nur einen Brief. Aber ich wollte Dir ja weiter erzählen —“

„Also einen Brief schreibt sie? Das ist mir lieb!“ murmelte Arthur, gleichsam als fühlte er sich hierdurch erleichtert.

„Wie sie es aber nur selbst in der rothen Stube aushalten kann, ist mir ein Räthsel. Man kann thatsächlich nicht durch die Fensterscheiben sehen,“ fuhr Klara unermüdlich fort, „und nun erst gar der Alkoven —“

„Der Alkoven?“ fragte Arthur rasch.

„Der ist nun erst recht in einem entsetzlichen Zustande,“ erwiederte sie, „undurchdringliche Spinnengewebe und weiß Gott, was sonst noch. Nun wahrlich, die Londoner Damen sind —“

„Und was hattest Du denn im Alkoven zu thun?“

„Ei, es herrschte da ein so unausstehlicher Moschusgeruch, daß ich begierig war, zu wissen, woher er kam. Viktorine behauptet zwar, es wäre von ihrem Taschentuch; aber das glaubte ich ihr nicht.“

„Du hättest ihr glauben sollen,“ sagte Arthur streng, „Du hattest kein Recht, ihre Wort in Zweifel zu ziehen.“

Dies war freilich ziemlich unbillig von Arthur, da kaum eine halbe Stunde vergangen war, wo er selbst Viktorinens Behauptungen bezweifelt hatte.

„Ich glaubte vielmehr, daß Lord Wilcox dort gewesen wäre, mit dem Viktorine unzweifelhaft in einem sehr vertrauten Verhältnisse steht. Ich weiß

wohl, wie die Sache enden wird. So etwas kann man mit halbem Auge sehen."

„Arthur schwieg. Er arbeitete an einer Zeichnung, um sich die Unannehmlichkeit zu ersparen, Klara aus dem Zimmer zu verweisen, was in äußersten Fällen sein letztes Mittel war. Leider waren stumme Andeutungen für Klara selten ausreichend.

„Heute Vormittag waren sie lange in dem rothen Zimmer eingeschlossen," sprach Klara weiter, „ich weiß es daher, weil ich sie selbst habe zusammen hineingehen sehen."

„Das ist nicht wahr, Klara!" rief Arthur unwillig.

„Ich sage Dir aber, es ist wohl wahr, denn ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen, ich blickte über das Treppengeländer!" sagte sie triumphirend.

„Ein Zeugniß, das auf so ehrlose Weise erlangt ist, nehme ich nicht an!" rief Arthur, wurde aber nichtsdestoweniger sehr bleich. „Höre, Klara, die Sache steht wieder einmal so, daß entweder Du das Zimmer verlassen mußt, oder ich werde hinausgehen."

„Thue, was Du nicht lassen kannst," sagte Klara ruhig. Ich bin es überdrüßig, mich von einem Winkel nach dem andern treiben zu lassen, weil Du es nicht für gut befindest, mir zu glauben, was ich sah —"

Arthur stand auf und verließ das Zimmer. Auf dem Korridor begegnete er Viktorinen und wollte schweigend an ihr vorübergehen.

„Bleiben Sie doch Arthur; ich bin jetzt ganz zu Ihrer Verfügung!" sagte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Dickköpfe.

Erzählung
von
Karl Landsteiner.
(Fortsetzung.)

VI.

Der Weg Rechtens.

Als Peter diese Nachricht vernahm, stieß er einen Schrei des Entsetzens aus. Dann rannte er wie ein Besessener dem Dorfe zu. Um Eisenhauer's Wohnung standen eine Menge von Leuten. Peter machte sich

gewaltsam Bahn durch den Haufen der Neugierigen. Er stürmte die Treppe hinauf in die Stube. Dort lag Eisenhauer der Länge nach auf dem Bette. Crescenz kniete vor demselben und hatte ihres Vaters Hand gefaßt. Der Arzt war beschäftigt, um den Kopf desselben eine Bandage zu machen. Auf einem Stuhl beim Fenster saß Steinbrecher gesenkten Hauptes. Zwei Gerichtsdiener standen neben ihm. Peter eilte auf Crescenz zu:

„Um aller Heiligen Willen, Crescenz!“ rief er.

Crescenz erhob sich, sah Peter an und legte den Finger auf den Mund. Dann kniete sie wieder nieder. Peter trat hinzu und warf einen Blick auf Eisenhauer.

„Gott sei Dank! Gott sei Dank! Er ist nicht todt!“ Hierauf sah Peter seinen Vater eine Weile an, dann entfernte er sich.

Unten ließ er sich von den Leuten erzählen, was während seiner Abwesenheit vorgefallen war und bat sie sodann, sich zu zerstreuen, was sie, nachdem er ihnen gesagt, daß Eisenhauer nicht todt sei, denn auch thaten.

Inzwischen kam der Herr Pfarrer. Er war sichtlich erfreut, als ihm Peter, mit Thränen im Aug', erzählte, daß Eisenhauer zwar schwer verletzt, aber nicht getödtet worden sei. Der Schlag mit der Latte hatte den vollblütigen Mann so sehr betäubt, daß er eine Weile wie todt dalag. Nun aber erklärte der Arzt, daß für das Leben des Mannes nichts zu besorgen sei. — „Kann er schon reden?“ fragte der Pfarrer. „Ich glaube wohl!“ erwiderte der Bader, (d. h. der Dorfarzt). „Ist er's aber auch ohne Gefahr im Stande?“ — „Versuchen Sie's Herr Pfarrer, wir werden ja sehen.“

Der Pfarrer näherte sich nun dem Kranken. Er reichte demselben die Hand, welche Eisenhauer und Crescenz zugleich küßten. „Wie befindet Ihr Euch, lieber Eisenhauer?“ fragte der Pfarrer mit sanfter Stimme.

„Ich denke, Euer Hochwürden, ich werde wohl fortleben können.“

„Das hoffen wir! Doch wird es gut sein, die heiligen Sakramente zu empfangen.“

„Ich bitte d'rum, Herr Pfarrer!“ sagte Eisenhauer mit schwacher Stimme.

„Das ist schön von Euch. Das Wichtigste ist, mit dem Herrn da droben im Reinen zu sein. Das Uebrige findet sich.“

„Ja, Sie haben Recht, Herr Pfarrer?“

„Wollt Ihr Euch aber mit Gott versöhnen, Eisenhauer, so müßt Ihr's zuvor mit Euren Mitmenschen. Ihr müßt Euren Feinden vom Herzen verzeihen.“

„Vom Herzen!“ sagte Eisenhauer.

„Nun so kommt herzu, Steinbrecher!" rief der Pfarrer.

Der Nachbar that es. Er war, seit er den schrecklichen Schlag auf Eisenhauers Haupt geführt, wie umgewandelt. Wie Schuppen fiel's ihm vom Aug'. Eine namenlose Zerknirschung bemächtigte sich seines Herzens. Er verwünsche den ganzen, heillosen Streit und bereute auf das Tiefste, nicht nachgegeben zu haben. Der Gedanke, das seine „Dickköpfigkeit" an so großem Unglück Schuld trug, der Gedanke, daß es an einem Haar gehangen und er wär ein Mörder gewesen, daß erschütterte ihn vollends. Bleich, gebrochen, mit Thränen im Auge stand er an dem Schmerzenslager des Nachbars. Aber auch Eisenhauer, so elend er sich fühlte, machte sich im Stillen Vorwürfe. Wenn er doch nachgegeben hätte; wenn er wenigstens nicht handgemein geworden wäre mit dem Steinbrecher. Freilich konnte man ihn viel eher entschuldigen, als den Nachbar; aber ganz frei von Schuld war er doch auch nicht.

„Reicht Euch die Hände!" sagte der Pfarrer feierlich.

Und Eisenhauer streckte mühsam die Hand hervor und Steinbrecher berührte sie und benetzte sie mit seinen Thränen.

„Und jetzt führt mich auf's Gericht!" sprach er, und ruhig folgte er dem Gerichtsdiener. Peter ging auch mit.

So kam die Angelegenheit allerdings wieder vor die Richter aber in welcher Weise. Wußte Steinbrecher nun, was Rechtens war? Ja, er wußte es.

Denselben Abend empfing Eisenhauer noch die heilige Wegzehrung und voll Ergebung erwartete er, was der Himmel über ihn verhänge. Ein Fieber ergriff ihn und raubte ihm die Besinnung. Wochenlang kämpfte seine starke Natur. Crescenz pflegte ihn auf das Liebevollste. Täglich erschien der Pfarrer einmal, Peter zweimal. Indeß hatten die Gerichtsverhandlungen hinsichtlich Steinbrechers ihren Verlauf. Er wurde zuletzt wegen schwerer körperlicher Verletzung zu längerem Kerker abgeurtheilt; in Anbetracht der mildernden Umstände, in Anbetracht seiner reuevollen Ergebung und vor Allem auf Verwendung des Pfarrers, zu einer, freilich nicht unbedeutenden Geldbuße, begnadigt.

Das war der Weg Rechtens.

VII.

Der Zaun — und der Friede.

„Sie sind unser Schutzgeist, Herr Pfarrer!" sagte Steinbrecher, indem er an der Seite des Seelenhirten der Wohnung Eisenhauers sich näherte. „Sagen Sie, ich thu Alles, was Sie für gut halten."

„Wir thun Alles, Herr Pfarrer!“ wiederholte Peter, der sich mit dem Vater ebenfalls ausgesöhnt hatte. „Aber schlagen dürft ihr mich nicht mehr, Vater!“ hat er gesagt und Steinbrecher hatte erwiedert, das solle nun und nimmermehr geschehen. Er werde immer, wenn er von seinem „Jähzorn“ hingerissen zu werden in Gefahr sei, an den Tag sich erinnern, der ihn bald zum Mörder gemacht hätte, was der barmherzige Gott noch von ihm gnädig abgewendet. „Diesmal,“ hatt' er hinzugefügt, „ist's noch erträglich abgelaufen.“ Die bäurische Dickköpfigkeit ist in diesem Falle nicht zu stark gestraft worden. Wer aber bürgt immer für einen günstigen Ausgang? Wenn Eisenhauer todt wäre, wenn Peter ein Räuber geworden — o mein Gott! So nahe war's daran. So nahe! — Befehlen Sie, Herr Pfarrer! Wir thun Alles, was Sie uns rathen. Sie sind unser Schutzgeist!“

Der Pfarrer nahm ihn nun bei Seite und flüsterte ihm Etwas in's Ohr. Man konnte bemerken, daß Steinbrecher unruhig wurde.

„Seltsam! Ihr kämpft mit Euch selbst?“ sagte der Pfarrer.

„Ja, es kommt mir gerade das am schwersten an.“

„Nun, jetzt weiß ich erst, was ein Dickkopf ist!“ rief der Geistliche.

„So gehts Einem!“ sagte Steinbrecher. „Doch's ist schon vorbei. Ja, es soll geschehen, wie Sie gerathen.“

„Wie befindet sich der Vater?“ fragte der Pfarrer Crescenz, die eben die Treppe herabkam, um Wasser zu holen.

„Danke; heute Nacht war das Aergste, Herr Pfarrer. Die Krisis, meinte der Bader. Aber nun ist's vorüber. Der Vater wird gesund.“

„Gottlob!“

Der Pfarrer begab sich in's Haus, Steinbrecher und Sohn aber empfahlen sich und gingen in ihre Wohnung zurück. Dort verhandelten sie Allerlei unter sich, dann ging Peter in's Dorf und kehrte nach Verlauf einer halben Stunde in Gesellschaft von mehreren Männern zurück. Mit diesen besprach sich Steinbrecher wieder und führte sie hierauf in den Garten. Und dann —?

Und dann?

— — — — — — — — — — —

Eisenhauer durfte endlich das Bett verlassen. Es war ein warmer Sonntagsvormittag. Crescenz war aus der Kirche gekommen und im vollen Staat. Sie trug einen röthlich gestreiften Rock und eine schwarze Seidenschürze. Das enge Sammetmieder, mit zierlichen Silberschnüren besetzt, hob ihre schönen Formen sehr hervor. Ihr frisches, rosiges Gesichtchen war von einem weißen, mit blauen Bändern durchzogenen Häubchen umrahmt, was ihr etwas außerordentlich freundliches gab. Sie war nun wieder so heiter, so glücklich. Ach, das arme Kind hatte viel gelitten. Erst der plötzliche Bruch

mit Peter, den sie doch so sehr geliebt und — sie erröthete, da sie daran dachte — trotz Allem noch immer liebte. Dann das Unglück mit dem Vater. Wochenlange kam sie nicht in's Bett. Sie wollte Niemanden den kranken Vater anvertrauen. Trotz seiner Strenge gegen sie, bezugs ihrer Liebe zu Peter, hatte sie doch keinen Augenblick ihre Kindespflicht aus den Augen verloren. Darin unterschied sie sich zu ihrem Vortheile vor dem trotzigen Peter. Das war eine schwere, schwere Zeit gewesen, seit jenem Tage, da man den Eisenhauer, als einen Erschlagenen, die Treppe heraufschleppte. Nun war aber alles hoffentlich gut. Nun mußte sich wohl Alles zum Besten wenden. Es fügte sich doch auch noch — ja richtig!

(Schluß folgt.)

Nachtisch.

(Ein gelehrter Fähnrich.) Es war bereits im Jahre 1721 an einem Sommernachmittage, da saßen zu London im Button'schen Kaffeehause drei Gelehrte und delivirten über den Sinn eines lateinischen Verses. Sie führten das Gespräch so, daß wohl mit Fug und Recht ein Zuhörer bescheiden sich hätte einmischen können. Dies geschah auch von Seiten eines Gardefähnrichs, eines blutjungen Menschen, der erröthend das Wort nahm. — „Gentlemen," sagte er, „mir scheint, daß der Sinn dieses Verses wohl deutlich sein möchte, wenn man am Schlusse des Punktes ein Fragezeichen setzt." — Es fand sich, daß der junge Mann Recht hatte. Die drei Gelehrten bissen sich auf die Lippen und schämten sich, aus so unschuldigem Munde Belehrung erhalten zu haben. Aber einer von ihnen (es war der berühmte Dichter und Uebersetzer Pope, die anderen waren Congreve und Pornal) fand sich am empfindlichsten getroffen, denn er war trotz seiner verwachsenen Gestalt, oder vielleicht in Folge derselben, übertrieben eitel und anmassend. „Nun, mein geehrter Herr," sagte er verächtlich zu dem jungen Fähnrich, „wissen Sie denn überhaupt schon, was ein Fragezeichen ist?" — „Nun, ich hoffe wohl," antwortete der junge Krieger und warf einen bedeutsamen Blick auf Pope's Höcker, „es ist ein kleines krummes Ding, das Fragen aufwirft!"

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl.

Druck von J. B. Fleischmann in Würzburg.

Der Hausschatz.

№ 10.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

„Ich danke Ihnen," erwiederte er, „ich würde bedauern, Ihre Zeit allzusehr in Anspruch zu nehmen."

„Was ist Ihnen?" fragte Viktorine, über seine Kälte erstaunt.

„Nichts, ich war nur eben im Begriff, einen Spaziergang zu machen." Und er versuchte auf's Neue, an ihr vorüber zu gehen.

„Sie wollen allein gehen? Und dabei sehen Sie so furchtbar bleich aus. Ich bitte Sie —"

„Sie haben mir bereits zu viel Aufmerksamkeit erwiesen," versetzte Arthur in demselben kalten Tone, „guten Morgen!"

„Er machte sich entschlossen von ihr los und verließ das Haus in tobender Eifersucht.

„Das ist Dein Werk, Klara, und ich bestehe darauf, daß Du mir wiederholst, was Du gesagt hast!" rief Viktorine, mit flammenden Augen und glühenden Wangen zu Klara in den Salon tretend, noch nie hatte man sie in solcher Aufregung gesehen."

„Ich? Wann? Was soll ich gesagt haben?" stammelte Klara bestürzt.

„Du hast irgend eine erbärmliche Klatscherei gegen mich bei Arthur angezettelt. Er ist in einem höchst aufgeregten Zustande weggegangen. Ich will es wissen, was es war!" rief Viktorine mit noch erhöhter Heftigkeit.

„Ich habe gar nichts gesagt, — ich habe ganz ruhig hier gesessen und meine Strümpfe ausgebessert. Ich weiß von nichts!" sagte Klara mit erheuchelt unschuldiger Miene.

„Was hast Du zu Arthur über mich gesagt?“ fuhr Viktorine mit erhobener Stimme fort. „Vor wenigen Minuten war er noch ganz ruhig, und seitdem hat er Niemanden gesehen, als Dich. Sei versichert, Klara ich lasse nicht mit mir spielen.“

„Du weißt es ja so gut wie ich, daß Arthur manche seltsame Dinge sich in den Kopf setzt!“ sagte Klara mit vor Furcht fast weinerlichen Stimme.

„Das ist gar keine Antwort,“ entgegnete Viktorine, „Du hast irgend etwas über den Alkoven gesagt, ich sehe es an Deinem Gesichte.“

„Nun, und wenn auch? Ich habe nur gesagt, daß es dort sehr schmutzig wäre und nach Moschus röche.“

„Sonst nichts?“

„Weiter nichts,“ versetzte Klara, schon wieder aufathmend, „weiter gar nichts.“

„Du hättest also nichts über Lord Wilcox gesagt?“ fuhr Viktorine in ihrem Verhör fort.

„Nun, daß er auch immer nach Moschus riecht,“ erwiederte Klara, „Du weißt es auch, daß dies vollkommen wahr ist.“

„Und Du hättest meinen Namen in keiner Weise mit dem seinen in Verbindung gebracht?“

Klara schwieg.

„Heraus mit der Sprache, hast Du es gethan?“

„Ich meinte nur — und dabei wollte ich gewiß Niemanden zu nahe treten — daß ich Dich mit dem Lord Wilcox in das rothe Zimmer treten sah. Ich kam in dem Augenblicke gerade die Treppe herunter und konnte nicht dafür, Dich und ihn gesehen zu haben!“ sagte Klara demüthig.

„Und natürlich lauschtest Du an der Thür?“ fragte Viktorine weiter.

„Nein, nein, Viktorine“ betheuerte Klara, ganz roth werdend, „ich habe wahrhaftig kein Wort von Eurem Gespräch verstanden und außerdem —“

„Du gibst also zu, daß Du gelauscht hast?“ fiel Viktorine ein.

Klara zitterte heftig. Noch niemals hatte sie Viktorinen so schrecklich gesehen. Dieses schöne, ruhige Gesicht war in die Fratze einer Furie verwandelt und Klara wünschte sich hundert Meilen entfernt. —

„Jetzt höre, Klara,“ sagte Viktorine mit kaum verhaltener Wuth, „wenn Du es noch jemals und unter irgend welchem Vorwand wagen solltest, Unfrieden zwischen mir und Arthur zu stiften, oder meinen Schritten nachzuschleichen, so machst du mich zu Deiner Todfeindin und ich werde die erste Gelegenheit ergreifen, mich furchtbar an Dir zu rächen. Also — soll Krieg oder Frieden zwischen uns herrschen?“

„Ich bin wahrlich die friedliebenste Person auf der Erde und habe bisher noch Niemanden zu schaden versucht!“ rief Klara, gänzlich eingeschüchtert und in Thränen ausbrechend. „Ich hege keine Feindschaft gegen irgend wen und — und —“

„Gut, das ist genug. Höre ich je ein einziges gehässiges Wort, das Du über mich fallen läßt, so sollst du es empfinden, was es heißt, mich zur Todfeindin zu haben.“

Mit diesen, im Tone bitterster Wuth gesprochenen Worten schoß Viktorine wie eine Megäre aus dem Zimmer.

Ganz gegen ihre Erwartung kam Arthur in der freundlichsten Stimmung heim, seine eifersüchtige Laune schien wie weggeblasen zu sein.

„Bah! bin ich ein Mann, der sich durch solch albernes Gewäsche bethören läßt?“ hatte er sich unterwegs gesagt. „Klara ist von jeher mein Quälgeist gewesen. Doch Viktorine — was berechtigt mich, an ihrem Worte zu zweifeln? Nein, ich werde so handeln, als hätte ich von gar nichts gehört. Die gute Viktorine! Ich werde ihr mein unanständiges Benehmen abbitten.“ Mit diesen und ähnlichen versöhnlichen Entschlüssen kehrte Arthur zurück und suchte sogleich Viktorinen auf.

„Meine theure Viktorine,“ sagte er, „können Sie mir verzeihen? Ich bin ein wahres Ungeheuer an Grausamkeit und Undank gewesen.“

Viktorine hielt einige Zurückhaltung für angemessen. Um ihm entgegenzukommen, hatte sie allerdings eine Armee von Liebesblicken und dergleichen Hülfstruppen mehr gesammelt, die ihn versöhnen sollten. Doch nun, da sie seine unerwartete Zerknirschung wahrnahm, hüllte sie sich in den Schleier der Kälte nnd Gereiztheit und nahm die Miene der Gekränkten an.

„Vergeben kann ich Ihnen leicht genug,“ antwortete sie, — „nur besteht aber die Schwierigkeit darin, daß ich nicht leicht werde vergessen können —“

„Und dennoch werden Sie das Vorgefallene vergessen. Sie sind ja so edel, so großmüthig. Ich weiß, wie schwer mein Vergehen gewesen ist und ich werde Alles aufbieten, um es aus Ihrem Gedächtniß zu vertilgen. Ihre Hand zur Versöhnung, Theuerste.“

Sie gab ihm ihre Hand, doch geschah dies immer noch mit einer Art geheimen Widerstrebens.

„Ja“ sagte sie, jetzt sprechen Sie so und doch weiß ich, daß, so bald jener arme Geck von einem Lord kommt — und ich weiß, daß Sie um seinetwillen mit mir geschmollt haben — Sie eben so unfreundlich gegen ihn und unbillig gegen mich sein werden, als es heute bereits der Fall war.“

„Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht einmal unfreundlich aussehen will; aber nicht wahr, Sie können mir auch die Versicherung geben, daß er Ihnen vollkommen gleichgültig ist?"

„Das ist er — bei meiner Ehre!" versetzte sie. „Wie kamen Sie nur auf die Vermuthung des Gegentheils? Was ist denn an ihm, außer seinen künstlichen Locken und seinem Backenbart? Ich ließ ihn durch die Hinterthür des rothen Zimmers hinaus, weil er eine wahre Todesangst vor Ihnen hatte." Diese letzten Worte sprach sie jedoch unter heiterem Lachen.

„Sie ließen ihn durch die Hinterthür des rothen Zimmer hinaus?" rief Arthur. „Verwünscht sei die böse Zunge Klara's!" fügte er in seinem Innern hinzu, indem er dabei Viktorinen den gegen sie gehegten Verdacht abbat.

„Ja," fuhr Viktorine fort, „er fürchtete sich sehr vor Ihnen und hielt Sie für — wahnsinnig.

„Wann kommt er wieder her?" fragte Arthur.

„Ich glaube, niemals," war die Antwort, „Sie haben ihn zu sehr erschreckt."

„Laden Sie ihn doch zum Diner ein," sagte Arthur, einmal im Zuge guter Entschlüsse, „ich will alles Mögliche thun, recht höflich gegen ihn zu sein, denn ich möchte doch nicht gern, daß irgend Jemand mich für wahnsinnig hielt."

„Und versprechen Sie mir ganz bestimmt ein gutes Betragen?" fragte Viktorine.

„Sicher, Sie sollen mit mir zufrieden sein."

Lord Wilcox lehnte die Einladung, welche Madame Ferrars auf Viktorinens Veranlassung an ihn ergehen ließ, wie man voraussetzen konnte, mit einer höflichen Entschuldigung ab. Nichtsdestoweniger wußte er es, nachdem er sich von seiner durch Arthur ihm eingeflößten Bestürzung einigermaßen erholt hatte, möglich zu machen, mehrere Unterredungen mit Viktorine zu erlangen. Er war von ihr bezaubert. Nach jeder Zusammenkunft wuchs seine Zuneigung zu ihr. Er versäumte keine Gelegenheit, um mit ihr zusammen zu kommen, besuchte eifrig diejenigen Vergnügungsorte, an denen Viktorine erschien und befand sich nach kurzer Zeit völlig im Netze der geschickten Sirene. In der That machte diese neue Angelegenheit so überraschende Fortschritte, als es Viktorine und ihre Mutter nur immer wünschen konnten. Die beiden Damen besprachen die Sache auch bisweilen — wenigstens nach ihrer Weise — auf dem Wege vorsichtiger Diplomatie.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Dickköpfe.

Erzählung
von
Karl Landsteiner.

(Schluß.)

Als sie aus der Kirche kam, wer stand draußen am Vorplatze? War's nicht der Peter? Und wie schön und stolz er war! Auf dem runden Hut hatt' er einen Blumenstrauß stecken und als Crescenz erschien — da wurd' er roth bis über die Ohren und sah zuerst auf den Thurm, als ob er da droben Etwas suche, dann redete er mit den Burschen über allerlei gleichgültige Dinge! Der Schelm schien sie gar nicht zu bemerken. Und sie? Sie senkte ihre Augen und — seltsam, als sie doch, nur auf einen Augenblick dieselben aufschlug, da sah auch gerade Peter her und ihre Blicke begegneten sich — und da war auch der Peter bei ihr und gab ihr den Blumenstrauß und sagte:

„Grüß Gott, Crescenz."

Und Crescenz erwiederte:

„Grüß Gott, Peter!"

Und das war Alles. Dann ging sie nach Hause und Peter zu den Burschen, um auf den Vater zu warten, der in den Pfarrhof gegangen.

Das war Alles. Und doch hüpfte dem Peter das Herz im Leibe und war Crescenz voller Freude. Sie lachte, als sie in die Stube eintrat, so herzlich, daß auch der alte Vater mitlachte. Das war immer so. Wenn Crescenz lachte, mußte man auch mitlachen, so dumm es auch aussieht, wenn man lacht, ohne zu wissen, warum.

Crescenz küßte den Vater auf die Stirne und sagte:

„Du darfst heute aufstehen, Väterchen!"

„Das freut mich, Cenzi! Führe mich doch gleich zum Fenster! Und mach es auf! Ah! Ah!"

Crescenz hatte ihn hingeführt und das Fenster geöffnet.

Die warme Luft und das goldene Sonnenlicht strömte herein und der Duft der Blumen und man hörte das leise Rauschen der Bäume und den Gesang der Vöglein und aus der Ferne vernahm man den Klang eines Glöckleins, das in einem Nachbardorfe zur Spät-Messe rief.

„Ah! Ah!" Und Eisenhauer holte tief Athem und so wohl, so selig fühlt' er sich. „Wie schön ist's doch!" sagt er „gesund zu sein; wie schön ist's doch, zu leben!"

„Gott hat uns beschützt und seine heiligen Engel!" rief Crescenz aus und eine Thräne stand ihr im Auge.

Man pochte draußen.

Dann öffnete sich die Thüre und, begleitet von Steinbrecher Vater und Sohn, trat der Herr Pfarrer ein.

„Guten Morgen Eisenhauer. Ihr seid, wie ich sehe, schon auf den Beinen? Das ist ja sehr rasch gegangen.“

„Gott sei Dank!“ rief Eisenhauer und grüßte auch, zwar ernst aber nicht unfreundlich den Steinbrecher und Peter.

Der Pfarrer nahm wieder das Wort und sagte: „Lieber Freund, wir kommen heute in einer wichtigen Angelegenheit zu Euch. Ich erwarte, daß Ihr mich ruhig anhört und erst dann Euch aussprecht, wenn Ihr Alles vernommen, was ich sagen will.“

„Reden Sie, Herr Pfarrer!“ erwiederte Eisenhauer, indem er die Gekommenen einlud, Platz zu nehmen. „Crescenz!“ fügte er hinzu, „Crescenz, hole von dem Achtundvierziger zwei Flaschen und schneide weißes Brod dazu auf!“

Crescenz ging, um das Verlangte zu bringen.

Als der Wein auf dem Tische stand, schenkte der Pfarrer ein Glas voll und sich erhebend, rief er aus:

„Weil Sie uns schon eingeladen haben, Eisenhauer, so wollen wir vorerst ein Gläschen auf Ihre glückliche Genesung trinken.“

Nachdem Alle angestossen, fuhr der Pfarrer fort:

„Und nun eine recht dauernde Versöhnung der beiden Nachbarn!“

Eisenhauer sah den Steinbrecher an, und Steinbrecher sah den Eisenhauer an, dann stießen ihre Gläser zusammen. Diesen Augenblick benützte Peter geschickt, um sein Glas dem der Crescenz zu nähern. Dann sagte der Pfarrer:

„Nun Freunde, hört mich an! Aber unterbrecht mich nicht! Es war ein bedauerlicher Streit, der zwischen sonst so guten Nachbarn, wie Steinbrecher und Eisenhauer immer waren, ausgebrochen; sie kamen zu einer Schlägerei wegen eines Korbvoll Kirschen, die Steinbrecher von einem Baume Eisenhauer's pflückte. Eisenhauer wurde von Steinbrecher schwer verwundet, aber dieser war von Jenem angegriffen worden. Ueberdieß hat Steinbrecher sein Vergehen bereut und — gebüßt. Es sei weiter keine Rede davon. Warum aber nahm er die Kirschen? Weil er behaupten zu müssen glaubte, Eisenhauers Gartengrund gehöre ihm. Es gründet sich dieß auf einem alten Prozeß, der zwar gerichtlich ausgeglichen, den aber Steinbrecher als nicht ausgeglichen betrachtete. Er hat nun eingesehen, daß es besser ist, diese alten Streitigkeiten ruhen zu lassen und Eisenhauers Eigenthumsrecht anzuerkennen. Es ist ihm schwer geworden, aber er hat's gethan. Nun aber hat Eisenhauer ihm auf seinem Grund Schaden zugefügt, indem er zwei Bäume daselbst umhauen ließ; freilich that dies auch Steinbrecher in Eisen-

hauers Garten, jedoch nur an einem Baume. Warum? Weil Eisenhauers Kühe auf Steinbrechers Grund weideten. Allerdings sagte dieser, es sei das nur eine Repressalie dafür, daß Steinbrechers Magd auf der Mittelwiese das ganze Gras abgemäht, während sie nur die Hälfte benützen durfte. Wie konnte sie aber das thun? Einfach darum, weil kein Zaun vorhanden war. Und warum war kein Zaun vorhanden? Weil Steinbrecher denselben zusammengeschlagen. Das war sehr eigenmächtig von dem Steinbrecher gehandelt. Steinbrechers Sohn, der Peter nun war vor dem Streit mit Crescenz in einem erlaubten, von den Vätern gebilligten Verhältniß gestanden. Sie waren einander verlobt. In Folge des Streites, den die Alten mitsammen hatten, wurde es aber den Jungen verboten, sich als zukünftige Eheleute zu betrachten. Eine langgenährte Liebe reißt der Mensch aber nicht so leicht aus seinem Herzen, wie man etwa einen alten, morschen Zaun umschlägt. Dazu hat ein geeignetes Beil bis jetzt noch Niemand erfunden. Die jungen Leute benützten also den freien Raum zwischen beiden Gärten, um mitsammen von ihrem Unglück sprechen zu können und vielleicht Abschied von einander zu nehmen. Da kamen die Väter dazu. Crescenz wurde unfreundlich in's Haus zurückgeschickt und der arme Peter mußte für seinen Vater, wie man zu sagen pflegt „das Bad ausgießen." Zuerst wurde er von Eisenhauer beschimpft und mißhandelt und dann von seinem eigenen Vater jämmerlich geschlagen. Das brachte den armen Burschen zur Verzweiflung und er lief auf und davon. Er ging in den Wald und wollte ein Räuber werden. Ich hab' ihn dort aufgefunden, zurückgebracht und mit seinem Vater versöhnt. Auch der Eisenhauer hat ihm verziehen, wenn er ihm überhaupt Etwas zu verzeihen hatte. Damit ist's aber nicht genug. Peter und Crescenz waren einander verlobt. Soll Alles in den alten Stand zurückversetzt werden, so müssen die Beiden Eheleute werden. Nicht wahr Peter? Nicht wahr, Crescenz?"

Nun ergriff der Pfarrer Petern mit der einen und Crescenz mit der andern Hand und so trat er mit ihnen vor die beiden Väter hin, die ihre Rührung kaum bemeistern konnten.

„Gebt den jungen Leuten Euren Segen!"

„Vom Herzen gern!" rief Steinbrecher vorlaut.

„Ja, vom Herzen — aber!" sagte Eisenhauer und kratzte sich hinter'm Ohr.

„Was aber?"

„Aber der Zaun!" murmelte Eisenhauer halb sich schämend.

„Ja richtig! Ich habe meine Geschichte ja noch nicht beendet. Der Grund, warum die beiden Väter ihre Kinder nicht wollten heirathen lassen, war der, daß sie sich nicht darüber einigen konnten, wer von Beiden den Zaun, der schadhaft geworden, herstellen sollte. Zwar erklärte sich Eisen-

hauer erbötig, in Gemeinschaft mit Steinbrecher dies zu thun, aber Steinbrecher „setzte sich den Kopf auf" daß Eisenhauer allein dazu verpflichtet sei. Still, Steinbrecher! Laßt mich ausreden. Um nun zu beweisen, daß es ihm ernst sei mit der Versöhnung und um gewissermaßen ein Entgelt zu geben für das Unheil, das er in Eurem Hause angerichtet, hat Steinbrecher, meinem Rathe folgend, auch die letzte Schanze verlassen und der Friede darf nun als gesichert betrachtet werden. Und nun kommt, Freunde!"

Da man es nicht wagte, Eisenhauer schon in den Garten zu führen, so begaben sich alle zu jenem Fensterchen, von dem aus damals der eine Dickkopf zugesehen, wie der andere den Zaun niederriß. Nachdem Eisenhauer einen Blick durch das Fensterchen geworfen, lachte er recht herzlich und reichte Steinbrechern die Hand, die dieser tüchtig drückte.

Zwischen beiden Gärten erhob sich, genau die Grenze einhaltend, ein funkelnagelneuer Zaun.

Nachtisch.

In einem Kränzchen war von Löwen, Tigern 2c. die Rede: „Warum nennt man diese nur reißende Thiere?" fragte eine junge Dame. — Schnell antwortete eine andere, die sehr gelehrt sein wollte: „Ei nun, weil sie in Menagerien ihr ganzes Leben auf Reisen zubringen."

(Sprüche.) Wenn Du durch eine volkreiche Stadt gehst, so blicke vorsichtig auf die Erde, mein Sohn, damit Du über keinen Photographen stolperst.

Wenn Du einen Tyrannen siehst, so bedaure ihn und sage mit Shakespeare „Er wäre kein Wolf, wenn seine Unterthanen nicht Schafe wären."

Wenn Du ein guter Staatsbürger sein willst, mein Sohn, so bedenke, daß die schönsten Thaten „Geduld" und „Schweigen" sind.

Esse mit anmassenden Menschen nie aus einer Schüssel, mein Sohn, denn sie nehmen sich zu viel heraus.

Nenne die Damen nie das schwache Geschlecht, denn sie tragen wie Herkules den „Altas" auf der Schulter.

Wenn Du unter dem Pantoffel Deines Weibes stehst, so werde Mitglied eines Gesang-Vereines, und Du wirst zu Hause eine Stimme haben.

Redaktion: C. Korb. Druck von J. B. Fleischmann in Würzburg. Verlag: Leo Woerl.



№ 11.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

„Ich glaube," sagte die Mutter eines Tages, „Arthur's Zustand fängt an, sich zu bessern. Seit jenem Abend im Theater, wo er sein Gespenst zu sehen glaubte, hat doch kein Rückfall stattgefunden."

„Es dürfte doch noch etwas zu voreilig erscheinen, schon jetzt von einer Besserung zu sprechen!" antwortete Viktorine, mit dem Sortiren von Stickwolle beschäftigt.

„Nun, offen gestanden, meine Liebe, berührte ich dies nur, um Deinen Muth aufrecht zu erhalten; aber schrecklich ist es doch, wie Lord Wilcox (ein ausgezeichneter junger Mann, der Dich übrigens verehrt, obgleich insofern für ihn keine Hoffnung vorhanden ist, als Du bereits mit Arthur versprochen bist) sehr treffend bemerkte: es ist eine schreckliche Last einen —"

„Wahnsinnigen, Mama?" fiel Viktorine ein.

„Allerdings, ja, dies war der Ausdruck, den er gebrauchte, und ich wollte Dich nur nicht mit der Wiederholung desselben verletzen. Er sagte also: es wäre keine geringe Last, einen — Wahnsinnigen im Hause zu haben."

„Weiß Se. Lordschaft durch irgend eine unschuldige Aeußerung Deinerseits, von meiner Verlobung mit Arthur?" fragte Viktorine und dasselbe böse, schon früher beschriebene Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Bis jetzt hielt ich dies für unnöthig. Die Gesundheit des armen Arthur ist so zweifelhaft, daß es, wie ich schon einmal bemerkte, doch unangenehm wäre, wenn man später seine eigenen Angaben widerrufen müßte."

„Das wäre in der That außerordentlich unangenehm!“ erwiederte Vittorine.

„Gedenkst Du den Ball der Lady Dashwood zu besuchen?

„Ich wüßte nicht, was mich verhindern könnte,“ sagte Viktorine, „einzig vielleicht, daß mich Arthur nicht begleiten kann. Er ist erstens nicht wohl genug und dann sind ihm auch Bälle überhaupt zuwider.“

„Nun, Du wirst wohl leicht einen andern Begleiter finden. Wie ist es denn mit Herrn Felix und seiner Schwester?“

„Die sind mir zuwider.“

„Nun, kommt Zeit, kommt Rath. Aber — wie närrisch von mir nicht sofort an ihn gedacht zu haben — gegen die Begleitung des Lord Wilcox hättest Du vielleicht nichts einzuwenden?“ — Lady Henrietta, seine Schwester, würde Dich sehr gern unter ihren Schutz nehmen, und außerdem hat er mir schon seit einer ganzen Woche mit Bitten in Bezug auf diesen Ball in den Ohren gelegen.“

„Ja, das ließe sich allenfalls machen!“ sagte Viktorine trocken, und wieder trat jenes kalte Lächeln auf ihre Lippen. Es war ein abscheuliches Lächeln, vor welchem selbst ihre Schönheit nicht Stand zu halten vermochte.

Am nächsten Morgen saß Arthur, wie gewöhnlich, bei seiner Zeichnung und in recht glücklicher Stimmung, denn Viktorine hatte am vorigen Abend seinem Drängen um möglichste Beschleunigung ihrer Hochzeit fast nachgegeben. Allerdings wußte er nicht, wie viel Viktorine auf ein gegebenes Versprechen gab, da sie in ihrem unabhängigen Sinn sich daran durchaus nicht für gebunden hielt, wenn die Erfüllung mit ihrem Interesse in Widerspruch stand.

Während Arthur mit großem Fleiße an seiner Zeichnung arbeitete, wurde die Thüre geöffnet und Lord Wilcox trat herein. Mit dem besorgten Blicke eines Menschen, der einen Feind anzutreffen fürchtet, schaute der Lord im Saale umher. Dann, als er die Luft rein fand, — denn Arthur war durch die Gardine einer Fensternische, in welcher er saß, seinen Blicken verborgen — stellte er seinen Hut auf den Tisch und trat vor einen Spiegel, um seinen Backenbart zu bewundern, als plötzlich, zu seinem Entsetzen, ein ander Gesicht neben den seinen erschien, und eine Stimme, bei deren Ton er am ganzen Leibe zu zittern begann, ihn mit den Worten anredete: „Guten Morgen, Mylord! Ich hoffe, Sie befinden sich wohl?“

Armer Lord Wilcox! Er begann buchstäblich zu keuchen vor plötzlichem Schrecken und kalter Schweiß trat auf seine Stirn. Daß er dem Feinde auch gerade in die Arme laufen mußte! Welche entsetzliche Lage, einem Wahnsinnigen von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen!

Große Geister pflegen aber bei plötzlichen Gefahren ihre Geistesgegenwart nicht zu verlieren. Lord Wilcox mochte wohl irgend einmal gelesen haben, daß Freundlichkeit und Schmeichelworte eine heilsame Waffe Geisteszerrütteten gegenüber sei, und als er sich von seinem Schrecken wieder so weit erholt hatte, daß er der Sprache mächtig war, erwiederte er:

„Recht wohl, ich danke Ihnen, Herr Leslie. Und Sie brauche ich kaum nach Ihrem Befinden zu fragen? Sie sehen ja aus, wie die personificirte Gesundheit."

„Sehr verbunden, Mylord!" entgegnete Arthur. „Die liebevolle Pflege des Fräulein Ferrars hat mir bereits unendlich wohl gethan. Ein kalter Morgen heut, nicht wahr?" fügte er hinzu und nahm das Kamin-Eisen, um die Flammen zu schüren.

„Sehr kalt, ja!" versetzte Wilcox, während er jede Bewegung, welche der vermeintliche Wahnsinnige mit dem Eisen machte, ängstlich verfolgte.

„Sind Sie Kunstkenner? Ich bin hier eben bei einer Landschaft beschäftigt!" sagte Arthur, den die augenscheinliche Aengstlichkeit des Lords höchlichst ergötzte.

„Ich bin entzückt über dies Meisterwerk!" erwiederte Wilcox, mit einem Auge die Zeichnung betrachtend, während er mit dem andern mißtrauisch nach Arthur hinschielte. „Eine famose Landschaft, besonders der riesenhafte Baum im Hintergrunde —"

„Das ist kein Baum, sondern eine Windmühle!" sagte Arthur, herzlich lachelnd.

„Eine Windmühle? Richtig! Ja, jetzt sehe ich es erst! Entschieden eine Windmühle, Herr Leslie."

„Der arme Kerl ist verrückt!" dachte Arthur mitleidig.

„Heute Vormittag ist er ganz vernünftig; wenn nur der lichte Zwischenraum von langer Dauer ist!" sagte Wilcox zitternd für sich.

„Wo mag nur Fräulein Ferrars bleiben?" fragte Arthur nach einer Pause.

„Viktorine — Fräulein Ferrars, meine ich — ein ausgezeichnetes Mädchen, nicht wahr, Herr Leslie?" erwiederte Lord Wilcox.

Viktorine's Vornamen von diesem Manne ausgesprochen zu hören, berührte Arthur's Gefühle unangenehm.

„Darf ich wissen, Mylord, wer Ihnen das Recht gibt, sich des Vornamens von Fräulein Ferrars zu bedienen?" fragte er gereizt.

„Wer mir das Recht dazu gibt?" stammelte der Lord in unsäglicher Angst.

„Ja, Mylord, das war es, was ich von Ihnen wissen wollte!" rief Arthur, und seine Stirn verfinsterte sich.

„Mein Gott, mein Gott! Dieser Mensch wird nun gleich über mich herfallen; denn ich sehe es ja ganz deutlich, daß sein Wahnsinn wieder auszubrechen droht!" dachte Lord Wilcox und ward kreidebleich.

„Nun, wie lange soll ich auf Ihre Erklärung warten, Mylord?" rief Arthur mit aufbrausender Heftigkeit.

„Aber ich bitte — ich bitte — tausendmal — um Verzeihung, mein lieber Herr Leslie — aber bei meiner Ehre, es war — nur ein Zufall, daß ich — Viktorine — Fräulein Ferrars, wollte ich sagen —" weiter kam in seiner Todesangst nichts heraus.

„Ich sehe schon, mit diesem Verrückten ist nichts zu machen!" dachte Arthur und wendete sich achselzuckend ab.

Die Todesangst Lord Wilcox's hatte eben ihren Höhenpunkt erreicht, als glücklicher Weise Viktorine eintrat. Sie ging freundlich auf ihn zu und reichte ihm die Hand, dann richtete sie einige freundliche Worte an Arthur, warauf sie, abermals sich zum Lord hinwendend, sagte: „Mylord, ich bin zu Ihren Diensten."

Zu seinen Diensten! Arthurs Augen sprühten Blitze.

„Lord Wilcox, der meine Vorliebe für die Malerkunst kennt, hat sich freundlichst erboten, mir eine Sammlung zu zeigen, die einem seiner Freunde gehört," sagte Viktorine zu Arthur; „spätestens in einer Stunde bin ich zurück."

Arthur sah gefährlich aus, wenigstens meinte Lord Wilcox dies, und in seiner Verlegenheit stotterte der Letztere: „Würde Herr Leslie uns — das Vergnügen seiner Gegenwart gewähren?"

„Nichts könnte mir angenehmer sein, Mylord!" sagte Arthur mit grimmigen Lächeln, und vernichtete so mit einem Schlage alle Hoffnungen auf die Genüsse, die Lord Wilcox in Viktorinens Gegenwart zu finden erwartet hatte.

Arthur war in seinem vollen Rechte, wenn er es zu verhindern suchte, daß Viktorine in alleiniger Begleitung des Lords ausginge, was Veranlassung zu allem möglichen widrigem Gerede geben konnte.

Aber Athur's Begleitung lag nicht in den Plänen Viktorinens und sie war nichts weniger als geneigt, dieselben durch einen Anfall der Eifersucht Arthur's aufzugeben. Mit der ihr eigenen Gewandtheit fand sie einen Ausweg.

„Es würde mir allerdings bei Weitem angenehmer sein, Arthur, wenn Sie uns begleiteten," sagte sie, ihn in ein Nebenzimmer führend; „doch," fuhr sie flüsternd fort, „habe ich der Mama versprochen, daß Sie sie heute Morgen auf einer Spazierfahrt begleiten werden, und es würde eine schmerzliche Enttäuschung für sie sein, wenn Sie sich dessen weigerten. Sie beabsichtigt

nämlich," fügte sie erröthend hinzu, „über einen gewissen Gegenstand ein vertrautes Gespräch mit Ihnen zu führen."

Ueber einen gewissen Gegenstand! Arthur glaubte die Andeutungen völlig verstanden zu haben. Jedenfalls wollte Madame Ferrars das Nähere über seine Verbindung mit Viktorine mit ihm besprechen.

„Sie haben nicht nöthig, sich deutlicher zu erklären, Theuerste. Ich verstehe Sie und werde es mir zum Vergnügen anrechnen, mit Ihrer Mutter auszufahren!" antwortete er in freudiger Erregung.

„Es scheint mir, daß Sie jetzt an Kraft zunehmen!" bemerkte Madame Ferrars, als sie mit Arthur ihre Spazierfahrt angetreten hatte.

„Was ich Ihrer und Viktorinens freundlicher Sorgfalt zu danken habe!" antwortete Arthur mit Wärme.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Sterbezimmer eines Henkers.

Von Gustav Rasch.

Es war an einem der ersten Frühlingstage dieses Jahres. Warm und golden leuchtete die Nachmittagssonne am blauen Firmament; Bäume und Sträucher hatten sich mit dem ersten Grün geschmückt; ein linder Hauch wehte den Duft der ersten Veilchen durch die weit geöffneten Balkonfenster in das mit allem Luxus ausgestattete Gemach. Ein dicker, weicher Teppich bedeckte den Boden; Bilder in schweren Goldrahmen schmückten die mit einer geschmackvollen Tapete bekleideten Wände, eine hohe Flügelthüre öffnete sich auf ein zweites Gemach von derselben Größe. In der Mitte des ersten Zimmers stand ein sonderbar gestalteter Stuhl. Es war ein sogenannter Reitstuhl, dessen Füße auf metallenen Rollen ruhten, mit grünem Leder bezogen, nach hinten offen, nach vorn von einer ebenfalls mit grünem Leder bezogenen Lehne umgeben, in deren Mitte sich ein hölzernes Brett befand, welches durch einen Mechanismus auf und ab bewegt werden konnte. Beide Zimmer befanden sich im Erdgeschoß des dem Dr. Levinstein gehörigen schönen Hauses in dem freundlichen Dorfe Schöneberg bei Berlin. Die Aussicht aus beiden Zimmern öffnete sich auf den kleinen Garten des Hauses und auf die prächtige Linden- und Eichenallee, welche die Hauptstraße des Dorfes in ihrer ganzen Länge einfaßt. Der mit grünem Leder bezogene, sonderbar geformte Reitstuhl widersprach grell dem Luxus, der sich in beiden Zimmern ausbreitete.

Ich befand mich im Sterbezimmer eines der blutigsten und grausamsten Henker des unglücklichen polnischen Volkes. General Nikolas Mura-

wiew, während der Jahre 1863 und 1864 Statthalter des Czaren in Kowno, der Sohn des berüchtigten Generals Michael Murawiew, Statthalter in Wilna, war auf dem sonderbar geformtem Reitstuhle gestorben. Ein grauer, trüber Novembertag des Jahres 1867 war sein Todestag geworden. Neben dem Stuhle stand ein junges Mädchen, eine von den Pflegerinnen des Hauses, welches mit der Aufopferung und der Güte einer barmherzigen Schwester den Henker des polnischen Volkes während seiner entsetzlichen Krankheit gepflegt hatte.

„Erzählen Sie mir, Fräulein," sagte ich zu dem jungen Mädchen, „wie Murawiew starb. Niemand kennt seinen Todeskampf so genau, wie Sie!"

„Ende Oktober kam er zu uns. Er kam aus Wiesbaden. Zwei Diener führten ihn aus dem Wagen in diese Zimmer, die er nicht mehr verlassen hat. Allein konnte er keinen Schritt thun. Er litt an einer entsetzlichen und schmerzvollen Krankheit und war überall geschwollen. Die Hautwassersucht hatte sich unter der ganzen Oberfläche der Haut verbreitet."

Der Henker des polnischen Volkes ist an Vergrößerung des Herzens gestorben. Das Herz machte dreimal so langsame Bewegungen wie ein Menschenherz im normalen Zustande. Als er todt war, hatte das Herz fast die dreifache Größe eines gewöhnlichen Menschenherzens. Sein Tod war der Tod der langsamen Erstickung. An ihm hatte das Schicksal Polen im vollen Maße gerächt. Der Mann, der so viele edle Polenherzen gebrochen hat, ist durch sein eigenes Herz getödtet worden. Ihn, auf dessen Befehl viele, viele hunderte Freiheitskämpfer am Galgen durch den Strick des Nachrichters erdrosselt sind, hat sein eigenes Herz langsam, ganz langsam dreißig Tage und dreißig Nächte hindurch erdrosselt.

„Und wie lange war er hier im Hause?" fragte ich das Mädchen.

„Vierzig Tage. Am zehnten Tage, nachdem er in dieses Zimmer gebracht war, begann er zu sterben."

„Saß er immer auf dem Reitstuhl oder nur am Tage?"

„Immer, vierzig Tage und vierzig Nächte. Er war weder im Stande, sich niederzulegen, noch sich zu setzen, noch zu gehen, noch allein, ohne gehalten zu werden, zu stehen. Ringsum von Kissen gestützt, verbrachte er im Halbschlafe die Nächte, in jeder Viertelstunde einmal durch sein Herz geweckt. Den Reitstuhl brachte er von Wiesbaden mit. Als er in unser Haus kam, litt er bereits seit einem Jahre an der entsetzlichen Krankheit."

„Schrecklich und wie lebte er? Hinderte das immer größer werdende Herz nicht die Funktion des Magens und der Verdauung?"

„Natürlich! Seine Ernährung war künstlicher Natur. Er war nur im Stande, ganz zarte und weiche Speisen zu verdauen. Seine Nahrung

bestand aus Austern, Artischocken und Spargeln. Er trank Champagner und Kaffee mit Rum. Sie nennen ihn wohl Kaffeegrog."

„Und weßhalb immer Champagner und Kaffeegrog?"

„Um die Bewegungen des Herzens zu beschleunigen und den Erstickungstod aufzuhalten. In den letzten Tagen und Nächten, wo er fortwährend mit der Erstickung kämpfte, verlangte er unaufhörlich Kaffeegrog. Der Doktor war am letzten Tage und in der letzten Nacht bei seinem Todeskampf zugegen, und je näher der Tod zu ihm herantrat, desto öfter streckte er dem Arzte seine Hand hin, um den Puls zu fühlen, und fragte: „Wie lange habe ich noch zu leben?" Nie habe ich einen solch schrecklichen Todeskampf gesehen! Wie ich Ihnen schon sagte, sein Todeskampf hat dreißig Tage und dreißig Nächte ohne Aufhören gedauert."

„Entsetzlich! Und er verlor bis zu seinem Ende nie das Bewußtsein?"

„Niemals! Das Bewußtsein ist ihm bis zum letzten Hauch und bis zur letzten Bewegung geblieben."

„Er hat also die Qual des Erstickungstodes bis zum letzten Augenblick empfunden?"

„Bis zum letzten Augenblick!"

„Welches Ende! Ein Ende eines Henkers würdig! Dreißig Tage und dreißig Nächte hindurch, trübe und nebelige Novembertage, finstere und lange Novembernächte, wo der Wind heult und der Regen an die Fenster schlägt, fortwährend erdrosselt zu werden, und immer bei Bewußtsein zu bleiben, immer in der Erinnerung, die bleichen Gestalten, der auf seinen Befehl erdrosselten Männer, der gepeitschten und geschändeten Frauen und Mädchen, der nach Sibirien in die Bergwerke geschleppten Freiheitskämpfer vor sich zu sehen, ihre Flüche und ihr Weheklagen zu hören!" *)

„Aber der Schlaf, der Tröster aller Elenden, aller Unglücklichen und aller Verbrecher, befreite ihn doch während der Nacht von diesen Qualen. Doch wenigstens auf einige Stunden?"

„Niemals! Sein Herz ließ ihn nicht schlafen. Alle Viertelstunde erweckte ihn wieder das Herz, wenn einmal ein unruhiger Halbschlummer über ihn kam, um ihm von neuem mit dem Erstickungstode zu drohen."

Ich brachte den übrigen Theil des Tages und des Abends im Hause zu.

Aber ich konnte den ganzen Tag über, der Eindrücke, welche ich Nachmittags im Sterbezimmer Murawiew's empfangen hatte, nicht los werden. Wiederholentlich fragte ich meinen Freund Levinstein nach den einzelnen

*) Murawiew räumte Dr. Levinstein einmal ein, daß er an einem Sonntag Morgen nicht weniger als eilf polnische Geistliche habe hängen lassen.

Umständen der Krankheit und des Endes des russischen Statthalters in Kowno. Er bestätigte mir alles, was mir das junge Mädchen am Sterbestuhl Murawiew's erzählt hatte. „Murawiew ist hier mit der größten Sorgfalt verpflegt worden. Was die ärztliche Kunst und was die sorgsamste Pflege vermag, ist geschehen. Aber er starb den fürchterlichsten, langsamsten und qualvollsten Tod, den ich jemals einen Menschen habe sterben sehen. Bis zum letzten Augenblick hatte er volles Bewußtsein."

„Empfand der Henker Reue über seine Schandthaten?"

„Nein, er empfand keine Reue über seine Schandthaten; denn er entschuldigte sich damit, er habe auf Befehl seines Herrn, des Kaisers, gehandelt. Aber er empfand eine schreckliche Angst vor dem Tode, und den Tod hat er dreißig Tage und dreißig Nächte hindurch mit vollem Bewußtsein jede Viertelstunde empfunden."

Nachtisch.

(Mit der ganzen Compagnie.) Als einst das churfürstl. sächsische Artillerie-Corps seine gewöhnlichen Uebungen machte, sagte General H. zu einem alten braven Hauptmann: „Sie essen heute eine Suppe bei mir." — „Befehlen Herr General," fragte der Hauptmann, der etwas schwer hörte und meinte, es sei von einer Uebung die Rede, „befehlen Herr General mit der ganzen Compagnie?" — „Nein guter Alter," rief der General, „dazu habe ich nicht Löffel genug."

Frage: Was für Unterschied ist zwischen einer Kreuzersemmel und einem Viertelskommissär?

Antwort: Der Viertelskommissär hat ein Viertel, die Kreuzersemmel hat vier Viertel.

Frage: Was für Aehnlichkeit hat London mit Passau?

Antwort: Beide haben ein Oberhaus, wo sehr viele sitzen.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl. Druck von J. B. Fleischmann in Würzburg.



№ 12.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

„Wir thun gern, was in unsern Kräften steht," fuhr Madame Ferrars fort; „war doch Ihr seliger Vater einer meiner besten Freunde. Doch über einen Punkt muß ich noch besonders mit Ihnen Rücksprache nehmen und hoffentlich werden Sie meine Aengstlichkeit ihrem wahren Beweggrund, meiner Mutterpflicht gegen Viktorine, anrechnen und entschuldigen, denn ihr Lebensglück ist von jeher mein Hauptaugenmerk gewesen."

„Auch soll dasselbe nicht weniger der Gegenstand meiner größten Sorgfalt sein und bleiben!" antwortete Arthur mit vielem Gefühl.

„Eine Mutter hat eine sehr verantwortliche Stellung," sprach Madame Ferrars weiter, „und ich würde mir zeitlebens die bittersten Vorwürfe machen, wenn ich meine theure Viktorine einen Schritt thun ließe, der vor dem Richterstuhl des Verstandes nicht bestehen könnte. Es gibt wohl auf der ganzen Erde Niemand, dem ich das Glück Viktorinens lieber anvertraue, als Ihnen, lieber Arthur. Die Sache ist auch schon zu weit gediehen, als daß sie noch jetzt rückgängig gemacht werden könnte."

„Wie kommen Sie überhaupt auf den Gedanken einer Zurücknahme der zwischen mir und Viktorinen ausgetauschten Gelöbnisse? Ich verstehe Sie nicht recht. Ist nicht Viktorinens Lebensglück vollkommen gesichert bei mir?" sagte Arthur rasch einfallend.

„Vollkommen gesichert," erwiederte die Dame, „wenigstens insofern, als Ihre redlichen Absichten es zu sichern vermögen; aber —" sie hielt hier inne, als wäre sie um die Wahl irgend eines zu gebrauchenden Ausdruckes verlegen.

„Aber —?“ fragte Arthur ziemlich erstaunt.

„Ich befinde mich da in einer unangenehmen Lage,“ antwortete Madame Ferrars; „auf der einen Seite muß ich fürchten, Ihnen wehe zu thun: andererseits gebietet es mir meine mütterliche Besorgniß für Viktorine, mich offen auszusprechen. Ich darf hoffen, daß Sie dies berücksichtigen werden.

„Gewiß werde ich dies!“ versetzte Arthur mit Wärme. „Sprechen Sie ohne Hehl. Ich sehe, daß ein heimlicher Kummer Sie peinigt, gestatten Sie mir, daß ich denselben mit Ihnen theile und ihn hoffentlich gleichzeitig verbanne.“

„So will ich denn offen gestehen, lieber Arthur, daß jene Besorgniß Ihren Geisteszustand betrifft. Nur ungern spreche ich davon, aber jene seltsamen, wilden Erscheinungen, die Sie von Zeit zu Zeit zu sehen sich einbilden, sind so ungewöhnlicher und zugleich bedenklicher Art, daß ich, offen gestanden, wegen der Einwirkungen, die sie auf Ihre Vernunft ausüben mögen, in großer Besorgniß bin.“

„Sie werden weiter keine Wirkungen hervorbringen, Viktorine wird sie hinwegzaubern.“

„Nichtsdestoweniger würde ich, ehe wir den Zeitpunkt Ihrer Verbindung mit Viktorine endgiltig bestimmen, Sie dringend ersuchen, irgend einen ausgezeichneten Arzt, den Doktor Bowdler zum Beispiel, über Ihren Zustand zu befragen, und mir seinen Ausspruch offen mitzutheilen.“

„Aber es liegt auch nicht die geringste Veranlassung vor,“ entgegnete Arthur, — „es kann mir von keinem Nutzen sein, nicht von dem geringsten Nutzen. Sie können sich über Viktorine vollständig beruhigen, das Trugbild wird sich vor ihr zurückziehen, ich werde es nicht wiedersehen.“

Glaubte er wircklich, das Bild nicht wieder zu sehen? Der Gedanke war ihm sehr peinlich. Doch er irrte sich, denn kaum hatte er die letzten Worte ausgesprochen, da war es wieder da. Es schien fast, als habe seine Stimme es heraufbeschworen, damit es seine Worte Lügen strafe. Aus jenem vorüberfahrenden Wagen dort blickte ihn ein Gesicht an; im nächsten Augenblicke war der Wagen vorübergeeilt, und das Gesicht war verschwunden. Doch das goldene Haar, die Augen, die Gesichtszüge, sie waren die ihrigen, sie waren Constanzens! „O, Constanze! Constanze!“ rief er mit klagender Stimme, die Arme dem verschwindenden Wagen nachstreckend. Eine fürchterliche Aufregung ergriff ihn, und wüthend trieb er die Pferde des Cabriolets an, in welchem Madame Ferrars, starr vor Entsetzen neben ihm saß. Constanze war nur wenige Schritte von ihnen entfernt, man konnte sie noch einholen. Er wollte endlich wissen, ob Trugbilder ihn täuschten, oder ob er ein sterbliches Weib vor sich hätte, in dessen Adern warmes

Blut strömte. „Constanze!“ rief er nochmals und peitschte immer wüthender auf die Pferde ein, bis diese, wie von den Flügeln des Windes getragen, in rasender Eile dahin sausten. Er achtete nicht der Gefahr, welcher er seine fast ohnmächtige Begleiterin aussetzte, er hatte vielleicht ihr Dasein vergessen. Nichts sah er, nur goldene Flechten, und nichts fürchtete er, als daß er sie nicht erreichen möchte, und nichts hörte er, als sein klopfendes Herz. Aus dem Wege! Zurück! Es ist ein Wahnsinniger! Will Niemand sich der Zügel bemächtigen? Doch weiter, immer weiter, treibt er die Pferde zu noch rasenderem Galopp, und dann — ein Schreckensruf ertönt, der tolle Wettlauf ist zu Ende, die Pferde sind dampfend und schäumend zu Boden gestürzt. Eine zahllose Menschenmenge umringte den Wagen, und Arthur fühlte, daß er toll gewesen. Seine wilden Blicke irrten suchend nach Constanzen umher. Aber keine Constanze war zu sehen. Nur ein Trugbild war's, wie schon dreimal vorher, und er war wahnsinnig — toll — rasend!

Weßhalb ließen ihn die Todten nicht in Ruhe? Wollten sie ihn in sein Grab hetzen?

„Unterdessen hatte Viktorine, von Lord Wilcox begleitet, einige recht angenehme Stunden in der Privat-Gemäldegalerie verlebt. Der gutmüthige Lord, denn gutmüthig war er trotz seiner Geckenhaftigkeit, war sichtlich heiter geworden, als er hörte, daß Arthur sie nicht begleiten würde. Er erzählte Viktorinen tausend schmeichelhafte Dinge, schlenderte, während sie, auf seinen Arm gestützt, an seiner Seite einherging, unter den Kunstwerken mit ihr umher, und es war ihm, als wäre er plötzlich in das Paradies versetzt.

„Der heutige Morgen brachte seinen Entschluß zu Reife; er wollte in aller Form sich um Viktorinens Hand bewerben, und er zweifelte nicht, daß seine Bewerbung günstig aufgenommen werde.

Was berechtigte ihn denn zu solcher Voraussetzung? Erstens besaß er Adelsrang, während Viktorine eine Bürgerliche war. Dann hatte er bedeutende Güter in Devonshire, und dies war ein zweiter wesentlicher zu seinen Gunsten sprechender Umstand. Ferner war er, nach seiner Meinung nicht gerade häßlich; er hatte sein Aeußeres stets sorgfältig gepflegt. Sein Haar war immer nach der Mode frisirt; seine Augen groß und entschieden glänzend; und nun sein Backenbart! — der war tadellos; nicht ein Wort konnte gegen diesen Backenbart gesagt werden. Kurz er war entschieden die „vortheilhafteste Partie“ für Viktorine, und als Mädchen von Geist würde sie ihn gewiß nicht zurückweisen.

So saß er denn noch am Nachmittag desselben Tages in seinem Studirzimmer, und versuchte seine briefstellerischen Talente in der Abfassung einer süßen Liebes-Erklärung mit reellen Heirathsvorschlägen. Nach vieler Mühe und mehreren verunglückten Versuchen brachte er auch endlich einen Brief zu Stande, welchen er nun möglichst schön auf parfümirtes, rosenfarbiges Papier kopirte.

Mittlerweile hatte Viktorine bei ihrer Rückkehr von der Gemäldegalerie die Nachricht von dem im Hydepark geschehenen Unfall erhalten. Das Ereigniß war ihr ohne alle Vorbereitung von Klara mitgetheilt worden, deren verweinte Augen und kummervolle Blicke die Aufregung verriethen, in welche selbst sie durch den Vorfall versetzt worden war.

„O, Viktorine, er hat sie wieder gesehen!“

„Von wem sprichst Du, Klara? Was gibt es?“

„Arthur hat die Todte wieder gesehen, als er mit Deiner Mutter durch den Park fuhr!“

„Wie, Constanzen?“ rief Viktorine.

„Ja, und Arthur jagte ihr nach, als wäre er toll geworden, so daß das Cabriolett endlich umstürzte. O, er ist furchtbar aufgeregt.“

„Aber meine Mutter? meine Mutter?“ fragte Viktorine ungeduldig.

„Madame Ferrars war zwar ohnmächtig, doch sonst unverletzt geblieben,“ erwiederte Klara — „Doch gehe nur gleich zu Arthur. Er ist außer sich und will von mir nichts wissen.“

„Vor allen Dingen erst zu meiner Mutter!“ sagte Viktorine kalt.

„Und Arthur —?“

„Muß warten, bis ich Muse für ihn habe. Für heute hat er bereits Unheil genug angerichtet!“ antwortete Viktorine in demselben eiskalten Tone und verließ das Zimmer ohne ein Wort der Theilnahme und des Trostes.

Unterdessen ging Arthur, ungeduldig auf Viktorinens Rückkehr harrend, in heftiger Bewegung in seinem Zimmer auf und nieder. Er erwartete Trost und Vernunftsgründe von ihr zu hören und es fiel ihm nicht ein, daß dieser letzte Akt des Deliriums und der Ueberspanntheit selbst Viktorine in ihrem Glauben an seine Vernunft wankend machen könnte.

Aber Stunde auf Stunde verging und Viktorine kam nicht. Arthur wußte, daß sie von der Gemäldegalerie zurückgekehrt und sogleich zu ihrer gegangen war. Das war natürlich und er fand es auch in der Ordnung. Beide Frauen hatten viel zu vergeben und er durfte sich nicht aufdrängen. Vielmehr mußte er warten, bis man mit ihm sprechen würde. Doch war dies eine üble Zeit zum Warten, sein Gehirn brannte und tausend wilde Regungen kämpften in ihm.

Und Viktorine erschien immer noch nicht. Wie ihm Klara sagte, war Viktorine, als sie von ihrer Mutter gekommen, nach ihrem Zimmer gegangen, um einen eben eingegangenen Brief zu lesen. Arthur wurde ungeduldig. Einer solchen Bagatelle willen ihn zu vergessen? Ohne Zweifel war es nur eine Einladung zu irgend einer Abendgesellschaft oder etwas Aehnliches.

Er beschloß, selbst zu ihr zu gehen. Er traf sie in ihrem Zimmer, das er in heftiger Erregung betrat, vermeinend, daß sie, wie es schon oft geschehen, die ihn bestürmenden Gefühle durch Worte der Sanftmuth und liebevolle Zusprache damit beschwichtigen werde. Sie saß schreibend am Tische; wahrscheinlich den eben erhaltenen Brief beantwortend; denn vor ihr lag ein Schreiben auf parfümirtem rosenfarbigem Papiere. Daß eine solche Kleinigkeit und in einem solchem Augenblicke Viktorinens Aufmerksamkeit beanspruchte, machte ihn so zornig, daß er nicht übel Lust verspürte, das parfürmirte Billet an sich zu reißen und in seiner Faust zu zerknittern, und nur mit Mühe widerstand er dieser Versuchung.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schusterduell.

Als Kaiser Joseph II. eines Morgens auf dem Kontrolorgang der Hofburg, woselbst er Audienzen ertheilte, erschien, fiel ihm eine Gruppe von Männern auf, welche inmitten der zahlreich Versammelten mit sichtbarer Ungeduld und Beklommenheit standen; sein scharfer Blick und tiefe Menschenkenntniß sagten ihm, daß diese Personen ein wichtiges Anliegen ihm vorzubringen hatten, er gab daher Befehl, daß sie herantreten und ihm ihre Bitten vortragen sollten.

„Eure Majestät," begann ein Mann, der einen hechtgrauen, langen Rock trug, während er mit dem damals modernen Dreimaster in der Hand gestikulirte und das sorgfältig geflochtene und gepuderte Zöpfchen seine Bewegungen accompagnirte, „Eure Majestät, ich bin der Zunftmeister der Wiener bürgerlichen Schuster, meine beiden Begleiter sind Meister unserer ehrsamen Innung, wir erlauben uns in tiefster Ehrfurcht eine Bitte zu Dero Füßen zu unterbreiten."

„Lasset meine Füße in Ruh'," erwiederte der Kaiser, „ich habe keine Lust mir jetzt von Euch das Maß nehmen zu lassen, redet kurz, ohne Umschweife, so hab' ich's gern, ich kann die einstudirten Reden nicht leiden, mit mir soll ein Jeder von der Leber weg reden. Wie ist Euer Name?"

„Ich heiße Anton Werner, Majestät, habe meine Werkstätte im Auwinkel, dieser mein Begleiter heißt Stefan Schmidler, den geht die Sache an, weswegen wir hier erscheinen."

„So? Er soll reden," sagte der Kaiser, „bei mir braucht's keinen Dolmetsch. Meister Schmidler, was verlangt Ihr von mir?"

„Eure Majestät," versetzte der Schuster, der seine Verlegenheit nur mühsam verbarg, ich möcht' um die Erlaubniß bitten, einen Menschen erschlagen zu dürfen."

Der Kaiser stutzte und trat einen Schritt zurück. „Es scheint," sagte er, „daß Ihr nicht bei Troste seid, wie kann es Euch beifallen, eine solche Bitte mir vorzutragen, kennt Ihr denn die zehn Gebote nicht?"

„Eure Majestät," versetzte Schmidler mit fester Stimme, „ich muß meine frühere Bitte wiederholen, da Eure Majestät Gottes Stelle auf Erden vertreten, so werden Sie auch Nachsicht und Gnade mit einem Menschen haben, der mit der Schusterahl besser umzugehen weiß, als mit dem Worte."

„Redet Meister, ich höre Euch."

„Mein guter Kaiser," versetzte Schmidler mit weicher, zitternder Stimme, während die Thränen über seine Wangen floßen. „Ihr habt leider Gottes kein Kind. Doch habt Ihr es empfunden, was es heißt, ein Kind verlieren, aber Heil Euch, Ihr wißt nicht, was es heißt ein Kind durch Schande verlieren. Große Herren, wenn Ihnen ein Schimpf angethan wird, schießen auf einander und schlagen sich todt, wir gemeinen Leute müssen es ruhig geschehen lassen, daß man unsere Ehre mit Füßen tritt, uns anspeit. Mit Eurer Majestät gnädigster Erlaubniß dürfte ich den Verführer meiner Tochter niederschießen, Euer Befehl würde dem Edelmanne genügen, und die Schuster von Wien, die meine Schmach mitempfinden, würden Eure Majestät lobpreisen, wenn —"

„Wenn ich gestatte, daß Ihr Euch duelliren dürftet. — Ich verstehe. Ich kann die Duelle nicht leiden, Menschenleben ist kostbar; aber erzählt mir ausführlicher."

„Seit zwanzig Jahren bin ich Meister, mein Geschäft am „Stock im Eisen" geht gut, ich beschäftige an 20 Gesellen, und mit Stolz bringe ich vor, daß die höchstselige Kaiserin, das von mir angefertigte Meisterstück, ein paar ungarische Stiefletten, am Krönungstage getragen habe. Gott gab mir Alles, was ein menschlich Herz begehrt, doch theurer als Alles ist mir mein Kind, meine einzige Tochter Katharina. Das Kind war meine Freude, ich war stolz auf dasselbe, wie ein Fürst auf seine Krone. Eines Tages tritt ein reicher Kavalier in meinen Laden und, während er bei mir Bestellungen macht, tritt Katharina ein. Da es an ihrem Namenstage war, wollte sie geputzt zur Kirche gehen, ich segnete sie, küßte ihre Stirne und entließ sie.

„Ihr habt ein schönes Kind, Meister," sagte Graf Wildenschwert. — „Es ist ein frommes, sittsames Kind," erwiederte ich arglos, „die Freude meines Herzens." — Bald darauf entfernte sich der Graf.

„Bei Tische erschien Katharina an diesem Tage etwas später; ich ärgerte mich, denn ich liebe die Ordnung, doch wollte ich mein Kind vor den Gesellen nicht zur Ruhe weisen, und schwieg daher. Katharina war zerstreut, ich merkte es an vielen kleinen Dingen. Mehrere Wochen vergingen, ich erkannte kaum mein Kind mehr; es sah blaß aus, hatte stets verweinte Augen, wich meinen Blicken aus. Was geht da vor? dachte ich, doch mit allen Fragen konnte ich nichts ergründen. Da dachte ich das ist gewiß wegen des Altgesellen, des Mathias, den liebt sie und will's nicht sagen. Ich rufe den Mathes herbei. „Nun," sage ich zu ihm, „wie gefällt Dir Katharina?" Der Bursche wird feuerroth, die Augen stehen ihm in Wasser. Ich reibe mir ganz vergnügt die Hände und sage: „Mathes, Handwerk hat einen goldenen Boden, wenn Du willst, kannst um meiner Tochter Hand anhalten." Der Bursche läßt es sich nicht zweimal sagen. An einem Sonntag Nachmittag, so ward verabredet, erschienen in meiner Paradestube der Zunftmeister Huber, die Mitmeister Schrott und Häuser; Mathias trat ein und bringt seine Bitte vor. Meister Huber hält eine Ansprache an ihn, über die große Ehre, ein Meister der Wiener Schuster-Innung zu sein. Hierauf rufe ich, die Katharina, meine Tochter, herbei. „Katharina," sag' ich, „willst Du den Mathias als „Hausherrn" haben?" Das Mädchen sinkt auf die Knie, faltet die Hände wie zum Gebet, bricht in lautes Weinen und Schluchzen aus und ruft: „Herr Vater, habt Erbarmen mit mir, ich bin kein ehrsames Christenkind mehr, ich hab' Euch Schande gemacht, ich werde die Haube tragen müssen, ehe ich noch den Altar des Herrn betrete, Vater, ich bin entehrt, betrogen, mein Verführer ist ein Graf im Trosse des Kaisers." Die Meister hören's und entfernen sich, ohne ein Wort zu reden. Mathias packt seine Sachen zusammen und verließ mein Haus. Die Gesellen, die es erfahren haben, werden stutzig und kündigen den Gehorsam. Um Ostern ging meine Tochter zur Beichte: Pater Ambrosius legt ihr die gebührende Kirchenbuße auf. Das Mädchen mußte an den Kirchthüren stehen mit der Haube auf dem Kopfe, sich von aller Welt sagen lassen, daß sie ehrlos sei, und auf harten Steinen knieen. Als das Kind zur Welt kam, fand sich kein Taufpathe für den Enkel des ehrsamen Meisters Stefan Schmidler; ein Straßenkehrer in Ketten erwies mir die Gnade, Zeuge der Taufhandlung meines Enkels zu sein. Nach Ostern ward ich zur Zunft geladen. Meister Huber erklärte, die Zunft könne solche Schmach eines Wiener Schustermeisters nicht dulden; ich solle entweder mein Handwerk aufgeben, oder Genugthuung verlangen. Die Anderen waren desselben Sinnes. Ich sagte den Meistern zu, daß ich mein Leben für meine Ehre in die Schanze schlagen wolle, und suchte den Grafen Wildenschwert in seinem Hause nächst den Paulanern auf. Der Graf ließ seine Hunde auf mich hetzen und schlug

mich mit der Reitpeitsche. Die Gesellen traten zusammen, als sie erfuhren, wie man mir begegnete, und schwuren, das Haus des Grafen zu zerstören und ihn zu erwürgen. Die Zunft nannte dies Rebellion und beschloß, sich an Eure Majestät zu wenden, und warum. Die bürgerlichen Schuster der Stadt Wien harren der Entscheidung Eurer Majestät."

„Saget den Gesellen in meinem kaiserlichen Namen," sagte im strengen Tone der Kaiser, „daß ich bündigen Gehorsam und Ordnung verlange. Der Schuster soll bei seinen Leisten bleiben; das Recht zu handhaben, ist der Kaiser von Gott bestellt, und nicht der Schuster. Habt Ihr mich verstanden? Jetzt geht in Gottes Namen und schickt mir die Katharine morgen früh her; sie soll mit ihrem Kinde zu mir kommen. Ihr, Meister Schmidler, könnt Eure Tochter begleiten."

(Schluß folgt.)

Nachtisch.

Paris. Dieser Tage ist eine kleine kecke Broschüre erschienen: „Das Testament Neros", diktirt von ihm am 19. Januar 1867. Nero hieß der unlängst verstorbene Lieblingshund des Kaisers und der 19. Januar 1867 ist bekanntlich das Datum, an welchem der Kaiser die „Krönung des Gebäudes", Preßfreiheit u. s. w. versprochen hat. Die letzten Wünsche dieses „fast erhabenen" Thieres lauten folgendermaßen: „Da die Franzosen Geschmack an Statuen finden, habe ich nichts dagegen, daß man auch mir solche errichte. Jedoch wünsche ich, daß man dabei nicht übertreibe und höchstens auf allen Plätzen von Paris, der Hauptorte der Departements, Arrondissements und Kantons mir Standbilder setze, und zwar je nach der Bedeutung des Ortes von Bronze oder Marmor. Da ich aber nicht will, daß die Nachwelt über mich lache, verbiete ich ausdrücklich, mir eine Reiterstatue zu errichten."

Zwei Eisenbahn-Reisende unterhielten sich über Musik. Der Eine fragte den Andern: „Kennen Sie den Barbier von Sevilla?" — „Nein, ich rasire mich selbst", antwortete Dieser.

Redaktion: C. Korb. Druck von J. B. Fleischmann. Verlag: Leo Woerl in Würzburg.



№ 13.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

Viktorine war bleich, aber es lag in ihren Augen ein eigenthümlicher Glanz, der ihn stutzen machte. Auch das Lächeln befremdete ihn, mit welchem sie aufstand und ihm entgegentrat. Wenigstens für Viktorinens Gesicht war ein solches Lächeln sonderbar, es erregte in ihm unbestimmte Befürchtungen.

„Weßhalb kamen Sie nicht zu mir?" fragte er mit leisem Vorwurfe.

„Weil ich anderweitig zu thun hatte!" antwortete sie und deutete auf den Brief hin.

„Da ich Ihrer aber so sehr bedarf, so hätten Sie mir das peinliche Warten wohl ersparen können."

„Meine Mutter befindet sich unwohl," erwiederte Viktorine kalt, „und ich wollte nur diesen Brief beantworten, um wieder zu ihr zurückzukehren."

„Sie haben also keine Worte der Theilnahme für mich?" rief Arthur, über ihre verletzende Kälte nun ernstlich beunruhigt.

„Meine Theilnahme könnte Ihnen von keinem Nutzen mehr sein," versetzte Viktorine mit vollkommenem Gleichmuthe, „sie hat Ihnen bisher wenig genützt. Im Uebrigen würde ich Sie bitten, mich für jetzt allein zu lassen. Morgen können wir die Sache eingehender besprechen."

Bei diesen Worten hatte sie ihr Antwortsschreiben gefaltet, ließ jedoch ihre Beschäftigung jetzt ruhen, als wünschte sie, daß er das Zimmer verlasse, ehe sie die Adresse schrieb.

In ihrem ganzen Wesen lag eine ruhige Entschlossenheit, welche Arthur einschüchterte. Mit schwerem Herzen verließ er sie, als fühlte er, daß

irgend ein kostbares Band zwischen ihnen für immer zerrissen sei. In heftiger Unruhe und unter tausend marternden Empfindungen verbrachte er einsam den Rest des Tages und die darauf folgende Nacht.

Endlich brach der Morgen an. Mit unruhiger Spannung sah ihm Arthur entgegen. Eine Ahnung sagte ihm, daß dieser Tag noch viel verborgenes Uebel bringen werde.

Als Arthur Viktorinens Zimmer betrat, fand er sie mit einer Handarbeit beschäftigt; ihre Haltung und Miene war so ruhig und gleichförmig als wäre gar nichts geschehen. Ihr Gesicht war heiter und ihre Toilette, wie gewöhnlich, sorgfältig gewählt. Mit einem freundlichen „Guten Morgen" reichte sie ihm die Hand und diese Hand war fest und zitterte nicht.

„Haben Sie mir vergeben, Viktorine? fragte Arthur.

„Was soll ich Ihnen vergeben? Unglück ist kein Verbrechen!" antwortete sie ruhig.

Arthur zitterte. Die Worte der Trennung waren noch nicht ausgesprochen; aber eine innere Stimme sagte ihm, daß er sie nur zu bald hören werde.

„Sie haben mir öfters gerathen, einen Arzt über meinen Zustand zu befragen," sagte er; „thörichter Weise habe ich mich dessen stets geweigert. Nun will ich indessen Ihren Rath befolgen."

„Damit mögen Sie ganz nach Ihrem Belieben handeln!" versetzte Viktorine im Tone völliger Gleichgültigkeit.

„Sie wünschen es aber, nicht wahr?"

„Um Ihretwillen, ja."

„Viktorine, um Gotteswillen, seien Sie nicht so kalt!"

Sie setzte, ohne eine Miene zu verziehen, ihre Handarbeit fort, ohne die geringste innere Bewegung zu verrathen. In Arthur's Herz hingegen tobte Verzweiflung.

„Haben Sie Geduld mit mir, Viktorine, diese Sinnestäuschungen werden aufhören."

„Nein, Arthur," sagte sie, ihre Arbeit bei Seite legend und ihn fest ansehend, „Sie dürfen nicht vergessen, daß ich gegen mich ebensowohl Pflichten habe als gegen Sie. Mein ganzes Lebensglück nur von der Möglichkeit Ihrer Genesung abhängig zu machen, ist ein Opfer, welches Sie nicht beanspruchen und ich nicht bringen werde. Einem gewöhnlichen Uebel kann ich ohne weibliche Furcht entgegentreten. Hier aber handelt es sich um ein so schreckliches, daß — ich gestehe es offen — mein Muth nicht ausreicht."

„Von welchem Uebel sprechen Sie? Ich verstehe Sie nicht!“ sagte Arthur verwundert.

„Es ist ein Fluch, der entsetzlichste, der den Menschen heimsuchen kann!“ rief Viktorine im Tone ungewöhnlicher Heftigkeit. „Es würde unsere Häuslichkeit zur Hölle machen und jedes Band, das zwischen uns bestände, zerreißen. Nein, dem kann und darf ich mich nicht aussetzen.“

„Ein Fluch? Ich verstehe Sie nicht,“ entgegnete Arthur, „welchen Fluch meinen Sie?“

„Den Fluch des Wahnsinnes, Arthur, er lastet auf Ihnen.“

„Auf mir?“ rief Arthur entsetzt. „Oh Gott! Doch ich bin nicht wahnsinnig! Oh nein, tausendmal nein!“

„Wie sollte ich daran zweifeln?“ sagte Viktorine. „Würde Jemand, der es nicht ist, rasen, wie Sie es thun? Würde er Geister erblicken und dabei sein und Anderer Leben auf's Spiel setzen? Nein, Arthur, das kann nur der Wahnsinn und ich beklage Sie.“

Sie sprach jedes dieser Worte mit schrecklicher Deutlichkeit. Ihr stechender Blick war fest auf ihn gerichtet und es lag kein Mitleid darin, sondern eine grausame Entschlossenheit, die ihn bis in sein Innerstes verletzte.

„Und mit diesem Fluche auf Ihrem Leben können Sie mich auffordern wollen, mein Schicksal mit dem Ihren zu verketten?“ fuhr sie in derselben herzlosen Weise fort. „Können Sie, als Mann von Ehre, mich an mein Versprechen gebunden erachten?“

„Sie täuschen sich über meinen Zustand, Viktorine, o gewiß, Sie täuschen sich. Das gestrige Ereigniß war ein trauriger Zufall, eine täuschende Aehnlichkeit, die mich irre leitete, lag ihm wahrscheinlich zu Grunde. Dergleichen Dinge sind schon vorgekommen. Mein Puls geht ruhig, so ruhig, wie der Ihre. Sehen Sie mich an, hören Sie mich sprechen. Sehe ich aus oder spreche ich wie ein Wahnsinniger?“

„Nicht, wenn der Anfall vorüber ist,“ antwortete sie; „doch wer kann wissen, wann er wiederkehren mag? Nein, unter diesen Umständen werden Sie auf unsere Verbindung nicht bestehen.“

„Ich bestehe nicht mehr darauf,“ sagte Arthur; „es würde schmachvoll für mich sein, Sie gegen ihren Willen in eine Verbindung hineinzuziehen, die Ihren Neigungen entgegen ist. Wenn Sie es wünschen, so — o, ich kann das Wort nicht vollenden. Ach, Viktorine, wenn Sie in gleicher Weise wie ich vom Unglück heimgesucht wären, ich würde wahrlich nicht in so verletzender Weise gegen Sie gehandelt haben,“ sprach Arthur mit tiefem Gefühl.

„Ich bin schnell und entschieden in Allem, was ich beginne; das liegt

so in meiner Natur;" entgegnete sie ruhig, „und außerdem sehe ich auch nicht, welche Veranlassung zur Verzögerung vorliegt."

Arthur schwieg, erstaunt über ihre Kälte und ihren gänzlichen Mangel an Gefühl. Dieses herzlose, berechnende Weib, war dies die Viktorine, die er ihres weichen, theilnehmenden Herzens wegen geliebt? Wie war eine solche Umwandlung von gestern bis heute möglich?

„Ja, Sie sind frei, Viktorine!" sagte er mit Würde. „Ich möchte tausendmal lieber mein Lebensglück opfern, als einen Schatten auf das Ihre werfen. Meine Krankheit soll nicht mehr störend einwirken auf Ihre Häuslichkeit. In der Zurückgezogenheit der meinigen will ich mein Unglück tragen, wie ich es vermag. Leben Sie wohl Viktorine!

„Es ist mir lieb, Sie die Absicht, London zu verlassen, andeuten zu hören. Seit Ihrem Hiersein hat Ihre Krankheit große Fortschritte gemacht."

„Viktorine!" rief Arthur mit wachsendem Erstaunen, „was ist aus Ihrer Liebe für mich geworden? Haben Sie kein Mitleid, kein Wort der Theilnahme für mein unglückliches Schicksal?"

„Ich habe mich bisher nie von Gefühlen leiten lassen, denn sie sind gar unzuverlässige Führer auf dem Lebenswege!" entgegnete sie.

„Also auf diese Weise scheiden wir von einander?" rief er und auf seiner Stirne glühte der Unwille. „Sie hätten das Band auf schonendere Weise lösen können. Vielleicht habe ich Ihre Zuneigung auf eine zu harte Probe gestellt. Wenn das der Fall ist, so sind Sie schwer gerächt."

Viktorine arbeitete, ohne zu antworten in völliger Ruhe an ihrer Stickerei weiter. Ihr stand Arthur nun als Fremder gegenüber, mit ihm war sie fertig. Das alte Kapitel war zu Ende und ein neues hatte begonnen. Die Zeit, wo es in ihrem Interesse lag, ihm Trost zu spenden, oder ihm mit liebevollen Worten entgegenzukommen, war vorüber. Jetzt mochte er in Gottes Namen heimkehren, und sich in hoffnungslosem Sehnen nach der Verstorbenen zu Tode grämen; was kümmerte sie das? Lag denn nicht eine neue, glänzende Zukunft vor ihr, ein Leben der Freude und des Genusses?

Es war Zeit, daß die Unterredung enden mußte, und Arthur wendete sich der Thüre zu. Doch in demselben Augenblicke trat Lord Wilcox herein, dessen vor Freude strahlendes Gesicht die vollkommenste Zufriedenheit mit seinem Geschick ausdrückte. Sein rosenfarbenes Billet hatte die gewünschte Antwort gefunden, und so eilte er denn in der Fülle seiner Freude, um eine Fluth von Honigworten und Liebesphrasen zu den Füßen seiner Auserkorenen niederzulegen. Viktorine hatte ihr Jawort gegeben und für ihn war Alles Sonnenschein.

Arthur's Eifersucht wurde erregt. Wenngleich er bei Lord Wilcox's

Eintritt die wahren Beziehungen zwischen diesem und Viktorine noch nicht kannte, so war er doch über die Störung entrüstet, welche ihm in diesem Augenblicke doppelt unangenehm war. Die Freundlichkeit, mit welcher Viktorine den Gecken empfing, erbitterte ihn, aber er wies mit Abscheu den Argwohn von sich, daß dieser Mann schon seit längerer Zeit sein Nebenbuhler gewesen sein könnte.

Lord Wilcox befand sich in komischer Verlegenheit zwischen seiner Furcht vor dem vermeintlich Wahnsinnigen und seinem heißen Wunsche, vor Viktorinen sein Herz auszuschütten. Einige Augenblicke stand er ziemlich unschlüssig da, endlich aber siegten doch die Gefühle des Liebenden, und festen Schrittes ging er zu Viktorinen hin und küßte ihr die Hand. Nur ein Wahnsinniger konnte nach einem so deutlichen Winke noch bleiben und dennoch blieb Arthur. Es schien ihm, als sei er durch einen Zauber hier festgebannt. Nur war sein ferneres Bleiben den Absichten Viktorinens durchaus entgegen.

„Herr Leslie," sagte sie mit kalter Höflichkeit, „wollen Sie mir vielleicht eine Bitte erlauben?"

„Was steht zu Ihren Diensten, Fräulein Ferrars?" fragte Arthur.

Wie seltsam klang ihm diese neue ungewohnte Form der Anrede!

„Daß Sie die Güte haben möchten, uns allein zu lassen?" erwiederte sie.

Uns allein zu lassen? Nach ihrem eigenen Bekenntnisse waren diese Beiden also durch ein Band umschlungen! Uns allein zu lassen? Das war denn doch mehr, als er zu ertragen vermochte, und sein Unwille siegte über die Selbstbeherrschung, die er sich vorgeschrieben hatte.

„Ich wünsche Ihnen Glück, Mylord!" sagte er mit bitterem Spotte. „Noch vor einer halben Stunde war Fräulein Ferrars meine verlobte Braut, jetzt scheint sie die Ihrige zu sein. Die Leichtigkeit, mit der die Dame ihre Zuneigung von mir auf Sie übertragen hat, ist wahrhaft bewundernswerth!"

Ist es wahr, Viktorine?" rief Lord Wicox, erstaunt und bestürzt zugleich, „sollten Sie —"

„Er ist wahnsinnig, Mylord," sagte Viktorine mit leiser, aber fester Stimme, „wahnsinnig!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schusterduell.

(Schluß.)

Der Kaiser machte eine Handbewegung, und die ehrsamen Schuster entfernten sich, nur halb zufrieden mit dem Erfolge ihrer Mission.

Graf Wildenschwert erhielt den Befehl des Kaisers, am nachfolgenden Tage bei Hofe zu erscheinen. Diese Einladung erfüllte den arglosen Edelmann mit Freude und Ueberraschung. Kaunitz hatte ihm vor längerer Zeit den Posten eines kaiserlichen Botschafters am Haag zugesagt, und er glaubte sich endlich am Ziele längstgehegter Wünsche und Erwartungen. Daß die Einladung persönlich vom Kaiser ausging, konnte ihn nicht überraschen, da der Kaiser stets wichtige Angelegenheiten persönlich entschied, und die in Rede stehende Aktion erschien dem Grafen als die wichtigste Frage der Zeit.

„Lieber Graf," redete Josef den Edelmann an, „Kaunitz sagt mir, daß Sie sich um den Botschafterposten am Haag beworben haben. Es erscheint mir daher unerläßlich, daß Sie hier Ihre Privatangelegenheiten in Ordnung bringen, ehe Sie meine Person am Haag vertreten."

„Meine Angelegenheiten sind vollständig geordnet; ich erwarte die Befehle Eurer Majestät."

„Sie sind geordnet? Sonderbar, man sagte mir doch das Gegentheil. Sie haben einen Ehrenhandel noch nicht geschlichtet, und doch darf ich von einem Kavalier, der meine Person vertreten soll, erwarten, daß er sich nicht feige den Geboten der Ehre entziehen werde."

Da der Graf keine Antwort gab, sondern verlegen niederblickte, fuhr der Kaiser fort:

„Der Schuster Stefan Schmidler hat Sie gefordert, weil Sie seine Tochter entehrt, sie und deren Kind schimpflich verlassen haben. Sie sind der Verführer des Mädchens, Sie haben durch unwürdige niedrige Mittel Schmach und grenzenloses Unheil auf eine brave Familie gehäuft. Sie haben dem Mädchen Ihr Ehrenwort gegeben, sie zu heirathen. Ist das ein Benehmen eines Menschen, der mich und meine Macht im Auslande zu vertreten sich berufen glaubt?"

„Eure Majestät! es ist böswillige Verleumdung."

„Verleumdung! Ist es auch Verleumdung, daß Sie den Vater des entehrten Mädchens eigenhändig peitschten und mit Ihren Hunden zum Hause heraushetzen? Dieser Ring mit Ihrer Namens-Chiffre ward er Ihnen etwa gestohlen, haben Sie ihn dem Mädchen nicht geschenkt? Hat ein Fälscher Ihre Handschrift nachgemacht und und in Ihrem Namen Gefühle für die Schusterstochter geheuchelt? Soll ich an die bodenloseste Verworfenheit meiner Bürger glauben? Sie werden sagen, Sie könnten sich mit einem Schuster nicht duelliren, das sei gegen Kavaliersehre. Ich aber denke anders, war Ihnen die Schustertochter zur Liebe nicht zu schlecht, so mußten Sie den Vater mit in den Handel nehmen. Ich befehle Ihnen, daß Sie sich mit dem Schustermeister Stefan Schmidler schlagen. Gegen die Sekundanten werden

Sie nichts einzuwenden haben. Ich und Fürst Auersperg werden die Sekundanten des gekränkten Bürgers sein.

„Das ist unmöglich!" rief der Graf."

„Wie es Ihnen beliebt, Sie sind Herr Ihres Geschickes. Ich will Ihnen einen Ausweg zeigen, doch merken Sie das, meine Bedingungen sind unabänderlich. Ich will nicht, daß das Mädchen unglücklich sei, was der Fall wäre, wenn Sie zur Heirath gezwungen würden, darum stelle ich diese Herzensangelegenheit Ihrer Einsicht anheim. Sie müssen öffentlich bekennen, daß Sie der Verführer des Mädchens sind. Sie müssen, so weit es angeht, die Ehre des Mädchens ersetzen und für deren Zukunft Sorge tragen. Sollten Sie sich auch dies zu thun weigern, so erkläre ich Ihnen, daß Ihre Sicherheit verlangt, daß Sie vorläufig ein Gefangener bleiben. Insolange diese Angelegenheit nicht geordnet erscheint, sehe ich Sie für einen ehrvergessenen Mann an, der unwürdig ist, mir und dem Staate zu dienen."

Der Graf stand wie versteinert, der Kaiser kehrte ihm verächtlich den Rücken.

„Haben Sie 'einen Entschluß gefaßt?" sagte der Kaiser nach einer längeren Pause. „Ich gebe Ihnen Bedenkzeit."

Der Kaiser befahl sodann dem Grafen, abzutreten. Dieser wurde von einem Diener in ein Kabinet gebracht.

Einige Tage nach diesem Vorfall wurde die Schuster-Innung mit dem Innungswahrzeichen in die Hofburg befohlen. Die Zunftgenossen stellten sich gegenüber den kaiserlichen Appartements auf. Nachdem die Genossen daselbst dem Kaiser ein Hoch ausgebracht hatten, zogen sie auf Befehl in die Augustinerkirche. Die Kirche wurde, nachdem sich die Schuster nächst dem Hauptaltare aufgestellt hatten, abgesperrt. Vom Chor brausten Orgeltöne hernieder über die Häupter der Andächtigen, auf dem Hochaltare flammten die Kerzen, da trat Graf Wildenschwert in der prachtvollen goldgestickten Uniform eines Gesandten, gefolgt von zwei Hofkavalieren nebst Meister Stefan Schmidler und A. Huber, an den Hochaltar. Sodann erschien Katharina, die Schusterstochter, im rauschenden weißen Atlaskleide und einen silbergewirkten Brautschleier, auf dem Haupte strahlte ein Diadem, der Myrthenkranz fehlte.

Pater Augustin segnete das Brautpaar. Als der Bräutigam befragt wurde, ob es sein fester Wille sei, die ehrsame Katharina Schmidler zu ehelichen, sprach er mit fester Stimme sein Ja. Das Ja der überglücklichen Braut, nur leise gesprochen, wurde kaum gehört, da die ehrsamen Schuster vor Freude und Entzücken vergaßen, daß sie sich au heiliger Stelle befanden und in ein lautes Hoch ausbrachen.

Graf Wildenschwert und seine Gattin verließen am selben Tage noch

Wien, Meister Stefan Schmidler betrieb aber wie zuvor sein Handwerk „am Stock im Eisen,“ und war fleißiger denn je, denn er sagte, wenn man Grafen zu Enkel hat, muß man doppelt sparen, damit die jungen Herren standesgemäß leben können.

Wenige Wochen 'vor seinem frühzeitigen Ende unterfertigte Kaiser Joseph ein Dekret, in welchem er den Stefan Schmidler zum „Hofschuster“ ernannte.

Nachtisch.

(Ein Heiliger wider Willen.) Bei den Pescherähs, den Bewohnern der Inseln an der südlichen Spitze Amerika's, herrscht die eigenthümliche Sitte, daß, sobald der Mann stirbt, die Frau ihm in's Grab folgen muß und umgekehrt. Dieses Schicksal traf im vorigen Jahre einen Spanier, der sich von einem gescheiterten Schiff auf die Insel rettete. Er wurde von den Einwohnern gefangen genommen, mußte seine Kleidung mit einem Robbenfelle vertauschen, erhielt eine Keule und wurde „durch Beschluß der Nation“, er mochte wollen oder nicht, als Häuptling proklamirt. Als solcher mußte er eines der schönsten Mädchen als seine Frau anerkennen, welches Unglück ihm sein spanisches Blut ziemlich leicht ertragen ließ. Nachdem er sieben Jahre ganz glücklich gelebt hatte, starb seine Pescheräse, und er mußte das gleiche Loos der Eingebornen theilen, seine Selige in die allgemeine Begräbnißhöhle begleiten und letztere hinter sich schließen sehen. Bald war das mitgegebene Brod und Wasser verbraucht. Leichenduft verpestete die Luft, und Ratten und anderes Gethier fanden sich ein. Durch den Besuch dieser unliebenswürdigen Gäste hatte der Spanier eine Oeffnung gefunden, die er mit aller Kraft der Verzweiflung erweiterte, und durch sie in's Freie gelangte. Er eilte auf eine Anhöhe, sah ein Schiff, zündete ein Feuer von Reisig an, und wurde auch vom Schiffe aus bemerkt, welches ein Boot aussetzte. Doch auch die Pescherähs hatten das Feuer gesehen, sie eilten herbei und — fielen dem Spanier zu Füßen, der ihnen jetzt als Gottheit erschien, da noch nie ein lebendig Begrabener wieder zum Vorschein gekommen war. Frohen Muthes eilte der Gerettete ungehindert zum gelandeten Boot, während die Wilden zur Ebene zurückkehrten, um den übrigen Glaubensgenossen das „Wunder“ mitzutheilen.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann.



№ 14.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

„Nein, das bin ich nicht," rief Arthur entrüstet, „Sie aber, Viktorine, sind treulos und ungerecht!"

„Sie würden besser thun, wenn Sie uns verließen, Herr Leslie!" sagte Lord Wilcox, sich mit plötzlich erwachtem Muthe zwischen Viktorine und Arthur stellend. „Fräulein Ferrars steht unter meinem Schutze, und ich werde nicht zugeben, daß sie von irgend Jemand beleidigt oder belästigt wird."

„Viktorine," sagte Arthur, ohne Lord Wilcox zu beachten, wiegen Gelübde und feierliche Versprechungen so leicht bei Ihnen? — Halten Sie inne, um nachzudenken, bevor Sie mir eine so bittere Kränkung zufügen."

Viktorine bedurfte des Innehaltens und Nachdenkens nun nicht. Denn bei ihr war jedes Wort, jeder Schritt, den sie that, wohl überlegt, auch die Hindeutung Arthur's auf ihr früheres Verhältniß überraschte sie nicht. Das Wort „wahnsinnig", welches sie dem Lord nochmals zuflüsterte, erklärte ihm Alles, was ihm sonst unter Umständen vielleicht räthselhaft erschienen wäre. Ein Wahnsinniger konnte ja mit Leichtigkeit je nach Eingebung seiner entfesselten Phantasie bald Verlobungen, bald Ehegelöbnisse ganz nach Belieben vom Stapel lassen.

Der arme „Wahnsinnige" hatte sich endlich entfernt. Auf seine letzten Worte hatte Viktorine ein grausames Schweigen beobachtet, und den Tod im Herzen war er davon gegangen.

Das Benehmen Lord Wilcoxs war wie umgewandelt. Der Ernst der Ereignisse hatte seine Manneswürde in Thätigkeit gesetzt, und er war ent-

schlossen, seine Braut vor jeder Belästigung zu beschützen. Sein gecken-haftes Wesen war plötzlich verschwunden.

„Beunruhigen Sie sich nicht wegen dieses Unglücklichen. Er soll Sie ferner nicht mehr belästigen mit seinen Ansprüchen. Ueberlassen Sie ihn mir.“

„Was wollen Sie thun?“ fragte Viktorine, während sie sehr bleich und mit gefalteten Händen auf dem Sopha saß.

„Er darf nicht mehr frei umhergehen, um durch seine Tollheiten das Glück und den Frieden vernünftiger Leute zu stören. Man muß ihn unter Aufsicht stellen und zwar heute noch.“

„Gerechter Himmel! rief Viktorine schaudernd. „Sie wollen ihn seiner Freiheit berauben, ihn vielleicht — in ein Tollhaus einsperren lassen?“

„Ich halte das für unumgänglich nothwendig!“ versetzte Lord Wilcox im Tone fester Entschlossenheit. „Um jeder Unannehmlichkeit aus dem Wege zu gehen, können Sie und ihre Frau Mutter auf einige Stunden ausfahren, und wenn Sie zurückkehren —“

„Wird er nicht mehr im Hause sein!“ rief Viktorine mit eigenthümlich gedämpfter Stimme.

„Ja, es wird nicht schwer halten, seinen Wahnsinn zu beweisen und demgemäß mit ihm zu verfahren.“

„Viktorine athmete schwer und es wahr augenscheinlich, daß in ihrem Innern ein heftiger Kampf vorging. Doch endlich sagte sie:

„Nun gut denn, Mylord, ich lasse ihn ganz in ihren Händen. Nur sorgen Sie dafür, daß —“

„Daß Sie hierbei in keiner Weise persönlich einzugreifen haben?“ ergänzte Lord Wilcox. „Ueber diesen Punkt seien Sie vollkommen ruhig. Nun aber möchte ich über einen interessanteren Gegenstand, als Herrn Leslie mit Ihnen sprechen.“

„Verzeihen Sie,“ sagte Viktorine wit schwacher Stimme. „Ich bin überwältigt durch die Aufregungen dieses Morgens. Gestatten Sie mir einige Zeit der Ruhe und zur Erholung.“

„Wie Sie befehlen, Theuerste!“ sagte Lord Wilcox aufstehend. „Ich werde einstweilen die andere Angelegenheit in Angriff nehmen, aber nach einigen Stunden —“

Doch Viktorine wendete sich hinweg, und Lord Wilcox verließ, zu energischem Handeln entschlossen, das Zimmer seiner Braut.

Er hatte keine Ahnung von den schrecklichen Empfindungen, welche gegenwärtig in Viktorinens Busen tobten. Eine derartige Entwicklung, wie sie jetzt zu fürchten war, hatte sie weder gewünscht noch erwartet. Das Schlimmste, was nach ihrer früheren Berechnung für Arthur kommen konnte,

wäre seine Enttäuschung in Bezug auf ihr früheres Verhältniß gewesen. Doch ihn seiner Freiheit berauben, das Brandmal des Wahnsinns ihm anzuheften — ach, armer Arthur!

„Wie werde ich froh sein, wenn ich dies schreckliche Haus erst hinter mir habe!" sagte Klara für sich, als sie, vor ihrem Reisekoffer knieend, ihre Kleider einpackte. „Doch der arme Arthur ist am meisten zu bedauern. Oh, das nichtswürdige, abscheuliche Weib! Ich habe es ihm ja aber vorausgesagt, daß es so kommen würde, Gott sei Dank, daß wir nach Hause reisen!

„Klara!" sagte eine Stimme hinter ihr.

„Mein Gott, bist Du es, Viktorine?" rief Klara, vor Schreck den Deckel mit Geräusch zufallen lassend, „Was willst Du?"

Viktorine setzte sich ruhig und begann:

„Ich habe Dir eine Mittheilung zu machen."

„Nun, sprich nur und nachher will ich Dir auch sagen, was ich auf dem Herzen habe!" erwiederte Klara.

„Du wirst die Güte haben und Dich anständig betragen, wenigstens so lange Du in meinem Hause bist!" rief Viktorine finster. „Ich danke übrigens Gott, daß ich Deiner Rohheit nicht mehr lange ausgesetzt sein werde."

„Sehr schmeichelhaft, wahrhaftig!" sagte Klara. „Doch werden wir — dem Himmel sei Dank — bald auf der Reise sein. Arthur drängt es eben so sehr, diesem Hause den Rücken zu kehren."

„Arthur wird nicht mit Dir zurückkehren!" sagte Viktorine, in deren Antlitz Röthe und Blässe wechselten.

„Wie kommst Du denn zu solcher Unwahrheit? Wir haben verabredet, noch heute Abend zu reisen."

„Er ist schon fort!" sagte Viktorine, indem sie krampfhaft die Hände faltete.

„Wie? er ist ohne mich abgereist?" rief Klara aufspringend.

„Nimm Platz und höre mich ruhig an!" erwiederte Viktorine herrisch. „Arthur ist krank, das weißt Du so gut wie ich, und der Sitz seiner Krankheit ist — hier." Bei diesen Worten wies sie mit dem Finger nach der Stirn.

Klara starrte Viktorine verstört an.

„Kein Zweifel mehr, Arthur ist wahnsinnig," fuhr Viktorine fort — „sein Zustand ist heut von mehreren berühmten Aerzten als Wahnsinn erkannt worden. Damit nun das Leben vernünftiger Leute durch ihn nicht gefährdet werde, hat man beschlossen, ihn einstweilen in sicheres Gewahrsam zu bringen."

„Arthur, mein Bruder Arthur toll?" rief Klara. „Oh, unmöglich! Arthur ist so vernünftig, wie ich! Wo hat man ihn hingebracht? Ich will sogleich zu ihm gehen."

„Das geht nicht, Klara, Doktor Bowdler hat ihn unter seine Obhut genommen und erlaubt für's erste Niemanden den Zutritt zu ihm."

„Und wann habt Ihr ihn hinweggebracht? Oh, Ihr seid grausame Menschen hier!" schluchzte Klara.

„Es geschah heute Mittag, als Du aus warst."

„Und weshalb wurde ich nicht früher davon in Kenntniß gesetzt?" rief Klara. „Weßhalb ließ man mich ausgehen?"

„Weil Du nicht gelernt hast, Dich zu beherrschen und Du die Angelegenheit durch Deine Heftigkeit jedenfalls verschlimmert hättest!" antwortete Viktorine ruhig.

„Und nun, nachdem Du Arthur in's Tollhaus hast sperren lassen, wirst Du Lord Wilcox heirathen?" fragte Klara außer sich.

„Ich werde heirathen, wenn ich will!" erwiederte Viktorine stolz.

„Ja, ich sehe wohl, Du wirst ihn heirathen!" rief Klara im Ausbruche ihres Schmerzens; „doch Segen wird es Dir nicht bringen. Es lebt noch ein gerechter Gott über uns!"

Klara war abgereist und Viktorine befand sich nunmehr auf der höchsten Stufe irdischen Glückes. Ihr vornehmer Verlobter überschüttete sie thatsächlich mit kostbaren Geschenken, und ihre Bekannten beugten sich vor der Glücklichen, welche von Sr. Lordschaft so ausgezeichnet ward. Nicht die geringste Spur von Beklemmung oder Sorge war auf ihrer immer heiteren Stirn zu entdecken; sie hütete sich sorgfältig, dergleichen sichtbar werden zu lassen. In ihrem Innern tobte es aber gewaltig und die Stimme des Gewissens sprach laut und vernehmlich.

Eines Tages äußerte Lord Wilcox zu ihr:

„Doktor Bowdler erzählt mir, daß es mit Herrn Leslie durchaus noch nicht besser gehen will."

„In der That?" fragte Viktorine unruhig.

„Zuweilen soll er heftig rasen und namentlich über Sie, Viktorine. Man sagt, daß es lange dauern könnte, bevor er die Außenseite von Doktor Bowdler's Institut wieder sehen wird," fuhr er fort, ohne zu wissen, welche verstimmte Saite er dadurch in Viktorine berührte; „aber jedenfalls ist er dort besser aufgehoben, als wenn er frei umherginge."

„Erzählen Sie mir doch von Ihrer Schwester, der Lady Henriette," sagte Viktorine, absichtlich das Gespräch von diesem ihr so unangenehmen Gegenstande ablenkend, „Sie sagten mir, daß sie —"

„O ja, sie wünscht, daß Sie, Viktorine, mit ihr nach Oak-Park, der Besitzung des Sir Harry Lorrimer, zum Besuche reisen möchten. Sir Harry

ist zwar von seiner Reise noch nicht zurückgekehrt; doch die verwittwete Lady Lorrimer, seine Mutter, ist dort. Sie ist unsere Tante und Henriette's Pathin. Auch wünsche ich sehr, das Lady Lorrimer Sie kennen lerne und bin überzeugt, daß Sie bald mit ihr befreundet sein werden."

„Ich habe noch keine Einladung von ihr erhalten, muß deßhalb Bedenken tragen, mich so ohne weiters aufzudrängen!" antwortete Viktorine.

„Diese Einladung wird Ihnen in aller Form zugehen!" sagte Lord Wilcox.

Dieser in Aussicht gestellte Besuch war Viktorinen durchaus nicht angenehm. Oak-Park war zu sehr mit den Erinnerungen an Arthur verknüpft; denn dort war es, wo er in einer Nacht Constanzen gesehen haben wollte. Doch lag es auch wieder zu sehr in ihrem Interesse, sich die Gunst der vornehmen Verwandten ihres neuen Verlobten zu erwerben und sie versprach daher dem Lord Wilcox, die Einladung seiner Tante anzunehmen, wofern ihr eine solche zugehen würde.

Die Einladung kam und Viktorine blieb nichts übrig, als derselben Folge zu leisten. Daß man auf dem Schlosse viel von Arthur sprechen würde, hatte sie nicht zu fürchten, es sei denn, daß Sir Lorrimer während ihres Aufenthaltes dort zurückkehrte. Er war der einzige Freund, den Arthur auf Oak-Park besaß.

Die alte verwittwete Lady Lorrimer war eine adelsstolze Dame, der das Schicksal des bürgerlichen Künstlers keine Theilnahme einflößte. Auch gegen Viktorinen waren ihre Gefühle bis jetzt noch nicht die günstigsten und es hatte lange gedauert, ehe sie sich mit der Verlobung ihres Neffen mit einer Bürgerlichen aussöhnen konnte. Lord Wilcox war aber von jeher ihr Liebling gewesen und so hatte sie sich denn, nach einigen bitteren Aeußerungen über die Entartung des jetzigen Adels, herbeigelassen, Viktorine die oben erwähnte Einladung zu senden.

Nach einigen Tagen trat Viktorine, in Begleitung der Lady Henriette, die Reise nach Oak-Park an.

Lady Henriette war von der Mutter Natur mit äußeren Vorzügen nur spärlich begabt. Hinsichtlich der Toilette zeigte sie den Geschmack ihres Bruders. Das heißt, sie kleidete sich prächtig, aber geschmacklos. Aber Henriette besaß ein gutes Herz und einen scharfen, fast männlichen Verstand. Sie fand Viktorinen zwar nicht ganz nach ihrem Geschmack, doch war sie entschlossen, derselben den Aufenthalt auf dem Gute möglichst angenehm zu machen.

Die kurze Reise war ohne ein erwähnenswerthes Ereigniß von Statten gegangen. Der Lady Lorrimer vorgestellt, erwiederte Viktorine den steifen Empfangsgruß der Dame mit einer anmuthsvollen Verneigung, und nichts

konnte angenehmer und treffender sein, als ihre Antwort auf die kalten Worte, die ihr zum Willkommen entgegentönten.

Viktorine konnte, wenn sie wollte, ebenso ceremoniel sein, als Lady Lorrimer, und ihr wunderbares Talent, ihr Benehmen und ihre Unterhaltung dem Geschmack einer jeden Gesellschaft anzupassen, kam ihr bei dieser Gelegenheit sehr zu statten. Gegen die alte Dame benahm sie sich mit Ehrfurcht, schmeichelte ihren Schwächen, ohne sich den Anschein der Kriecherei zu geben, und wußte eine Menge vornehmer Namen, als ihrer Bekanntschaft angehörend, mit in ihr Gespräch einzuflechten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Beichte.

An der Thüre einer Kirche in Paris fand sich schon seit einer Reihe von Jahren täglich ein alter Bettler ein, den man unter dem Namen des „alten Jakob" kannte. Er pflegte sich auf einen Tritt der Kirche zu setzen, um sein Almosen einzusammeln. Er saß da, traurig und finster, sprach fast nie und nickte nur zum Danke, wenn man ihm etwas reichte. Ein vergoldetes Kreuz sah man auf seiner Brust, wenn die Lumpen sich ein wenig bei Seite schoben. Ein junger Priester, Paulin mit Namen, pflegte in derselben Kirche die heilige Messe zu lesen und unterließ nie, den armen Jakob seine kleine Gabe zu reichen. Von einer reichen und adeligen Familie entsprossen, hatte er sich als Priester Gott ganz geweiht und legte sein ganzes Vermögen in den Schooß der Armen und Unglücklichen. Ohne ihn weiter zu kennen, liebte der alte Jakob ihn sehr. Eines Tages sah Paulin den alten Jakob nicht mehr an seinem gewöhnlichen Platze und bemerkte, daß er längere Zeit hindurch nicht mehr erschien, das beunruhigte ihn und machte ihn um seinen alten Schützling besorgt; er erkundigte sich nach seinem Aufenthalte und eines Tages nach der heiligen Messe nahm er seinen Weg der Wohnung des Alten zu. Er klopfte an die Thüre des Dachstübchens; eine schwache Stimme antwortete; er trat ein und fand Jakob — krank in seinem Bette oder vielmehr auf seinem Lager, bleich mit erloschenem Auge. „Ach! sind Sie das, hochwürdiger Herr?" rief er, als er den guten Priester erkannte. „Sie sind ja sehr gütig, zu einem so elenden Menschen zu kommen, wie ich bin. Das verdiene ich nicht." „Was sagst du, Jakob," antwortete Paulin, „weißt du nicht, daß der Priester der Freund der Unglücklichen ist?" „Uebrigens," setzte er lächelnd hinzu, „sind wir auch noch alte Bekannte." Ach, mein Herr, wenn Sie wüßten .... wenn Sie mich kennten ... wahrhaftig Sie würden nicht so mit mir sprechen .... Nein, nein, sprechen Sie nicht so gütig mit mir, ich bin ein

Elender . . . von Gott und Menschen verflucht . . ." „Von Gott verflucht? was fällt dir ein? Ach, armer Jakob, sprich doch solche Dinge nicht, wenn du Uebels gethan hast, so bereue es und beichte; Gott ist ja die Güte selbst, dem Reuigen verzeiht er Alles." „Ach, nein! mir, mir wird er nicht verzeihen!" „Nun warum denn nicht? Hast du etwa keine Reue?" Ob ich Reue habe! ob ich Reue habe!" schrie Jakob laut, indem er sich erhob und zerstörten Blickes umher sah, „ob ich Reue habe? Ja, ja, ich bereue es — Dreißig Jahre bereue ich es . . . . und dennoch bin ich ein Verfluchter..." Der gute Priester suchte ihn zu trösten und zu ermuthigen, aber vergebens. Ein schreckliches Geheimniß lag in der Tiefe seines Herzens verborgen, und die Verzweiflung hinderte den Unglücklichen, sein Verbrechen zu offenbaren Endlich jedoch durch das sanfte und gütige Zureden des Priesters überwunden, entschloß sich der unglückliche Jakob und erzählte mit halb erstickter Stimme: Während der blutigen Revolution im vorigen Jahrhundert hatte ich die Aufsicht über ein Schloß einer reichen Familie. Meine Herrschaft war die Güte selbst . . . der Graf, die Gräfin, ihre beiden Töchter und ein Sohn . . . Ich verdanke ihnen Alles, meine Stellung, meine Erziehung, und den guten Tag, den ich bei ihnen hatte . . . Als aber die Schreckensregierung kam . . . . da . . . . habe ich sie — verrathen! Sie waren versteckt, ich wußte, wo! . . . . Ich zeigte sie an, um ihre Güter zu gewinnen, die man den Angebern verhieß . . . Und — sie wurden zum Tode verdammt, Alle bis auf den kleinen Paulin, der noch zu jung war. Hier schrie der Priester unwillkürlich laut auf und der kalte Schweiß rann von seiner Stirn. „Ach, Herr, fuhr der alte Bettler, der die Aufregung des Priesters nicht bemerkte, fort, es ist schrecklich! ich hörte ihr Todesurtheil mit an, sah alle vier auf den Karren werfen, sah — ach, mein Herr, sah, wie ihre Köpfe unter dem Mordbeil vom Rumpfe fielen. Ungeheuer, der ich bin! Und seit dieser Zeit habe ich weder Ruhe noch Rast. Ich weine, ich bete für sie. Ich sehe sie täglich vor meinen Augen. Sehen Sie, da sind sie unter dieser Leinwand . . . „Indem er dieß sagte, zeigte er mit zitternder Hand auf einen Vorhang, der einen Theil der Mauer verschleierte. „Dieß Kreuz, das Sie an meinem Bette sehen, war das vom gnädigen Herrn."

. . . Dieß kleine goldene Kreuzchen, was ich bei mir trage, trug ehedem beständig die gnädige Frau . . . O mein Gott! welch' ein Verbrechen! welch' ein Entsetzen! Ach, hochwürdiger Herr, haben Sie Mitleiden mit mir, stoßen Sie mich nicht von sich! beten Sie für mich, den größten Verbrecher und das unglücklichste der Menschenkinder!!!" Der Priester lag neben dem Lager auf seinen Knien, blaß wie der Tod. So blieb er fast eine halbe Stunde. Dann stand er auf voll Ruhe, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und zog den Vorhang hinweg und sah zwei Portraits...

Jakob stieß einen Schrei aus, als er sie sah, und warf sich auf sein Bett zurück. Der Priester weinte. „Jakob," sagte er mit bebender Stimme, „ich werde Dir von Seite Gottes Verzeihung bringen; ich will deine Beichte hören." Mit diesen Worten setzte er sich neben das Bett und der alte Jakob beichtete. Als der Sterbende zu Ende war, sagte Paulin zu ihm: „Jakob, der liebe Gott hat dir verziehen; aber das ist noch nicht Alles, auch ich verzeihe dir aus Liebe zu ihm. Denn, die Du zum Tode gebracht hast, waren . . . mein Vater, meine Mutter und meine beiden Schwestern!!" Dem Jakob standen die Haare zu Berge, er öffnete seine Lippen, stammelte einige unverständliche Worte — er sank auf sein Bett. Der Priester trat näher — der Bettler war todt.

Nachtisch.

Ein Wirth, der zufällig zum Fenster herausschaute, erblickte Jemand, der schon geraume Zeit auf dem schwarzen Brett aufgekreidet war, zwar nicht als Zänker oder Raufbold, oder wegen eines Vater unser nach der Meinung, aber doch als Borgias. Er dachte, es schadet nichts, wenn du's ihm auf milde und schonende Weise beibringst, deutete daher über seinen Rücken in das Gastzimmer hinein und rief ihm zu: „Du hast auch noch 3 Maas Bier da herin stehn!" Lächelnd antwortete Jener: „O schütt' sie aus, die sin g'wiß scho lang sauer!"

Ein Vater rief seiner auf dem Boden befindlichen Tochter zu: „Was machst du denn da droben?" — „Ich helf der Margareth!" — „Was macht denn die?" — „Nichts!"

„Aber, Herr Lehrer, so viel trinken! Bedenken Sie doch das theure Bier!"

„Ja, sehen Sie, das Bier wäre nicht zu theuer, aber zwei andere Fehler sind da, erstens hat das Bier zu wenig Gehalt, zweitens habe ich zu wenig Gehalt!"

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann.



№ 15.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

Lady Lorrimer war schon halb besiegt. Jeder neue Name, den Viktorine nannte, erhob die Letztere eine Stufe höher zu dem Gipfelpunkte, auf welchem die Edeldame selbst sich befand. Im Laufe des Abends ward sogar die Entdeckung gemacht, daß Viktorinens Urgroßvater ein entfernter Verwandter eines Grafen gewesen sei.

„Es ist also doch jedenfalls gutes Blut in ihrer Familie!" bemerkte die alte Lady Lorrimer zu Lady Henriette, als Beide sich nach ihrem Schlafzimmer begaben. „Fast glaube ich, daß Arthur wirklich so keine üble Wahl getroffen hat."

„Ich hoffe, Sie werden alles zu Ihrer Bequemlichkeit Nöthige hier finden!" sagte die alte Haushälterin, als sie Viktorinen das für sie bestimmte Zimmer anwies. „In diesem Zimmer pflegte früher Herr Leslie immer zu logiren, wenn er sich auf dem Schlosse aufhielt. Der arme junge Herr!"

„Herr Leslie!" — Viktorine schauderte. Ein peinliches Gefühl beschlich sie.

Viktorine verbrachte eine schlaflose Nacht. Nichtsdestoweniger verrichtete sie am kommenden Morgen mit gewohntem Geschmack ihre elegante Toilette und begab sich in das Frühstückszimmer, wo ihr beim Eintritt Lord Wilcox entgegenkam, der früh am Morgen im Schlosse angelangt war.

Während der folgenden Tage wußte Viktorine den gestern erlangten Vortheil in Bezug auf ihre Stellung zu Lady Lorrimer trefflich auszubeuten. Sie sank dabei allerdings in der Achtung der biederen Lady Henriette, welche nur zu bald ihre Absicht durchschaut hatte.

Nach verschiedenen zwischen Lady Lorrimer und Lord Wilcox stattgefundenen geheimen Besprechungen wurde es Viktorinen als der unabänderliche Wille der hohen Dame bekannt gemacht, daß ihre Vermählung zu Oak-Park und zwar an ihrem Geburtstage stattfinden, daß bei dieser Gelegenheit der Kreis von Gästen erweitert und Madame Ferrars eingeladen werden sollte, sich so bald als möglich ebenfalls auf dem Schlosse einzufinden. Die Großartigkeit des Programmes der Lady Lorrimer suchte ihres Gleichen. Nur eine Klausel in den beabsichtigten Veranstaltungen war Viktorinen mißfällig und erfüllte sie mit unbestimmter Unruhe: „Es steht zu hoffen, daß mein Sohn bis dahin von seiner Reise zurück ist!" hatte die Edeldame gesagt.

Viktorine fürchtete die Rückkehr Sir Harry's des Freundes Arthurs, über alle Maßen. Sie kannte ihn noch nicht persönlich. Doch hatte sie sein Porträt gesehen und bei dessen Betrachtung war ihr zu Muthe gewesen, als ob sein klares, durchdringendes, männliches Auge ihre geheimsten Gedanken zu lesen vermöchte. Sein Gesicht war offen wie der Tag und strenge Biederkeit und Wahrheitsliebe sprachen sich in diesen festen und edlen Zügen aus. Kein Wunder also, wenn solche Eigenschaften in Verbindung mit Sir Harry's Freundschaftsgefühlen für Arthur ihr heftige Besorgniß einflößten, wenngleich sie wußte, daß ihre frühere Verlobung mit Arthur in diesen Kreisen, wie überhaupt in der Welt, nicht bekannt war.

Es war keine leichte Rolle, welche Viktorine zu spielen hier gezwungen war. Die Gunst der Lady Lorrimer konnte sie sich nur durch fortwährende Kriecherei erhalten und doch setzte sie durch ein derartiges Benehmen sich auf deren Seite der Verachtung ihrer zukünftigen Schwägerin, der Lady Henriette, aus. Ihr ganzes Bestreben ging also dahin, sich in der Gunst der alten Edelfrau zu erhalten, ohne jedoch dabei die gute Meinung Henriette's zu sehr zu verringern. So oft sie deßhalb mit der Letzteren allein war, legte sie eine große Theilnahme für die Armen des Dorfes, die von Henriette durch Rath und That liebevoll unterstützt wurden, an den Tag, gab dieser die Versicherung, daß sie künftighin ihre menschenfreundlichen Bemühungen mit ihr theilen werde, und suchte überhaupt sich den Schein eifrigen Wohlthätigkeitssinnes und uneigennützigster Menschenfreundlichkeit zu geben.

„Sie wissen, meine liebe Henriette, daß ich viel werde thun können, wenn ich erst Lord Wilcox Gattin sein werde!" fügte Viktorine eines Nachmittags hinzu, als sie Beide sich in den Anlagen ergingen und Viktorine eben eine lange Rede über ihre wohlthätigen Absichten gehalten hatte. — Lady Henriette's Augen schienen irgend einen Punkt in der Ferne festzu-

halten und antwortete nichts. Als endlich Viktorine ihre Bemerkung wiederholte, wendete sich Henriette plötzlich zu ihr und sagte:

„Wollen Sie jetzt mit mir in's Dorf gehen? Ich habe dort einige Kranke zu besuchen."

„Heute kann ich nicht!" entgegnete Viktorine. „Der Lady Lorrimer scheinen Ihre Besuche bei den Bauernfamilien in hohem Grade zuwider zu sein und ich darf gegen ihre Vorurtheile nicht verstoßen, während ich als Gast unter ihrem Dache wohne."

„Wäre ich an Ihrer Stelle, Viktorine, ich würde mich der Lady Lorrimer nicht so sklavisch unterordnen!" rief Henriette ungestüm. „Ich würde meine Ansichten und Meinungen furchtlos äußern."

„Sie vergessen," sagte Viktorine im Tone großer Bescheidenheit, „daß meine Stellung in der Familie noch nicht —"

„Unsinn!" fiel Henriette ihr in's Wort. „Wenn Sie sich offen und dreist auf den Ihnen gebührenden Platz stellten, würde es keinem Menschen einfallen, Ihnen denselben streitig zu machen."

„Wenn Sie aber dennoch Lady Lorrimer's Stellung erwägen, sowie ihren Wunsch, daß ihr Neffe eigentlich eine ihm ebenbürtige Gemahlin heimführen sollte, so muß ich mir doch gestehen, daß sie mich mit vieler Herablassung behandelt —"

„Herablassung!" rief Henriette sich beide Ohren zuhaltend, „oh, wie das Wort mir verhaßt ist! Besitzen Sie denn gar keinen Stolz, kein Selbstbewußtsein, Viktorine? Was mich betrifft, so habe ich mich noch nie durch Lady Lorrimer beherrschen lassen; auch mein Bruder hat es nie gethan. Und Sir Harry — oh, Viktorine, er kommt heute nach Hause!" — und Lady Henriette wendete ihr vor Freude strahlendes Gesicht auf ihre Gefährtin

„Er kommt heute nach Hause?" Viktorine war dem Umsinken nahe. Doch machte sie eine verzweifelte Anstrengung und sammelte sich dadurch so weit, daß sie im ruhigen Tone zu sagen vermochte: „Ah, wirklich?"

„Sprechen Sie nicht so kalt von ihm, für mich bildet seine Rückkehr einen wichtigen Lebensabschnitt. Es hängt sehr viel davon ab."

„Ich glaube doch gehört zu haben, daß er mit einer Dame versprochen wäre?" erwiederte Viktorine.

„So glaubte auch ich; doch irrte ich mich!" antwortete Lady Henriette. „Er ist allerdings seit mehreren Jahren dem schönsten Mädchen, das ich je gekannt habe, zugethan gewesen, einem Mädchen, dem ich mich in keiner Beziehung gleichstellen darf. Und ich — ich habe ihn von meiner Kindheit an geliebt, wo wir wie Geschwister zusammen aufgewachsen sind, und ich glaube, er würde meine Zuneigung erwiedert haben, wenn seine Göttin, wie er sich ausdrückte, nicht sein Herz gefangen genommen hätte. Doch

seine „Göttin“ wollte ihn nicht zum Manne haben, und so dürfte — vielleicht —“

Viktorine schwieg, und als sie endlich sprach, war es, als ob sie im Traume redete.

„Ich wünsche in Ihrem Interesse, daß Ihr abtrünniger Ritter zu Ihnen zurückkehren möge.“

Als Viktorine am Abende desselben Tages in den Salon trat, sah sie einen Herrn, der hinter dem Sessel der alten Lady stand und sich mit dieser unterhielt. Die Dame erhob sich bei Viktorinens Eintritt und sagte zu ihr im Tone großer Herablassung:

„Gestatten Sie mir, Fräulein Ferrars, daß ich Ihnen Sir Harry Lorrimer, meinen Sohn, vorstelle.“

Viktorine verneigte sich, und Sir Harry machte seine Verbeugung. Ja, er war das Musterbild eines englischen Kavaliers, artig, edel und männlich; nur war sein Gesicht seinem Porträt zu ähnlich, als daß es in den Augen Viktorinens Beifall gefunden hätte. Gern hätte sich Viktorine nach dem anderen Ende des Salons zurückgezogen, wenn Lady Lorrimer, der es nicht möglich war, die tausend kleinen Artigkeiten zu entbehren, an die sie durch Viktorine gewöhnt war, ihr dies gestattet hätte.

„Es hatte sich um den Sessel der alten Dame eine Gruppe gebildet, um der Unterhaltung des Sir Harry zu lauschen, der von Kunstgegenständen sprach, die er auf seinen Reisen gesehen hatte, bis er sich plötzlich unterbrach und, zu seiner Mutter gewendet, sagte:

„Aber wo ist mein Freund Leslie? Weßhalb ist er nicht hier? Ich bat Sie doch in meinen letzten Briefen, ihn zu meiner Rückkehr einzuladen?“

„Herr Leslie steht nicht sonderlich in meiner Gunst!“ antwortete Lady Lorrimer steif.

„Das sollte er aber!“ versetzte Sir Harry. „Ich habe in Frankreich Bilder von ihm gesehen, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregten; namentlich war es ein Porträt, das großen Beifall fand, das von — von — Constanze Clairville.“

Diese letzteren Worte sprach Sir Harry zögernd und mit einiger Verlegenheit. Viktorine saß starr und regungslos.

„Herr Leslie?“ rief Lord Wilcox. „Wie, das ist ja der Wahnsinnige.“

„Der Wahnsinnige?“ sagte Sir Harry befremdet. „Oh nein, Sie irren sich.“

„Nein, nein, er ist in einer Irren-Anstalt, und es war auch die höchste Zeit, daß man ihn einsperrte. Viktorine weiß es auch; nicht wahr, Viktorine?“

(Fortsetzung folgt.)

„Helf Gott!“

Es war einmal ein Bauer, der sprach zu seiner Frau: „Hör, Gretel! wir wollen heut' gleich nach Mittag in die Stadt fahren; es ist Mancherlei zu kaufen für's Hauswesen, und ich möcht' mich auch einmal umsehen in der Stadt, was der Kleesamen kostet; morgen fahren wir dann frühzeitig zurück und können bis um 10 Uhr schon wieder hier sein.“ Als der Bauer dies sagte, stand er vor seiner Hausthüre, und seine Frau war damit beschäftigt, eine kupferne Pfanne zu putzen.

Um dieselbe Zeit ging der Michel auf dem schmalen Fußweg vorbei, rechts vom Hause; er war früher einmal bei dem Bauer in Dienst gewesen, daher kannte er noch das ganze Gehöfte und alle Kammern, und als er gehört hatte, was der Bauer zu seiner Frau sprach, da stieg in ihm ein arger Gedanke auf. „Die Gelegenheit will ich benutzen,“ dachte er sich, und ging seiner Wege.

Als es Nacht geworden war, und Knechte und Mägde und Alte im Hause im festen Schlaf lagen, schlich sich der Michel in das Gehöfte. Der Hofhund schwieg, denn er kannte ihn noch. Von früher her wußte der Michel noch, daß das kleine Gangfenster über der Stallthüre in der Regel nur angelehnt und gar selten gehörig verschlossen war. Den Weg durch dieses Fenster benutzte er, um zu der Kammer zu gelangen, in welcher die Betten des Bauers und der Bäuerin standen. In dieser Schlafkammer befand sich ein kleiner Wandschrank, der immer baares Geld und auch mancherlei andere werthvolle Sachen von Silber und Gold enthielt. Dem Michel war dies wohl bekannt.

Er hatte ein Werkzeug mitgebracht, um die Kammerthür zu erbrechen; diese war aber zu seiner Verwunderung nicht einmal verschlossen, er öffnete sie und schlich ganz leise in das Zimmer hinein. Nun machte er auch die Deckel seiner Blendlaterne völlig auf und leuchtete ein wenig herum im Zimmer. Alles war still, mäuschenstill.

Die Vorhänge der großen Himmelbettstätten, welche der Thür gegenüber an der Wand standen, waren zu, wie immer; auch der Wandschrank war, wie Michel sah, noch an seiner alten Stelle.

Die Laterne hatte er nebenan auf den Tisch gestellt. Er öffnete den

Schrank vermittelst eines Hackens, den er in das Schloß steckte, und nun leuchtete er hinein und sah sich die Sachen an, die darin lagen. Da war noch Silberzeug, das vom Vater und Großvater her in den Besitz des Bauers gekommen war; schwere silberne Löffel lagen da und Messer mit silbernen Griffen und auch Ketten und eine silberne Schnupftabaksdose. Der Michel wußte kaum, was er von diesen Gegenständen zuerst nehmen sollte. Er schob ein paar Löffel ein; dann nahm er die Dose, das war ein schweres werthvolles Stück, welches nie anders das ganze Jahr hindurch in Gebrauch kam, als nur, wenn der Bauer in die Gemeindesitzung ging. Der Michel öffnete die Dose; innen war sie vergoldet, und auch Tabak war noch darin.

Da kam dem Michel die Lust an, sich vor allen Dingen eine Prise aus der silbernen Dose zu nehmen; aus einer solchen hatte er noch nie geschnupft. Der Tabak war alt und trocken; kaum hatte er ihn in seine Nase gebracht, so verspürte er in dieser ein ganz gewaltiges Kitzeln; er rieb sie mit der Faust und rieb sie recht tüchtig; das arge Kitzeln aber hörte nicht auf. Er wollte das Niesen, das ihn ankam, unterdrücken. Wie, wenn man es hörte?! Er hätte sich die Nase ausreißen mögen, bekanntlich geht das aber nicht. Er rieb sie noch einmal und schob schnell einige Sachen ein. Da — es war als wenn ein Schuß losginge — platzte das lange verhaltene Niesen heraus.

Wie versteinert stand Michel da.

„Helf Gott!“ hatte eine Stimme ganz laut gesagt. Diese Stimme war von dem Innern des Zimmers her, dort aus der Gegend gekommen, wo die Betten standen. Welche Stimme konnte das sein? — Der Michel hatte ja doch mit eigenen Augen den Bauer und die Bäuerin Mittags in die Stadt fahren sehen; er hatte, um sich davon zu überzeugen, eigens aufgepaßt. Wer konnte jetzt hier in der leeren Kammer ihm ein „Helf Gott!“ auf sein Niesen gewünscht haben? — Dem Michel stiegen die Haare zu Berge; eiskalt überlief's ihm. Still legte er die Sachen, die er eingesteckt hatte, Eins nach dem Andern, wieder in den Wandschrank hinein, auch die silberne Dose wieder; er nahm dann seine Laterne, schlich sich auf den Zehen ganz leise und angstvoll geduckt wieder hinaus aus dieser unheimlichen Kammer und verließ das Haus und den Hof des Bauers, so schnell er nur konnte.

Der Bauer hatte, ehe er in die Stadt kam, seinem Oberknecht, einer treuen Seele, die Schlüssel zu der Schlafkammer gegeben; schon einmal hatte er beim Fahren so einen Schlüssel verloren und das wollte er nicht wieder thun. Nun war es aber dem alten Oberknecht in den Sinn gekommen, sich einmal eine besonders gute Nacht zu verschaffen, einmal zu schla-

sen, wie der Herr selber, und so hatte er sich denn Abends in das große Himmelbett des Bauers hineingelegt, ohne daß irgend ein Mensch es wußte. Als der Michel nießen mußte, hatte Jener im Schlaf „Helf Gott!" gesagt, so gewohnt war er das; er war nicht im Mindesten dabei wach geworden.

Der alte Knecht schlief ruhig fort; er wußte nichts von dem, was er bewirkt hatte. Für den Michel aber war und blieb das, was da geschehen war, ein grausliches Wunder. Er sagte jedoch keinem Menschen eine Sylbe davon; vergessen aber konnte er die Geschichte gar nie und niemals in seinem Leben.

Wenn ihm wohl einmal später die Lust anwandelte, etwas Böses zu unternehmen, dann fiel ihm immer aus jener Nacht das „Helf Gott!" ein. Er wiederholte es sich im Stillen und ihn überlief ein geheimer Schauder dabei. Zu dem, was er Schlimmes thun wollte, konnte man — das fühlte er in seinem Innern — nicht „Helf Gott!" sagen Er unterließ das Böse.

In der Folge war er ein arbeitsamer Mensch, was er früher nie gewesen war; und wenn er sich nun oft bei der Arbeit befand und es kam ihm wohl einmal das Niesen an, dann sagte er still zu sich selbst: „Helf Gott!" — Und frischer und leichter, als helfe ihm der Herr dort oben, ging ihm von Statten, was er zu verrichten hatte.

Durch Fleiß und Sparsamkeit brachte er es zu etwas. Er ward ein Bauer, der selbst ein kleines Gehöfte besaß, und gar oftmals, auch in späteren Tagen, gedachte er jener Worte. Wenn er vor seiner Hausthüre auf der grünangestrichenen Bank Abends dort saß und vor ihm die Kinder im Grase spielten und seine Frau das kleinste dann auch vom Arme herunterlassen mußte, weil es auch schon mitthun wollte, wie die anderen, dann sagte er oft, wenn er sich so recht glücklich fühlte: „Ja, Gott hat mir geholfen!"

Nachtisch.

(Wie man Todte aufweckt.) Unlängst wankte ein armer Mann auf Krücken in das Amtszimmer des Polizeigerichts in London und bat die anwesenden Beamten flehentlich um eine Unterstützung. Er erzählte, er sei vor Kurzem von einem Gerüst herabgefallen, habe sich drei Rippen gebrochen und sei erst heute Morgen aus dem Hospital entlassen worden. Ein mitleidiger Arzt habe ihm die Krücken geschenkt, sonst wäre es ihm gar nicht möglich gewesen, sich fortzubewegen. Der Polizei-Sekretär fühlte ein menschliches Rühren, gab ihm einen Vorweis zur Wiederaufnahme in das

Hospital, schenkte ihm einiges Geld, um sich dafür zu beköstigen, und bezahlte die Omnibusfahrt nach dem Hospital. Ein anderer mitleidiger Polizei-Beamter ließ ihm, um sich zu kräftigen, ein Glas Wein reichen und so humpelte er ächzend aus dem Zimmer hinaus. Eine Minute später fand ihn ein Polizei-Constabler anscheinend bewußtlos auf dem Straßenpflaster. Sofort wurde er in eine Droschke gebracht und unter Begleitung eines Constablers nach dem nächstgelegenen Hospital geschafft. — Auf dem Wege dahin verfiel er in die heftigsten convulsivischen Zuckungen und streckte plötzlich seine Glieder aus, als ob der Todesengel seine Leiden geendigt hätte. Dem Constabler wurde angst und bange. Er mahnte den Droschkenkutscher zur schleunigsten Eile. Endlich langte man vor dem Hospital an. Der Unglückliche war noch nicht todt, verfiel aber in abermalige Convulsionen — und schloß die Augen. „Ich fürchte, der arme Bursche ist hinübergegangen," sagte der gefühlvolle Polizei-Constabler mit betrübter Miene zu dem ihm entgegenkommenden Hospitalarzt. „Ich glaube nicht," sprach der Arzt mit der ruhigsten Miene von der Welt, „lassen Sie ihn nur hereinbringen." Ein anderer Arzt wurde herbeigeholt, eine Berathung fand statt, der vermeintliche Todte wurde auf eine Bank geschnallt und sein leblos daliegender Körper mit einer zuvor recht stark geladenen galvanischen Batterie in Verbindung gebracht. Die Folgen dieses physikalischen Experiments waren von wahrhaft magischer Wirkung. Der Todte schnellte in die Höhe, so weit es nur die ihn umgebenden Banden erlaubten, schrie wie besessen und bat flehentlichst um Gnade und Schonung. Man band ihn los, aber bald verfiel er wieder in seine vorige Schwäche und erklärte, er sei nicht fähig aufzustehen oder sich anzukleiden. „Noch einmal an die Batterie!" commandirte einer der Aerzte. Wie der Blitz erhob sich der Schelm vom Boden, kleidete sich mit Windesschnelle an und mit der Gelenkigkeit einer Gazelle eilte er, mit Zurücklassung seiner Krücken, davon. Der Polizei-Constabler aber, dessen früheres Mitleid sich in Zorn und Entrüstung verwandelt hatte, jagte ihm nach, holte ihn ein und brachte den Reconvalescenten vor das Gericht. Dort erregte die im Hospital angewendete praktische Todtenerweckungs-Methode allgemeine Heiterkeit, und der Richter, von der Ueberzeugung beseelt, daß dem Beschuldigten weiter nichts fehle, als genügende Beschäftigung, regelmäßige Mahlzeiten u. s. w., sendet ihn auf 21 Tage nach dem Correctionshause, um daselbst wacker arbeiten und über die wohlthätigen Wirkungen einer elektrischen Batterie nachdenken zu können.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann.



№ 16.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

„Aber dennoch war es ein Anderer und nicht mein Freund Leslie!" antwortete Sir Harry noch immer ungläubig.

„Der Maler Leslie war es; ich habe ihn selbst an einem Bilde arbeiten gesehen!" sagte Lord Wilcox beharrlich.

„Ist dem wirklich so, Fräulein Ferrars?" fragte Sir Harry erbleichend.

„Sie müssen in Gegenwart meiner Braut nicht von ihm sprechen!" flüsterte Lord Wilcox seinem Vetter zu. „Sie hat eine wahre Todesfurcht vor ihm. Denken Sie, er hat in seiner Tollheit behauptet, sie habe sich mit ihm verlobt. Fragen Sie nur Doktor Bowdler, der wird Ihnen mehr erzählen."

Sir Harry stand, einer Bildsäule gleich, regungslos da. „Ich muß die Sache ergründen. Offenbar waltet hier ein Mißverständniß ob. Bis vor wenigen Wochen stand ich in regelmäßigen Briefwechsel mit ihm und seine Briefe waren mindestens ebenso vernünftig, wie meine."

„Durchaus kein Mißverständniß!" entgegnete Lord Wilcox. „Er leidet an einer Monomanie, wie mir Viktorine sagte. Während einiger Zeit war er in ihrem Hause zum Besuch und die Anfälle der Tollheit kamen und verschwanden. Doktor Bowdler hat ihn in seiner Anstalt, kann jedoch gar nichts mit ihm anfangen."

Sir Harry war in heftiger Bestürzung; doch gab er sich noch immer der Hoffnung hin, daß hier eine Personenverwechselung stattfinden müsse. Er hätte gern Arthur sofort aufgesucht, um die Wahrheit zu erfahren. Doch

litten es die Anstandsrücksichten nicht, daß er wenige Stunden nach seiner Rückkehr von einer so langen Reise den Familienkreis verlasse.

Er mußte deßhalb seine beabsichtigten Nachforschungen bis morgen verschieben.

Eilen wir zu Klara zurück. Für das arme Mädchen war die gewaltsame Einsperrung ihres Bruders eine Quelle großer Trübsal gewesen und mehrere Wochen hatte sie sich den heftigsten Ausbrüchen ihres Kummers überlassen, ohne jedoch zur Befreiung ihres Bruders einen energischen Schritt zu thun. Allmälig jedoch ward sie ruhiger und sie begann auf's Neue an ihren Neigungen zur Hauswirthschaft Geschmack zu finden. Und nun, da sie sich unbeschränkt fühlte, entschloß sie sich zu einem kühnen Unternehmen. Sie wollte ihr Besen- und Scheuerregiment in Arthur's Atelier einführen. Dieser Herzenswunsch, das Heiligthum ihres Bruders kehren und scheuern zu lassen, war ihr durch Arthur's Hartnäckigkeit versagt gewesen.

Diesem Entschlusse gemäß, weckte Klara eines Morgens in aller Frühe ihre Dienstmädchen, und alle machten sich nun tapfer an die Arbeit. Inmitten derselben ertönte aber ein lautes Klopfen und eine der Mägde öffnete die Hausthür für Sir Harry Lorrimer, dessen Karte sie ihrer Herrin brachte.

„Hast Du ihm nicht gesagt, daß Herr Leslie nicht zu Hause ist?"

„Ja, Fräulein, aber er sagte, das schade nichts, wenn er Sie nur sprechen könne." —

Klara eilte in das Wohnzimmer, stark darauf bedacht, den Besuch möglichst schnell abzufertigen, um nur recht bald zu ihrer wichtigen Arbeit zurückkehren zu können.

Sir Harry's Bekanntschaft mit Klara war bisher nur oberflächlicher Natur gewesen. Er konnte also von Klara eben keine große Meinung haben. Doch jetzt, da sich Klara, seiner Meinung nach, in Trübsal befinden mußte und ihr Kummer der seinige war, fühlte er größere Herzlichkeit für sie, als es sonst wohl er Fall gewesen war. Er ertrug daher mit Ergebung einen heftigen Ausbruch des Zornes, der sich gegen irgend eine ihm noch unbekannte Persönlichkeit richtete uud erst, als Klara's Redestrom ein wenig erschöpft war, bat er sie endlich, ihm den Anfang und Verlauf von Arthur's Krankheit ruhig zu erzählen, obgleich er natürlich von dem angeblichen Wahnsinn nicht eine Silbe glaubte.

„Wahnsinn?“ rief Klara. „Natürlich ist er nicht wahnsinnig und war es auch nie. Nur das abscheuliche, gottlose Weib hat es so einzurichten gewußt, daß er als verrückt eingesperrt wurde, damit sie nur von ihm loskommen und einen Lord heirathen könnte!“

„Von welchem Weibe sprechen Sie, Fräulein Leslie? Sie meinen doch nicht das Mädchen, mit dem er verlobt war? Denn er hat mir von einer Verlobung geschrieben, obgleich er des Namens seiner Braut nicht erwähnte.“

„Jawohl meine ich seine Braut,“ antwortete Klara, „Viktorine meine ich, Viktorine, die er heirathen wollte und in die er bis über die Ohren verliebt war. Freilich,“ fügte sie geheimnißvoll hinzu, „o freilich war seine Liebe nicht so heftig, wie für die Todte.“

„Für die Todte?“ wiederholte Sir Harry erstaunt.

„Ja,“ fuhr Klara fort, „die Todte, welche zu malen man ihn nach Wales rief. Das ist eigentlich die Ursache alles Unheils, denn seitdem hat er fortwährend von ihr gefabelt und sich eingebildet, daß er sie bisweilen leibhaftig vor sich sehe.

„Verzeihen Sie, Fräulein Leslie,“ unterbrach Sir Harry, „wollen Sie wohl die Güte haben, mir über die Reise nach Wales etwas Näheres mitzutheilen und mir namentlich zu sagen, wer die verstorbene Dame war? Arthur konnte doch wahrlich nicht sagen, daß sie ihm nach ihrem Tode erschienen sei?“ fügte er hinzu.

„Oh doch, er glaubte es!“ versetzte Klara. „Arthur hat ihr Bild mehrere Male angefertigt und das ist ihm wohl endlich in's Gehirn gestiegen.“

„Ist eins dieser Porträts hier?“ fragte Sir Harry.

„Ja, es hängt oben im Atelier, hinter einem Vorhange.“

„Darf ich es sehen?“ fragte Sir Harry begierig.

„Das könnten Sie wohl; aber, offen gesagt, es geht in diesem Augenblicke kaum an, Sie hinauf zu führen.“

Doch Sir Harry stand bereits auf der Treppe und war im nächsten Augenblicke auch schon im Atelier. Mit zitternder Hand entfernte er den grünen Vorhang von dem Bilde und stand, einen Ausruf des Erstaunens ausstoßend wie in den Erdboden gewurzelt. Klara stand hinter ihm und gab ihre kritischen Bemerkungen zum Besten.

„Sie sehen, so groß ist die Schönheit gerade nicht, daß Arthur den Verstand zu verlieren brauchte.“

„Sir Harry's Aufmerksamkeit war immer auf das Bild gebannt, daß Klara endlich ungeduldig wurde und sagte:

„Sie haben wohl die Freundlichkeit, nun nach dem Wohnzimmer

zurückzukehren. Wir verhindern sonst die Mägde, in ihrer Arbeit fortzufahren."

„Durch diesen deutlichen Wink bewogen, zog Harry den Vorhang vor das Gemälde. Unten wieder angekommen, warf er sich in einen Sessel und war eine Zeit lang in tiefes Nachsinnen verloren.

„Und dies," sagte er endlich, „ist also die Erscheinung, von welcher Arthur sich verfolgt glaubte?"

„Ja" antwortete Klara: „aber ach, Sir Harry," fuhr sie bittend fort, „sorgen Sie dafür, daß er bald aus jener schrecklichen Anstalt befreit werde!"

„Wie ging es denn zu, daß er überhaupt dorthin gebracht wurde?" fragte Sir Harry.

„Weil Viktorine behauptete, er sei wahnsinnig, und so ließ sie ihn, im Bündniß mit Lord Wilcox dort einsperren, während ich ausgegangen war, und seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen!" sagte Klara weinend.

„Lord Wilcox!" rief Harry auffahrend.

„Nun, er ist es eben, um welchen Viktorine meinen Bruder verließ, und ihn will sie nun heirathen!" entgegnete Klara. „Viktorine hat ihn so belogen und ihn glauben lassen, daß Arthur wahnsinnig wäre, und daß er nur in seinem Wahnsinn behaupte, Viktorine sei seine verlobte Braut gewesen."

„Aber wer ist denn diese Viktorine? fragte Sir Harry sehr gespannt.

„Fräulein Ferrars!" entgegnete Klara.

„Gerechter Gott!" rief Sir Harry erschrocken.

„Ja, und nun weilt sie bis zu ihrer Hochzeit auf Oak-Park; Sie müssen sie daher wohl kennen."

Es hielt sehr schwer, von Klara einen deutlichen Bericht über die näheren Ereignisse zu erlangen. Dennoch setzte sich Sir Harry durch geschickte Fragen in Besitz der wichtigsten Thatsachen, obwohl er sich hütete, Klara in seinen Operationsplan einzuweihen. Er gab ihr bei seinem Abschiede nur die Versicherung, daß die Sache binnen Kurzem aufgeklärt und Arthur demnächst gesund und wohlbehalten in Freiheit gesetzt werden würde.

„Daß er aber ja nicht eher kommt, bevor wir mit dem Reinigen des Ateliers fertig sind!" rief sie ihm angelegentlichst nach.

Während der Abwesenheit Sir Harry's wurde Viktorine von tausend Besorgnissen gequält. Ueber den Grund seiner so eiligen Entfernung konnte kaum bei ihr ein Zweifel obwalten und ihr graute vor dem Gedanken, in welcher Weise dieselbe ihr eigenes Schicksal gestalten könnte. Wie sehr aber auch das eigene Bewußtsein ihrer Schuld und die drohenden äußeren Um-

stände sie quälen mochten, vor ihrer Umgebung wußte sie heiter und unbefangen zu erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus:

Die Kaiserstadt an der Donau
(Wiener Photographien).

Zürich: Leo Wörl 1868.

Daß die Wiener witzig sind, das ist eine allbekannte Sache. Es gibt im Grunde nur drei Städte in Europa, welche in der Fabrikation von Witzen, satyrischen Einfällen, Bonmots und Calembourg's sich auszeichnen, Paris, Berlin — und Wien.

Was ist das Bonmot? Wie entsteht es? Woher kommt es? Was bewirkt es? — Wer beantwortet diese Fragen?

Es ist eine kurze, schlagende Kritik aller öffentlichen Zustände. Es entsteht, wie das Volkslied, im Kopfe eines Einzigen — dieser aber verschwindet in der Menge. Einer erzählt es dem Andern, bald weiß es die ganze Stadt. Man lacht darüber, weil man es treffend findet und vergißt es, sobald ein anderes bekannt wird.

Das Bonmot ist ein kleines Teufelchen, das sich dir auf den Nacken setzt und dir ins Ohr flüstert: „trage mich weiter!" Es ist eine Rakete, die aufsteigt, sprühend und leuchtend, und dann in Nichts zerstiebt. Es ist ein Blitz, der aus heiterem Himmel niederfährt. Das Bonmot ist eine Geißel, mit dem das Volk die Machthaber, die Berühmtheit, die Reichen, die Hervorragenden schlägt, wenn sie gegen die Gesetze des gesunden Menschenverstandes, gegen das Gemeinwohl, gegen das Interesse des Vaterlandes handeln.

Das Bonmot ist rücksichtlos — es ist ein kleines Weltgericht. Es kennt durchaus keinen Unterschied, weder der Person, noch der Sache. Es urtheilt nach allgemeinen Prinzipien. Das Bonmot ist polizeiwidrig. Aber wer kann es verfolgen? Es ist schlau — es entzieht sich der Strafe. Man müßte allen Leuten das Reden verbieten, wollte man es bekämpfen. Das geht aber nicht. Und darin liegt die Macht des Bonmots. Die besten, treffendsten Bonmots lassen sich schriftlich gar nicht wiedergeben. Warum? Darum!

Die Feder ist diskret — die Zunge ist es nicht. —

Wenn der Lehrer einen allgemeinen Satz aufstellt, so gehört es sich, daß er denselben zum Beispiele seinen Schülern faßlich macht. Ich theile daher einige Bonmots mit. Es sind nur einige — die geringsten Proben

des Wiener Witzes. Wer mehr von dieser Sorte wünscht, der wende sich an irgend einen lustigen Wiener und er wird sein Notizbuch mit Hunderten der besten Witzen füllen. Mich beschränkt der Raum und beengen die Umstände. Aber gleichwohl werden die gegebenen Proben Jedermann überzeugen, daß das Wiener Bonmot keineswegs — ohne Stachel ist.

Der unglückliche Feldzug des Jahres 1859 reizte zum Exempel die Spottlust der Wiener in unglaublichem Grade — nnd zu ihrer Ehre sei es gesagt! in einem viel höheren, als das theilweise unverdiente Mißgeschick des Jahres 1866.

Im Jahre 1859 fragte man:

— „Warum bekommen wir „Fünfer"?" (Noten zu 5 fl.)

„Weil wir keine „Vierer" („Führer") mehr haben.

— „Wer ist der gesündeste Mensch?"

„Gyulay; denn er hat nie Etwas eingenommen.

— „Wodurch unterscheiden sich die Oesterreicher von den Franzosen?"

„Dadurch, daß die Franzosen ihre Generale zu Fürsten, die Oesterreicher aber ihre Fürsten zu Generalen machen.

— Der Kaiser sagt zum Feldzeugmeister Gyulai: Aber mein Lieber, Sie haben in diesem Kriege doch sehr gefehlt!"

Gyulai antwortet: „O nein, Majestät! Ich habe nicht gefehlt, aber Radetzky hat gefehlt."

„Haben Sie schon gehört, Gyulai wird Gewölbwächter?"

„Was Sie sagen?"

„Ja; weil er die Niederlagen so gut kennt."

— „Benedeck hat quittirt."

„Wirklich?"

„Ja, — er erhielt am 1. d. M. seinen Gehalt und da schrieb er die Quittung darüber."

— „Als man in der Wiener Zeitung drucken wollte: „Deutschland rüstet!" da geschah es, daß der Setzer den Fehler machte und: „Deutschland rastet!" druckte. Bei der zweiten Korrektur erschien gar: „Deutschland rostet!" und dabei blieb es.

In Sachen der Finanznoth:

— Der Minister des Aeußern bringt einen Toast aus auf das Heer: „Gott erhalte die k. k. Armee!"

Der Finanzminister erwiedert: „Ja, es thut noth, denn ich bin es nicht mehr im Stande."

— „Wie kann man den österreichischen Finanzen aufhelfen?"

„Sehr einfach! Da für eine Ohrfeige, die man Jemandem appliziert,

5 fl. bei Gericht zu erlegen sind, so gebe Einer dem Andern eine Ohrfeige und zahle die 5 fl. an den Staat."

Reichsräthliches:

— „Warum hat das Abgeordnetenhaus keinen Rauchfang?"

„Weil drinnen nichts ausgekocht wird."

— Als Minister Schmerling von Jemanden gefragt wurde, ob denn die Völker Oesterreichs auch reif seien für eine Konstitution, antwortete er:

„O ja, überreif, sie fallen schon ab."

— Ueberschrift des Herrenhauses: „Für Herren!"

Schlick und Windischgrätz.

— „ Warum ist Schlick ein so gewaltiger Held?"

„Weil selbst der Tod ihm nur Ein Auge zudrücken konnte."

(Schlick war bekanntlich einäugig.)

— „Warum wurde Windischgrätz nicht am Feiertag (Mariä Verkündigung, an welchem Tag eigentlich das Leichenbegängniß hätte stattfinden sollen), sondern einen Tag später begraben?"

„Weil Normatag war, an welchem alle Volksbelustigungen verboten sind".

Doch was fällt mir ein? Ist es nicht ein wahnsinniges Unternehmen, Probenbonmots mittheilen zu wollen? Ist doch fast jedes diese Probe werth. Nein, ich will mein Gedächtniß nicht weiter anstrengen und meine Leser lieber auf den unerschöpflichen Quell der mündlichen Tradition verweisen. Ich müßte doch — hätt' ich auch hunderte von diesen Witzkügelchen unter die Menge geschleudert, — immer noch Lessing's Worte zu meiner Entschuldigung anführen:

„Wenn du von allem Dem, was diese Blätter füllt,
Mein Leser, nichts des Dankes werth gefunden:
So sei mir wenigstens für Das verbunden,
Was ich zurück behielt."

Zwei Seelen für ein Beinkleid.

Der Pfarrer eines Städchens in der Picardie in Frankreich ging eines Tages von einem benachbarten Orte nach Hause. Unterwegs betete er sein Brevier. Zwei junge Offiziere, deren Regiment in demselben Städtchen in Garnison lag, gingen den nämlichen Weg. Als sie bei dem Pfarrer, der ruhig sein Gebet fortsetzte, vorbeigingen, lächelten sie spöttisch, und da sie einen guten Schritt hielten, ließen sie ihn weit hinter sich. Die Begegnung des Pfarrers hatte ihr Gespräch auf Religion, oder vielmehr auf ihre eigene Irreligiosität gebracht. „Ich mag diese Pfaffen nicht," so redete

der Eine; „die Religion ist gut für Frauen und Kinder. Wozu auch dieses Kirchenlaufen? Man gibt den Armen mehr, wenn man aus dem Theater kommt, als wenn man die Kirche verläßt.“ Unter dem Beifall des Andern giug so das Gespräch noch einige Zeit fort.

Plötzlich wurde die erbauliche Unterhaltung von einem Bettler unterbrochen, der an einer Ecke saß und die Vorübergehenden um ein Almosen ansprach. Der Unglückliche war fast nackt, bleich, abgezehrt, kurz wahrhaft zum Erbarmen. Die Offiziere gaben ihm einige Kupfermünzen und gingen weiter.

„Ich wette,“ sagte der Eine, „daß ihm der Pfarrer, der da nach kommt, nichts gibt. Begeben wir uns hinter die Hecke; denn wenn solche Leute uns sehen, geben sie schon um des Scheines willen.“ Gesagt, gethan. Die beiden Herren legten sich auf die Lauer, und einige Minuten später kam der Pfarrer, noch immer in seinem Breviere betend, an dem Bettler vorüber. Auch er wird natürlich um ein Almosen angesprochen.

Der Pfarrer blickt den Unglücklichen an, macht sein Buch zu und greift in die Tasche, um ihm etwas zu geben. „Ach, armer Mann,“ sagte er, beständig in den Taschen herumwühlend, „ich glaube, ich habe nichts bei mir.“ Die beiden Herren hinter der Hecke stießen einander spöttisch an. Der Pfarrer suchte in Einem fort, mußte sich aber doch endlich überzeugen, daß er in der That nichts bei sich hatte. „Ich habe nichts bei mir, das ist doch ärgerlich,“ sagte er für sich hin; aber dann zum Armen sich wendend und seine Nacktheit gewahrend fragte er ihn: „Habt Ihr denn kein Kleid?“ „Nein, Herr!“ war die Antwort. „Nun, so wartet ein wenig,“ sagte der Pfarrer, legte das Buch auf die Erde, blickte vor und hinter sich die Landstraße entlang, ob Niemand komme, und verschwand in dem Gestrüppe, das die Straße einschloß. Einige Augenblicke darauf kam er wieder und hielt sein Beinkleid in der Hand. „Da, mein Freund, nehmt das, so werdet ihr doch in etwas eure Blösse bedecken können. Sagt Niemanden davon und betet für mich!“ Dankend nahm der Arme das Dargereichte an, und der Priester, in seinen Talar gehüllt, setzte ruhig seinen Weg fort.

Am folgenden Tage kamen die beiden Offiziere zum Pfarrer und verlangten zu beichten. Die Mildthätigkeit des Priesters hatte sie ergriffen und von ihren Vorurtheilen geheilt. Und wenn später in Gesellschaften allerlei Spottreden über Religion und Geistlichkeit fielen, die beiden Offiziere stimmten nicht mehr in solche Reden ein, sondern traten als Vertheidiger der Religion und der Priester auf. Zwei Seelen für ein Beinkleid! so gut ist gewiß noch kein Kleidungsstück bezahlt worden.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann.



№ 17.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

Sir Harry kehrte erst sehr spät zurück und gerade in dem Augenblicke, als der Familienkreis sich eben zur Ruhe begeben wollte. Sein Gesicht war bleich, ernst und düster, und ohne die Fragen seiner Mutter anders als mit einem einsilbigen Ja oder Nein zu beantworten, zog er sich bald in sein Zimmer zurück. Gegen Viktorine war er mehr als kalt gewesen; sie sah auf den ersten Blick, daß etwas Besonderes vorgefallen war!

Die Nacht war eine schlaflose für sie. Sie erhob sich am kommenden Morgen mit dem unbestimmten Gefühl, daß etwas Entscheidendes geschehen werde. Nichtsdestoweniger kleidete sie sich, in Folge der ihr zur zweiten Natur gewordenen Selbstbeherrschung, mit der peinlichsten Sorgfalt nnd trat mit ihrem gewöhnlichen anmuthigen „Guten Morgen!“ in den Frühstückssalon.

Man hatte sich kaum zum Frühstück gesetzt, als Lady Lorrimer auch schon mit ihrem Sohne das Examen über Arthur begann.

„Du hast uns noch nicht mitgetheilt“, sagte sie, „wie es mit Herrn Leslie geht. Was macht der arme Mensch?“

„Der arme Mensch, wie Sie, meine Mutter, ihn zu nennen belieben, der aber, beiläufig gesagt, einer der ersten Künstler unserer Zeit zu werden verspricht, befindet sich völlig wohl!“ erwiederte Sir Harry.

„Ich meine seinen geistigen Zustand.“

„Ich bin leider nicht in der Lage, meine gestern gemachten Entdeckungen schon jetzt zu enthüllen,“ antwortete Sir Harry in fast scherzhaftem Tone; „Arthur ist mein Schutzbefohlener und die Sache liegt noch zu sehr

in ihren ersten Stadien, als daß man so ohne Weiteres darüber sprechen könnte."

„Oh, ich hasse jede Geheimnißkrämerei, obgleich diese Angelegenheit mir vollkommen gleichgültig ist."

Kurz nach dem Frühstück befand sich Lady Henriette in einem der Wohnzimmer, wo sie an einigen Kinderschürzen zu nähen begann, die für die zahlreiche Familie eines armen Dorfbewohners bestimmt waren. Ihr Kopf wurde von tausend angenehmen und verlockenden Gedanken bewegt, und so konnte es wohl kommen, daß ihre Augen, statt auf der Arbeit zu ruhen, träumerisch ins Kaminfeuer blickten. Da ward plötzlich die Thüre geöffnet und Sir Harry trat wie zufällig herein. Lady Henriette begann nun mit einem Male mit wüthendem Eifer weiter zu nähen.

„Wie still und traulich es hier ist, Henriette," sagte Sir Harry. „Hoffentlich wird uns auch Niemand stören, ich habe Ihnen viel zu sagen."

Purpurröthe bedeckte ihr Antlitz, und um ihre Verlegenheit zu verbergen, fuhr die Nadel immer emsiger fort, Stich auf Stich zu verfolgen. Sir Harry nahm ihr gegenüber in einem Lehnstuhl Platz.

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh ich bin, Henriette, wieder hier zu sein."

„Das will ich Ihnen gern glauben!" sagte Henriette, ohne auch nur aufzublicken.

„Sagen Sie doch, Henriette, hat es denn so furchtbare Eile mit Ihren Schürzen dort?" fragte er mit einiger Ungeduld.

„Ja wohl, sie sind für Johnsons und die armen Kinder sind ihrer so bedürftig!" antwortete Henriette, unaufhörlich in ihrer Arbeit fortfahrend.

„Ich wünsche, über eine wichtige Angelegenheit Ihre aufrichtige Meinung zu erfahren."

„Worüber sollte ich Ihnen meine Meinung sagen?"

„Ueber Fräulein Ferrars. Gefällt sie Ihnen?"

Henriette ließ ihre Arbeit einen Augenblick ruhen und sah starr vor sich in das Kaminfeuer. Dann richtete sie ihre großen milden Augen auf Sir Harry und beantwortete seine Frage mit einem ausdrucksvollen „Nein."

„Warum nicht?"

Weil — nun Ihnen, Harry, kann ich es wohl sagen — weil ich glaube, daß sie nicht offen und wahr ist, sie sucht Jedem nach Gefallen zu leben und hat etwas Kriechendes in ihrem Wesen, was mir in den Tod verhaßt ist."

(Fortsetzung folgt.)



Der Sommer.

Schüre Du Sommer die feu'rige Gluth!
Veilchen ist lange geschieden;
Rose verbirgt sich und Lilie ruht;
Nachtigall schweiget zufrieden.

Sing', o Cicade, im sonnigen Glanz
Lade die Aehre und Sichel zum Tanz,
Ab ist die Blüthe gestreifet,
Aber die Frucht ist gereifet.

Kindchen! und siehst Du nach Blüthen dich um,
Sieh, um die blauen im Korne
Schöner die grannigen Aehren herum
Steh'n als um Rosen die Dorne.

Sieh, wie die Reb' um die Hütte sich schlingt,
Die zu den Aehren die Traube uns bringt.
Komm! und bei Most und bei Garben
Wird auch mein Kindchen nicht darben.

Rückert.



Die Lorelei.

Ich fuhr von St. Goar den grünen Rhein zu Berge; es war ein wunderlieblicher Sommerabend mit rothen Berggipfeln und tiefblau eingeschnittenen Thälern. Mein alter Ferge griff lautlos in die Ruder, und ich selbst saß, leise ein altes Lied summend, ganz vorne im Kahn. War's ein nachhallend Geläute, das zwischen dem Gestein verklang, oder ist's die Lorelei, deren Zauberlied in's ermattende Abendsonnengold zieht? Leise, linde zog es durch die Luft, bebend in Lust regten sich die Wellen, allmählich verzitterte der Ton — und als ich aufsah, da war es fort, das Zauberlied, verblichen der heidnische Schimmer der Schönheit vor dem frommen Tone eines Glöckleins, das ruhig in die Abenddämmerung läutete. Und so stieg ich sacht den Berg empor und brach mir, durch's Gebüsch huschend, hier und da eine Blume, oder sah mich um nach dem Strom mit seinen glitzernden Wellen. Ein warmer, duftiger Hauch lag auf allen Wipfeln, kaum rauschte ein Zweig, als könne er der Nixe Lied nicht vergessen. Und jetzt oben auf der Lorelei, wie schön zu stehen! Der letzte Schimmer lag auf allen Bergen weit, weit, indeß der Strom selbst aus der Tiefe mit dunklen Augen heraufsah. Durch die blaue, wohlige Luft vernahm man aus allen Dörfern Glocken und Kinderlieder, und ganz nahe aus den Blumen, in denen der Wind sanft schlief, stieg der volle, berauschende Nachtduft. Was ist's, das in der Seele spricht, als lege der Vater seine Hände auf's müde Kindeshaupt? Wie in Andacht knien die Engel nah und fern, ein wandernder Geselle singt in die Thäler hinein und auch das verhallt ... Es ist Nacht, dämmerndlichte Sommernacht mit ihrem Mährchenduft, mit dem unschuldigen Ahnen, Sehnen und Träumen junger Seelen, die noch nicht das Weh des Lebens getragen haben, die Alles so engelhaft finden, als sie selber sind. Und jetzt steigt sie auf, die Nixe aus dem Stromesgrund im Mondschein, und mit goldenem Kamme kämmt sie ihr goldenes Haar — doch nein, sie wird keine Fischer mehr mit süßem Zaubergesang verlocken; ihre Zeit ist hin, die Zeit der duftigen Volkssage vor all' dem Dampf und dem altklugen Hochmuth unseres Jahrhunderts mit seinen Errungenschaften. Aber so eine Nacht auf den Rheinbergen kommt mir selbst holdselig wie eine Nixe vor mit ganz eigenem Lied und Gedanken, wie der laute Tag sie nicht wecken, sondern aus der Seele nur verscheuchen kann. In den Alpenbergen mag die Nacht auch lieblich sein mit ihren Heerdenglocken, mit Hirtenjodeln und dem einsamen Geräusche der Wasser; aber anders ist's hier, wenn im Frühling das Gewoge grün aufblitzt und blauer Duft den jungen Wald umwebt, auf der Lorelei die ersten Rosen knospen und der wilde Flieder bricht. Und jetzt sieh' hinunter:

da zieht der Rhein silberdämmernd in die Berge, weit, groß, mit weißen Segeln kommt geräuschlos ein Schiff — wird da nicht die ganze Brust erfüllt? Man kommt sich so klein vor mit seinen Plänen und Thaten und doch auch wieder so groß mit seinem Lieben und Sehnen. Und die Berge drüben! Man glaubt fliegen zu können. Zauberhaft steht Alles in Monddust, wie blaue Zaubergärten sieht die Ferne — und dort am Himmel, war's ein Goldkäfer? O nein, eine Sternschnuppe oder ein Engel mit goldenen Flügeln, der sich auf kurze Zeit von seinem schutzbefohlenen Kinde in den Himmel begeben hatte. Wäre es Johannisnacht, dann flammen nach tiefsinniger alter Sitte auf allen Berghöhen Feuer; wohin man sieht im weiten Umkreis, lautlos und schlank flackert es empor und darein sehen die Sterne und grüßt der Rhein. Weiß nicht, ob mir ein Engel, der Biene in blauer Glockenblume zur Ruhe gebracht, auch die Augen zugedrückt hatte. Doch, hab' ich geträumt? Süß und sacht zieht längs der Berge Musik: ein eigener Klang, wenn Weh und Menschen im Schlummer. Die Berge stehen und lauschen; der Engel welcher segnend die Blumen mit Thau überschüttete, hält ein; und dort aus dem Flieder beginnt im Schlaf ein Vögelein zu schlagen. Und dann kommt der Mond wieder, der unterdessen von Wolken leicht verhüllt war, Alles wunderbar beglänzend, und mit ihm jenes ewige Heimweh, das die Arme nach Wolken und Sterne streckt. Da sitzt man auf den Felsen und lauscht, und lauscht, bis nur der Rhein mit leisem Plätschern noch sich hören läßt. Was er für eine Sprache führt? Dieselbe, die soweit die stillen Sterne scheinen, in allen Adern der Natur pocht, die in der Menschenseele mit den Jahren immer lichter und stärker wie die Perle in der Muschel wächst, „bis Er, die Arme um sie schlagend, sie ganz mit seiner Wonn' erfüllt."

Und immer weiter webt der Mond seine Strahlen:

Der Mond will stille lauschen wohl in die Gassen weit
Die Brunnen nur noch rauschen in mächt'ger Einsamkeit,
Und kaum ein Kindlein weinet, das aus dem Schlaf erwacht,
Der Mond nur immer scheinet: o wunderſel'ge Nacht!

In den Thälern geht zuweilen ein eigenes Rauschen, als gingen Geister um; ein Reh tritt zum Quell, ein Vogel durchflattert die Luft. Dort auf der Haide in's Land hinein ist's wie einsame Feuer, an denen Zwerge ihre Goldbeeren zählen oder sich Geschichten erzählen. In dieser stillen Mitternacht von Blumenduft und Waldgrün umgeben, beim Rauschen des Rheines, der weit von alten Städten bekränzt ist, auf die Burgruinen schauen, soll da nicht auch ein Hauch der Vorzeit uns anwehen? Es heben sich die Dome und Münster mit dunklem Chorgestühl, mit Orgelgebraus und Glockengetön, an denen die blaue Blume der Dichtung emporrankte wie der Rosenstock des Hildesheimer Dom's; und die kühn strebenden Helden

reden ihre Sprache in frischer demüthiger That wie kein Heidenthum mit aller Aufopferung für den Staat sie geredet.

Wie Kindesstimme klingt bereits eine Glocke an, eine Welle rauscht auf. Wenn einmal die Menschen schlafen mit tausendfachen Sorgen oft um Kleinigkeiten, da versteht man erst hoch auf Bergeshöh' die Sprache der Nacht mit Strom und Sternen; sie ist eine Sprache des Himmels und der Ewigkeit. Und auch Jene, die eine Nixe hierher gebaut, selbst die Heiden waren doch geistig, sie sahen das Göttliche in Welle und Stern; aber was sehen wir? Doch, noch ist's Nacht, und keine Hand entheiligt die Blume, trübt die klare Woge; und wunderbar rauscht's in den Bäumen, die Sehnsucht mitzutheilen. Zu Nacht da bricht das Wort der Unschuld auf, wie die Rosenknospe da glaubt man die Sterne sein.

Der Morgen säumt noch halbverschlafen die fernen Bergsäume; Hähne krähen, in den Gebüschen wirds lebendig von Vogelstimmen. Die einzelnen Gefühle und Stimmungen, wir nehmen sie mit in's Leben, das mit rauher Faust d'reingreift; jeder Tag ist heiß, es ist eben nicht anders bis zur Sternen-Nacht der ewigen Gottesruhe. Aber Blume wie Sonne, Rhein wie Berge, Erde wie Himmel, alles hat auch am Tage seine Sprache, wenn wir sie nur hören wollen. Es wird schon heller: Morgenglocken und Morgenstreifen kommen über die Berge, mehr und mehr klettert das Morgenroth zu Thal, bis jetzt der Rhein sonnig aufschäumt. Es ruft der Tag, er wird mich finden. Und wäre es auch nur ein Körnlein was man gewirkt, aus Körnern sprießt ein Saatfeld; und wäre es nur ein Baustein, „ein Stein auch hilft erbauen die höchste Tempelwand."

Fahre wohl, Lorelei!

Aus:

Die Kaiserstadt an der Donau.

II.

(Roserl, das kleine Blumenmädchen.)

Eine Elegie in Prosa.

„Sehen Sie, lieber Herr, das ist so unangenehm in diesen Pratergasthäusern, daß man nämlich von allerlei Bettelvolk und Hausirerbagage gepeinigt wird. Es wäre sonst so schön, im Freien, im Schatten der duftenden Linden — das Bier ist auch gut — ja wirklich! Kellner noch ein Krügel! Aber da kommt jetzt ein Salamuzzi und schreit Einem sein Kau-

derwelsch ins Ohr; jetzt erscheint eine alte Bettel und bietet Hausenblasenballons zum Kaufe aus. Hier nähert sich ein Nußbeugelhändler — na ja, zum Bier das süße Zeug! Das ginge noch ab. Dort humpelt ein „Blessierter“ heran und zuletzt quälen Einen die „Fratzen,“ die Bettelkinder mit ihren Blumen.“ Während mein Nachbar in dieser Weise seinem Ingrimm Luft machte, war ich mit einem kleinen, etwa achtjährigen Mädchen um ein Sträußchen Handels Eins geworden. Ich kaufte dasselbe wirklich nur aus Mitleid für das arme Kind, das mich mit seinen großen, blauen Augen so dankbar anblickte und so süß lächelte, als ich noch einige Kreuzer zum Kaufschilling per 10 Kreuzer hinzufügte. Es war ein sehr schönes und freundliches Kind, dessen feines Köpfchen gar nicht passen wollte zu den elenden Lumpen, die es am Leibe trug.

„Wie heißest du denn, meine Kleine?“

„Roserl.“

„So? Wer sind denn deine Eltern?“

„Ich habe keine mehr. Ich bin bei fremden Leuten.“

„Bei fremden Leuten? Du Arme! Und da mußt du Blumen verkaufen?“

„Ja; wenn ich nicht wenigstens fünf Sträußchen anbringe, so bekomm' ich nichts zu essen.“

„So? — Gehst du in die Schule?“

„Nein. Vormittag binden wir Sträuße und Nachmittag verkaufen wir dieselben.“

In welches Elend ließen mich diese wenigen, scheinbar so unbedeutenden Worte blicken! Blumenmädchen! Ach ja, der Name ist poetisch! Aber die Sache! — Bedauernswerthes Kind! Wenn deine Mutter, die nun längst in der kalten Erde modert, gewußt hätte, was aus dir werden wird, sie hätte dich wohl lieber nicht geboren! Sie mußte dich dem Eigennutze fremder Leute preisgeben, die deinen Leib wie deine Seele verkümmern lassen. Was liegt ihnen daran, wenn Du zu Grunde gehest? Holde, kleine Blume! Der Blüthenstaub der Unschuld und Reinheit wird abgestreift sein, ehe Du noch zur Erkenntniß deines eigenen Elends gelangst!

Alle Keime des Schönen und Edlen, des Guten und Wahren, die vielleicht jetzt noch in dir schlummern, wie bald werden sie erstickt sein in der dumpfen Kelleratmosphäre, die dich umgibt! Aufwachsend ohne Bildung, ohne Erziehung, unter rohen, lasterhaften und verkommenen Menschen, die, wenn sie selbst eine bessere Regung fühlten, aus Mangel an Mitteln Nichts für dich thun können, wirst du ein Opfer der traurigen Verhältnisse sein, in denen du lebst. Keine fromme Hand faltet deine kleinen Hände zum Gebet, kein liebevolles Auge wacht an deinem ärmlichen, mit Ungeziefer bedeckten Lager. Keine Hand schützt dich jetzt vor brutalen Mißhandlungen

deiner Pflegeeltern (!), später vor den schmutzigen Berührungen des Lasters. Die Armuth ist ja leider die Schule des Lasters. Man wird dir sagen, es gäbe ein Mittel, besser zu leben, als bisher — statt des ärmlichen Gewandes in eine elegante Modekleidung dich zu hüllen! Man wird dir sagen, du seiest schön. Und du wirst es glauben. In dem zerbrochenen Spiegel dich besehend, wirst du finden, daß dein Gesicht, trotz alles Elends und Hungers, rosig angehaucht ist, daß eine Fülle dunkelblonder Locken nur des ordnenden Kummers bedarf, um Aufsehen zu erregen: daß dein blaues Auge so verlockend, so verführerisch in die Welt hineinlugt — —. Du wirst nun jene Geschöpfe, die in den Gassen umherstreifen, um „ihre Reize zu verwerthen", nicht mehr so verächtlich ansehen, wie früher, sondern erst Neugier, dann Interesse wird dich ihnen nahe bringen. Noch folgst du ihnen jedoch nicht. Erst mußt du jene bittere Erfahrung machen, welche so viele, sonst herzensgute Mädchen in die Arme des Lasters treibt. Du wirst lieben, glauben, dich opfern und — betrogen werden. Und nun hast du noch einen Schritt zu thun — und du bist verloren. Du wirst diesen Schritt thun!

Armes Roserl!

Wo bist du? Fort! Noch hör' ich deine weiche Kinderstimme: „Kaufen Sie schöne Blumen! Das Sträußchen um zehn Kreuzer. Ach ja, kaufen Sie mir eines ab!" —

Nachtisch.

Kürzlich unterhielt man sich Abends im Schlosse von Fontainebleau in Paris mit Gesellschaftsspielen. Es wurden Fragen gestellt und beantwortet und eine dieser Fragen war: Woran kann man die Lüge von der Wahrheit unterscheiden? Der Kaiser antwortete: Wenn beide zu gleicher Zeit durch dieselbe Thüre eingehen sollen, so behält die Lüge stets den Vortritt. In demselben Augenblick öffnet ein Huissier die Flügelthüren und man erblickt auf der Schwelle zwei Minister, die sich gegenseitig an Komplimenten überbieten, um einer dem andern den Vortritt zu gönnen. Endlich geht der ältere voran; es war Hr. Rouher, den ein ungemeines Gelächter empfing. Der Hr. Staatsminister lachte pflichtschuldigst mit, hat aber erst später erfahren, warum man so herzlich gelacht hatte.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 18.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

„Genau, wie ich über sie urtheile!“ entgegnete Sir Harry.

„Unsere Ansichten treffen also vollkommen zusammen!“ bemerkte Henriette mit einem feinen Lächeln.

„Wir stimmen in den meisten Punkten überein!“ antwortete Sir Harry bedeutungsvoll.

Und wieder ging die Nadel mit rasender Geschwindigkeit auf und ab.

„Bei meiner Ehre, nun wird es mir doch zu viel!“ rief Sir Harry in komischem Zorn. „Ich will aber auch gleich den elenden Plunder in's Feuer werfen!“

„Elender Plunder? Wie, es ist ja ganz neuer Stoff!“ sagte Henriette bitterböse.

„Ganz gleich, verbrannt wird er doch!“ entgegnete Sir Harry, indem er ihr schnell das Nähzeug entriß und weit in die andere Ecke des Zimmers warf. „So, und nun sagen Sie mir, Henriette, ob Sie mich besser leiden können, als Fräulein Ferrars. Bin ich auch versteckt und unwahr?“ Bin ich kriechend?“

„Sie, Harry?“ stammelte Henriette, „oh, wie können Sie nur so fragen?“

„Nun — weil — weil ich hier vor Ihnen kniee —“

Viktorine war von Lady Lorrimer beauftragt worden, Sir Harry aufzusuchen. Sie stand plötzlich, die Liebenden ruhig betrachtend, mitten im Zimmer.

„Lady Lorrimer verlangt nach Ihnen, Sir Harry!“ sagte sie, ohne das geringste Zeichen von Verlegenheit. „Bemühen Sie sich nicht weiter

mit dem Aufsuchen des Fingerhutes der Lady Henriette, ich werde ihn schon finden — und hier ist er schon: er war beinahe bis zur Thür gerollt."

„Wie ich dieses Weib hasse!" flüsterte Sir Harry seiner Cousine zu." „Wollen Sie mich lieben, Henriette?"

In den Augen der Lady Henriette war die Antwort deutlich zu lesen.

Es verging ein Tag nach dem andern und dennoch brach der gefürchtete Sturm nicht los. Sir Harry's Besuch bei Doktor Bowdler schien ohne Ergebniß gewesen zu sein — wenigstens konnte Viktorine nichts davon entdecken. Sir Harry's Benehmen gegen sie war gleich kalt geblieben. Der edle, offene, gerade Sir Harry verachtete das doppelzüngige, weltlich gesinnte Weib, und er durchschaute die kriechende, einschmeichelnde Freundlichkeit Viktorinens, wie er durch die Schminke auf ihren Wangen hindurchblickte. Ihn konnte sie nicht täuschen. Dessenungeachtet schien ihre Stellung im Hause noch immer dieselbe zu sein. Die Einladungen zur Hochzeit waren bereits ausgesandt, auch Madame Ferrars war schon angelangt und noch hatte jene unheilsvolle Wolke an Größe nicht zugenommen. Und dennoch schwebte sie gerade über Viktorinen's Haupte, unbeweglich und Unglück drohend. Viktorine fühlte sich durch diesen ungewissen Zustand grenzenlos gepeinigt und sie veranlaßte ihre Mutter, Lady Henriette durch geschickt gestellte Fragen auszuforschen.

„Hat Sir Harry Ihnen etwas Näheres über den armen Herrn Leslie gesagt?" fragte Madame Ferrars ohne Unterschweife, wohl wissend, mit wem sie es zu thun habe, und daß Anspielungen hier nicht am Platze waren.

„Ja!" erwiederte Henriette in ihrer gewöhnlichen offenen Weise.

„Nicht wahr, es ist eine recht traurige Geschichte? Wir waren mit dem armen Leslie sehr befreundet, auch ist er mit uns entfernt verwandt und Viktorine hing an ihm, wie eine Schwester."

Lady Henriette antwortete nicht. Sie arbeitete eifrig an den Schürzen für die armen Kinder.

„Sein Zustand wurde indessen so bedenklich, daß wir uns genöthigt sahen, ihn in Sicherheit bringen zu lassen. Mich hätte er bei einer Gelegenheit fast um's Leben gebracht, indem er das Kabriolet, in welchem ich mit ihm ausfuhr, so antrieb, daß wir umwarfen."

„Lady Henriette schwieg beharrlich.

„Und außerdem war er so eifersüchtig auf Lord Wilcox, daß ich wirklich glaubte —"

„Verzeihen Sie, Madame, wenn ich Sie jetzt verlasse!" unterbrach Henriette, einen durchbohrenden Blick auf Madame Ferrars richtend. „Ich muß in's Dorf gehen. Sie werden mich gewiß entschuldigen."

„Wenn Sie nichts dagegen haben, möchte ich Sie begleiten," antwortete sie, „auch ich besuche gern die Armen. Ja, wenn Alle Ihren Wohlthätigkeitssinn besäßen —"

„Für heute muß ich Ihr Anerbieten dankbar ablehnen," fiel Henriette ihr in's Wort, „ich habe im Dorfe viel zu thun. Wenn Ihr Herz indessen so warm für die Armen schlägt, so haben Sie vielleicht die Güte, die Näherei an dieser Schürze zu beenden."

„Die infame alte Heuchlerin!" sagte Henriette für sich, als sie das Zimmer verließ.

„Verdammt sei diese Kinderschürze!" rief Madame Ferrars, als die Thüre sich hinter Henriette geschlossen hatte. „Gerade, als ob ich — ah, Sir Harry!" rief sie dem in diesem Augenblicke Eintretenden entgegen. „Sehen Sie nur, wie unser aller Liebling, Lady Henriette, mich für ihre Armen beschäftigt hat. Welch vortreffliches Mädchen das ist! Aber ich hoffe, daß Viktorine ihr zu folgen bestrebt sein wird."

„Hm!" war die Antwort und Sir Harry ging zu einem Bücherschranke, um ein Buch herauszusuchen, mit welchem er sich zurückziehen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus:

„Die Kaiserstadt an der Donau".

III.

Ein „kleiner Beamter".

Der überschwänglich geistreiche Franzose V. Hugo hat „die Armen und Elenden" geschrieben; unser gemüthreicher Hackländer das „europäische Sklavenleben." Sie haben das Elend mit dem Nimbus der Poesie umgeben, demselben sogar komische Seiten abgewonnen, welche mit Humor geschildert werden. Ach, wie behaglich liest sich das Alles, wenn man in weicher Ottomane liegend eine Regalia raucht und Champagner trinkt! Wie herzlich muß man lachen, wenn man sich irgend einen armen Teufel vorstellt, der alle Gaben seines Geistes anwendet, um ein Mittagessen zu gewinnen; der die ergötzlichsten Schnurren und Kapriolen macht, um nicht zu verhungern! Was ist doch dieses Lumpenpack mitunter komisch! Nur sollt' es keine Prätensionen machen! Einem lustigen Bettler wirft man gerne ein „Zehnerl" hin, wenn er sich bescheiden bedankt oder einen guten Witz losläßt, über

den man lachen muß. Aber er soll nur nicht etwa von Menschenrechten und allgemeiner Gleichheit reden. Damit mag er sich trollen. Ein Unterschied muß immer sein! Gäb' es keine armen Leute, so gäb' es auch keine Reichen! Das ist doch klar! „Wohin denn dann mit der Welt?" wie der Wiener sagt. Ueberhaupt werden Einem die „Armen und Elenden" jetzt mitunter recht lästig und beschwerlich. Sie fangen an unbequeme Ansprüche zu machen. Das kühne Auftreten der „Arbeiter" läßt den Herrn Minister des Innern nicht mehr ruhig schlafen und die Wiener Polizei stellt Tabellen zusammen, aus denen hervorgeht, daß die meisten „Fabrikmädchen" der Prostitution anheimfallen. Na ja! Will der Arbeiter etwa gar einen gnädigen Herren spielen? Wozu sind denn die „Fabrikanten" da? Oder gedenkt das „Cigarrenmädel" etwa daran, tugendhaft zu sein? Ja, wenn es häßlich ist, dann mag es beten und hungern! Die hübschen Dingerchen jedoch mit ihren frischen, lachenden „Gesichterln", der „molligen" Gestalt, der man es nicht ansieht, daß sie nicht hinlänglich genährt wird, dem netten „Fußerl", das in einem eleganten Debardeurstiefelchen sich geradezu unwiderstehlich ausnimmt — ha! ha! ha! Die wissen etwas Besseres zu thun, als fromm zu sein. Die thun das, was der Graf Chorinsky seiner Gattin anrieth, „sie verwerthen ihre Reize."

Was ist's auch weiter? Sie befolgen nur das Beispiel ihrer vom Schicksal freilich mehr begünstigten Nebenbuhlerinen, die in prachtvoller, auffallender Toilette am Café de l'Europe vorüberrauschen oder gar in glänzender Equipage in den Prater fahren. Die Sache bleibt sich gleich, ob man Baronin ist und Tausende verdient oder ein armes Fabriksmädchen, das um einige Gulden seine Unschuld verkauft. —

Wir sind bitter geworden — Verzeihung! Lessing sagte: „Wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren!" Wir ändern den Spruch dahin: „Wem über gewisse Dinge nicht das Herz bricht, der hat eben keines."

Wien ist eine sehr wohlhabende und eine lustige Stadt. Und dennoch gibt es auch hier sehr, sehr viel Elend und Noth. Mehr vielleicht, als mancher unserer „Volksbeglücker" glaubt! Und nicht bloß in den untern Schichten, in den traurigen Schlupfwinkeln des Proletariates, das größtentheils die Vorstädte in der Nähe des Donaukanals bewohnt — sondern auch in den mittleren und höheren Kreisen. Ja, ich wage zu behaupten, daß die eigentlich Armen, die von heute auf morgen, von der Hand in den Mund leben, sich leichter fortbringen, als diejenigen, welche auf einen kleinen, fixen Gehalt angewiesen sind und denen ihre „Stellung" gewisse Verpflichtungen gegen die Gesellschaft auferlegt. Ach, wie singt doch der französische Chansonnier:

„Die armen Leut, die armen Leut
Die leben eine frohe Zeit,
So lustig und so lüderlich,
So schlecht und recht und brüderlich“.

Aber ein kleiner Beamter z. B. der kann nicht lustig und nicht lüderlich leben und brüderlich lebt er auch nicht immer. Das verhindern zuweilen die Herren Kollegen. So bleibt nur das: „schlecht und recht!“ übrig. Und selbst von diesen fällt manchesmal noch eines weg. Ein kleiner Beamter! Einer, der etwa 400 bis 500 fl. österr. W. Jahresgehalt hat. Er ist Ehemann und Familienvater. Und er ist in Wien angestellt, in dem theuren, reichen, luxuriösen Wien! Jahre lang hat er pflichtgetreu und redlich dem Staate gedient — er hat gehofft, in eine höhere Gehaltsstufe vorzurücken — vergebens! Jährlich neue Hofrathsernennungen; da und dort wird einer Sektionschef oder so etwas dergleichen. 2000, 3000, 4000 fl. Gehalt, Quartiergeld, Funktionszulagen! „Mein Gott! was hat er denn geleistet? Alle subalternen Beamten lachen über seine Ignoranz. Wenn er schon in's Bureau kommt, was thut er dann? Cigarren rauchen und Zeitung lesen. Und doch hat er mehrere Orden und ist — halt! um Alles in der Welt! Er ist mein Chef! Ach! dieser —! Aber mein Chef! Da heißt es, sich ducken. Ja, das muß man sagen, unser Chef! Ein Mann — na! Ich sage nichts! Aber das ist ein Chef. Der verstehts!“ — Doch was nützt es dem Armen, wenn er sich auch noch so sehr bemüht, anders zu sprechen, als er denkt? Er bleibt ein kleiner Beamter. Wahrscheinlich ist er nicht von Adel? Nein! Er hat auch keine Protektion? Nein! — Ja, dann ist's freilich begreiflich. Was hilft da alle Redlichkeit, aller Fleiß, alle Devotion? Er bleibt ein kleiner Beamter. 500 fl. Gehalt! Ist es denn möglich, damit auszureichen? O ja! Aber fragt mich nur nicht, wie! In einer Vorstadt — gewöhnlich ist's die Josephstadt — hat er ein kleines Quartier gemiethet. Aber so beschränkt diese Wohnung ist, sie kostet doch mindestens 120 fl. Bleiben 380 fl. zum Leben. Davon entfallen 80 fl. für die Kleidung und den Schulbesuch der Kinder. Die Frau braucht doch auch dann und wann etwas Leinwand und Stoff zur Toilette. Wenn sie auch noch so sparsam ist und Alles selber macht — 50 fl. werden wohl nöthig sein. Bleiben 250 fl. Der Mann besitzt eine Sommer- und eine Winterkleidung. Es wird daran stets gebessert, aber da er sehr achtsam ist, so sieht er immer anständig aus. Stiefel und Schuhe jedoch kann die Frau nicht flicken, die müssen zum Schuster. Der Conto für die ganze Familie beträgt jährlich sicherlich 50 fl. Bleiben 200 fl. Eine Magd zu halten, ist unmöglich; aber eine alte „Bedienerin“, welche Wasser bringt und Morgens die Milch holt, kann man nicht entbehren; man wird doch

nicht verlangen, daß die Beamtenfrau mit der Wasserbütte geht? Uebrigens ist sie auch schwach auf der Brust und gelangt nie, ohne den Athem zu verlieren, bis in das dritte Stockwerk. Die Wasserfrau erhält jährlich 20 fl. Bleiben 180 fl. Unvorhergesehene Ausgaben — abgesehen von Arzt und Apotheke! — betragen leicht auch 20 fl. — so haben wir denn noch 160 fl. Davon heißt es die Nahrungsmittel bestreiten. Da ist nun Schmalhans Küchenmeister. Im Grunde genommen ist der Morgenkaffee die Hauptmahlzeit. Er wird täglich servirt und die Kinder freuen sich immer, wenn die wohlgebogenen „Kipfel" und „schön braun" gebackenen „Semmeln" gebracht werden. Was wird doch in Wien Kaffee getrunken! Diese braune, oft auch blaugraue Flüssigkeit von nicht immer unterscheidbarem Geschmacke ist einer der wichtigsten Faktoren des sozialen Lebens. Man kann sagen, viele der mittelloseren Frauen nähren sich fast ausschließlich vom Kaffee. Und sie sind zufrieden dabei! Mit Wonne schlürfen sie den Trank, der für sie in Wahrheit die Milch der frommen Denkungsart vertritt, freilich etwas versetzt schon mit dem gährenden Drachengift, das aus der Moccabohne bereitet wird.

Ja, es gehört eine fromme Denkungsart dazu, diesen „Pantsch" genießbar zu finden! Es ist himmelschreiend, was von Seite der Bäcker, die das Brod immer en miniature herausgeben, von Seite der Kaufleute, welche die geriebenen Kaffeebohnen mit allerlei seltsamen Surrogaten vermischen, von Seite der Milchmaier, welche aus Milch mit Hilfe von Mehl Eiweis und anderen Ingredienzien: Sahne, und aus Wasser: Milch zu machen verstehen, gesündigt wird! Himmelschreiend, wenn man erwägt, daß dieser schändliche Betrug auf Kosten jener beweinenswerthen Armen geübt wird, die ihre „blutig erworbenen" Kreuzer für so schlechte Waare hergeben müssen. Zwar geht die Polizei diesen Betrügern, wie man zu sagen pflegt, „auf die Kappe." Der Galaktometer ist die Ruthe, mit der manchmal der Milchverkäufer gegeißelt wird — er ist daher wohl eine der verhaßtesten Erfindungen! In Wien jedoch — und das ist nicht genug zu beklagen — wird der Arm der Polizei vom Publikum selbst lahm gelegt. Das scheint unbegreiflich — und doch ist's so. Der Wiener vertheidigt den Dieb, den Betrüger und Vagabunden gegen die Organe der öffentlichen Sicherheit. Er ist der Gegensatz zu jenen Rittern des Mittelalters, welche sich der unterdrückten Unschuld annahmen. Um sich diese Erscheinung zu erklären, weist man gemeiniglich darauf hin, daß dem Volke durch das Metternich'sche Spionirsystem alle Achtung vor der Polizei geraubt wurde, daß dieselbe gar manche Taktlosigkeiten und auffallende Ungeschicklichkeiten sich schon zu Schulden kommen ließ, daß die Polizeisoldaten meist ungebildete Leute sind, die oft nicht einmal der deutschen Sprache mächtig seien. Das genügt je-

doch nicht. Die Franzosen haben auch eine geheime Polizei, Mißgriffe kommen auch anderswo vor, der englische Konstabler wird auch nicht immer ein Muster von Intelligenz sein — und dennoch fügt sich Jedermann, wenn die Polizeiperson „im Namen des Gesetzes" auftritt. Der Wiener jedoch hat einen seltsamen Hang, gegen das Gesetz, und wenn dasselbe auch noch so gut ist, zu demonstriren. Er ist ein geborener Oppositionsmann. Die vielgerühmte Gemüthlichkeit wird oft eine ganz verdammliche Schwäche gegen Rohheit, Ungesetzlichkeit Lüderlichkeit. Daher jene widerlichen Scenen, die man nur in Wien erleben kann, daß nämlich ein mit der Polizei in Konflikt Gerathener von dem Publikum geschützt wird. So ist es kein Wunder, wenn sich der Wiener von allen möglichen Strolchen und Lumpen peinigen lassen muß. Geschieht ihm recht! — Doch kehren wir wieder zu unserem „kleinen Beamten" zurück. Wie dankt er im Stillen den Türken, daß sie einst Wien belagert und so die Gelegenheit geboten haben, ihnen die Kaffeevorräthe abzujagen, wodurch eben das Kaffeetrinken allgemein üblich geworden ist! Die halbe „Semmel" die ihm übrig bleibt, nachdem er sein „Frühstück" verzehrt, steckt er zu sich und nimmt sie mit in die Kanzlei. Es ist sein „Gabelfrühstück". Behaglich schleudert er über den „Exerzierplatz" — ausgenommen es ist Uebungstag; denn da heißt es auf seiner Hut sein.

Es wimmelt von Soldaten auf dem Glacis. Plänkler kommen eiligst über den Weg; sie knieen nieder, vor dir, hinter dir; jetzt zielen sie, jetzt schießen sie. Nun kommen sie gar in ganzen Kolonnen: „Links, rechts, links, rechts!" Da sind sie, dort sind sie, überall sind sie. Der kleine Beamte ist glücklich, wenn er endlich, ohne von den Marschkolonnen zerquetscht, ohne von einem dahersprengenden Reiter zu Boden geworfen worden zu sein, das Weichbild der Stadt erreicht. Hier bedarf er wieder einer andern Art von Vorsicht, um nicht in das Netz des Verderbens zu fallen. Auch ihn locken ja die ausgestellten Herrlichkeiten und Delikatessen, die ach! für ihn unerreichbar sind. Auf der Freiung sitzen zu Dutzenden die Verkäuferinnen und bieten köstliche Gemüsesorten, Spargel, schöne Trauben, schmackhafte Pfirsiche und anderes Obst um theures Geld den Vorübergehenden zum Kaufe an. In der Nähe ist gleich eine Delikatessenhandlung von Sacher und macht durch die ausgestellten Sachen dem armen, „kleinen Beamten" die Zähne lang! Ach, nur ein Flügelchen von diesem gebratenen Kapaun! Ach, nur ein Gläschen von jenem feurigen Sicilianischen Wein! Wie würde das erwärmen, erquicken, mit der Welt versöhnen, gegen die er einen wahren Brutusgroll, einen wahren Kassiusingrimm empfindet! Und da ist der Börsenbazar, die Strauchgasse, wo der große Götzentempel, das Heiligthum des goldenen Kalbes steht. Hier schwingen die Oberpriester

dieses seltsamen Gottes, die Herren Rothschild, Sina, Eppstein, und wie die beschnittenen Millionäre alle heißen, das Rauchfaß und tanzen im Vereine mit den frommen Gläubigen um das Götzenbild. Hier spielt man um Millonen — und der kleine Beamte hat fünfhundert Gulden jährlich. Während er nun seinem Bureau zueilt, macht seine Ehehälfte Anstrengungen, ein Mittagessen herzustellen. Es ist schon in den letzten Tagen des Monats; sie hat nur einige Zehnkreuzerscheine mehr im Baaren. Ein halbes Pfund Rindfleisch, wovon die Hälfte jedoch nach der menschenfreundlichen Gepflogenheit der Wiener Fleischhauer aus Knochen besteht, ist bereits gekauft. Für das übrige Materiale wird der „Greißler," d. h. der Kleinhändler in Anspruch genommen. Der Greißler ist ein sehr wichtiger, für die kleinen Parteien unentbehrlicher Mann. Sein „Laden" ist die Markthalle der armen Leute.

Er ist besonders darum so gesucht, weil er auch auf „Borg" gibt. Nun wird das kleine Lieschen von der Beamtenfrau zum „Greißler" geschickt. „Hier, mein Kind, hast du drei „Zehnerl". Kaufe einen Laib Brod ein kleines „Maßl" Mehl, zwei Eier, drei Gurken und ein Bündel Kleinholz. Wenn du nicht Geld genug hast, so bleibe einstweilen schuldig, was du nicht bezahlen kannst. So geh' mein Töchterchen." Das Mädchen eilt hinab zum Greißler. Es wird Rechnung gemacht und ein Defizit von 6 Kreuzern stellt sich heraus. Das Mädchen wird purpurroth, es schämt sich vor den Leuten, die im „Laden" stehen, seine Noth zu klagen. Endlich muß es doch den „Greißler" bitten, die sechs Kreuzer einstweilen „aufzuschreiben." Der ruft unwillig der Kleinen nach: „Die Bagage! Zahlt niemals ordentlich. Nächstens wird nichts mehr geborgt, daß du es nur weißt." Ein Dienstmädchen sagt zu einer alten Frau, die nebenan beim „Hausmeister" wohnt und alle Leute und Verhältnisse der Gassen kennt: Das ist ja die „Lisi" von dem Beamten im dritten „Stock". Geht's bei denen so schmal her?" (Schluß folgt.)

Nachtisch.

(Witzige Rache.) Von dem unlängst in Warschau verstorbenen praktischen Arzte Dr. Leo weiß man in Krakau folgende Anekdote zu erzählen: Dr. Leo, der trotz ungeheurer Praxis kein Vermögen zusammenbringen konnte, leistete gegen entsprechendes Honorar einem der reichsten Warschauer Bankiers Gesellschaft auf einer Reise in's Ausland. In jedem Hotel schrieb der auf seinen Reichthum stolze Geldmann in's Meldebuch: „Der Bankier X. aus Warschau mit seinem Arzte Dr. Leo." Leo merkte dies einige Male, schwieg, kam jedoch bei der nächsten Station dem Bankier zuvor, und schrieb in's Buch: „Dr. Leo aus Warschau mit seinem Bankier X."

Redaktion: E. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 19.

Aus:

„Die Kaiserstadt an der Donau“.

III.

Ein „kleiner Beamter“.

(Schluß.)

„Ui Jeh!“ erwiderte die Alte. „Das sind Hungerleider! Vorige Woche haben sie Tag für Tag nichts als grünen Salat und Brod zum Essen gehabt. Aber freilich, die Gnädige muß eine Bedienerin haben und „nobel angezogen“ muß man auch sein, als Beamtenfrau. Na, versteht sich!“ — —

So lebt man kümmerlich in der Woche. Es kommt der Sonntag Jeder „Schustergeselle“ hat für diesen Tag einen „übrigen“ Gulden und die besser gestellten Arbeiter auch mehr. Sie „verhauen“ oder „verjucken“, wie sie sagen, am Sonntag den sauer erworbenen Wochenlohn. Thut aber nichts. Die Zeiten sind zu schlecht, als daß man etwas ersparen könnte. So wird denn wenigstens am Sonntag „fidel gelebt!“ Das kann der „kleine Beamte“ nicht thun. Aber eine bescheidene Landparthie, zum allerwenigsten einen Spaziergang in den Prater muß er denn doch unternehmen, damit doch Frau und Kinder ein wenig „in's Grüne“ kommen. Für den armen Familienvater ist das kein Vergnügen, sondern eine schwere Prüfung. Der kleine „Peppi“ will jetzt ein „Kipfel“, dann „Kirschen“. Er will mit dem „Ringelspiel“ fahren oder den „Praterwurstl“ ansehen. Alles muß ihm entschieden abgeschlagen werden. Lisi äße für ihr Leben gern eine Portion Gefrorenes. Sie theilt diesen ihren Herzenswunsch der „Mama“ leise mit, diese deutet es zögernd dem Vater mit. Dem Gesuch kann keine Folge ge-

geben werden, wie es im offiziellen Styl heißt. „Auf dem Rasen könnt ihr herumspringen, Kinder! Das ist gesund und kostet nichts!"

Endlich läßt sich der kleine Beamte in einem der unzählichen Praterwirthshäuser nieder und bestellt ein Glas Bier. Die Frau kostet davon, die Kinder erhalten einige „Salzstangerl". Der herankommende „Salamuzzimann", der Salamiwurst und Käse anbietet, wird barsch abgewiesen. Dann ruft der Vater: „Kellner, zahlen! Ein Glas Bier und fünf Brode!" Der Kellner macht ein Gesicht, als wollt' er, der bekannten Anekdote gemäß, sagen: „Sie scheinen sich geirrt zu haben! Hier ist kein Bäckerladen!" Trinkgeld bekommt er auch keines, so ist sein Ingrimm vollständig erklärt und der arme Gast darf vom Glück sagen, wenn er ohne Insulten davonkommt.

Eine ungeheure Menge Menschen strömt nun in den Prater. Stuwer hat ein Feuerwerk angekündigt und doch, o Wunder! regnet es nicht! „Ach, ein Feuerwerk! Der Stuwer, der kann's!" Das wäre etwas, aber leider muß Eintrittsgeld gezahlt werden! Das geht also nicht!

Menschen auf Menschen, vornehm geputzt und ärmlich, wie der kleine Beamte! Sie eilen theils in das Karlstheater, theils in den Cirkus Renz. Alles freut sich und unterhält sich. Der armen Frau unseres Helden stehen die Thränen im Aug'. Aber sie unterdrückt ihren Schmerz und sagt: „Alter, gehen wir!"

Die Kinder haben sich tüchtig herum getummelt, und sind in Folge dessen sehr müde. Vom Prater in die Josephstadt ist aber ein weiter Weg. Wenn man sich denselben nur vorstellt, so erschrickt man. Man muß die ganze, lange „Jägerzeile" entlang schreiten, über die „Franzensbrücke", auf den „Franz-Josephs-Quai", dann über den „Salzgries" und „tiefen Graben" nach der „Freiung", auf den „Schottenplatz", durch die „Teinfaltstraße" auf den „Exerzierplatz" wandern, um endlich in die „Josephstadt" zu gelangen.

Das sind die Kinder nicht mehr im Stand. Anfangs geht es noch. Die prächtigen Equipagen, welche nach dem Prater rollen, fesseln die Blicke der Kleinen. Sieh' da kommt auch der Herr Hofrath, der mächtige Chef des kleinen Beamten, daher gefahren. Welche Pferde! Was für ein eleganter Wagen! Der kleine Beamte hat sich immer schon den Kopf zerbrochen, wozu der Herr Hofrath denn 4000 fl. Gehalt bedarf? Nun weiß er es. Jener muß ja eine Equipage haben! Er weiß freilich nicht, daß hiezu der Gehalt nicht reicht, daß der Herr Hofrath eigenes Vermögen besitzt, das ihm erlauben würde, auf sein hohes Einkommen aus Patriotismus zu verzichten! Weiß derselbe doch kaum, wofür er das Geld erhält! Zehren aber hundert andere, sehr überflüssige Hofräthe, tausende von hohen Offizieren,

die theilweise in der Blüthe ihrer Kraft pensionirt wurden, rücksichtslos an den Brüsten der schon gänzlich geschwächten Austria, warum nicht auch er? Was Millionen im Schweiße ihres Angesichtes erworben, das vergeuden wenige Bevorzugte. Das ist der Lauf der Welt! — Der kleine „Peppi“ kann nicht mehr gehen. Der Vater hebt ihn denn von Boden auf und trägt ihn. Lischen schleppt sich am Arme der Mutter weinend fort. Endlich hat auch sie genug. Was nun thun? Es bleibt nichts übrig, als die zwanzig Kreuzer in die Schanze zu schlagen und die Mutter mit den Kindern in einem Stellwagen unterzubringen. Der Vater hingegen geht zu Fuß. Es ist ja der Abend so schön. Es wär' eine Sünde, zu fahren.

Das ist die Sonntagserholung des kleinen Beamten. — Trotz aller Einschränkungen ist das Budget schon zu sehr belastet worden. Es ist erst der fünfundzwanzigste des Monats und kein Geld mehr im Hause.

„Woher nehmen und nicht stehlen?“

Zum Glück (oder Unglück?) bestehen aber in Wien ein k. k. Versatzamt und mehrere Privatleihanstalten.

Will man in die ganze Tiefe des Elends vieler, vieler Menschen einen ausgiebigen Blick thun, so gehe man in das Versatzamt in der Dorotheengasse, gegenüber den protestantischen Bethäusern. Eine Wache steht vor dem Thor. In dem düstern Hofe sitzen eine Menge Weiber, die das Geschäft des Zwischenhandels betreiben oder die Rolle der Vermittlerinnen zwischen den verschämten Versetzern und dem — Amte spielen. Sie übernehmen die Pretiosen, Uhren, die Kleidungsstücke und sonstigen Pfänder, an denen oft die Thränen der Armen hängen, die sie hingeben müssen, um Brod kaufen zu können. Sind sie — was häufig geschieht — am Verfalltage nicht im Stande, das Pfand einzulösen, dann wird es versteigert und kommt in die Hände der Juden. Wie manches werthvolle Andenken, der letzte goldene Ring, der letzte Silberlöffel geht auf diese Weise den Armen verloren, die nun erst recht ihre Armuth fühlen, da nichts mehr in ihrem Besitze ist, das sie mit der wohlhabenden Welt verbindet!

O thränenreiche Tragödie des Lebens der armen, kleinen Leute!

Rafael Santi von Urbino.

Wir sind in Rom. Aber nicht zur Zeit der Cäsaren, wo das durch und durch erschütterte Reich in den Fugen zu bersten drohte, wo der widerliche Duft des verbrannten Christenfleisches die Luft durchzog, oder die Bestien im Circus das Gebein heiliger Martyrer zerrissen, mit welchen die langen Reihen der Katakomben häufig gefüllt sind. Wir sind jetzt nicht in der von dem Springfluthen der Völkerwanderung überschwemmten Stadt,

sondern in dem neuen, prächtigen Rom des sechszehnten Jahrhunderts, welches sich, beinahe herrlicher denn sie, wieder aus den Trümmern erhob, und den alten Glanz der Kaiser überbieten zu wollen schien. Ein Blick auf die Mengen der Bauten, welche vom Mauseleum des Hadrian bis zum Colosseum, von der Trajansäule bis zum Capitol, die Stadt schmückten, zeigt, daß ein neues, milderes Gestirn aufgegangen war, unter dessen Schimmer neue Monumente und ganz unvergleichliche Schöpfungen aus der glühenden Phantasie der Künstler hervorgingen, die das staunende Europa mit stummer Bewunderung sah. Es gibt wirklich kein erhabeneres Schauspiel als das dieser Zeit, welche sich nicht blos in theologischen und scholastischen Thesen erging, sondern in der klangvollen Sprache des Virgil und Horaz wieder sprach, schrieb und dichtete und in gewaltigen Bauten, Gemälden und Statuen, in Lobes und Dankeshymnen der Welt ihre Schönheit verkündete. An der Spitze dieser Bewegung standen die Päpste, vorangehend, helfend und ermuthigend mit königlicher Freigebigkeit. Was das classische Alterthum in Wort und Bild Großes hervorgebracht hatte, es wurde wieder entdeckt, entziffert, herausgehoben aus dem Schutt der Jahrhunderte, um es der überraschten Nachwelt sorgsam zu bewahren. Wer Kraft hatte und Muth, Talent und Genie, der konnte hervor treten und seine Kunst zur Geltung und zur vollen Entfaltung bringen. Wie durch einen Zauberschlag tauchten jetzt in diesem an großen Künstlern beinahe unerschöpflichen Italien die Männer empor, von denen eine vordem nie gesehene und nachmals nie mehr erreichte Blüthe entspringen sollte. Da ist voraus der feurige Bramante, der Schöpfer jener grandiösen Peterskirche, deren Vollendung noch manches Menschenalter überdauerte, dann Burnarotti, kurzweg Michael Angelo genannt, dieser Titan und herkulische Geist, ferner Marc Antonio, der feine Graveur und Kupferstecher, dessen Blätter heutzutage noch mit Gold belegt werden. Vorübergehend begegnen wir dem sinnigen Leonardo da Vinci und dem frommen Fra Bartolomeo. Aber wer ist der zierliche fast mädchenhafte Jüngling, der wie ein Fürst mit einem stattlichen Gefolge von Malern und Künstlern, an den Loggien vorüberschreitet? Langwallende Haare quellen ihm unter dem nachläßig auf das schöne Haupt geworfenen Barett herab, glänzende Augen leuchten aus seinem klaren Antlitz, in dem Milde und Anmuth sich zum heitern Lächeln vereinigt. Rafael ist es, der herrliche Meister von Urbino, der Liebling zweier Päpste, der Augapfel Julius des II. und der auserwählte Schützling Leo's X. Es ist Rafael, jener Glückliche, dem es beschieden war, den höchsten Ruhm und das höchste Glück der Welt zu genießen aber auch mitten in der Fülle seiner Schöpfungen in blühender Jugend zu sterben.



Seine Wiege stand zu Urbino, einem Städtchen des gleichnamigen Herzogthums. Am Charfreitage des Jahres 1483 erblickte er das Licht der Welt. Sein Vater Giovanni Santi (nicht Sanzio, wie man häufig irriger Weise hören und lesen kann) war ein mäßig bemittelter Maler, der in guten Stunden wohl auch zur Feder griff, und eine Chronik zum Preise der Thaten des Herzogs Frederico von Urbino zusammenreimte. Beide Gaben erbte der Knabe, denn abgesehen davon, daß wir einige Versuche in gebundener Rede von Rafael haben, so könnte man füglich behaupten, daß sein ganzes Leben und Schaffen in der Folge nur eine Reihe von Dichtungen bildet, die alle an dem Urquell aller Kunst, der Poesie, entsprangen, und von den übrigen Schwesterkünsten nur ihre Gestalt, Gewand und Farbe erhielten. Was bei den Dichtern der Wohllaut der Sprache, bewirkt in der Malerei die Schönheit der Linie uud der Zeichnung: den zierlichen Klang des Reimes ersetzt die prachtvolle Farbe, und der Gedanke tritt nicht schüchtern und allmählich wie die Sprache an den Zuhörer, sondern plötzlich und allmächtig heraus, den Beschauer mit sich reißend und mit unwiederstehlicher Gewalt in die Stimmung des Meisters versetzend.—

Von Rafaels Kindheit wissen wir nichts, als daß seine Anlagen frühzeitig sich entwickelt und in der Werkschule seines Vaters sich also geltend gemacht haben, daß der Giovanni Santi sich bald um einen andern Lehrmeister für seinen Sohn umsehen mußte, da er zur Einsicht kam, daß der Junge schnell mit dem fertig war, was er im elterlichen Hause lernen konnte. Er sah sich in der Nachbarschaft um, und verfiel auf den wackeren Pietro Vannucci zu Perugia (sonst auch kurzweg Pietro Perugino genannt) der sich in liebevoller Weise des jungen Rafael annahm, welcher in seinem achten Jahre die Mutter und vier Jahre darauf seinen Vater verlor, also daß er als elfjähriger Knabe (1494) völlig verwaist war — nur nicht im Bereiche der Kunst. Perugino war einer der guten, treuherzigen Meister vom alten Schlag, denen es weniger um die Schönheit der Form, als um den wahren Ausdruck und die Richtigkeit derselben und Tiefe der Empfindung zu thun war. Alsbald stand der junge Rafael seinem Lehrherrn bei dessen größern Aufträgen bei, und in mehr als einem Perugino's Namen tragenden Gemälde sind die Züge seiner Hand unverkennbar. Als Krone derselben erscheint das kleine Bild, welches die Vermählung der hl. Jungfrau vorstellt (durch zahllose Abbildungen und unter dem Titel der „Sposalizio" bekannt;) er malte dasselbe für das Kloster San Franzesko in Citta di Castello (gegenwärtig in der Gallerie der Brera zu Mailand); eine Tafel, an welcher man deutlich erkennt, wie die Selbstständigkeit Rafaels stieg, wie er die Weise Pietro's verfeinerte und übertraf. Den Hintergrund nimmt ein reizender Tempel ein, welcher perspectivisch mit so vieler Sorgfalt gezeichnet ist, daß

es in Verwunderung setzt, welch' schwierige Aufgabe der junge Meister sich hierin gestellt und wie er selbe zu lösen verstand.

Um das Jahr 1503 oder 1504 stand Rafael schon so auf seinen Füßen, daß er seinen Lehrer Pietro verlassen konnte; er ging nach Urbino zurück, von wo ihn jedoch alsbald der Ruf Lionardo's und Burnarotti's nach Florenz zog. Hier blieb er, bezaubert von den Reizen dieser „göttlichen Meister" an vier Jahre. War er ehedem noch in den Traditionen der alten Schule befangen, so streifte er hier, im Anblicke der durch Lionardo errungenen Freiheit und großartigen Sicherheit, die ängstliche Zaghaftigkeit ab. Hier beginnt die Reihe seiner herrlichen Madonnenbilder, welche später fast über ganz Europa verschleppt und nach einzelnen Attributen bezeichnet wurden. Sie sind in unendlichen Copieen und allen möglichen Arten der Vervielfältigung über die halbe Welt verbreitet. Wer kennt z. B. nicht jenes Bild, die „Madonna im Grünen" (zu Wien), wo die das Jesuskind haltende hl. Jungfrau auf einer Wiese ruht, indeß der kleine Johannes dem Heilande das Kreuz darreicht, der es mit lieblicher Anmuth umfaßt — oder jene „heilige Familie", zugenannt „mit der Fächerpalme„ eine wahrhaft heiliges Stillleben! Dann jene Darstellungen desselben oder ähnlichen Gegenstandes zu München und in Berlin, wo die „hl. Jungfrau aus dem Hause Collona" aufbewahrt wird. Auf diesem durch wunderbare Grazie und Leichtigkeit ausgezeichneten Gemälde ist die jungfräuliche Mutter mit einem Büchlein in der einen Hand dargestellt, während die andere das am Kleide festgeschmiegte Kind hält. Das Pariser Museum verwahrt jene Perle, welche unter dem Titel der „schönen Gärtnerin" (la belle jardinière) so berühmt geworden. Hier zeigt uns Rafael die Mutter des Heilandes, wie in völliger Zurückgezogenheit aufgewachsen, in der reinsten Jungfräulichkeit. Mit niedergeschlagenen Augen blickt sie in reizendster Unbefangenheit nach dem süßen Christkind herab, und scheint das Bild des göttlichen Sohnes in sich aufzunehmen, wie ein spiegelglatter See ein lichtvolles Bild in gemindertem Glanze aufnimmt und wiederstrahlt.

Diese aus tiefster Empfindung geschöpften Gemälde entstanden, während der bildschöne Jüngling in den hochgehenden Wogen des fröhlichen florentischen Lebens trieb, mit gelehrten und hochstehenden Männern verkehrte und in den edelsten Häusern Zutritt hatte, die es sich alle zur Ehre rechneten, ihn in ihrer Mitte zu sehen und bisweilen durch seinen Pinsel gemalt zu werden, denn aus dieser Zeit stammen auch etliche sehr schöne und charakteristische Porträts.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtisch.

(Wie das Skalpiren thut.) William Thompson, ein Telegraphist an der Pacific-Eisenbahnlinie, hat ein romantisches Abenteuer gehabt. Er ist von Indianern skalpirt worden und lebt noch, um es erzählen zu können. Er verlor seinen Skalp kurz vor der Wegnahme des Zuges an Plum Creek Station, die neulich gemeldet wurde, und Folgendes ist die Geschichte, die er den staunenden Bürgern vom Omaha, wo er jetzt ist, erzählt: „Dienstag Abends ungefähr 9 Uhr verließ ich und fünf Andere Plum Creek Station, und fuhren wir die Strecke hinauf auf einem Handkarren, um nachzusuchen, wo der Bruch im Telegraphen sei. Als wir an der Bruchstelle ankamen, sahen wir eine Menge Ziegel auf der Strecke aufgeschichtet, aber in demselben Moment sprangen ringsherum Indianer vom Gras auf und feuerten auf uns. Wir feuerten zur Erwiderung zwei bis drei Schüsse ab, aber da wir sahen, daß die Indianer auf uns eindrangen, liefen wir fort. Ein Indianer auf einem Ponny suchte mich heraus uud sprengte an zu mir. In einer Entfernung von 10 Fuß feuerte er auf mich, bei welcher Gelegenheit eine Kugel in meinen rechten Arm drang; da er mich noch laufen sah, drehte er sein Gewehr um und schlug mich mit dem Kolben nieder. Dann nahm er sein Messer heraus, stach mich in den Hals, wickelte das Haar um seinen Finger und begann dann mit Sägen und Hacken meinen Skalp abzuziehen. Obgleich der Schmerz entsetzlich war, und ich Schwindel nnd Unwohlsein fühlte, so wußte ich doch recht gut, daß ich mich ruhig verhalten mußte. Nach ungefähr einer halben Stunde that er den letzten Schnitt am linken Schlaf, und da der Skalp noch ein wenig hing, so gab er einen Ruck. Da dachte ich, ich müßte mein Leben aushauchen. Ich kann es Ihneu nicht beschreiben. Ich fühlte gerade, als ob der ganze Kopf weg wäre. Darauf schwang sich der Indianer in den Sattel und galoppirte davon. Aber wie er wegging, ließ er meinen Skalp wenige Fuß von mir entfernt fallen, welchen ich nun glücklich erlangte und verbarg. Die Indianer waren dicht in der Nachbarschaft, sonst hätte ich meine Flucht bewerkstelligen können. Während ich so dalag, konnte ich die Indianer umherlaufen, miteinander flüstern und dann kurz darauf Hindernisse auf die Strecke legen hören. Nachdem ich so ungefähr anderthalb Stunden dagelegen hatte, hörte ich das tiefe Rumpeln des Zuges, wie er dahergebraust kam, uud ich wäre wohl im Stande gewesen, ein Zeichen zu geben, wenn ich es gewagt hätte."

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 20.

Rafael Santi von Urbino.

(Fortsetzung.)

Hier gewann er nicht nur die Freundschaft des geistreichen Philosophen Bembo und des feingebildeten Grafen von Castiglione, sondern die Liebe jenes Fra Bartolomeo, jenes trefflichen Malers, den die Stürme der Welt in die Klosterzelle geführt hatten. Was der eine besaß, fehlte noch dem Anderen; also kam es, daß sie nicht nur ihre Seelen, sondern auch ihre Kunstfertigkeiten tauschten und im edelsten Wetteifer sich förderten. Von dem in stiller Freudigkeit schaffenden Klosterbruder entnahm Rafael die Meisterschaft im Auftragen der Farben und in der Behandlnng der Gewänder, dagegen unterwies er ihn in der Perspective, die vor ihm Keiner noch mit solcher Sicherheit und Kühnheit geübt hatte. Den Höhepunkt aber erreichte Rafael, als ihn sein Landsmann Bramante an Papst Julius II. empfahl. Was er von da an in den zwölf letzten Jahren seines Lebens zu Rom geschaffen, wetteiferte an Mannigfaltigkeit, Schönheit und Vollendung. Aus der fast unerschöpflichen Reihe seiner herrlichen Darstellungen kann hier nur einiges Wenige ausgehoben werden. Papst Julius hatte ihm vorerst ein Zimmer zur künstlerischen Ausschmückung übertragen. Er unternahm darin eine allegorische Darstellung aller Künste und Wissenschaften. Demgemäß malte er an der Decke vier Rundbilder, darstellend: die Theologie, die Poesie, die Philosophie und die Astronomie, welchen ebensoviele in länglich viereckiger Form zur weitern Erklärung beigegeben sind. Unter der Theologie schuf Rafael nun ein großes Wandbild, welches (nach einer unrichtigen Ansicht des Gegenstandes) der Streit über das hl. Sakrament (la Disputa del Sacramento) genannt wird. Das

Werk zerfällt in zwei Haupttheile: der untere begreift eine zur Ergründung und Verehrung des allerheiligsten Geheimnisses vereinte Versammlung von Personen; da es eine geistige Gemeinschaft ist, so machen die Jahrhunderte keine Trennung. Um den erhöhten Tisch mit der consecrirten Hostie haben sich Kirchenväter und Heilige gesammelt; da ist Dominikus, Franziskus, Thomas von Aquin und Bonaventura, Dante und Fra Girolama Savonarola und andere Theologen, von denen viele nach Leben gezeichnet sind. Ueber dem verhüllten Geheimnisse hat sich (in dem obern Theile) der Himmel aufgethan. In der Mitte scheint der Heiland mit ausgebreiteten Armen sein Opfer zum Heil der Menschen zu verkünden und die Gläubigen zur Theilnahme an demselben einzuladen. Ein weißes Gewand bekleidet ihn bis an die Hüften; Leib und Hände zeigen die beim Versöhnungstode empfangenen Wunden. Er thront auf Wolken und die strahlende Glorie, die ihn umgibt, begränzt ein himmelblauer Bogen mit geflügelten Engelchen. Hinter diesem Bogen erscheint über dem Erlöser Gott Vater, der die Rechte segnend erhebt und mit der Linken den Erdball hält, der ihn als Schöpfer und Welterhalter bezeichnet. Unter dem Heilande schwebt, ebenfalls in einer Glorie, der hl. Geist in Gestalt der Taube, mit vier Engeln umgeben, welche die geöffneten Bücher der Evangelien den unten versammelten Theologen vorhalten. Dem Erlöser zur Rechten sitzt die hl. Jungfrau, zur Linken Johannes der Täufer, der auf ihn, als auf den Messias zeigt. Diese Gruppe umgeben, in einem Halbkreise auf Wolken sitzend, die Heiligen, Apostel und Erzväter; die Schönheit der Farbe belebt sie, die vollkommen gelungene Verkürzung bringt den Eindruck des erhabenen Schwebens hervor; die Gewänder haben den schönsten Faltenwurf, und der Ausdruck der Köpfe ist mehr göttlich als menschlich. Das Antlitz Christi spricht alle Milde und Barmherzigkeit aus, welche ein Bild sterblichen Augen zeigen kann.

Rafael besaß die Gabe, den Angesichtern besondere Zartheit und Lieblichkeit zu geben, wie man auch an der Madonna sieht, welche die Hände über der Brust kreuzt, den Sohn mit einem Blick betrachtet, daß man überzeugt ist, er könne ihrer Fürbitte seine Gnade nicht versagen. Zugleich beobachtete er überall eine edle Würde; in den Zügen der hl. Patriarchen erkennt man ihr hohes Alter, in den Aposteln ihre Einfalt und in den Märtyrern ihren Glauben. Mehr Kunst noch und Geist bewies er bei den heiligen Gelehrten der Kirche; zu sechs, zu drei und zu zwei im lebhaftesten Wechselgespräche sind sie durch das Bild vertheilt; ihre Züge sprechen Neugier aus und ein unruhiges Streben, Gewißheit über das zu finden, worüber sie zweifeln; dieß zeigen die streitenden Bewegungen der Hände und des Körpers, das gespannte Ohr, das Zusammenziehen der Augenbraune und das völlig verschiedene, mannigfaltige und eigenthümliche Staunen.

Ausgenommen hievon sind die vier Kirchenlehrer, vom hl. Geist erleuchtet, lösen und erklären sie vermittelst der Schrift jede Schwierigkeit. Nach der Doppelstellung jener Zeit, die in beinahe unbegreiflicher Weise für das Heidenthum schwärmte, hat Rafael unter der Poesie ein großes Wandgemälde hingezaubert, eine dramatisch-allegorische Darstellung der Dichtkunst. Den Mittelpunkt nimmt der auf der Höhe des Berges in einem schattigen Lorbeerhain sitzende Apollo ein; die neuen Musen umringen ihn; zu seinen Füßen ergießt sich der kastalische Quell. Apollo spielt, und zwar — auf der Geige! der Gott ist in sein Spiel verloren uud schaut begeistert zum Himmel. Je nun, da ist denn auch erlaubt, daß zwei Musen mit Trompete und Trommel erscheinen. Daneben befindet sich der alte Vater Homer, Virgilius und Dante, die Sappho und Anakreon, Boccaccio und Petrarca. Man sieht, wie die Begriffe damals schon durcheinander kugelten. Das Gemälde trägt einen sehr heitern, anmuthigen und dem poetischen Leben jener Zeit in Italien entsprechenden Charakter.

Unter die schöne Figur der Philosophie hat Rafael die sogenannte „Schule von Athen" gemalt, ein herrliches Werk, eine geistvoll durchdachte Darstellung des Lebensganges der Philosophie. Auch hier sind Personen aus allen Völkern und Zeiten vereinigt. Die Scene ist in eine rundbogige mit Statuen geschmückte Halle verlegt, welche sich auf vier Stufen erhebt und zugleich den Hintergrund des Gemäldes bildet. Die Schule der höchsten Philosophie ist auf dem durch die Stufen erhöhten Platz versammelt: Die beiden größten Philosophen sind im lebhaftesten Zwiegespräch begriffen, Der ideale, speculative Plato zeigt mit der Rechten zum Himmel empor, um auf die im göttlichen Wesen begriffenen Ideen, als auf den Urquell der Wahrheit zu deuten; Aristoteles dagegen, in der einen Hand, das Buch seiner Ethik, agirt mit der rechten Hand, wie zur Bestätigung, auf die Erde herab, er scheint ebenso abgeschlossen und sicher, wie sein mahnender Gegner die in der Erfahrungswelt anwendbare Sittenlehre als den Zweck der wissentschaftlichen Erkenntniß zu behaupten. Auf beiden Seiten sind aufmerksame Schüler und Zuhörer versammelt, indeß zu Plato's rechter Hand Sokrates einen seiner Sätze erklärt: Er nimmt die Finger ganz charakteristisch zu Hülfe, und wie er eine Wahrheit nach der andern vorausgesetzt und bewiesen hat, so ist er eben daran, die Schlußfolgerung zu ziehen, wobei ihm der junge Alcibiades mit anderen Genossen gespannt zuhört. An dem gegenüberstehenden Pfeiler ist ein eifrig schreibender Schüler angelehnt, dem von rückwärts ein Mann über die Achsel auf das Blatt sieht; viele andere Gestalten, unter denen sich der Maler sicherlich ganz bestimmte Charactere und Persönlichkeiten gedacht haben mag, gehen ab und zu. In der Mitte des Bildes, ein paar Stufen herab, ist Diogenes hingestreckt,

jener Philosoph, der seinen Zeitgenossen ein Stein des Anstoßes, ein Räthsel oder ein Narr sein mußte und ebenso wenig verstanden wurde, wie manch' christlicher Einsiedler, Eremite oder Säulensteher, der Vordergrund ist in zwei große Seitengruppen getheilt, in welcher die Lehrer der Arithmetik, Geometrie und Astronomie vertreten sind, welche (in der Republik des Plato) als Vorbereitungswissenschaften zur Philosophie betrachtet wurden. Unter der Gestalt des Pythagoras, der, zur Erde gebogen, mit dem Zirkel seinen Satz beweist, soll Rafael seinen Lehrmeister Bramante gedacht haben. Zur Seite eines Mannes, der die Himmelskugel in der Hand hält, ist Zoroaster abgebildet; neben ihm steht Rafael, der Meister des ganzen Werkes, der sich aus dem Spiegel gezeichnet hat, ein jugendlicher Kopf mit schwarzem Barett; der Ausdruck der Gesichtszüge ist sehr bescheiden, gefällig und lieblich. Ihn begleitet sein alter Freund, der Meister Pietro von Perugia; sie stehen bei den Mathematikern, wohl mit Recht in Anbetracht ihrer Kenntnisse in der Perspective, die auch hier wieder herrlich sich bewährt hat.

Man sieht aus diesen wenigen Zügen, daß Rafael eine große und umfassende Bildung besaß, die vielleicht weniger auf eigenem Detailstudium begründet war, wobei ihm jedenfalls viele bewährte Männer und Kenner beigestanden waren; dessen ungeachtet zeigt sich sein genialer Sinn, das überlieferte originell zu verarbeiten und völlig neu zu gestalten, in ganz überraschender Weise.

Weniger klar sind die durch das Fenster getheilten Compositionen zur Gerechtigkeit, welche wieder mehr in Allegorien und historischen Bezeichnungen zu dem damaligen Leben verlaufen. Wir übergehen sie hier, denn wohin würden wir kommen, wollten wir unsere Leser vor jedes einzelne Bild führen, welches dieser mächtige Zauberer aus seiner farbenprächtigen Phantasie hervortreten ließ!

Julius II. war durch diese Arbeiten sehr zufrieden gestellt; Rafael mußte nun auch das Zimmer zunächst dem großen Saale mit seiner unvergleichlichen Kunst ausschmücken, welches jedoch erst nach dem Tode Julius II. zur Vollendung kam. Kurz vor dem Abscheiden dieses Papstes († 1513) hatte Rafael dessen Bildniß gemalt; man sieht dieser innerlich schon gebrochenen Gestalt nimmer den Ritter, Reiter und Heerführer an, der in den ersten Zeiten seines Pontificates die italienische Politik mit dem Schwert in der Faust vertreten hatte. Auch andere Porträte von Cardinälen und berühmten Männern entstanden inzwischen, ebenso viele Staffeleibilder, unter denen die „Madonna von Foligno" am berühmtesten geworden ist.

Ungeheure Freude entstand in Rom, als sich die Nachricht verbreitete, der Cardinal-Diakon zu Santa Maria in Dominica, Herr Johann

von Medici, habe die auf ihn gefallene Wahl angenommen und unter dem Namen Leo X. die Tiara auf's Haupt gesetzt. Ganz Rom lebte in einem Freudenmeer, es gab Aufzüge und Festlichkeiten in Fülle und in fabelhafter Pracht: der Ehrgeiz aller Schriftsteller und Künstler wurde wach gerufen und durch die verschwenderische Freigebigkeit des neuen Papstes aufs Höchste gesteigert. Voraus war es Rafael, der sich dieser Gunst erfreute, und in jeder Weise mit Aufträgen, Ehren, Würden und Aemtern überhäuft wurde. Leo X. übertrug ihm die Bilder des zweiten Saales, vorerst aber die Ausmalung der Logen (Loggien) des Vatikan, in welcher Rafael eine Reihe biblischer Scenen schuf, welche unter seiner Aufsicht von seinen zahlreichen Schülern (unter denen Giulino Romano nachmals am berühmtesten geworden) ausgeführt wurden. Ebenso entwarf Rafael die Carton's zu jenen Tapeten, welche für den Schmuck der sixtinischen Kapelle zu Arras, dem altberühmten Hauptsitz flämischer Teppichweberei in überraschender Farbenpracht ausgeführt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Rose.

Welcher Epoche der Weltgeschichte der Geburtstag der Rose angehört, wer vermöchte es zu behaupten?! Schon zweitausend Jahre vor Christi Geburt existirten die berühmten Gärten von Babylon und jedenfalls duftete schon in ihnen die edelste der Blumen, der Liebling der Frauen und Dichter, das Symbol der Liebe und Schönheit; denn Persien, das Nachbarland, war schon im grauesten Alterthum durch seine Rosen bekannt.

Auch in China und Cochinchina wurde die Königin der Blumen seit den ältesten Zeiten kultivirt. Confuzius selbst feierte ihre Schönheit in seinen Gedichten und in der Bibliothek des chinesischen Kaisers, welche aus etwa 18,000 Bänden und Handschriften besteht, handeln 1800 über Blumenzucht, von ihnen über 600 speciell von der Rosenzucht. Trotzdem kennen die Bewohner des himmlischen Reiches nur zweierlei Rosenarten: die weiße und die Moosrose; und auch diese wachsen auf kaum fußhohen Sträuchern, während die Blume nur den Umfang einer Wallnuß erreicht. Aber diese Rosen werden namentlich in den weitläufigen kaiserlichen Gärten in so ungeheurer Menge kultivirt, daß die daraus gewonnene Essenz einen jährlichen Ertrag von über 30,000 Thalern gewährt. Nur die kaiserliche

Familie und die Angesehensten des Reiches dürfen sich indeß dieser Parfümerie bedienen, für jeden Andern ist ihr Gebrauch auf das Strengste untersagt.

Nebenbei bilden die mit Rosenblättern gefüllten „Kräutersäckchen" bei den Chinesen einen Talismann gegen die bösen Geister, welche in den Häusern ihr Unwesen treiben, Krankheiten und böse Träume erzeugen. Ein ähnlicher Aberglaube herrscht bei den Siamesen, welche den guten Genius unter einem Rosenstrauche entstehen lassen, während der böse Geist unter einer Cypresse zur Welt komme. Wer neben einem von dem Confuzius geliebten Rosenstrauche eine Cypresse pflanzen wollte, würde sich nur Unglück und einen frühzeitigen Tod heraufbeschwören, während Glück und langes Leben Demjenigen zu Theil wird, der Rosen im Ueberfluß hegte.

In gleich hoher Weise wurde die Rose von den übrigen Völkern des Alterthums geehrt. „Lasset uns Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie verwelken," heißt es im Buche der Weisheit. Und „Gehorchet mir, ihr heiligen Kinder, und wachset wie die Rose, am Bächlein gepflanzet," sagt Jesus Sirach. Ferner spricht die Bibel von der Rose von Saron und von Dem, „der die Wüste blühen läßt wie eine Rose."

Die sogenannte Rose von Jerichow (eine nicht zutreffende Benennung, weil diese Pflanze hauptsächlich in Arabiens Sandwüsten gedeiht) genoß eine abergläubische Verehrung. Sie besitzt nämlich die Eigenschaft, wenn ihr bauchiges mit dem Pistill gekröntes Schötchen, dessen Klappen oben rundliche Oehrchen haben, sich trocken zusammengezogen, mit ihren holzig gewordenen Zweigen ein kugelförmiges Nest zu bilden. Wirft man dasselbe in's Wasser, so quillt es wieder auf und dehnt sich aus, welche natürliche Erscheinung von gar Manchen der Wunderkraft der heiligen Stätten zugeschrieben wurde, auf denen die Pflanze wächst.

Die ältesten griechischen Schriftsteller lassen die Rose ursprünglich in Kleinasien, oder selbst auf der Insel Kythere, wo man die Venus besonders verehrte, und ihr die Rose vorzugsweise geweiht war, ursprünglich einheimisch gewesen sein. Erst um die Zeit des trojanischen Krieges wäre sie nach dem Peloponnes und nach Attika verpflanzt worden. Achills Schild war mit Rosen geschmückt, und Rosen waren den Wohlgerüchen beigemischt, mit denen Hektor's Leichnam von Aphrodite einbalsamirt ward.

Sappho (600 v. Chr.) nannte die Rose zuerst die „Königin der Blumen." — Anakreon läßt sie mythisch entstehen, als Aphrodite dem Meere entstieg; ein Tropfen des Meeresschaumes, der an ihren Gliedern gehangen, sei zur Erde gefallen, und hier der Keim geworden zu einem Rosenstrauche. Weiß wie der Schnee, aus dem sie erspr0ssen, war ihre Farbe — vom Blute der Göttin färbte sie sich roth. Als Adonis vom Zahne des Ebers

seinen Tod fand, verletzte sich die Göttin, indem sie ihrem Geliebten zu Hilfe eilte, den Fuß am Dorne eines Rosenstrauches; einige Blutstropfen seien auf die Rosen gespritzt, welche sofort die Purpurfarbe angenommen hätten. Weniger poetisch ist bei den Muhamedanern die Rose aus dem Schweiße ihres Propheten entsprossen, weßhalb die Gläubigen sich auch hüten, auf ein Rosenblatt zu treten.

Außer der Aphrodite war die Rose in Griechenlaud dem Dionysus, dem Gotte der Reben und der blühenden Natur geweiht; ferner der Diana von Ephesus, in welcher man die überschwengliche Fruchtbarkeit der Erde verehrte. Hymen, der Gott der Ehe, und Komos, der Gott heiterer Geselligkeit und der Genius des Lebens, trugen Rosenkränze auf dem Haupte. Auch stellte die antike Kunst den Frieden mit einem Rosenstrauße, Kornähren und Oelzweigen dar, und gab der Hore des Frühlings eine Rose in die Hand. Sie war ferner ein Attribut der Musen und der Charitinen.

Zur damaligen Zeit kannte man nur vier Hauptarten dieser Blume, wie sie noch jetzt in Griechenland gedeihen: die Hecken- oder Hundsrose, die Hagebutte, die Pimpernellrose und die schöne gefüllte hundertblättrige Rose (Rosa centifolia), welche zuerst durch Alexander den Großen nach Europa eingeführt wurde.

Die alten Römer schmückten die Bildsäulen ihrer Götter und berühmten Männer mit Rosenkränzen, entweder allein oder mit Veilchen und Myrthenblüthen gemischt. Die Thore, durch welche triumphirende Feldherren einzogen, wurden mit Rosengewinden behangen und Rosensträuße warf man ihnen in den Wagen. Die römische Braut trug einen Kranz von Rosen und Myrthenzweigen unter dem Purpurschleier, und auch das Haupt der Verstorbenen wurde mit Rosen bedeckt. Demnächst vermischte man die zu Asche verbrannten Gebeine, vor ihrer Beisetzung in der Grabesurne, mit Wein und Rosenblättern, und bestreute den Todtenhügel alljährlich mit Rosen, für deren Pflege oft bedeutende Summen testamentarisch ausgesetzt wurden. Ferner beging man den Geburtstag der Verstorbenen durch Anpflanzung dreier Rosenstöcke und einer gleichen Anzahl von Myrthen.

Als der Luxus und die Schwelgerei bei den Römern mehr und mehr überhand nahmen, erreichte auch der Rosenluxus seinen Höhepunkt.

Der Speisesaal Nero's war wegen seiner künstlichen Bauart besonders berühmt; die Decke und ein Theil der Seitenwände drehten sich mittelst eines Maschinenwerkes um die Tafel her und stellten abwechselnd die verschiedenen Jahreszeiten dar, wobei statt des Hagels und Regens ungeheure Rosenmassen auf die Gäste herabfielen. Zu diesem Zwecke verwendete der Tyrann für ein einziges seiner schwelgerischen Gelage vier Millionen Sesterzen (etwa 200,000 Thaler) für Rosen!

Heliogabal, der Prasser aller Prasser, dessen Sprichwort war: „Es gibt keine delikatere Brühe, als die Seltenheit," und der demgemäß nur Pasteten von Hahnenkämmen, Pfauenzungen, Nachtigallen-, Papageien- und Fasanenköpfen auf seine Tafel kommen ließ, der den Unsinn so weit trieb, daß er für einen Phönix, von dem er gehört, daß er nur einmal in der Welt existire, viele tausend Mark Goldes bot, machte den wahnwitzig ungeheuerlichsten Gebrauch von den Rosen. Er ließ dieselben von der Saaldecke herab in solchen Unmassen niederfallen, daß viele der Schmausenden in den Blumenhügeln erstickten! Er badete sich nur in Rosenwein, und ließ sogar die Reservoirs der öffentlichen Schwimmbäder mit Wein füllen, der durch Rosen parfümirt war.

Bei einem Gastmahle, welches Kleopatra dem Antonius zu Ehren gab, war der Fußboden der Speisezimmer eine Elle hoch mit Rosen bedeckt, über welche man, um sicher gehen zu können, Netze ausgespannt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtisch.

Hausmittel.

Nimm die Geduld als Magd in's Haus,
Sie hilft dir ein, sie hilft dir aus;
Doch hüt' dich, wenn die herrschen will,
Sonst steht die ganze Wirthschaft still.
Als Hausarzt nimm den Fleiß dir an;
Der ist der wahre Wundermann,
Der ohne Saft und Pillen
Durch seinen bloßen Willen
Aus Seel' und Leib dir treiben kann
Die Dünste und die Grillen.
Auch habe gute Dienerschaft,
Die Knechte heißen: Selbstgeschafft
Und Spätzubett und Aufbeizeit;
Die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit;
Durst, Hunger heißen Schenk und Koch.
Hab' auch zwei Edelknaben noch,
Genannt: Gebet und Gutgewissen,
Die, bis du schläfst, dich wiegen müssen.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 21.

Rafael Santi von Urbino.

(Schluß.)

Unter den Oelbildern, welche in den letzten sechs Jahren (1514 bis 1520) von seiner Hand entstanden, steht oben an, jene „Madonna mit dem Fisch", dann die herrliche „Madonna della Sedia" (jetzt zu Florenz). Da er bei Lorenzo Pucci, Cardinal von Santi quattro und obersten Pönitentiar, in Gnaden stand, so mußte er in seinem Auftrag für S. Giovanni in Monte zu Bologna ein Bild verfertigen, welches in die Kapelle kam, in welcher der Leichnam der glückseligen Elena Dall' Oglio ruhte. In diesem Werke zeigte sich, was die Anmuth der zarten Hand Rafaels, vereinigt mit der Kunst, hervorzubringen vermöge. Die heilige Cäcilia, durch einen Engelchor im Himmel geblendet, horcht auf den überirdischen Klang, in Harmonie verloren. Bei ihr steht St. Paulus, den Arm auf das bloße Schwert gestützt, das Haupt auf der Hand ruhend: ihm gegenüber sieht Maria Magdalena aus dem Bilde; rückwärts befinden sich St. Augustin und der Evangelist Johannes.

Das Bild ist, wie alle auf Bestellung gemalten Bilder, die keine bestimmte Handlung haben, eigentlich ohne Anziehungskraft, es ist einfach, wie die Italiener zu sagen pflegen, eine heilige Gesellschaft, von der man nicht ganz begreift, wie diese Persönlichkeiten gerade zusammengekommen, oder was sie hier thun sollen; es sind einzig die Namenspatrone verschiedener Personen, die der Auftraggeber zusammen feiern wollte. Rafael hat deßhalb auch alle Kunst auf die Ausführung verwendet.

Einen ungleich größern Eindruck gewährt die sogenannte Sixtinische Madonna, welche ursprünglich zu einer Prozessionsfahne bestimmt war, nun aber ein Juwel der Dresdener Gallerie bildet. Zwischen zurückge-

zogenen Vorhängen, gleichsam aus dem Geheimniß der Offenbarung hervorschwebend, sehen wir verklärt und von himmlischen Chören im Lichtglanz umgeben, die heiligste Jungfrau, zwar demuthsvoll, aber doch im Bewußtsein ihrer Würde gleich einer Königin in den Räumen des Himmels ihr göttliches Kind im Arm haltend, durch welches alle Geschlechter der Erde Seligkeit erlangen sollen. Dieses, obgleich in kindlichem Wesen, schaut mit einem Blicke der Allgewalt Alles durchdringend wunderbar aus dem Bilde. Der zur linken Seite knieende hl. Sixtus weist auf die Mutter mit dem Weltheilande, als auf den Born aller Gnade und scheint Fürbitte einzulegen für seine außerhalb des Bildes gedachte Gemeinde. Gegenüber kniet die hl. Barbara jungfräulich und anmuthig nach unten blickend, gleichsam mit weiblicher Holdseligkeit die Zusicherung erhörten Gebetes zu geben. Zwei Engelsknaben, voll Unschuld und Seligkeit, die sich unten höchst naiv auf eine Brüstung auflehnen, schließen das schöne Bild ab.

Zwischendurch malte Rafael für seinen reichen Freund Agostin Chigi, ganz der heidnischen Begeisterung jener Zeit entsprechend, eine Reihe von Darstellungen aus der antiken Mythologie. Diese Bilder, „die Farnesina" genannt, sind von überquellender Schönheit, wie die alte Welt wohl nichts Aehnliches aufzuweisen hat. Es ist der „Triumph der Galathea" und die „Geschichte der Psyche". Sie sind kunstvollendet in Farbe und Form. Kehren wir nochmals in den Vatican zurück, wo Rafael bis zum frühen Ausgange seines Lebens mit den größten Schöpfungen beschäftigt blieb. Dort malte er das „Wunder zu Bolsona", wie vor einem die Messe lesenden und an die heilige Wandlung nicht glaubenden Priester die consecrirte Hostie blutete: der durch das Wunder bekehrte Ungläubige erglüht vor Scham, mit verstörten Augen hat er das Ansehen eines unsicheren, schwankenden Menschen, man glaubt seinen Schrecken und fast das Zittern seiner Hände zu gewahren. Umher zeichnete Rafael eine Menge verschiedener Gestalten. Die Oeffnung des Fensters benützte er, um eine stufenförmige Erhöhung vorzustellen, welche das Bild zu einem Ganzen macht; ja es scheint, als ob der Zwischenraum des Fensters gar nicht fehlen dürfte und man kann hier, wie in der „Farnesina" mit Recht sagen, daß kein Maler in Erfindung und Composition mehr Geschick, Leichtigkeit und Trefflichkeit kund gegeben hat, als Rafael.

Andere preiswürdige Werke sind die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel, die Befreiung des hl. Petrus aus dem Gefängnisse, oder wie Papst Leo III. den Attilla durch die Kraft seines Segens zurückscheucht.

Als vorzüglichstes von Rafael selbst ausgeführtes Werk gilt die Darstellung des römischen Burgbrandes im Jahre 855, welcher durch das Gebet und den Segen Leos IV völlig gelöscht wurde. Der Sturmwind bei

dem diese Feuersbrunst entstanden sein soll, erhöht das Fürchterliche des Ereignisses.

Wer aber vermöchte das Bild jener Schlacht zu schildern, in welcher Constantin den Maxentius besiegte! Doch rührt nur der Carton dazu von Rafaels Hand her; er starb darüber und Giulio Romano vollendete das Gemälde. Bevor wir dem Meister an sein Todtbett folgen, müssen wir noch zwei Oelbilder berühren. Das eine ist die durch seltsame Schicksale absonderlich intressant gewordene „Kreuzschleppung Christi", das andere sein Schwanengesang — „die Verklärung." Rafael malte eine Tafel für das den Olivetaner-Mönchen gehörige Kloster Santa Maria della Spasmo zu Palermo; er stellte darauf den Heiland dar, der auf dem Leidenswege sein Kreuz schleppt und darunter zusammengebrochen ist; mit Schweiß und Blut bedeckt wendet er sich nach den bitterlich weinenden Frauen, während die Schergen ihrer Wuth und Bosheit vollen Lauf lassen. Das Werk lief Gefahr zu Grunde zu gehen, ehe es den Ort seiner Bestimmung erreichte. Das Fahrzeug, welches dasselbe nach Palermo überbringen sollte, zerschellte an einer Klippe, so daß Menschen und Waaren untergingen, das Bild allein trieb, wohlverpackt in einer Kiste, nach dem Meerbusen von Genua, wo es aufgefischt und trotz Stürmen und Wogen völlig unversehrt befunden wurde. Der Ruf davon verbreitete sich, die Mönche reklamirten ihr Eigenthum und suchten es wieder zu erhalten; mit Mühe gelang es ihnen durch die Hülfe des Papstes. Auf's neue eingeschifft, gelangte es nach Sicilien und wurde zu Palermo aufgestellt. Später kam die Tafel nach Paris und jetzt befindet sie sich im Museum zu Madrid, nachdem das Bild ein neues Experiment glücklich bestanden hatte. Bekanntlich war es auf eine Holztafel gemalt; da hinein kam aber der Wurm und durchbohrte das Holz so mit tausenden von Gängen, daß das Bild der höchsten Gefahr ausgesetzt war. Also machte man in Paris den kühnen Versuch, ob sich dasselbe nicht ablösen und auf Leinwand übertragen lasse. Deßhalb spannte man das Bild in eine eiserne Rahme hobelte das zerfressene Holz bis auf die Dicke von einigen Linien glücklich ab, erweichte die letzten Fasern und zog sie weg, so daß nur noch der Kreidegrund und das darauf gemalte Bild übrig blieb, über den Grund zog man nun eine bereit gehaltene Leinwand und rettete auf solche kühne Art dieses einzige Werk gänzlich vor dem Verfall. Das Gemälde selbst hatte unter dieser gefährlichen Behandlung nicht die geringste Beschädigung erlitten.

Neben dem Carton zur Schlacht des Constantin hatte Rafael im Beginn des Jahres 1520 ein Altarblatt, die Verklärung Christi (bekannt unter dem Namen der „Transfiguration," jetzt in der vatikanischen Gallerie zu Rom) begonnen. Auf demselben schwebt Christus mit leuchtendem Antlitz

über der Höhe des Tabor, zu seiner Seite Moses und Elias. Unten liegen die zu Zeugen erwählten, vom himmlischen Glanze geblendeten Jünger. Im Vordergrunde des Bildes findet sich jene merkwürdige Scene, wie ein Vater mit seinen Freunden einen vom bösen Geist besessenen Knaben herbei bringt, für den er vergeblich Hülfe von den Jüngern begehrt, die nach dem im Glanze aufwärtsschwebenden Weltheiland deuten.

Aber noch über der Ausführung überraschte ihn der Tod. — Rafael hatte mit Beistimmung des Papstes, den ungeheuren Plan gefaßt, das ganze alte Rom wieder herzustellen; er begann die Nachgrabungen und Vermessungen aller antiken Baureste, dabei hatte er sich erkältet und ein Fieber zugezogen. Die Aerzte ließen ihm zur Ader und schwächten so diese von den übermenschlichen Anstrengungen des Geistes ohnedies ermattete Natür, die vielmehr der Stärkung bedurft hätte. So war sein Ende unausbleichlich. Rafael rüstete sich, theilte sein Hab und Gut unter die Freunde, bestellte sein Haus, empfing die letzten Tröstungen der Kirche und entschlief am Charfreitage den 6. April 1520 an seinem siebenunddreißigsten Geburtsfeste.

Rom war in Bestürzung; wie zu einer Wallfahrt strömten die Leute, seine schöne Leiche zu sehen, welche im Vatikan unter dem glanzvollen Bilde der Transfiguration ausgestellt war. Die ganze Stadt begleitete seine Leiche, welche in einer besonderen Gruft des Pantheon bestattet ward. Ganz Italien klagte und selbst über die Alpen, bis nach Nürnberg zu Meister Albrecht Dürer, dem er früher sein Bildniß gesendet hatte, erklang die Trauerkunde.

Rafael besaß, wie die meisten jener italienischen Künstler, eine beinahe unglaubliche Vielseitigkeit des Geistes und der Thatkraft. Er war nicht allein Maler und Baumeister, sondern verstand Alles. Er verzierte den päpstlichen Palast mit Fresken, fertigte die Zeichnungen zu den päpstlichen Treppen und Logen, besorgte und leitete den ganzen ornamentalen Schmuck bis zur einfachsten Schnitzerei und dem Mosaik der Fußböden und Thüren — Alles von Grazie, Schönheit und Vollendung. Er hatte beständig verschiedene Leute um sich, die nach seinen Zeichnungen und Angaben arbeiteten, fortwährend sah er jedes Einzelne nach und legte überall die letzte bessernde Hand an, um seine großen Verpflichtungen nach Möglichkeit zu erfüllen. Dabei war er von herzgewinnender Freundlichkeit, so daß selbst die entgegengesetztesten Naturen in seiner Nähe sich vertrugen und ihm willig dienten, und eine Ehre darein setzten, ihn überallhin zu begleiten, so daß er, wie ein Fürst, immer mit einem Gefolge von fünfzig Malern erschien.

In seiner Kunst hatte er einen dreifachen Entwicklungsgang durchgemacht. Erst hatte er sich der Empfindung, Tiefe und Innigkeit des guten Meisters Pietro zu Perugia hingegeben, dann hatte ihn Lionardos lichtvolle Ruhe und besonnene Größe angezogen, zu Rom endlich ging er in Buona-

rotti's grandiose Phantasie ein, aber keinen dieser Meister ahmte er nach, sondern fand aus jedem das ihm am meisten Entsprechende nehmend, auf seinen eigenen Wegen sich zurecht und erreichte seine selbstständige Weise, die ebenso einzig ist, wie sein Name. Schließlich müssen wir noch des Porträtbildes von Leo X. gedenken, in welchem Rafael diesen denkwürdigen Papst, welcher kurze Zeit nach seinen Schützling das Zeitliche segnete, verewigte.

Er hat ihn im lebensgroßen Brustbildniß mit dem Kardinal Giulio de Medici und dem Kardinal de Rossi dargestellt; man sieht die Fasern des Sammets, der Damast, welcher den sitzenden Papst bekleidet, rauscht und glänzt, die Haare des Pelzfutters sind weich und natürlich, Gold und Seide der Wirklichkeit gleich. Das Antlitz des heiligen Vaters spiegelt das reinste Wohlwollen, vereint mit sichtbarer Energie, eine unantastbare Reinheit schwebt über dem Ganzen. Seine schönen Hände halten die Blätter eines mit Miniaturen verzierten Pergamentbandes, eine silberne Glocke, welche auf dem Tischteppich steht, ist, wie Alles auf dem Bilde, voll wahrer Wirklichkeit. Unter andern Künstlichkeiten ist am päpstlichen Stuhle eine Kugel (Wappen der Medici) von hellpolirtem Golde, worin die Fenster, der Rücken des Papstes und die Umgebung des Zimmers sich deutlich abspiegeln: Alle diese Dinge sind mit einem Fleiße ausgeführt, der mit nichts verglichen werden kann, als mit der rührenden Treue, mit welcher ehedem die guten Niederländer, woraus jenes helle Brüdergestirn der vom Eyck, ihre Schöpfungen vollendeten.

Zur Geschichte der Rose.

(Fortsetzung.)

Der berüchtigte Verres bediente sich einer Sänfte bei seinen Reisen, in welcher er auf einer mit Rosen ausgestopften Matratze lag; Rosenkränze umgaben seinen Kopf und Hals, und ein mit diesen Blumen gefüllter Netzbeutel diente ihn zum fleißigen Riechen.

Bei diesem ungeheueren Verbrauch wurden denn auch zahllose Rosengärten in Italien, ja förmliche Plantagen von ungemessener Ausdehnung unterhalten. Der Rosenduft in den Straßen Roms war betäubend. Mit Bezug auf diese Ueberfülle rief Martial aus: „Sendet uns Korn, ihr Egypter, wir wollen euch Rosen dafür geben!"

Eine wichtige Rolle bei den Gastmälern spielte der Rosenpudding, über dessen Zubereitung Apicius, dieser Kenner der Kochkunst, Folgendes anführt: „Man nimmt gereinigte Rosenblätter, schneidet das Weiße am

unteren Ende sorgfältig ab und zerstößt dann die Blätter in einem Mörser, unter fortwährendem Zugießen einer pikanten Sauce. Dann läßt man dieselbe durch ein Sieb laufen, nimmt das Gehirn von vier Kalbsköpfen, dem die Haut abgezogen wird, streut ein Quentchen feingestoßenen Pfeffers darauf, zerstampft dieses ebenfalls in einen Mörser und gießt fortwährend von dem oben genannten Safte hinzu Hierauf schlägt man 8 Eier aus, rührt sie mit anderthalb Gläsern Wein und einem Glase Sekt, fügt auch etwas Oel hinzu. Endlich bestreicht man die Form, in welche die Masse gethan wird, mit Oel und läßt sie backen. Der so bereitete Pudding wird dann heiß aufgetragen."

Die Kreuzzüge brachten verschiedene, bis dahin in Europa noch unbekannte Rosenarten nach Deutschland und Frankreich. So kam unter anderen die Damascener-Rose um das Jahr 1100 nach der Provenze. In des Mittelalters finsterer Zeit aber ging die Rosenkultur gleich der aller anderen Blumen zu Grunde, wenn gleich Karl der Große den Franken die Anpflanzung und Pflege der Rosen durch eine Verordnung an's Herz gelegt. Erst in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts regte sich für die Rose ein lebhafteres Interesse, namentlich waren es die Benediktiner-Mönche, welche sich um die Verbreitung derselben verdient gemacht; wo nur ein Kloster dieses Ordens entstand, da blühte auch sehr bald ein Rosengarten. Und nun nimmt die Rose eine wichtige Stelle in der Kirche wie in der Kunst ein. Es sei hier nur an diejenigen der heiligen Elisabeth von Thüringen und an die Todesrose im Stift zu Altenberg erinnert. Wer könnte zählen, wie viele tausend „Rosenkränze" täglich gebetet werden zu Ehren der heiligen Jungfrau!

Am Rosensonntage, in der römischen Kirche ein Name für den dritten Sonntag vor Ostern, weihte der Papst eine goldene Rose, mit welcher er eine Kirche oder ein gekröntes Haupt beschenkte; wie beispielsweise noch im Jahre 1856 die Kaiserin Eugenie bei Gelegenheit der Taufe des „Kindes von Frankreich."

Bei Taufen trug man früher in diesem Lande große mit Rosenwasser gefüllte Krüge zur Kirche. Bei einer solchen Gelegenheit ließ eine Amme ihren Täufling zur Erde fallen, und die Frau, welche das übliche Rosenwasser trug, goß dasselbe in ihrem Schreck über den Knaben aus. Dieser Unfall wurde als eine glückliche Vorbedeutung für des Kindes Zukunft angesehen; und wirklich wurde dasselbe unter Heinrich II. der damals angesehene Dichter Honsard († 1585), dessen Poesien eben deßhalb in einen guten Geruch kamen, obwohl er nur ein äußerst mittelmäßiges Talent gewesen.

Das Rosenfest ist eine noch jetzt in einigen Gegenden Frankreichs und Deutschlands übliche Feier, deren Ursprung bis in das sechste Jahrhundert hinaufreichen soll. Die Sage nennt den heiligen Medardus von Salency als Stifter des Festes, an welchem in jedem Jahre (8. Juni) dem tugendhaftesten Mädchen des Ortes ein Preis von 25 Livres nebst einer Rosenkrone zu Theil wird. Damit diese Stiftung für ewige Zeiten bestehen könne, opferte er eigens dafür zwölf Hufen Landes. Das erste Rosenmädchen soll die Schwester des Heiligen selbst gewesen sein. Ein Gemälde in der Kirche zu Salency behandelt diesen Gegenstand; doch ist es wahrscheinlicher, daß das Fest erst zur Zeit Ludwig's XIII. gestiftet, und nur deßhalb mit dem Heiligen in Verbindung gebracht worden ist, weil die Feier seines Festes in die blumenreichste Zeit des Jahres fällt. — Wenigstens rührt die silberne Schnalle, welche als Befestigung und Schmuck des Rosenkranzes dient, von diesem Könige her.

Die Bedeutung der Rose in der mittelalterlichen Kunst, namentlich in der Architektur der germanischen Dome und Gerichtssäle, ist bekannt. In einigen Gegenden der Schweiz durfte der von einem Verbrechen Freigesprochene sich mit der „Unschulds-Rose" schmücken. Ebenso scheint der Gebrauch der Freimaurer, am Johannistage sich mit Rosen zu schmücken, aus den Bauhüten des Mittelalters herzurühren. Merkwürdiger Weise trugen die Bürger von Solothurn ebenfalls am Johannistage, an welchem sie sich zur Wahl ihres ersten Magistrats-Mitgliedes versammelten, einen Roßenstrauß, wovon diese Zusammenkunft den Namen „Rosengarten" erhielt.

Als Sinnbild findet die Rose sich ferner in vielen alten Wappen vor; auch Martin Luther führte eine Rose in Siegel. Die blutigen Kämpfe der weißen und rothen Rose (1399 bis 1486,) welchen die Häupter York und Lancaster um den Thron von England führten, hatten ihren Namen bekanntlich deßhalb, weil jenes eine weiße, dieses eine rothe Rose im Schilde führte.

Auch auf den Beilen der Vehme befand sich das Bildniß eines Ritters mit einem Rosenstrauße in der Hand, und so oft ein Mitglied dieses furchtbaren Bundes eine Rose erblickte, mußte es sie küssen.

Der Ausdruck, Jemanden etwas „sub rosa" sagen, rührt von dem Gebrauche der alten Griechen und auch unserer Vorfahren her, welche bei ihren Gastmählern, wie bei ernsten Berathungen über das Wohl der Gemeinde oder des Landes mitten über der Tafel an der Zimmerdecke einen Kranz aufhingen, in dessen Mitte eine natürliche oder künstliche Rose schwebte, die als Zeichen der Verschwiegenheit galt. Geheim sollte bleiben, was unter Freunden beim frohen Mahle gesprochen wurde. — „Sie vertrauen mir unter den Rosen

der Freundschaft ein Werk ihrer Einbildungskraft und ihres Herzens an." Wieland.

Von den verschiedenen Orden und Geheimbünden, die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert entstanden, und ihren Namen, so wie ihre Sympole von der Rose hernahmen, stehen die „Rosenkreuzer" oben an. Dieser von Andreä gestiftete Orden, der sich aus der Freimaurerei entwickelte, strebte angebliche Verbesserungen in Kirche und Staat an; er hatte ein Andreaskreuz nebst einer von Dornen umgebenen Rose mit der Inschrift: „Crux Christi corona christianorum" zum Zeichen.

Der von dem Herzoge von Chartres im Jahre 1780 gestiftete Rosen-Orden war dagegen ein Sammelpunkt aller Pariser Wüstlinge und Courtisanen, wogegen in der Pariser Gesellschaft „Rosati" Niemand Aufnahme fand, der nicht ein Gedicht zum Lobe der Rose gemacht hatte. Erwähnung verdient noch der von einem Herrn v. Grossinger im Jahre 1784 gestiftete deutsche, und der von Brasiliens erstem Kaiser Dom Pedro I., gegründete Rosen-Orden, der zu den anmuthigsten der Welt gehört.

Ueberhaupt fand man, als Kolumbus Amerika entdeckte, die Rose dort schon vor. Die Kaiser von Mexiko schmückten ihre Gärten damit, und in Peru erschienen die „Söhne der Sonne" bei gewissen öffentlichen Ceremonien mit einer Krone von Rosen. Die Peruaner nennen den Rosenstrauch den „Strauch der Sonne."

(Schluß folgt.)

Nachtisch.

Ein Seifenfabrikant in Paris, dessen Geschäft nicht vorwärts ging, macht jetzt bekannt, daß in einem unter je hundert Stücken Seife stets ein Zwanzigfrankenstück enthalten sei. Nunmehr ist sein Laden stets von Käufern und Käuferinnen gefüllt. Denn es lohnt wohl, für einen Frank ein Stück feinster Seife zu erlangen, da man die Aussicht hat, 20 Franken darin zu finden, und im schlimmsten Falle sich damit rein waschen kann.

Frage: Welches Land kann die meisten Schulden machen?
Antwort: Oesterreich, weil es Siebenbürgen hat (Sieben Bürgen.)

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 22.

Zur Geschichte der Rose.

(Schluß.)

Das kostbare Rosenöl, welches echt nur aus dem Morgenlande kommt, wird von den Moschusrosen gewonnen, deren Blätter man in einem Gefäße den Sonnenstrahlen aussetzt. Die öligen Theile, welche oben schwimmen, werden mit einer Baumwolle gesammelt und sogleich wieder in kleine Fläschchen ausgedrückt, die hermetisch verschlossen bleiben. Das beste Oel ist citronengelb, fast durchsichtig und von einem Gehalte, daß, wenn man eine Nadelspitze hineintaucht und ein Taschentuch damit berührt, dasselbe Monate lang den stärksten Wohlgeruch behält. Dieses Oel bildet einen der wichtigsten Handelsartikel an den Küsten Syriens, Persiens und der Berberei, wo es, dem Gewichte nach, theurer als Gold aufgewogen wird. Kaschmir liefert das köstlichste, dann kommt das persische und endlich das syrische Rosenöl. Auch die in der Bibel erwähnte Narde scheint mit diesem Oele verwandt zu sein, denn die Rose heißt auf arabisch Nard.

Gegenwärtig kennt die Wissenschaft gegen 3000 Arten und Abarten von Rosen. Unter den vielen prächtigen Rosengärten in Deutschland nehmen die in Witzleben bei Charlottenburg und das prächtige Rosarium auf der Pfaueninsel bei Potsdam (um welches sich der verstorbene Hofgärtner Fintelmann so verdient gemacht) eine hervorragende Stelle ein.

Als der älteste bekannte wird der an der östlichen Wand des Doms in Hildesheim befindliche Rosenstock bezeichnet. Sein in der Krypte unter der Chornische wurzelnder Stamm mißt beinahe einen Fuß im Durchmesser, während ein halbes Dutzend Zweige sich in einer Höhe von etwa fünfzehn Fuß an der grauen Mauer ausbreiten und Hunderte von Blumen treiben.

Der Bischof Hezilo ließ diesen Strauch, dessen Alter auf ein Tausend Jahre angegeben wird, mit seiner jetzigen Ueberdachung versehen.

Der größte Rosenstock dagegen, den die Welt kennt, ist die weiße Banksrose im Mariengarten zu Toulon. Diese Rose, zu Ehren der Lady Banks so genannt, weicht von den gewöhnlichen Rosen ab, denn ihre Blumen gleichen mehr denen der gefüllten Kirsche. Kaum ein halbes Jahrhundert alt, bedecken seine sechs Aeste, unter denen der stärkste 14 Zoll im Umfange mißt, eine Mauer von 75 Fuß Breite und 18 Fuß Höhe; der Stamm hat am untern Ende 2 Fuß 8 Zoll im Umfange. Die Banksrose blüht von Mitte April bis Mitte Mai und soll dann mit mehr als 50,000 Blumen auf einmal geschmückt sein.

Zauberisch wird der Anblick geschildert, den diese herrliche Pflanze gewährt, und mit recht gebührt ihr wohl der Preis, die „Rosenkönigin" genannt zu werden!

Wenden wir uns schließlich den Dichtern der Rose zu, von Confucius und Anakreon an, der sie in seiner 51sten Ode gefeiert:

Nebst dem kranzgeschmückten Lenze
Sing ich dich, o holde Rose 2c.

so gebührt der Preis einem deutschen Sänger, Ernst Schulze, der die „Königin der Blumen" in unerreichbarer Weise verherrlicht hat in seiner „bezauberten Rose."

Die Thräne.

Ein armer und geschickter Tischler erhielt durch Empfehlung die Arbeit in einem angesehenen Kaufmannshause. Der Kaufmann bestellte zur Ausstattung seiner Tochter für 200 Thaler Mobilien bei ihm. Der Tischler, hoch erfreut, eilte nach Hause und erzählte seiner Frau das gehabte Glück. Als der erste Rausch der Freude vorüber war, kam der hinkende Bote nach und stellte die Frage auf: Wo nun die bedeutende Auslage hernehmen? Den neuen großen Kunden um Vorschuß bitten, das ging nicht denn dadurch hätte man vielleicht den ganzen Handel rückgängig gemacht. Reiche Freunde hatte der arme Mann nicht, wo blieb nun eine andere Zuflucht, eine so bedeutende Summe, die doch zur Auslage gehört, herzuschaffen, als von einem Wucherer. Der ward auch bald gefunden, und bei ihm, nachdem er sich von der Richtigkeit der Bestellung überzeugt, die Menschenliebe angeregt, gegen einen Wechsel für 12 pCt. auf zwei Monate das verlangte Geld herzugeben. Fleißig arbeitete der Tischler, und bald standen zwei Dutzend der herrlichsten Stühle, ein schöner Schrank 2c. fertig zum Lobe des Meisters da.

Nett im Sonntags-Ueberrock gekleidet, ging unser Tischler neben den Bahren her, und hoch pochte ihm das Herz vor Freude, wenn Vorübergehende die schöne Arbeit lobten. Als man im Hause des Kunden angekommen, lief Alles zusammen, das Neue zu beschauen. Auch der Hausherr wurde gerufen und lächelte beifällig und zufrieden. „Er soll in Zukunft mein Tischler sein, denn die Sachen sind lobenswerth; laß Er nur Alles behutsam niedersetzen. Gott befohlen!" und damit ging er aufs Comptoir, der Tischler nebst Gesellen bald darauf aus dem Hause. „Meister," sprachen diese, „der Herr schien ganz zufrieden, und wie reich muß er nicht sein, da hat der Meister einen guten Kunden erhalten." — „Ja wohl, Leute, das habe ich, und ich bin auch hoch erfreut darüber." — Doch auf dem Gesicht des guten Mannes war eben keine Freude zu sehen, denn er dachte daran, daß die zwei Monate in acht Tagen verflossen, und der reiche Kaufmann ihm von Bezahlung keine Sylbe gesagt. Wie sollte das nun werden! Trübe saßen, als sieben Tage vergangen, die beiden Eheleute zusammen; da sprach die Frau: „Auf, lieber Mann! fasse ein Herz, geh' zu unser'm neuen Kunden und bitte um Bezahlung. Er wird ein Mensch sein und Einsicht haben." — Und der Meister ließ sich bereden.

Schwer schlug das Herz, krampfhaft drückte er die Krempe seines Hutes zusammen, als er nun die Thüre des Comptoirs geöffnet und rechts und links an hohen Pulten ein Dutzend emsig vertiefter Schreiber gewahrte. Er bot ihnen laut einen guten Tag, keiner antwortete ihm. Er wiederholte nach einer Pause noch einmal die Begrüßung, und mit einem scharfen Blick ihn messend, fragte der Nächstsitzende: „Was haben Sie?" — „Bitte unterthänigst, ich möchte gern den Herrn sprechen." — „Dort unten," war die Weisung, indem er rückwärts nach einer Ecke des großen Zimmers zeigte. Langsam und schwer schritt der Tischler durch den Saal; es war ihm, als wenn Blei in seinen Füßen läge. Da saß der stolze Kaufmann, die Stirne nachdenkend in die linke Hand gestützt, in der rechten die Feder haltend, wollte er eben ein wichtiges Handlungs-Projekt zu Papier bringen, als aus Verlegenheit plump und halb blind gemacht, der Tischler gegen die offene Thüre des Gitters rennend, den Tiefsinnigen plötzlich unsanft aus seinen Gedanken riß.

Barsch fuhr er empor: „Was will Er?" Doch war an keine Antwort zu denken. Alle im Sinn gehabten und von der klugen Ehehälfte ihm eingeprägten schönen Worte waren dahin, er war buchstäblich, wenn auch nicht mit der Thür in's Haus, doch, was noch schlimmer war, dem Herrn beinahe auf die Nase gefallen. Er stand wie versteinert. „Nun, was will Er?" fragte der Hausherr den Sprachlosen und erkannte ihn nicht wieder. — „Verzeihen Sie, mein Herr, ich war, ich bin, ich komme — der Tisch-

ler, der die große Ehre hatte, für Sie zu arbeiten.“ — „So, so, und? — Er will vorfragen? Ich habe noch nichts wieder, Er braucht sich auch nicht zu bemühen, ich werde schicken, wenn ich seiner benöthige. Vielleicht bald. Adieu!“ — Und damit neigte sich Haupt und Hand wieder zu Papier. „Ach,“ fing der zerschmetterte Handwerksmann an, „der Herr möge nicht böse werden, aber ich möchte Sie wohl bitten um den Betrag des Gelieferten; ich habe kein Kapital und“ — Verdrießlich erhob sich der Kaufmann. „Ich bezahle nur halbjährig; auf solche Kleinigkeiten können wir uns nicht einlassen, das macht uns zu viel Umstände. Laß er sich dort beim Kassirer auszahlen. Doch das ist einmal gewesen. Er muß keine Arbeit annehmen, wenn er nicht anständig creditiren kann;“ und so winkte er einem ihm zunächst sitzenden jungen Mann, demselben befehlend, dem Tischler die Summe auszuzahlen. Stumm nahm dieser das Geld in Empfang, und an das Pult des Kaufmanns gehend, um zu unterzeichnen, floß, erpreßt von dem Gedanken, du kannst in Zukunft eine solche Arbeit doch nicht wieder annehmen, denn deine Armuth verschließt dir jede Hoffnung dazu, eine Thräne über seine Wange. Der Kaufmann bemerkte sie. — Stumm verneigte sich der unglückliche Tischler und ging. Als er die Hälfte des Zimmers durchschritten hatte, rief ihn der Kaufmann zurück. „Hört einmal, Meister, von den Stühlen kann er mir noch ein Dutzend liefern, und ich habe auch in der nächsten Woche mehreres. Doch damit Er mir in der Zukunft nicht alle Augenblicke beschwerlich wird, und weil er mir doch kein halbes Jahr Credit geben kann, so will ich Ihm creditiren. „Zahlen Sie dem Manne noch 400 Thaler“, sprach er zum Kassirer und blickte auf's Papier. — Sprachlos stand der Tischler da, im Innersten erschüttert, doch jetzt ging er rasch auf den Kaufmann zu, ergriff dessen Hand und drückte sie herzlich an seine Lippen: „Dank,“ stammelte er, „Dank, guter Herr!“ — „Laß Er das, lieber Freund. Wenn Er ein ehrlicher Mann ist, so braucht er des Dankes nicht. Doch hier kein Aufsehen. Geh' Er mit Gott! Ich komme vor bei Ihm und will einmal selbst nach seiner Wirthschaft sehen. Adieu!“

Froh und überglücklich kehrte der Tischler zurück. Fleißig arbeitete er und durch des angesehenen Kunden Hilfe war er bald ein gemachter Mann. Der stolze reiche Kaufmann aber fühlte an jenem Morgen eine so sonderbare Regung in seinem Herzen, daß er seit dieser Stunde noch manche Thräne hervorlockte. Doch es war immer eine Thräne der Dankbarkeit.

Abenteuer eines Brautwerbers.

Von ihm selbst erzählt.

Vor zwanzig Jahren war ich, Abraham Rothnagel, meines Wissens fünf und zwanzig Jahre alt, war Meister, hatte drei Gesellen, Arbeit und Verdienst vollauf, und alle Bürgerstöchter nickten mir freundlich mit dem Kopfe, wenn ich kam und sahen mir lächelnd in die Augen, als wenn sie mich über etwas fragen wollten. Wie hat sich doch die böse Welt seitdem geändert! Die Töchter sind heutigen Tages nicht mehr so höflich, so freundlich, so zärtlich und gütig, so gefällig und liebenswürdig, wie vor fünf und zwanzig Jahren. Kein Wunder, wenn uns der Himmel Krieg, theuere Zeit, Erdbeben und gelbes Fieber schickt, denn die Leute werden alle Tage verderbter, wie ich aus eigener Erfahrung weiß.

Als ich nun, wie gesagt, fünf und zwanzig Jahre alt war, sagte die Mutter: „Hämeli, schau Dich um unter den Töchtern des Landes! Aber wähle Dir eine Frau, mit der Du Ehre einlegst. Du bist wohlhabend, jung und hübsch, Du kannst es ja haben." Ich habe damals schon schöne Bücher und rührende Romane gelesen, und ich wußte, was zu einer guten Frau gehörte. Ich beschloß demnach, keine zu heirathen, als die vollkommenste. Ich schrieb mir ihre Eigenschaften auf, damit ich Nichts vergäße, und brachte endlich 12 Cardinaltugenden zusammen, die meine zukünftige Braut haben müsse. Demnach sollte sie sein: 1) bildschön; 2) tugendhaft, wie ein Engel; 3) reicher als ich; 4) fein jung, damit ich sie selbst noch nach meinem Geschmacke bilden könne; 5) von frischer Gesundheit; 6) sehr fromm; 7) die beste Haushälterin; 8) nicht zänkisch, sondern von einer guten Laune; 9) nicht widerspenstig, sondern demüthig und ergeben; 10) nicht einfältig, sondern witzig und geistreich; 11) nicht putzsüchtig, sondern sparsam; 12) nicht flatterhaft, sondern außer mir sollte sie alle Männer unerträglich finden; auch sollte sie, außer mir, noch keinen andern Liebhaber gehabt haben.

So sollte meine künftige Braut beschaffen sein. Alle Welt muß gestehen, daß ich als ein vernünftiger Mann nicht zu wenig gefordert habe. Aber ich suchte viele Jahre lang, und konnte keine einzige finden, welche die zwölf Kardinaltugenden einer guten Ehehälfte beisammen gehabt hätte. Die Schöne war arm, die Reiche war nicht schön, die Witzige plapperte mir zu viel, die Fromme war zu alt, die Junge hatte zu viel Eigensinn. Summa Summarum — ich suchte 20 Jahre umsonst, und bekam keine Frau. Die rechtschaffenen Leute in der Stadt beklagten mich mit Recht und sagten: „O der arme Abraham Rothnagel."

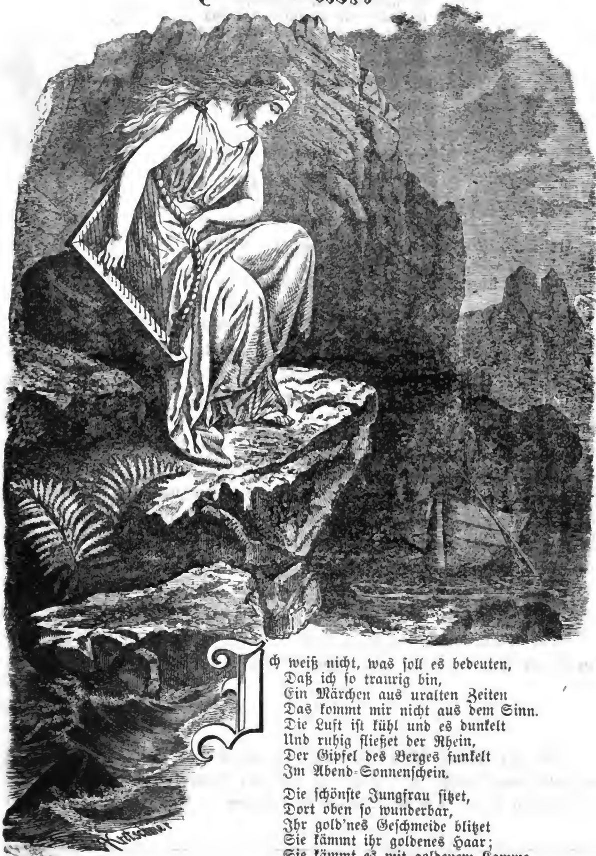
„Hämeli, sagte meine Mutter, schau dich um unter den Töchtern des Landes; es ist hohe Zeit!" Daß es hohe Zeit sei, hatte ich schon längst bemerkt, seit 20 Jahren. Ich legte meine Zettel mit den zwölf Kardinaltugenden auf die Seite und dachte: „Abraham Rothnagel, wähle dir die reichste Tochter der Stadt. Geld ersetzt die andern fehlenden eilf Kardinaltugenden; Geld macht klug, bringt Ehre und macht das Häßliche schön." Ich traf demnach die ernsthaftesten Anstalten, auf die Heirath auszugehen. Die Tochter des reichen Kaufmanns Knoller war sehr liebenswürdig, denn sie hatte ein Vermögen von 12,000 Gulden, ungerechnet, was sie noch vom Vater zu hoffen hatte. Damit war etwas anzufangen. Ohne andere war ich gegen die Jungfer Knoller sehr zärtlich. Ich machte mit ihrem Vater Geschäfte, und bekam freien Zutritt in sein Haus. Alles ging gut von Statten, allein es wurde mir doch entsetzlich schwer, der Jungfer Knoller die eigentliche Ursache meiner Besuche zu gestehen. Zehnmal hatt' ich's auf der Zunge, ihr zu sagen, ich möchte sie gerne heirathen, aber das Ding ging nicht. Ich ward immer feuerroth im Gesicht, wenn ich von dem Kapitel anfangen wollte; sie war aber sehr leichtfertig, und ich merkte wohl, sie habe Jemand anders als mich im Sinne, nämlich den jungen Abel, einen Kaufmannssohn.

Ich wandte mich also an Herrn Knoller; mit dem hatte ich schon mehr Muth zu reden. Indem ich um seine Jungfer Tochter anhielt, fragte er mich: wie groß mein Vermögen sei? Ich sagte es ihm. Da bekam der gute Mann seinen Husten, daß er kaum ein Wort erwidern konnte. Er konnte endlich soviel hervorbringen, daß ich erst mit seiner Tochter reden müsse. Das war nun ein schweres Stück Arbeit für mich. Doch am nächsten Sonntage zog ich meinen pfirsichblüthenen Rock mit Perlemutterknöpfen an, und ein schöngesticktes Gilet, desgleichen weißseidene Strümpfe, und setzte meinen neuen dreieckigen Hut recht unternehmend auf. So ging ich am Sonntag Abend zur Jungfer Knoller; denn ich wußte, sie sei allein, und der Vater nicht daheim. Ich sprach mir allen möglichen Muth zu, aber schon vor der Hausthüre überfiel mich ein gewaltiges Zittern, wegen dessen, wie ich's zu sagen hätte?

Es war schon beinahe dunkel. Als ich in das Haus trat, da standen Jungfer Knoller und Herr Abel beisammen. Beide waren sehr verlegen bei meiner Ankunft, wurden aber bald wieder gesprächig. Im Hausgange hing die große Waarenwaage, davon die eine Waagschaale bis auf den Boden, die andere aber an ganz kurzen Seilen hoch in der Luft hing.

(Schluß folgt.)

Die Lorelei.



Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin,
Ein Märchen aus uralten Zeiten
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.
Die Luft ist kühl und es dunkelt
Und ruhig fließet der Rhein,
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abend-Sonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet,
Dort oben so wunderbar,
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet
Sie kämmt ihr goldenes Haar;
Sie kämmt es mit goldenem Kamme
Und singet ein Lied dabei,
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh,
Er sieht nicht die Felsenriffe
Er schaut nur hinauf in die Höh'.
Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende noch Schiffer und Kahn
Und das hat nur mit ihrem Singen
Die Loreley gethan.

H. Heine.

Nachtisch.

Am Ende.

Dich überfluthet der funkelnde Wein,
Die Eber des Wald's, die Fasanen sind Dein.
Ich habe nur Wasser, ich bettle mein Brod,
Dich drückt die Verschwendung, mich drücket die Noth.
Einst fressen Dich Würmer, einst fressen sie mich;
Ganz gleich an uns Beiden ergötzen sie sich.

Ein feiner Weltmann wurde einer Frau, die er sehr schön fand, vorgestellt und sie sprach mit ihm sehr freundlich. Als man ihn nachher um sein Urtheil fragte, sagte er: So lange sie mich nicht ansprach, hat sie mich sehr angesprochen; als sie mich aber angesprochen hatte, sprach sie mich nicht mehr an."

Der gefährlichste Mensch ist derjenige, der zwar Geist, aber kein Gewissen und kein Geld hat, und letzteres doch zu bekommen wünscht.

Ein geistreicher Mann nannte Frankreich das Zifferblatt Europa's, hier sehe man, welche Zeit es ist; in anderen Ländern muß man die Uhr erst schlagen hören, um die Stunde zu erfahren.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 23.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

„Apropos, Sir Harry," fuhr Madame Ferrars fort, „Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir etwas Näheres über den armen Herrn Leslie mittheilen wollten. Befindet er sich noch in dem Institute des Doktor Bowdler?"

„Das glaube ich kaum!" versetzte Sir Harry, der schon die Thürklinge in der Hand hielt.

„Nicht? Und wo ist er denn?" fragte Mad. Ferrars mit sichtlicher Bestürzung. „Kann man ihn nicht sehen?"

„Sie werden ihn sehen, und vielleicht früher, als es ihnen lieb sein dürfte." Er öffnete die Thüre, um sich zu entfernen.

„Entschuldigen Sie noch einen Augenblick, Sir Harry, und reden Sie deutlicher. Sie wissen nicht, wie lebhaft ich mich für den armen Arthur interessire!" rief Madame Ferrars ängstlich.

„Ich weiß das wohl; im Gegentheil, ich weiß es in allen Beziehungen zu würdigen. Aber einstweilen müssen Sie sich mit dem Gedanken trösten, daß Herrn Leslie's Schicksal bald aufgeklärt sein wird."

Mit diesen mit besonderer Beziehung gesprochenen Worten verschwand Sir Harry.

„Oh, Viktorine, es ist furchtbares Unheil im Anzuge, ich weiß es bestimmt!" rief Madame Ferrars, indem sie aufgeregt in Viktorinens Zimmer trat.

„Ich weiß es wohl," erwiederte diese, „und ich weiß auch, daß Sir Harry und Lady Henriette die Anstifter desselben sind."

„Ja unzweifelhaft. Du trägst aber selbst einen großen Theil der Schuld, Viktorine. Mit Deinem sonst so richtigen Takt hätte es Dir doch gelingen müssen, diese einfältige Henriette zu Deiner Freundin zu machen und dadurch unumschränkten Einfluß über sie auszuüben. Das hättest Du bedenken sollen, selbst auf die Gefahr hin, es mit Lady Lorrimer zu verderben."

Das war vollkommen richtig. Henriette war in der That mächtiger als die alte Lady, und zwar aus dem Grunde, weil sie mehr Charakter besaß, als diese. Leider sah Viktorine dies zu spät ein.

„Nun ist es zu spät!" bemerkte Viktorine niedergeschlagen. „Ich glaube auch nicht, daß Henriette je Vertrauen zu mir gefaßt hätte."

„Nun, meine Liebe, Alles, was Du jetzt noch thun kannst, ist, Dir die Gunst der Lady Lorrimer zu erhalten. Bis jetzt gebe ich noch nichts verloren, fasse nur Muth und klammere Dich vor allen Dingen an die Alte.'"

Viktorine schüttelte ungläubig den Kopf, denn sie wußte nur zu genau, was sie im Unglück von der „Freundschaft" der Lady Lorrimer zu halten hatte.

„Es klopfte an die Thüre und man brachte eine Schachtel mit dem Brautkranz. Viktorine nahm sie in Empfang und warf sie gleichgültig in eine Ecke des Zimmers. Dann sank sie, in Thränen ausbrechend, auf das Sopha nieder.

„Mutter, ein schrecklicher Gedanke verfolgt mich!" rief sie unter krampfhaften Schluchzen. „Gib Dir keine Mühe, mich zu trösten. Wir hätten redlich sein sollen, Mutter, wir hätten unendlich mehr dabei gewonnen!"

„Wir haben für unser Interesse gehandelt," sagte die Mutter; „wir hatten dein zeitliches Glück im Auge. Wir haben schwer genug dafür gekämpft und verdienten wohl einen glänzenden Sieg."

„Ja schwer, sehr schwer haben wir dafür gekämpft!" versetzte Viktorine in düsterem Brüten. „Niemand ahnt, welche geheimen Sorgen wir getragen haben. Und was wird unsere Belohnung dafür sein? Oh, Mutter weßhalb hast Du mich in dieser Schule der Falschheit und der Ränke erzogen?" rief sie leidenschaftlich.

„Verschone mich mit Deinen Vorwürfen, Viktorine. Ich gab Dir die Erziehung, die mir als die geeignetste erschien und führte Dich in die Welt ein, ehe Du noch siebzehn Jahre warst. Was hätte ich noch thun können? Du hast ja manchen vortheilhaften Heiraths-Antrag gehabt. Warum hast Du sie Dir alle durch die Hände schlüpfen lassen?"

„Und das heißt ein Weib sein!" murmelte Viktorine, ihr Gesicht in die Sophakissen drückend, „sich putzen, wie ein Falter umherschwärmen,

falsch sein, Schlingen legen — um einen Mann, einen Namen und eine Stellung zu erjagen. Nach dem Herzen fragt Niemand."

Ehe Madame Ferrars noch im Stande war, ein Wort zu erwiedern, ging die Thür auf, und:

„Mein Gott! Lady Lorrimer!" rief sie bestürzt. Viktorine raffte sich von dem Sopha empor, und jede Spur von Kummer und Aufregung verscheuchend, schritt sie der Edeldame entgegen.

„Euer Gnaden erweisen uns eine große Ehre!" sagte Madame Ferrars. „Die arme Viktorine leidet an heftigen Kopfschmerzen und auch ich fühle mich nicht ganz wohl. Die unvermeidliche Trennung für uns, die wir bisher nie getrennt waren, ist eine schwere Aufgabe."

„Reiben Sie sich die Stirn mit Eau de Cologne; das hilft mir stets, wenn ich an Kopfschmerz leide!" sagte Lady Lorrimer gleichmüthig. „Ich bin gekommen, um den Brautkranz zu sehen. Wollen Sie ihn aufsetzen, Fräulein Ferrars?"

Diese Bitte der Lady und das Wort „Brautkranz" hatten Viktorinen wieder zu sich gebracht; vollständig gefaßt bewegte sie sich nun, heiter und höflich, im Zimmer umher. Mit unbefangener Miene nahm sie den Kranz aus der Schachtel und setzte ihn auf, während Lady Lorrimer, vom Sopha aus, sie durch ihre Lorgnette musterte.

„Er steht Ihnen vortrefflich!" bemerkte sie herablassend. „Bitte, ziehen Sie doch einmal an der Klingelschnur, ich wünsche, daß Lord Wilcox Sie im Kranze sehe."

Auf die an Lord Wilcox ergangene Aufforderung ließ er antworten, daß er augenblicklich sehr beschäftigt sei und nicht erscheinen könnte. In der That fand soeben in der Bibliothek zwischen ihm und Sir Harry eine angelegentliche und geheime Unterredung statt. Viktorine fuhr mit der Hand nach ihrem Herzen, als fühle sie dort einen heftigen Schmerz.

„Wie fatal!" rief Lady Lorrimer. „Doch nun erst recht bin ich entschlossen, daß er Sie mit dem Kranze sehen soll; wir wollen sie in der Bibliothek überraschen."

Viktorine lehnte dies ab. Aber Lady Lorrimer bestand darauf und begann schon über Viktorinens Weigerung erzürnt zu werden. Fast gewaltsam zog sie Viktorinen mit sich fort und führte sie triumphirend vor Lord Wilcox und Sir Harry.

Sir Harry saß in einem Lehnsessel und Lord Wilcox stand ihm gegenüber am Kamin. Beide waren sehr ernst.

Als die Damen eintraten, warf Lord Wilcox einen unruhig forschenden Blick auf Viktorinen. Sir Harry zog sich an ein Fenster zurück.

„Dies ist also die Artigkeit, mit welcher Ihr Herren uns behandelt, dies Deine Galanterie, Wilcox?“ sagte Lady Lorrimer.

Lord Wilcox murmelte einige Entschuldigungen und blickte auf's Neue prüfend auf Viktorine.

„Sieht sie nicht köstlich aus?“ fragte Lady Lorrimer, Viktorinen ihren Verlobten zuführend. „Wie gefällt Dir der Kranz?“

Statt aber den Kranz anzusehen, studirte Lord Wilcox das Gesicht seiner Braut. Sir Harry hatte sich still entfernt.

Lord Wilcox führte Viktorinen zu einem Sessel und sagte dann zu seiner Tante: „Ich muß Ew. Gnaden Viktorinens Gegenwart auf einen Augenblick rauben, da ich wichtigere Dinge, als das Wählen eines Kranzes, mit ihr zu besprechen habe. „Bitte, nehmen Sie ihn hinweg.“

Lady Lorrimer glaubte ihren Ohren kaum zu trauen. „Ich soll den Kranz hinwegnehmen?“ sagte sie, sich hoch aufrichtend. „Bin ich eine Dienerin, daß man mir solche Dinge zumuthen könnte. Was fällt Dir ein?“

„Etwas, was mein Herz schwer belastet. Es lag nicht im Entferntesten in meiner Absicht, Sie beleidigen zu wollen, gnädige Tante; doch ist es durchaus nöthig, daß ich mit Viktorinen spreche. Sie müssen mich demnach entschuldigen.“

„Ich ihn hinwegtragen?“ wiederholte Lady Lorrimer immer mehr entrüstet.

Es wurde Lord Wilcox schwer, die aufgeregte Tante zu beschwichtigen. Mit großer Zuvorkommenheit trug er den Kranz selbst hinaus und erst nach vieler Mühe gelang es ihm, sich auch der Tante zu entledigen. Dann kehrte er zu Viktorinen zurück, die er in derselben Stellung in dem Lehnsessel wiederfand, wie er sie verlassen hatte. Um möglichst unbefangen zu erscheinen, hatte sie ein Buch genommen, in welchem sie zu lesen schien.

„Viktorine,“ begann Lord Wilcox mit unsicherer Stimme; „wie lästig ist doch die Geschichte in Betreff des Herrn Leslie. Sir Harry behauptet, es läge der Sache eine Hinterlist zu Grunde. Können Sie mir nichts Näheres darüber mittheilen. Sie waren ja besser mit ihm bekannt als ich. Ob er auch wirklich wahnsinnig gewesen sein mag, Viktorine?“

Viktorine legte das Buch weg. „Sir Harry's Lektüre ist zu gelehrt für mich!“ sagte sie lachend. „Arthur? Nun gewiß ist er vollkommen wahnsinnig“.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines Brautwerbers.

Von ihm selbst erzählt.

(Fortsetzung.)

„Wer von uns ist schwerer?“ sagte Jungfer Knoller muthwillig zu mir, und stellte sich in die tiefhängende Schale zwischen den Seilen, trat wieder heraus, um die andere aus der Höhe hernieder zu lassen, damit ich hinaufkriechen könne. Es war ein wunderlicher Einfall — aber ich verstehe Scherz. Die Waagschaale hing mir noch zu hoch. „Herr Abel hob mich empor; ich kroch hinauf und setzte mich klein und zusammengekrümmt hinein. Herr Abel legte in die Waagschaale einen halben Centner und wieder einen, das mich bis an die Decke zog. „Um des Himmels willen, rief ich; ich bin sehr schwindelicht!“ Jungfer Knoller und Herr Abel lachten aus vollem Halse, gingen davon und kamen nicht wieder zum Vorscheine, und ließen mich hoch in der Luft hängen. Der Spaß war sehr unartig denn herabzuspringen war nicht rathsam und hätte einen Beinbruch geben können; schreien aber wollt' ich nicht, weil man allerlei Gedanken darüber gemacht hätte. Ich machte mir's freilich in der fatalen Lage so bequem als möglich; aber krumm mußte ich doch sitzen, und nie war ein Liebhaber in einer betrübteren Lage.

Es vergingen einige Stunden. Ich machte in diesen beklemmten Umständen sehr nützliche und ernste Betrachtungen über das Heirathen und schwur in meinem Herzen, nie wieder das verwünschte Haus zu betreten. Endlich, da keine Seele erschien, mich aus der Höhe meines Leidens zu retten, übermannte mich Verzweiflung. Ich kroch hervor, hing mich mit den Händen an den Seilen, und wollte auf gutes Glück einen Sprung ins Finstere herunter wagen. Indem ich da hing und mit den Beinen zappelte, ging die Hausthüre auf. Es kam Jemand herein, und trat im Dunkeln so zwischen meine Beine, daß ich auf seine Schultern zu sitzen kam. Ich benützte die vortreffliche Gelegenheit, mich niederzulassen. Der Mann, auf welchem ich ritt, fiel mit lautem Geschrei zu Boden; ich fiel auch, und verlor meinen Hut. Indem ich im Dunkeln darnach griff, bekam ich eine Perücke, und lief in der Angst mit ihr davon, denn der Mann schrie entsetzlich: „Diebe, Mörder!“ An der Perücke, da ich sie beim Lichte besah, erkannte ich, daß ich auf Herrn Knoller geritten war, welches mir wahrhaft leid that. Am folgenden Tage schickte mir seine Jungfer Tochter meinen Hut und einen Zettel mit den Worten:

„Herr Rothnagel ist gewogen und zu leicht befunden worden.“ Vier Wochen nachher hatte sie Hochzeit mit Herrn Abel, und meine Bewerbungen hatten ein Ende.

Wem hätte nach solchem Kreuz- und Herzeleid nicht die Lust zum Heirathen vergehen sollen? — Aber ich machte mich herzhaft zum Zweitenmale an's Werk, wo es mir leider noch zehnmal ärger ging und man mit Recht rief: „O der arme Abraham Rothnagel!"

Ich machte der Jungfer Bäbeli Schnips meine Aufwartung. Sie war freilich nicht reich, aber schön. Ihr einziger Fehler war, daß sie dies wußte, gar zu gern in den Spiegel sah, von der Haushaltung wenig verstand, desto mehr aber von der neuen Mode. Sie war die Tochter eines Hutmachers. Geschwind kaufte ich mir einen neuen dreieckigen Kastorhut, und die Gelegenheit war gemacht, öfters bei ihren Aeltern einzukehren. Freilich merkte ich wohl, daß ich nicht der Einzige war, der dem schönen Bäbeli den Hof machte; aber dennoch hatte ich alle Ursache, zu hoffen, sie einst als meine Braut heimzuführen. Im Sommer gab ich ihr nnd ihren Aeltern kleine Lustfahrten auf's Land, und sobald der Winter anfing, führte ich Bäbeli zum Tanze, wo es nur zu tanzen gab. Sie nannte mich auch immer: „ihr liebes Rothnägeli". Ich verspottete meine Nebenbuhler alle, und es hätte nichts fehlen können, wenn nicht der kläglichste Zufall von der Welt mein Heirathsprojekt wieder zu Schanden gemacht hätte.

Acht Tage nach dem Neujahr hatte eine Freundin Bäbeli's Hochzeit. Ich war mit meinem Vetter, dem Tischmacher, zum Tanze eingeladen; Bäbeli wollte mit Niemand tanzen, als mit mir. Da ich des Abends zu meinem Vetter kam, war er noch nicht angekleidet. Ich wartete also; seine Kinder spielten indessen mit meinem neuen Kastorhute, ohne daß ich es bemerkte. Aber, o Unglück! die ungezogenen Buben schütteten in den Hutkopf ein Häflein voll Harz aus, das auf dem warmen Ofen flüssig geworden war, und so bekam ich den Hut in die Hand, ohne zu wissen, daß er von innen mit dem verfluchten Harze ganz ausgeschmiert war. Ich setzte daher den Hut ohne Argwohn auf, und wir eilten zur Hochzeit. Es war schon spät und dabei ungemein kalt. Schon aus der Ferne ließen sich die Geigen hören, und ich freute mich, mit Bäbeli zu tanzen. „Dießmal oder nie erobere ich ihr Herz! sagte ich zu mir. Ich war auf's Zierlichste gekleidet, frisirt und gepudert. Man hatte uns schon lange erwartet. Die Brautleute drängten uns in das Zimmer hinein, wo getanzt wurde; ich hatte nicht einmal Zeit, sie zu grüßen und den Hut abzuziehen. Aber hilf Himmel! Jeder denke sich mein unaussprechliches Entsetzen, als ich mein Compliment gegen die anwesende Ehrengesellschaft machen will, und den verwünschten Hut nicht vom Kopfe bringen kann. Ich mache einen Kratzfuß um den andern, sage alles Höfliche und Artige, was ich weiß, arbeite und ziehe an dem Hute, aber der sitzt wie angenagelt fest uud ist nicht von der Stelle zu bringen.

Die seltsame Noth, welche mich quält, bleibt nicht unbemerkt, und die Gäste umringen mich alle. Ich ziehe, ich zerre; der Filz aber und mein Kopf bleiben so unzertrennlich, als hätten sie sich ewige Liebe und Treue geschworen. Ich begriff nicht, wie das Ding zuging. „O! nichts natürlicher als das, sagte einer von den Herren. Sie sind stark gelaufen, Herr Nothnagel?“

Ich. Ja freilich.

Herr. Und sind in Schweiß gekommen?

Ich. Ja freilich.

Herr. Und es ist draußen fürchterlich kalt.

Ich. Ja freilich.

Herr. Nun denn, da haben wir's: der Hut ist Ihnen unglücklicher Weise fest an den Kopf gefroren. Stellen Sie sich nur an den Ofen.

Beinahe glaubte ich das selbst, und war ganz verwirrt. Man stellte mich mit meinem angefrorenen Hute an den heißen Ofen. Als der Tanz zu Ende war, umringten mich viele Leute, und lachten wie die Narren über meinen Hutfrost. Ich lachte aus lauter Höflichkeit von ganzem Herzen mit, und zerbrach mir den Kopf über das unerhörte Wunder, das mit meinem Hute vorgegangen sei. Die Hitze war zwar am Ofen sehr groß, aber der Hut thaute nicht auf. Ich rüttelte und schüttelte ihn und ward ganz wüthend; er aber saß und ließ nicht los. Ich hätte weinen mögen vor Aerger, wenn ich mich nicht geschämt hätte vor der Ehrengesellschaft.

Endlich brach mir der wahre Angstschweiß aus. Indem ich mir die Stirne wischte, bemerkte ich nicht ohne Erstaunen, daß unter den Schweißtropfen auch Harztropfen waren. Ich hatte wohl oft gehört, daß man vor Angst Blut schwitzen könne, aber kein Harz. Dies vermehrte mein Entsetzen um's Doppelte. Man riß mich aber aus dem Irrthume, indem man die Entdeckung machte, daß mir der Hut auf dem Kopfe festgepicht sei. Ich machte eine klägliche Miene, als ich mich von der Wahrheit des Unglückes handgreiflich überzeugt hatte, und wollte nach Hause gehen. Aber man bat mich so dringend, doch wegen des kleinen Unfalles nicht die Gesellschaft zu verlassen; man könne ja mit einer Scheere den Hut sanft vom Kopfe trennen. Da auch Bäbeli bat, so blieb ich — um noch größeres Herzenleid zu erfahren.

Man brachte Messer und Scheere herbei; man schnitt den Hut vom Nacken über den Kopf hinweg in 2 gleiche Theile, und schnitt darauf die eine Hälfte des Hutes mit den darunter befindlichen Haaren ab, von denen er sonst nicht los zu machen war. Nun war ich auf der rechten Seite des Kopfes kahl geschoren, und ohne Hut; auf der linken Seite war ich noch frisirt, gepudert und mit bedecktem Haupte. Ich hätte verzweifeln mögen,

während die ganze Ehrengesellschaft in ein unauslöschliches Gelächter ausbrach beim Anblicke meines Kopfes, woran der linke Hutflügel noch steif und fest saß. Um mich zu trösten, (denn ich wollte mir nicht die andere Seite des Kopfes auch scheeren lassen), zog man mich zum Tanze. Ich tanzte mit meinem linken Hutflügel so trefflich, wie irgend einer. Aber ich konnte das ewige Gelächter nicht ertragen. Bäbeli, statt Mitleiden zu haben, wie es meine Figur füglich erregen konnte, machte sich am meisten über mich lustig. Das schmerzte mich so sehr, daß ich das Hochzeithaus verließ, und nach Hause ging. „Liebes Hämeli, rief meine Mutter voll Erstaunen, indem sie meinen Kopf mit großen Augen angaffte: was hast Du denn mit deinem Hute gemacht?" „Ach, rief ich ganz verwirrt, ich stieß im Dunkeln damit an, und er brach mir zur Hälfte ab." — „Wie? rief sie, ist denn dein Hut von Glas?" Ich antwortete nicht, sondern lief auf mein Zimmer, entkleidete mich, und legte mich voller Verdruß mit meinem halben Hute in's Bett, weil ich ihn doch an diesem Abende nicht mehr vom Kopfe bringen konnte. Am folgenden Morgen freilich brachte ich ihn ab, aber mit dem höchst bittern Verluste meiner schönen Haare. Ich konnte mich mit meinem Kahlkopfe nicht öffentlich zeigen. Doch, ehe meine Haare wieder gewachsen, war Bäbeli schon verheirathet, und ich — blieb sitzen.

(Schluß folgt.)

Nachtisch.

Die schöne alte Zeit.

Als Carl XII. in Bender war, legte ihm sein Günstling und Schatzmeister Gruithuisen eine Rechnung von 50,000 Thalern vor, die in zwei Linien in folgenden Worten abgefaßt war: 10,000 Thaler auf Befehl Sr. Majestät den Schweden und Janitscharen gegeben und den Rest von mir durchgebracht. — Das ist aufrichtig, sagte der König, und so liebe ich, daß mir meine Freunde die Rechnung ablegen. — Unsere heutigen Finanzminister, die ihre große Noth haben, bis sie das Budget durch die Kammer bringen, werden diese Anekdote nicht lesen können, ohne zu seufzen und auszurufen: „Ach, die schöne alte Zeit!"

Ein Schuljunge mußte seinem Vater aus der Zeitung vorlesen. Da kam er an die Worte: Frankfurt a. M. Das letztere Anhängsel machte ihn stutzig; er wußte nicht, was das heiße. Er besann sich aber nicht lange und las: Frankfurt aus Mitleid.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 24.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

Lord Wilcox schwieg einige Minuten. Trotz seiner blinden Liebe für Viktorinen war es ihm doch bisweilen schmerzlich aufgefallen, wie leicht es ihr bei Gelegenheiten wurde, mit einer gewissen Virtuosität Unwahrheiten zu sagen. Sir Harry hatte Andeutungen gemacht, daß man in Bezug auf Arthur Leslie ein hinterlistiges Verfahren beobachtet habe und diese Andeutungen riefen seinen Argwohn hinsichtlich Viktorinens Hang zur Unwahrheit wieder wach, und nun ruhte er nicht eher, als bis er sich gegen seine Braut darüber ausgesprochen.

Viktorine las seine Gedanken, wie das offen vor ihr liegende Buch. Mit einer Stimme, in welcher Stolz und gekränkte Liebe zitterten, sagte sie: „Könnten Sie an mir zweifeln? Könnten Sie glauben, ich sei fähig, Sie zu täuschen?"

Mit Absicht hatte Sie das Wort „Sie" betont. Die von Zärtlichkeit und Liebe strahlenden Augen, das plötzlich darauf abgewendete Gesicht und das zu den Augen gehobene Taschentuch genügten, — wenigstens für den Augenblick, daß Lord Wilcox sich für ein wahres Ungeheuer hielt. Allmälig ließ sich Viktorine auch wieder aussöhnen, und ihr beleidigtes Rechtigkeitsgefühl besänftigen. Als Lord Wilcox endlich so weit mit ihr gekommen war, erklärte er ihr die Ursachen seines Verdachtes. Sir Harry hätte ihn mit Fragen über Arthur gequält. Offenbar sei mit der Sache etwas Räthselhaftes verbunden, und obgleich Sir Harry sehr gut unterrichtet schien, habe er sich doch nicht veranlaßt gefühlt, sich weiter darüber auszusprechen. Er habe nicht einmal von Harry erfahren können, ob Arthur Leslie wirk-

lich verrückt sei, und dies eben wäre die Quelle, aus welcher sein ungerechter Argwohn gegen Viktorine geflossen sei. Da nun aber Viktorine versicherte, er sei verrückt, so wäre er zufriedengestellt und die Sache habe ihr Ende erreicht.

„Und nun," sagte der glückliche Lord, „wollen wir uns nach unseren Pferden umsehen und uns durch einen tüchtigen Galopp aller drückenden Gedanken entschlagen."

Am nächsten Tage verreiste Sir Harry wieder, doch sollte seine Abwesenheit diesmal einige Tage dauern. Es schien offenbar, daß Sir Harry's Abneigung gegen Viktorine ihn zu der Reise veranlaßt hatte, und gerade hierin erblickte die Dame eine günstige Andeutung, daß er bei einer Feierlichkeit, die er nicht verhindern konnte, wenigstens nicht zugegen sein wollte. Sie schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß jene unheildrohende Wolke nur unschädlich vorüberziehen würde.

Doch hatte Madame Ferrars sich kaum zu Sir Harry's Abwesenheit Glück gewünscht, als Viktorine, bleich vor Entsetzen, in ihr Zimmer trat und ohnmächtig zusammenstürzte. Als vorsichtige Frau hütete sich Madame Ferrars wohl, Lärm zu schlagen. Sie verriegelte die Thür und wendete dann bei ihrer Tochter die in solchen Fällen nöthigen Mittel an, um sie wieder zu sich zu bringen. Als ihr dies auch bald gelungen war, richtete sich Viktorine auf und schaute mit entsetzten Blicken wild umher.

„Was ist vorgefallen?" flüsterte sie.

„Oh, Mutter! Sir Harry ist nach Wales gereist. Ich habe es soeben zufällig erfahren."

Madame Ferrars erbleichte furchtbar.

„Also nach Wales?" murmelte Madame Ferrars endlich.

„Ja, und der Zweck seiner Reise ist leicht zu errathen. Ach, Mutter, der Gedanke ist schrecklich! So nahe am Ziele und dennoch —"

„Verliere den Muth noch nicht, Viktorine, wer weiß, ob er etwas entdeckt. Beruhige Dich, lege dich nieder und versuche einen Augenblick zu schlafen."

Viktorine fand jedoch keine Ruhe. Von Zeit zu Zeit versuchte es Madame Ferrars, ihr Trost einzusprechen: „Wenn man eine Sache schon von vornherein verloren gibt, so ist in der That Alles verloren. So lange nur noch ein Schimmer von Hoffnung bleibt, mußt Du kämpfen; benütze Deine ganze weibliche Gewandtheit, die Dir schon in manchem kritischen Falle vortreffliche Dienste geleistet hat."

Die beiden Intriguantinen verlebten einen traurigen Morgen. Viktorine schien zum ersten Male im Leben den Muth verloren zu haben. Als es zum Mittagessen ging, erschien sie wie die Uebrigen im Speisesaal, und so groß war ihre Macht in Gegenwart Anderer über ihre Gefühle, daß sie die ganze Gesellschaft in heiterer und launiger Weise zu unterhalten vermochte.

Dem unglücklich begonnenen Tage folgte eine dem entsprechende Nacht. Viktorine hatte sich in ihr Zimmer zurückgezogen, doch kein Schlaf schloß die heißen Augenlider. Sir Harry mußte bereits am Ziele seiner Reise angelangt sein und die Unruhe hierüber übermannte sie dermaßen, daß sie am andern Morgen nicht mehr fähig war, sie zu verbergen. Gleich nach dem Frühstück machte sie sich von Lord Wilcox los und begab sich, scheinbar zu einem Spaziergang, in den Park. Dennoch verband sie mit diesem Spaziergange eine bestimmte Absicht und mit schnellen Schritten schlug sie die Richtung nach Wychford ein. Auf einer ländlichen Brücke, welche über das eine Ende des See's auf die Heerstraße führte, ruhte Viktorine aus. Sie beugte sich über das Geländer und sah gedankenvoll in die klaren, sanftmurmelnden Wellen hernieder. Nach einigen Minuten trüben Sinnens seufzte sie tief auf und eilte weiter. Von der entgegengesetzten Richtung kam Jemand auf sie zu, und als nur noch wenige Schritte die beiden von einander trennten, blieben sie stehen. — Arthur Leslie stand ihr gegenüber.

Er war blaß und abgemagert und seine Kleider schlotterten um seine Glieder. Um so kläglicher war auch der Anblick, den Viktorine darbot, als sie mit gefalteten Händen und gesenkten Blickes vor Arthur stand. Arthur's Augen waren düster und drohend, uud mit gerunzelter Stirn betrachtete er sie, die noch vor Kurzem sein Weib werden sollte.

Es war kaum anzunehmen, daß sie ohne eine Scene an einander würden vorüber kommen. Viktorine hatte jedoch alle ihre Listen und Ränke zur Verfügung — es war ja auch ihr Zweck gewesen, in Wychford mit Arthur eine Unterredung zu veranlassen. Die zufällige Begegnung ersparte ihr die Hälfte ihres Weges.

„Armer Arthur!“ lispelte sie sanft und innig; es war dieselbe Stimme der Sirene, die er früher so gern gelauscht hatte.

„Fräulein Ferrars?“ entgegnete er schroff und kalt.

„Arthur, verdiene ich Ihre Vorwürfe? Wer würde solche Geduld mit Ihnen haben, wie ich sie gehabt habe? Ich bin Ihre Freundin, wenn Sie mir auch nicht glauben wollen!“ — und sie hielt ihm ihre Hand entgegen.

Arthur wendete sich verächtlich ab.

„Sie können wirklich die Verhältnisse nicht richtig beurtheilen,“ fuhr sie fort, „denn Alles zeigte sich Ihnen in Folge Ihrer Geistesstörung in entstellter Form. Wenn Sie nun aber, wie man mir sagt, wieder genesen sind —“

„Wenn?“ rief Arthur, sich schnell zu ihr wendend, „wenn? Oh, Viktorine, Sie wissen nur zu gut, daß ich niemals wahnsinnig war.“

„Ich habe nach meiner Ueberzeugung gehandelt!“ sagte Viktorine ausweichend.

„War ich wahnsinnig oder nicht?“ rief Arthur.

Viktorine zeigte mit der Hand nach der Gegend hin, wo die Thürme und Zinnen eines alten Schlosses über die Bäume hervorragten. „Das Bild — Constanze!“ rief sie ernst und langsam.

Arthur erbebte, doch sagte er lebhaft: „Wie aber, wenn sie nun wirklich lebte? — Ah, Viktorine, sie muß am Leben sein, es war ein lebendes Wesen, was ich sah! Ich sage Ihnen, sie lebt!“

Viktorine war während dieser Worte todtenblaß geworden: Dann aber sagte sie mit klarer vibrirender Stimme;

„Nein, Arthur, sie lebt nicht. Ihr Wahnsinn allein kann Ihnen so etwas vorgaukeln.“

Arthur bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Sie ist todt, Arthur!“ fuhr Viktorine fort, indem sie jedes ihrer Worte grausam betonte. „Sie schläft ruhig im Grabe, in dem Grabe, welches Sie selbst gesehen haben.“

„Also todt? Im Grabe? Gott erbarme sich meiner!“ rief Arthur jammernd.

Viktorine näherte sich ihm und sagte mit Sanftmuth und im Tone inniger Theilnahme:

„Ich weiß es wohl, Sie zweifeln an meiner Aufrichtigkeit gegen Sie, ja, Sie betrachten mich als Ihre Feindin. Aber der Himmel ist mein Zeuge, Arthur, daß ich mich der Maßregel, die Sie Ihrer Freiheit beraubte, widersetzt habe.“

Arthur blickte sie fest und durchdringend an und seine Mienen verriethen Ungläubigkeit.

„Jetzt eben,“ fuhr sie theilnehmend fort, „war ich auf dem Wege, um Sie zu warnen. Ich wagte viel, um Ihnen diesen letzten Dienst zu erweisen. Armer Arthur, beklagenswerther Freund, die Freiheit, die Sie erst vor einigen Tagen erlangten, sollen Sie wieder verlieren.“

„Lieber werde ich sterben!“ rief Arthur ungestüm.

„Man wird es mir kaum danken, daß ich einen Menschen, der eine krankhafte Selbsttäuschung so hartnäckig festhält, der für die Sicherheit An-

derer dringend nöthigen Einsperrung entziehe," murmelte Viktorine, als spräche sie zu sich selbst; „man wird mich für die Folgen verantwortlich machen. Doch Ihnen zu Liebe will ich Alles auf's Spiel setzen." Hier begann sie wieder ihre Worte an Arthur zu richten. „Eine Veränderung des Aufenthalts und der Luft wird Ihnen am Ende die besten Dienste leisten. Sie müssen fliehen und England verlassen, Arthur."

„Viktorine, „Sie täuschen mich!" rief Arthur, sie verstört anblickend. „Wie, ich sollte meine Heimath, mein Vaterland verlassen? Ha, nimmermehr!"

„Dann werden Sie Ihre Freiheit einbüßen!" sagte Viktorine. „Es ist Etwas gegen Sie im Gange, denn man fürchtet und wohl leider mit Recht, Sie möchten Ihre Anfälle wieder bekommen. Meiner Mutter schwebt jene unselige Fahrt noch immer vor Augen und ebenso erinnert sich Lord Wilcox Ihrer Wuthausbrüche gegen ihn. Im Auslande dagegen werden Sie frei sein und Niemand wird daran denken, Sie zu verfolgen; dort können Sie genesen, und Gott weiß es, daß dies mein lebhaftester Wunsch ist. Noch einmal sage ich Ihnen, beherzigen Sie meinen Rath und fliehen Sie, ehe es zu spät wird."

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines Brautwerbers.

Von ihm selbst erzählt.

(Schluß.)

„O der arme Abraham Nothnagel!" rief die ganze Stadt, und ich riefs auch.

„Versuch's noch einmal, Hämeli!" sagte meine Mutter zu mir, als mir die Haare so weit gewachsen waren, daß ich nach der neuesten Mode mit einem Zottelkopfe ala Pudel wieder in der Welt erscheinen konnte: „Versuch's noch einmal Hämeli, aller guten Dinge sind drei. Es wird sich noch immer 'eine artige Tochter für dich finden." Mit diesem Troste, so gering er auch war, stellte ich mich wieder auf Freiers-Füßen.

Des alten Postmeisters Tochter, Jungfer Babette, eroberte mein Herz ohne Mühe. Es kam nun darauf an, die kräftigsten Gegenanstalten zu treffen, das ihrige zu erobern. Babette war nicht sehr reich, nicht sehr schön, aber hatte vielen Geist, viele Kenntnisse. Sie wußte nicht viel von den neuesten Kleidermoden, desto mehr aber von den Moden in der Gelehrsamkeit. Ihr Geist schwebte immer über den Sternen, destoweniger aber in der Küche. Sie wußte mit der Feder besser umzugehen, als mit dem Kehrwische, und machte bessere Verse als Suppen. Das hielt mich inzwischen nicht ab, um ihre Hand zu werben Ich las alle Tage ein neues Buch, und wenn

ich zu ihr kam, erzählte ich Alles wieder, was ich gelesen hatte, aber so, als wäre das Alles meine eigene Weisheit. Mit Hülfe der Planeten und Sonnen kam ich endlich so weit, daß sie meine Heirathsanträge gütig anhörte. Dem Postmeister sprach ich statt von den Planeten und Sonnen, nur von meinen harten Thalern, die ihm besser einleuchteten. Endlich ward der Sonntag nach Mariä Heimsuchung bestimmt, daß ich mit Babett förmlich versprochen werden sollte und zwar in Gegenwart ihrer Verwandten und eines Notars, welcher den Ehecontrakt aufsetzen sollte. Ich war deßhalb zu einem prächtigen Abendessen eingeladen.

Schon im Anfange meiner Bekanntschaft mit Babett hatte ich vorgegeben, daß ich Verse machen könne. Sie hatte vielmals verlangt, ein Gedicht von mir zu lesen. Ich wollte sie also an diesem wichtigen Tage mit einem schönen Gedichte auf ihre Person überraschen, und schickte ihr eine Stunde vorher, ehe ich selbst zu ihr gehen wollte, folgende Verse, an deren Verfertigung ich drei Wochen lang zugebracht hatte, und die gewiß nicht übel gerathen sind. Sie lauteten also:

O wunderschönes Kind, bezaubernde Babette,
Du schleppst, wie einen Bär, mich an der Liebeskette;
Du Kobold meiner Brust, der mir das Herz bewegt,
Und noch in mir rumort, wenn sonst sich Nichts mehr regt.
Du Feuerzeug, woran sich meine Trieb' entzünden,
Nachtlampe, die noch strahlt, wenn alle Stern' erblinden,
Du Besen, der mein Herz von Allem reine fegt,
Was nicht darin für Dich, mein Zuckervogel, schlägt.
Wie kann ich preisen Deine ungeheuern Reize,
Sie sind für meine Sinne wahrhaft eine Beize!
Du bist ein Magazin voll Zärtlichkeit und Heil;
Ein Zeughaus ist Dein Mund, und jedes Wort ein Pfeil.
Dein Näschen gilt fürwahr als Nase aller Nasen;
Denn wer es nur erblickt, muß vor Entzücken rasen. —
So weich wie Deine Haut, ist selbst kein Katzenfell;
Bei Deiner Augen Glanz sind Sonn- und Mond nicht hell;
Einst zünd' ich mir gewiß an Deiner Blicke Feuer
Die Tabakspfeife an — doch schweig, o kühne Leyer!
Babettens Geist ist mehr, als all' der Plunder werth,
Womit sie manchem Manne oft den Verstand verkehrt.
Ja, eine hohe Schul steht in Babettens Kopfe,
Und ein Akademie wohnt unter ihrem Schopfe.

Wie gesagt, ich schickte meiner künftigen Braut diese schmeichelhaften Verse zu, eine Stunde vorher, ehe ich selbst zu ihr hinging in die Vorstadt,

wo sie wohnte. Wer kann sich mein Entsetzen schildern, als ich in ihr Haus getreten war, schon auf der Laube vor der Stubenthüre stand, diese schon öffnen wollte, als ich Babettens Stimme in der Stube sagen hörte: „Herr Abraham Nothnagel ist vom Kopfe bis zum Fuße ein Narr, ein Bösewicht, dem's kein Ernst mit mir ist, der mich vor der ganzen Stadt mit seinem Spottgedichte lächerlich machen will. Kommt er, so kratze ich ihm die Augen aus, damit er künftig in seinen Beschreibungen auch meine Nägel rühme."

Ich horchte, ich stand wie vom Donner getroffen. Indem näherte sich Jemand der Thüre. In der Bestürzung lief ich die Laube entlang, und trat geschwind in ein enges Gemach, welches gewöhnlich am Ende der Lauben zu sein pflegt. Ich wußte nicht, was ich in der Bestürzung that, aber ich blieb einen Augenblick hier, um erst wieder zu mir selbst zu kommen. Indem kehrte Jemand in dem Kämmerlein neben mir ein, ging fort, und riegelte es von Außen zu, und schob wahrscheinlich aus Versehen oder in Gedanken auch den Riegel vor der Thüre meines Gemaches zu, und sperrte mich wieder sein Wissen und Willen ein.

Eine ganze Stunde hoffte ich vergebens, daß das Ungefähr oder die Nothwendigkeit Jemanden herbeiführen würde, der mir wieder aufriegelte. Ich hoffte nochmals eine Stunde auf Erlösung, aber wieder vergebens. Mich durch Lärmen oder Poltern zu verkünden, und zwar an einem solchen Orte, wo ich war, schien mir sehr unschicklich zu sein. Ich hätte mich todtgeschämt, und wäre abermals in der ganzen Stadt zum Gelächter geworden. Die Nacht brach ein; viele Thüren hörte ich auf- und zugehen, aber die meine ging nicht auf. Mitternacht brach ein, und ich saß noch immer auf dem verwünschten Orte. Ich hätte rasend werden mögen vor Aerger über mein Schicksal, welches nie müde wurde, mich zu verfolgen. Um nicht bis zum Morgen dazubleiben, brach ich in der Verzweiflung ein schlecht angenageltes Seitenbrett ab. So hatte ich eine Oeffnung gegen den Hof hinaus; es kostete einen Sprung, und zwar keinen allzuhohen. Ich fiel auf einen Dunghaufen, wobei meine schönen Kleider freilich übel zugerichtet wurden.

Auf der Straße war ich nun zwar, allein die Thore waren bereits geschlossen und Jedermann lag in den Armen des Schlafes. Mir blieb Nichts übrig, als den Morgen zu erwarten, und mit Tagesanbruch in die Stadt zu kommen. Ich stieg unterdessen in eine Kutsche, welche vor dem Posthause stand; so konnte ich doch ein wenig ruhen; es drohte überdies ein Regen. Wirklich schlief ich bald ein und schlief so fest, als läge ich in meinem Bette. Ich merkte gar nicht, daß die Kutsche nach Mitternacht an-

gespannt und fortgefahren wurde. Der Postknecht wußte gewiß ebensowenig, daß er einen Menschen im Wagen habe, der gar nicht im Sinne hatte, zu verreisen.

Als ich am Morgen erwachte, zerrieb ich mir fast die Augen; denn der Wagen stand vor dem Wirthshause einer kleinen Stadt 5 Stunden von meinem Wohnorte entlegen. Anfangs meinte ich, es wäre ein Traum, und ich konnte nicht begreifen, wie ich dahin gekommen sei. Aber zuletzt mußte ich wohl glauben, was ich sah, und mich bequemen, wieder nach meiner Vaterstadt zurückzureisen. Das Erste, was mir gebracht wurde, da ich in der Dunkelheit in meine Wohnung trat, war ein Zettel, worin mir Jungfer Babette das schöne Gedicht zurückschickte nebst meinem Abschiede; das Zweite war die Nachricht, Jungfer Babette sei mit einem alten, reichen Herrn in nähere Bekanntschaft getreten, und werde ihn demnächst heirathen.

„Der arme Abraham Nothnagel!“ sagte die ganze Stadt, als meine neuen Unglücksfälle bekannt wurden. Und was wirst Du sagen, lieber Leser, wenn Du dieses liest.“ Du wirst mir gewiß eine Thräne des Mitleidens weinen, und jede empfindsame Seele wird es thuen müssen. Ich berste unterdessen vor Wuth, wenn ich an meinen Unstern denke. Der Himmel weiß es, wie es auch viele Leute anfangen mögen, daß sie zum Heirathen kommen — für mich ist und bleibt es eine gefährliche, halsbrechende Arbeit.

Nachtisch.

Ein feiner Kopf hat berechnet, daß der Mann durchschnittlich in der Minute 100 Worte oder in der Stunde 20 Seiten eines Oktavbandes und im Tage 3 Stunden spreche. Solcherweise liefert er in der Woche 400 Seiten und im Jahre 52 Bände. (Das weibliche Geschlecht und gewisse Versammlungen sind übrigens in dieser Berechnung nicht mit inbegriffen.)

Michel. Es ist doch merkwürdig, wenn so manchmal ein großer Mann stirbt, so ein Dichter oder Componist, da wissen die Leute oft nicht, wenn sein Geburtstag war.

Peter. Das ist wahr. Es sollte allemal notirt werden, wenn ein großer Mann auf die Welt kommt.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 25.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

„Ich beklage Sie von ganzer Seele, Arthur," antwortete sie; „und ich will den lieben Gott täglich um Ihre baldige Genesung anflehen."

„Also dahin ist es mit mir gekommen?" rief Arthur voller Verzweiflung; „bin ich also wirklich das hülfloseste Wesen auf Erden? Nun, dann hat das Leben ferner keinen Reiz für mich. Ich bin ein Geächteter unter meinen Mitmenschen und hinter Schloß und Riegel muß ich verwahrt werden. Oh, mein Gott! das ist entsetzlich!"

„Arthur, Arthur, fliehen Sie, ehe es zu spät ist," mahnte Viktorine.

„Ja, ich will fliehen; ist doch die Freiheit selbst den Elendesten noch theuer! Leben Sie wohl, Viktorine".

„Leben Sie wohl, Arthur" antwortete Viktorine, „und Gott segne und beschützte Sie. Denken Sie auch zuweilen an Viktorine, die für Sie betet und die — Sie liebt.

Viktorine verstand es, namentlich bei den letzten Worten, das zärtlich liebende Weib so meisterhaft zu heucheln, daß Arthur, davon hingerissen, alle ihre frühere Treulosigkeit und Falschheit vergaß. Er vergaß Alles um sich her, nur die eine Thatsache nicht, daß Viktorine ihm einst theuer gewesen war. Er drückte einen Kuß auf ihre Lippen und eilte dann schnell davon.

Viktorine blickte dem Davoneilenden einige Augenblicke träumerisch nach, dann wendete sie sich um und trat den Rückweg nach dem Schlosse an.

Nun endlich konnte sie hoffen, ihren Zweck vollkommen erreicht zu haben.

„Es ist zu unangenehm, daß Sir Harry gerade jetzt verreist ist, wo wir so unendlich viel einzurichten haben!“ sagte Lady Lorrimer, als sie mit Henriette und Viktorine im Salon saß.

Die Hochzeit sollte am nächsten Sonnabend stattfinden und heute hatte man schon Dienstag.

„Ew. Gnaden sind überaus gütig, sich so viele Mühe in dieser Angelegenheit zu machen!“ sagte Viktorine schmeichelnd.

„Oh, ich will es durchaus, daß Alles höchst glänzend eingerichtet werde!“ versetzte Lady Lorrimer. „Mit den Verzierungen sind wir schon rüstig fortgeschritten. Haben Sie dieselben schon in Augenschein genommen?“

„Gewiß,“ erwiederte Viktorine — „ich halte sie für durchaus schön.“

„Was mir die Abwesenheit meines Sohnes namentlich unangenehm macht,“ sagte Lady Lorrimer, „ist der Umstand, daß Herr Leslie wieder in Freiheit ist. Wir schweben Alle in Lebensgefahr.“

„Was höre ich? Der Wahnsinnige ist wieder frei?“ rief Lord Wilcox, der eben eingetreten war, mit Blicken des Entsetzens.

„Ja, denn ich sah ihn vor einigen Tagen im Park umhergehen,“ versetzte die Edeldame; „es war wirklich eine unbegreifliche Thorheit von Sir Harry, sich in diese Sache zu mischen.“

„Im Park geht er umher?“ sagte Lord Wilcox. „Gut, ich werde gleich Leute aussenden und ihn festnehmen lassen. In welcher Gegend war es, wo Sie ihn gesehen, gnädige Tante?“

„Ich sah ihn in der Nähe der Brücke. Er sah verstört aus. Wenn ich ihn auch nicht erkannt hätte, so würde ich doch auf den ersten Blick geschworen haben, daß er toll sei!“ antwortete Lady Lorrimer.

„Dieser Mensch hält uns Alle in Furcht und Besorgniß, aber ich bin fest entschlossen, ihn von Neuem unter Aufsicht stellen zu lassen.“

„Bist Du auch ganz überzeugt, daß Herr Leslie wahnsinnig ist?“ fragte Lady Henriette. „Sir Harry sagte doch —

„Gleichviel, was Sir Harry sagt!“ fiel Lord Wilcox seiner Schwester in's Wort. „Ich sage Dir, Leslie ist verrückt und muß eingesperrt werden. Laß mich los, Henriette, ich muß sogleich die nöthigen Befehle zu seiner Verhaftung geben.“

„Viktorine, verhindern Sie, daß er einen übereilten Schritt thut. Es möchte ihn später gereuen. Ehe Sir Harry nicht da ist, darf dem armen Herrn Leslie Niemand etwas zu Leide thun!“ rief Lady Henriette dringend.

„Wie kindisch Du sprichst, Henriette,“ sagte Lady Lorrimer — „wer

will ihm denn etwas zu Leide thun? Lord Wilcox will nur verhindern, daß er Anderen etwas zu Leide thue."

„Oh, wäre nur Sir Harry hier!" rief Henriette ungeduldig.

„Hier ist er!" sagte eine ihr wohlbekannte Stimme hinter ihr und Sir Harry trat durch die offene Thür hinein. „Was wünscht man von mir?"

Nichts konnte Viktorinen unerwünschter kommen, als Sir Harry's Heimkehr in diesem Augenblicke. Doch war sie klug genug, kein Zeichen von Verdruß zu verrathen. Sie begrüßte ihn mit gewohnter Freundlichkeit, obgleich sie in seinen Blicken etwas zu lesen glaubte, was ihr Blut in den Adern gerinnen ließ.

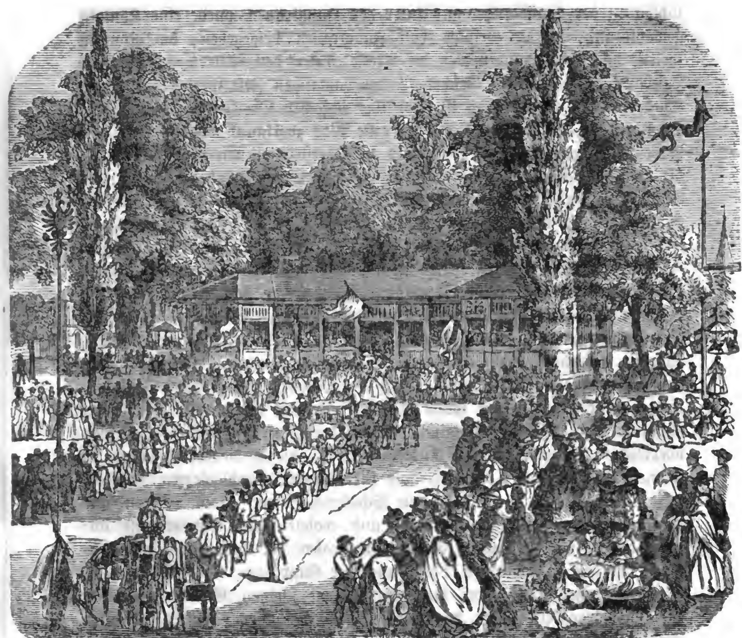
(Fortsetzung folgt.)

Das Ruthenfest in Ravensburg.

In dem Städtchen Ravensburg, bekannt durch seine 9 alten Thürme, in der Nähe von Friedrichshafen gelegen, geht alljährlich ein Kinderfest vor sich, das schwerlich irgendwo seines Gleichen hat. Es heißt das „Ruthenfest" und ist eine uralte Stiftung für die Schüler, aber die Alten freuen sich nicht weniger darauf und machen es durch ihre Theilnahme zu einem Volksfeste. Hat es wohl seinen Namen daran, weil man vor Zeiten die Ruthe in der Schule so fleißig brauchte, und namentlich damit die Buben regalirte, wenn sie lieber schwatzten als aufmerkten, lieber einander muthwillige Streiche spielten, als die Köpfe in die Fibeln steckten? Die Volkssage gibt ihm einen andern Ursprung. Es war um die Mitte des 14. Jahrhunderts, als eine pestartige Krankheit aus dem östlichen Asien her sich nach Europa verbreitete, 1347 Italien erreichte und besonders 1348 in Deutschland wüthete. Eine faulige Entzündung ergriff die Brustorgane mit heftigen Schmerzen, blutiger Auswurf folgte bei stinkendem Athem; Brandbeulen, Drüsengeschwülste und schwarze Flecken zeigten sich auf der Haut; der Tod erfolgte manchmal nach wenigen Stunden; wer den dritten Tag überlebte, war gerettet. Man nannte diese Pest „den schwarzen Tod" (wegen der schwarzen Hautflecken), oder „das Weltsterben" oder „den großen Tod," denn ein Drittheil des ganzen Menschengeschlechtes soll von dieser Pest weggerafft worden sein und ebenso fürchterlich waren ihre Verheerungen unter den Thieren.

Nur einige Beispiele: in Florenz starben 60,000, in Venedig 100,000 in Paris 50,000, in Straßburg 16,000, in Basel 14,000 Menschen! an Krankenpflege war nicht mehr zu denken; zum Tode verurtheilte Verbrecher wurden als Todtengräber verwendet, reichten aber nicht hin, daher blieben viele Tausend Leichen unbegraben und verpesteten die Luft. Damals residirte der Papst in Avignon, wo 60,000 Menschen starben, und weil Platz und Zeit zur Begräbniß mangelte, segnete er den Rhonefluß als Gottesacker ein, der nun in seinen Fluthen die Todten aufnahm.

Jammer und Verzweiflung bemächtigten sich der Menschen aber auch das Laster erhob sich mit nie gesehener Frechheit, und Bösewichter benützten die Zeit des Schreckens zu Diebstahl, Raub und Mord. Damals betrieben in Deutschland die Juden fast ausschließlich die Geldgeschäfte; wer baares Geld bedurfte und kein Grundstück oder Haus als Pfand einem Andern so lange zur Nutzung übergeben konnte, bis er die Schuld heimbezahlt haben würde, mußte bei den Juden entlehnen, Faustpfänder hinterlegen und hohe Zinsen bezahlen. Die Juden waren darum als Wucherer verhaßt, aber man konnte sie nicht entbehren, weil die Christen es für Sünde hielten, sich dargeliehenes Geld von einem Mitchristen verzinsen zu lassen. Mehr als einmal hatte sich der Volkshaß gegen die Juden durch mörderische Verfolgungen Luft gemacht, zur Zeit des schwarzen Todes geschah es in schrecklicher Weise. Es entstand nämlich plötzlich das Gerücht, die Juden hätten die Brunnen vergiftet, um die Christenheit zu vertilgen. Es starben während der Pest verhältnißmäßig sehr wenige Juden; die Ursache war wohl ihre Mäßigkeit, eine Tugend, durch welche sich dieses Volk von jeher auszeichnete, sowie ihre Vorsicht. Nun hatte man bemerkt, daß die Juden ihr Trinkwasser nicht mehr aus den Brunnen holten, weil sie es ohne Zweifel und mit Recht für verunreinigt hielten, sondern das Regenwasser in Gefäßen auffingen und zum Trinken und Kochen verwendeten — daraus und aus dem Volkshasse, den Bösewichte schürten, entstand das Geschrei, sie hätten die Brunnen vergiftet, das in eine grausame Verfolgung umschlug. Die ermordeten Juden erhoben freilich keine Zinsen und keine Schuldklage mehr und bei der Ausraubung ihrer Häuser bereicherten sich ehemalige Schuldner und verwegenes Gesindel. Indessen kamen viele Leute, wenn sie auch nicht an eine gänzliche Unschuld der Juden glaubten, auf den Gedanken, die große Pest sei ein Strafgericht Gottes, das er über die frevelhafte Menschheit verhänge, darum thaten sie Buße und gelobten Besserung. Aber das fürchterliche Sterben dauerte fort, und nun sprachen die Erwachsenen und Alten, Gott erhöre sie deßwegen nicht, weil die Menge ihrer Sünden zu groß sei, aber vielleicht nehme er das Gebet der Kinder gnädig an und erbarme sich der sündhaften Eltern um der unschuldigen Seelen willen.



Daher wurden in vielen Städten, namentlich im südwestlichen Deutschland, Bittgänge der Kinder und in den Kirchen Kinderbetstunden angeordnet, damit Gott die Ruthe seines Zornes wegwenden möge. Die Krankheit erlosch wirklich und zum ewigen Angedenken an die fürchterliche Krankheit und die Bittgänge der Kinder wurde ein Fest für die Kinder gestiftet und das „Ruthenfest" genannt.

Dieses Fest wird jedes Jahr am Montag und Dienstag nach Mariä Himmelfahrt gefeiert und trägt noch deutliche Anzeichen seines mittelalterlichen Ursprungs, denn es ist zugleich ein religiöses und ein weltliches Fest, und in letzterer Beziehung den Turnieren oder Ritterspielen nachgebildet. Bei diesem kämpften die Ritter um den Preis der Stärke und der Geschick-

lichkeit in der Waffenführung. Unter den Jungfrauen wurde eine Königin gewählt und ihr ein Gefolge von Jungfrauen beigegeben; die Königin theilte nach den Kampfspielen die Preise unter den Rittern aus, worauf Lustbarkeiten nach dem Geschmacke der damaligen Zeit folgten. Bei dem Ruthenfeste in Ravensburg ist dasjenige Mädchen Oberst-Königin, dem als Schülerin in der obersten Klasse der erste Platz zuerkannt worden, und weil Ravensburg paritätisch ist, so sind es der Oberstköniginnen zwei, von denen die eine der katholischen, die andere der evangelischen Schule angehört; ihre Begleitung wird von den 12 Schülerinnen gebildet, welche sich während des Schuljahres die nächstfolgenden Plätze errungen haben.

Die fünf ersten heißen Königinnen, die sechs folgenden Führerinnen; sie sind alle reich bekränzt. Der ausgezeichnetste Knabe der obersten Klasse, der erste Preisträger, heißt Oberstfähnrich, weil er das Banner mit dem Stadtwappen (eine zweithürmige Thorburg) trägt; sein Gefolge besteht aus fünf Fähnrichen und den sechs besten Schülern, die Führer genannt werden, alle mit Federnbareten, Schärpen und Degen geschmückt. Am Festmorgen um 5 Uhr spielt die Stadtmusik durch die Straßen, ihr folgen die Fähnriche und Königinnen mit ihrem Gefolge. Darauf begaben sie sich in den Schulsaal, wo die Oberstköniginnen den Oberstfähnrichen seidene Schärpen überreichen und eine zierliche Anrede sprechen; die Erwiederung besteh. in Kronen von künstlichen Blumen und herkömmlichen wohlgesetzten Anreden.

Um 8 Uhr zieht die gesammte Schülerschaft von ihren Lehrern und Lehrerinnen geleitet in ihre Kirchen und wohnen dem Gottesdienste an; dann bewegt sich der Zug durch die Hauptstraßen der Stadt nach dem Festplatze vor dem nordöstlichen Thore nach der Kuppelau. Dies ist ein sechs Morgen großer Platz, auf drei Seiten von schönen Gärten umgeben, auf der Nordostseite gegen das große Wiesenthal offen. Unter den alten Linden steht ein schönes Schützenhaus, das Centrum des Ruthenfestes, wie überhaupt aller Volksfeste. Hier werden einige Lieder gesungen und den Schülern erkleckliche Brode, aus feinem Mehl und Butter gebacken (sogenannte Murren) ausgetheilt, welche besonders von den kleinen mit hoher, oft drolliger Freude nach Hause getragen werden; ebenso erhält jeder Schüler einige Bogen Schreibpapier.

Nachmittags 1 Uhr versammeln sich alle Kinder der Volksschulen, nach Klassen aufgestellt, jede Knabenklasse mit wehender Fahne vor dem Lyceum. Die Ersten jeder Klasse tragen in reichbekränzten Körben die Bücher, Hefte ꝛc., die als Preise vertheilt werden sollen. An Bogen, die an Stangen befestigt sind, hängen in bunter Anordnung Hals- und Taschentücher, Kleiderstoffe aller Art; es sind die Preise, welche für den Wettlauf ausgesetzt sind, lauter freiwillige Gaben der Einwohnerschaft, jede mit dem

Namen des Gebers auf einem angehefteten Papierstreifen bezeichnet. Der Zug setzt sich in Bewegung, die Mädchen nach der Jahresfolge voran; dann folgen in gleicher Ordnung die Knaben, die Realschüler, die Lyceisten. Die Lehrerinnen und Lehrer geleiten ihre Klasse an deren linken Seite gehend. Den Schluß bilden die Geistlichen, die Professoren, die Beamten und wer aus der Einwohnerschaft den Zug nach der Kuppelau mitmachen will. Dort wird von dem Stadtpfarrer, das eine Jahr von dem katholischen, das andere Jahr von dem protestantischen, vor dem Schützenhause eine Rede gehalten und dann die Preise vertheilt unter jeweils schmetterndem Trompetentusch; an die Realschüler und Lyceisten vertheilt der Lyceumsrektor die Preise. Dann folgt der Wettlauf. Etwa 100 Schritte von dem Schützenhause ist quer über den Rasen der Kuppelau ein durch viele niedere Holzstützen gehaltenes Seil gespannt, an welchem in bestimmten Abtheilungen die Preise hängen und winken. Sie sind jedoch nur für die untern Klassen bestimmt die nun Abtheilung für Abtheilung in Reih und Glied gestellt werden, natürlich in gerader Richtung gegen die für jede Klasse aufgehängten Preise. Auf ein gegebenes Zeichen beginnt der Wettlauf und hier gilt wörtlich, daß, wer zuerst kommt, zwar nicht zuerst mahlt, aber zuerst wählt, wobei jedoch kein langes Besinnen gilt, wenn der Nächstfolgende mit sicherem Blicke und raschem Griffe nicht das Beste erraffen soll. Umsonst lauft jedoch keiner; denn auch die letzten auch die, welche im Laufe stolperten und purzelten, finden noch Preisstücke, freilich solche, welche die Schnelleren oder Glücklicheren übrig gelassen haben.

Darauf vergnügen sich die Kinder unter den Augen der Eltern auf verschiedene Weise; die Mädchen singen und tanzen dazu, die Knaben springen und klettern auf dem Turnplatze, und da sich rückwärts von dem Schützenhause und dem eigentlichen Festplatze Carussels und andere dergleichen gemeinnützige Anstalten aufgepflanzt haben, so wird geritten, mit Bolzrohren, Wind- und Pistonbüchsen geschossen und dergleichen. Natürlich bildet jetzt Essen und Trinken ein Hauptvergnügen für die liebe Jugend, wobei die Alten die Aufsicht führen und sich mit Energie betheiligen. Eine Hauptrolle spielen mehrere Arten Würste, immer noch ein Lieblingsessen der Ravensburger und ihrer ländlichen Nachbarschaft, obwohl die Ravensburger Würste ihren alten Ruhm so wenig behauptet haben, als die Schwaben die Sturmfahnen des hl. römischen Reiches. So dauert es bis Schlag 6 Uhr Abends, wo der Zug sich wieder sammelt; der katholische Theil zieht in die Kirche und empfängt den Segen; der protestantische zieht in seine Kirche, wo ein Geistlicher eine Anrede hält und ein Gesang den Schluß macht. Doch ist noch nicht Alles zu Ende; denn die Oberstkönigin wird bis vor ihr Haus begleitet, dessen Thüre mit Hülfe der Nachbarschaft wie

ein Triumphthor geschmückt ist; sie verabschiedet sich mit einer herkömmlichen Dankrede, worauf die Begleitung mit einem alterthümlichen Liede antwortet. Dann wird auch der Oberstfähnrich heim begleitet, vor seinem Hause die Fahne geschwungen, worauf er sein Gefolge einladet und bewirthet.

Schon am Sonntag vor der Ruthenwoche wird in dem Stadttheater von den Schülern ein Schauspiel aufgeführt, bei welchem das Theater sich so mit Zuschauern füllt, wie es eigentliche Schauspieler gar gerne sehen. Das gleiche Schauspiel wird am zweiten Festtage (Dienstag) nach 10 Uhr Vormittags noch einmal gegeben und damit declamatorische Vorträge verbunden. Nachmittags ziehen die Lyceisten und Realschüler von ihren Lehrern und zahlreichem Publikum jedes Alters und Geschlechtes begleitet unter Trommelschlag auf die Kuppelau; die Realschüler und die Lyceisten der unteren Klassen haben die Armbrusten geschultert, denn es geht zum Adlerschießen. Auf einer 25 Fuß hohen Stange brangt ein Reichsadler mit der Kaiserkrone auf dem Doppelkopfe, mit Scepter und Reichsapfel in den Fängen. Er ist so zusammengefügt, daß jeder treffende Pfeil ein Stück mit herunterbringt, von denen jedes einen bestimmten Preis erhält. Wer den Reichsapfel herabschießt, ist Schützenkönig und erhält den ersten Preis; wer das Herz trifft, den zweiten u. s. f. Auch diese Preise sind freiwillige Gaben der Stadtbewohner. Während des Schießens vergnügt sich jung und Alt mit Zuschauen und zur Abwechslung wie zum Schlusse mit manigfachem Spiel, mit Essen und Trinken. Um 6 Uhr zieht die Jugend nach Hause, die Schützen begleiten ihren König, der sie gastlich bewirthet, was ihn meistens so viel kostet als der Preis werth ist; indessen handelt es sich nicht um Gewinn, sondern um Ehre und Freude.

Auch die Oberstfähnriche und Oberstköniginnen haben große Auslagen, und arme Schüler könnten die Würden gar nicht annehmen, wenn nicht Nachbarn und Freunde die Kosten würden decken helfen. Das Ruthenfest ist eben ein wahres Volksfest, daher ist bisher jeder Versuch, es einfacher zu gestalten und namentlich die Fähnrichs- und Königinwürden abzuschaffen, an dem Widerwillen des Volkes gescheitert. Der eigentliche Schluß des Ruthenfestes erfolgt übrigens erst am Sonntag, wo sich die Kuppelau hauptsächlich mit Erwachsenen füllt. Dann kommen auch viele Landleute aus der Umgegend, denn Knechte und Mägde machen beim Eintritte in den Dienst die Bedingung, daß sie am zweiten Ruthensonntag nach Ravensburg auf die Kuppelau dürfen. Dieser Festschluß ist aber nicht mehr Sache der Schuljugend, sondern ist mehr eine sogenannte „Kirchweih".

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 26.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

Lady Lorrimer überhäufte ihren Sohn mit Vorwürfen über seine lange Abwesenheit. Es sei geradezu rücksichtslos, jetzt zu verreisen, wo seine Gegenwart wegen der vielen zur Vermählungsfeier zu treffenden Anordnungen so äußerst nöthig sei. Sie wäre sehr ungehalten über sein Benehmen.

„Ich bin überzeugt, daß Sie mir verzeihen werden, Mutter," versetzte Sir Harry, „wenn Sie die außergewöhnliche Veranlassung zu meiner Reise erfahren."

„Betrifft sie Herrn Leslie?" fragte Henriette.

„Ja," erwiederte Sir Harry ernst.

„Und wo ist er?" fragte Henriette weiter.

Unterdessen war Madame Ferrars eingetreten, und als sie den Gegenstand des Gespräches hörte und Viktorinens bleiche Wangen sah, legte sie ihren Arm um die Schultern derselben, um sie vor dem Umsinken zu bewahren.

Ohne Viktorinens angegriffenen Zustand zu bemerken oder bemerken zu wollen, sagte Sir Harry:

„Lassen Sie sich gefälligst nieder, Madame Ferrars! Es ist eine lange Geschichte, wird aber von vielem Interesse für Sie sein."

Madame Ferrars sagte, mit einem Blicke auf ihre Tochter: „Viktorine ist heute unwohl, und Sie wollen uns gütigst entschuldigen."

„So schmerzhaft mir auch das Unwohlsein des Fräulein Ferrars ist, so muß ich doch dringend um ihre Gegenwart bitten."

„Bleiben Sie doch, Viktorine!“ sagte Lord Wilcox, indem er mit augenscheinlicher Unruhe bald Mutter und Tochter betrachtete. Viktorine lehnte sich schwankend auf den Arm ihrer Mutter.

„Vor ungefähr sechs Monaten,“ begann Sir Harry, „wurde mein Freund Leslie beauftragt, das Portrait einer jungen Dame zu malen, welche, wie man damals glaubte, gestorben war. Sie war plötzlich bewußtlos niedergesunken und ihre Pulse hatten, dem Anscheine nach, aufgehört zu schlagen. Wir alle kennen diese Dame,“ fuhr er bewegt fort, „errathen Sie nicht, wer sie war?“ Diese letzteren Worte waren an seine Mutter gerichtet.

Lady Lorrimer verneinte. Viktorinen war zu Muthe, als stockte ihr Herzschlag.

„Es war Constanze Clairville“, sagte Sir Harry; „Sie wissen, daß Constanze nicht wirklich gestorben war, sondern in jenem Zustande zwischen Leben und Tod sich befand, in welchem man bei klarer Besinnung dennoch nicht im Stande ist, auch nur ein Glied zu rühren. Sie hatte Arthur's Anwesenheit deutlich wahrgenommen und seit diesem Tage waren sie durch eine geheimnißvolle Sympathie verbunden. Constanze erlangte ihre Lebenskraft wieder und war, um mich so auszudrücken, aus dem Reiche des Todes zurückgeholt. Leider blieb jedoch Leslie in Unkenntniß von dieser Thatsache.

„Und fand sich Niemand, der ihm dies mittheilte?“ fragte Lord Wilcox begierig.

„Niemand, und ich war unglücklicher Weise auf Reisen!“ entgegnete Sir Harry. „Arthur Leslie faßte für dies von ihm todt geglaubte herrliche Wesen eine heftige Leidenschaft, die seitdem sein Leben vergiftet hat. Eines Tages beschloß er, ihr Grab zu besuchen. Er sah auf dem kleinen Friedhofe einen Leichenstein, der die Inschrift: „Constanze Clairville“ trug; es ruhte hier die Mutter seiner Angebeteten, welche ebenfalls Constanze geheißen hatte, und dies bestärkte seinen Irrthum. Durch einen merkwürdigen Zufall traf es sich, daß Constanze selbst am Grabe ihrer Mutter war, denn sie hatte die Gewohnheit, die Ruhestätte derselben oft zu besuchen. Arthur erblickt sie und flieht voller Entsetzen. Er meint, er habe ihren Geist gesehen.“

Lautlose Stille herrschte im Zimmer. „Ich sagte also,“ fuhr Sir Harry fort, „er glaubte, er habe ihren Geist gesehen. Dieselbe Vermuthung drängte sich ihm bei einer anderen Gelegenheit auf. Wie schon oft, befand sich Arthur während einer Nacht im Schlosse, ohne zu ahnen, daß Constanze gleichfalls hier war. Sie und ihr Vater befanden sich nämlich auf einer Reise und, von einem Unwetter überrascht, blieben sie eine Nacht hier im

Schlosse. Sie wissen ja," sagte Sir Harry zu seiner Mutter, „Constanzens Vater war in Folge der durch ihren Scheintodt und ihre Genesung gehabten Gemüthserschütterungen etwas geistesschwach geworden und sie kam zu jener Zeit nie von seiner Seite. Sie irrt sich in der Thür und tritt in Arthur's Zimmer, ohne natürlich zu wissen, daß es für den Augenblick besetzt ist. Und wieder erblickte Arthur die heiß Geliebte und sein Wahn befestigte sich um so mehr. Dieser Wahn erschütterte seine Gesundheit, er bildete sich ein, daß ein Trugbild ihn spottend verfolgte. Als er endlich von einem bedenklichen Nervenfieber genas, ging er nach London, um in dem mit Zuschauern angefüllten Theater Constanzen zum dritten Male zu sehen. Er rast und ist außer sich. Seine Umgebung glaubt, er habe den Verstand verloren. Und auf's Neue sieht er Constanze auf einer Spazierfahrt und Alles in der Aufregung des Augenblickes vergessend, treibt er sein Gespann zu rasender Eile an, weder sein noch Anderer Leben achtend."

„Aber," rief Lord Wilcox, „war noch immer Niemand da, um ihn über die wahre Sachlage aufzuklären?"

„Oh ja, es gab allerdings ein Weib, das sich seine Freundin nannte, und welchem Constanzens Wiedererweckung aus dem Scheintode vollkommen bekannt war. Jenes Weib schlich sich in sein Haus ein; er machte es zur Vertrauten seiner Liebe und seiner Schmerzen, und sie, die Verruchte, wußte, daß es kein leerer Wahn war, und dennoch wiederholte sie fortwährend: „Constanze ist todt."

„Unmöglich!" rief Lady Lorrimer.

Viktorine bewegte sich nicht, und doch war sie auch nicht ohnmächtig. Ihr Gesicht war starr und weiß, wie Marmor und ihre Augen durchbohrten den Fußboden.

„Sie wußte es also, daß es kein Wahn war, dem er sich hingegeben!" erzählte Sir Harry weiter. „Sie erschlich sein blindes Vertrauen, zuletzt sogar seine Liebe. Sie verlobten sich auch. Bei der Wiederholung der vermeintlichen Trugbilder tröstete sie ihn durch Vernunftgründe. Sie war nicht der Ansicht, daß der Wahnsinn aus ihm spreche; sie wußte, daß er völlig bei Sinnen war."

„Vielleicht liebte sie ihn," bemerkte Lady Lorrimer, „Du darfst Dich doch nicht zum Richter der Handlungen einer Dame aufwerfen, Harry."

„Ja, das ist wahr; vielleicht liebte sie ihn!" stimmte Lord Wilcox bei.

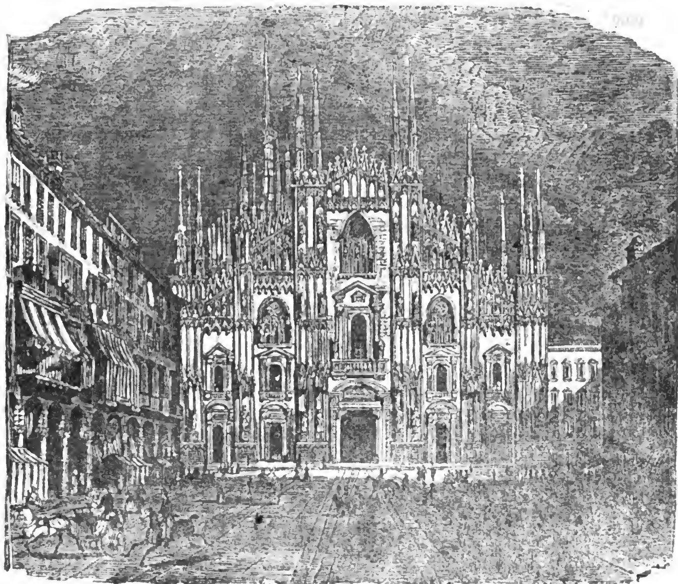
(Fortsetzung folgt.)

Mailand.

Wir befinden uns also in dem Garten Europa's, nachdem wir die ihn absperrende Alpenmauer überstiegen oder vielmehr durch ein Pförtchen derselben herein geschlüpft sind. Wir schauen um uns, und von allen Seiten winken uns die herrlichsten Gartenbeete entgegen, voll Blumen und Früchte und dazwischen die prachtvollsten Gartenhäuser, worunter das schönste ein Räthsel, eine Charade:

Geh' in der ersten auf die zweite,
Da ist sie herrlich, schön geschmückt,
So reizend wohl als alle beide,
Die manchen Wand'rer schon entzückt.

Wer es errathen, befindet sich vor einem der schönsten Lusthäuser des europäischen Gartens, vor Mailand.



Kein Land Europas ist so reich an prachtvollen, interessanten Städten, wie Italien, und eine der ersten darunter ist Mailand. Reiche geschichtliche Erinnerungen knüpfen sich an diese volkreiche Stadt, die wiederholt zerstört, aber stets schöner wieder aufgebaut wurde, und sich in einem Umfange von 6 italienischen Miglien zwischen Adda und Ticino-Kanälen mit ihren 70 Kirchen, ihren Brücken, ihren breiten palastreichen Straßen, mit ihrem lauten Volksgetümmel bis zu ihren zwölf Thoren ausbreitet.

Prächtige Häuserreihen fassen die wohlgepflasterten Straßen ein, in denen sich Kaufmannsladen an Kaufmannsladen drängt und ein geräuschvolles Volksleben sich bewegt: denn der Handwerker, der mit seiner Werkstätte bis auf die Straße hinaus reicht, unterhält sich schreiend mit dem entfernten Nachbar; dort singt ein Schneider Opernarien, hier ruft der Kastanienverkäufer, indem er seine Waaren auf großen Blechpfannen über dem Kohlenfeuer schüttelt, seine Delikatessen aus, dort werden Heiligenbilder empfohlen, hier preist der Obstverkäufer seine Früchte an, dort sucht ein Kutscher oder Lastträger Geschäfte zu machen, oder schreiten Bauernweiber mit dem Spinnrocken an der Brust spinnend durch die Straßen und mischen sich gern in jeden Streit, um ihn zu schlichten, während Andere nach dem Corso oder dem Theater eilen um dort einige Stunden zu verplaudern. Denn auch im Theater wird geschwatzt und nur beliebten Sängern oder Arien schenkt man Aufmerksamkeit. Dazwischen aber spielen Vornehme hinter den Gardinen ihrer Logen Karten und trinken Thee, während sich der Bürger im Marionettentheater auslacht über die drolligen Einfälle des Hanswursten. Den besuchtesten Zusammenkunftsort bildet, wie in allen großen Städten Italiens, der Corso, der sich vom Domplatz bis zur Porta orientale erstreckt, aber in Borgo die Porta am besuchtesten ist.

Denn hier sieht man vor jedem Fenster der prachtvollen Häuser einen kleinen eisernen Balkon, von dem die Damen auf das Straßengetümmel niederschauen, da Tausende von Spaziergängern sich fortwährend einfinden und inmitten der Straße elegante Equipagen langsam über die Doppelreihe der Quadern fahren bis zu den öffentlichen Gärten am Ende der Straße, wo Kinder auf Rasenplätzen sich tummeln und Fußgänger unter kühlen Baumschatten sich ergehen. Weiter über die Porta orientale hinaus zur Porta nuova zieht sich eine dreifache Allee, unter welcher die Vornehmen ihre Abendspazierfahrten machen, indem die Wagen an gewissen Stellen stille stehen.

Cavaliere zu Pferd begrüßen die Damen im Wagen und es wird die Unterhaltung weiter fortgesetzt, wenn die Promenade Gelegenheit gibt, an einem andern Haltplatze wieder zusammen zu treffen. Blumenverkäuferinnen drängen sich zwischen Reiter und Wagen und werden ihre Waaren bald

los, da Männer und Frauen Blumen lieben, die jene als Blumensträuße im Knopfloch, letztere in der Hand zu tragen pflegen. Nachdem die Spazierfahrt beendet ist, kehrt man zu den glänzenden Kaffeehäusern der langen mit Glas bedeckten Galerie Christofero zurück, wo die vornehme Welt unter Zelten scherzend und plaudernd verweilt, indem man den Damen Blumensträußchen anbietet und Chocolade, Eis oder Kaffee trinkt und Cigarren raucht.

Wer nicht in's Theater, die Scala, geht, welches 4000 Zuschauer faßt, besucht, die 750 Fuß lange und 375 Fuß breite, eirunde Arena, auf deren reihenweise aufsteigenden Rasensitzen 30,000 Zuschauer Platz haben. Thore von rothem Granit und Korinthische Säulen mit Gemächern und offenen Hallen schmücken diesen Prachtbau, wo Wettrennen, Reiterspiele und Feuerwerke oder Wasserschauspiele gegeben werden, da man den untern Raum unter Wasser setzen kann. In der Nähe der Arena ist den Fremden der Palast Simoneta bekannt.

Früher bot derselbe ein hundertfaches Echo dar, welches jetzt nur noch ein dreißigfaches ist, nachdem einige Fenster eine andere Front erhalten haben. Wer Kunstschätze und Büchersammlungen liebt, findet im Palast 13 Zimmer voll Gemälde und 100,000 Bücher und fast ebensoviel Bücher in der berühmten ambrosianischen Bibliothek, in der uralten ambrosianischen Kirche aber herrliche Bilder merkwürdige Grabmäler und die Krönungsstätte der deutschen Kaiser. Die berühmte lombardische Königskrone, ein mit Edelsteinen besetzter Goldreif über einem eisernen Reifen, wurde bis 1859 in dem von der Königin Theodolinde erbauten Dom zu Monza aufbewahrt.

Das großartigste Bauwerk Mailands ist der Dom, der an Pracht und Majestät seines Gleichen kaum hat, an dessen Vollendung aber gegenwärtig noch gebaut wird, denn von den 4500 Bildsäulen, die seine Außenseite zieren und deren die Facade allein 250 hat, sind erst etwa 3000 fertig. Der deutsche Baumeister Heinrich von Gmünd begann 1380 den gothischen Bau, ein anderer deutscher Meister, Homodeus, vollendete nach 100 Jahren die Kuppel, und Kaiser Franz setzte in neuerer Zeit den Bau fort. Dieser Dom mißt 484 Fuß in der Länge, 270 Fuß in der Breite, 335 Fuß in der Kuppel und hat die Gestalt eines Kreuzes, welches durch Riesensäulen in fünf Schiffe mit je einer römischen Eingangsthüre getheilt ist; jedoch ist das Mittelschiff doppelt so groß als die Seitenschiffe. Auch das Querschiff ist wieder dreifach getheilt, und trägt eine gewaltige achteckige Kuppel über welche Napoleon einen Thurm mit der vergoldeten Madonnastatue aufführen ließ. Der ganze Dom ist von weißem Marmor gebaut. Starke Strebepfeiler steigen leicht und schlank an den Wänden empor und ragen

mit ihren Pyramidenthürmchen hoch über das Marmordach hinaus, auf ihrer Endspitze Statuen tragend; reich verzierte Strebogen verbinden die Strebepfeiler der verschiedenen Schiffe mit einander, die terassenartig nach dem Mittelschiff aufsteigen, während wagrecht Stabwerk mit Figuren-Nischen die Räume zwischen den Pfeilern ausfüllt, so daß der Dom mit 106 Pyramydenthürmchen einem Marmorwalde gleicht, der über einem zart gewobenen Spitzengrunde aufragt, mit Blättern, Stabwerk, Bogen, Statuen und Zierlinien aller Art durchzogen, wie eine riesige Tapetenwand. Selbst die großen Fenster sind so sinnig gebaut, daß ein Fensterbogen aus dem andern heraus zu wachsen scheint, und buntes Glaswerk steigert die wunderbare Manigfaltigkeit der Arabesken und verschlungenen Bogen, denen die Linien der durchbrochenen Zinnen auf dem Mauerwerk einen angemessenen Hintergrund geben. Freistehende Treppen führen auf 515 Stufen zum Dach, um welches man herum gehen kann, und welches mit 98 Spitzsäulen mit Statuen umkränzt ist. Weiter hinauf führen Treppen im hohlen Schaft der Guglia. Wahrhaft zauberisch erscheint der Bau im Mondschein, wenn der weiße Marmor mit seinen Linien, Pfeilern und Säulchen in bleichem Glanze vom dunkeln Schatten sich abhebt, wenn die gewaltige Marmormasse so leicht, duftig und in milden Umrißen erscheint, während man am Tage die prachtvolle Aussicht über die gartenartige Po-Ebene bis zu den Schneegipfeln der Alpen und den blau dämm rnden Linien der Apenninnen hat und bunte Lichtspiele über den entfernten Alpenhöhen, schattenfinstern Thälern und Wäldern, über den Ortschaften von nah und fern, über Kanälen und Landstraßen und dem Häusermeer der herrlichen Stadt schweben.

Noch großartiger erscheint das Innere des Doms. Gewaltige Hallen öffnen sich, denn 52 kolossale achteckige Säulen ziehen sich in vier Reihen, wie eine stumme Allee, vom Eingange nach dem hohen Chore entlang, und tragen das 41 Klafter hohe Spitzenbogengewölbe der Decke, die mit gothischer Architecturmalerei bedeckt ist. Zierliche Halbsäulchen schießen an den Säulen empor, welche auf einem einfachen Fuße stehen, während die Säulen des Hauptschiffes zierliche Kapitäler tragen, die zwischen Arabesken in acht Nischen Figuren zeigen und während die kurzen Wandpfeiler sich oben in die Gurtbogen der sich über das Gewölbe verbreitenden Rippen verzweigen. In bunten Farben fällt das Licht durch die Glasgemälde der Fenster in diese geweihten Räume und spinnt einen zauberhaften Dämmerschein um die goldstrahlende Altäre, die hohen Säulen, die Bilder des Gewölbes und die Mosaikgemälde des Fußbodens, bis Licht und Schatten zu einem verdämmernden Duft zusammenfließen.

Niemand kann ohne Bewunderung und Erhebung des Gemüths diesen heiligen Ort schauen, wo ihm die feierliche Stille, das Gewaltige aller Ver-

hältnisse, der Gedankenreichthum des ganzen Kunstbaues und die Erhabenheit der christlichen Religion in vollster Anschaulichkeit entgegentreten. Nicht ohne Rührung sieht man zu jeder Stunde des Tages Männer und Frauen im Alltagskleid und mit Arbeitsgeräth belastet in den Dom eintreten, um in kurzem Gebet Gottes Gnade und Segen zu erflehen oder ihm für eine erwiesene Wohlthat zu danken.

Unter den zahlreichen Merkwürdigkeiten des Domes erwähnen wir der silbernen Statuen des heiligen Ambrosius und Barromäus, dessen Leiche in einer unterirdischen Kapelle aufbewahrt wird.

Durch eine Glasdecke fällt das Oberlicht aus der Kirche auf die Tafelwerke aus Gold und Silber, in denen die Thaten des Heiligen dargestellt sind und dessen Leiche in einem kostbaren Priesterkleide, welches von Edelsteinen aller Farben funkelt, in einem Alabasterschrein liegt.

J. Wenzig.

Nachtisch.

(Man muß sich zu helfen wissen.) Nach Uebernahme des Commandos eines Infanterie-Regiments des norddeutschen Bundesheeres durch einen preußischen Oberst hielt derselbe eine Inspizirung über das ihm anvertraute Regiment ab. Der Oberst hatte einen Zug als Schützen ausschwärmen lassen, und fragte nun den Führer des Zuges, einen Seconde-Lieutenant, was er wohl anfangen würde, wenn er plötzlich von feindlicher Kavallerie bedroht würde. Der Lieutenant gab die Antwort, er würde durch den Hornisten das Signal zum Carrè-Formiren blasen lassen. „Was würden Sie aber thun, wenn Ihnen der Hornist weggeschossen ist?" fragte der Oberst weiter. Der Offizier stutzte. Der Oberst, die Verlegenheit des Lieutenants gewahrend, nahm dem neben ihm stehenden Hornisten das Horn aus der Hand und sagte: „Dann bläst man selbst," und blies nun zur Verwunderung des ganzen Regiments mit großer Fertigkeit alle Signale vor.

Die meisten Menschen unserer Tage sagen: „ich habe keine andere Religion, als die, die meine Vernunft mich lehrt." Dies ist die Ursache, warum so viele keine Religion haben.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 27.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

„Darüber könnt Ihr sogleich urtheilen!" sagte Sir Harry. „Gleich nach dem Abenteuer auf der Spazierfahrt stellt sich ein anderer Freier ein, der indessen von der zwischen ihr und Arthur stattgefundenen Verlobung nichts wußte und der reich und von Adel war. Arthur wurde natürlich aufgegeben. Jetzt fiel ihr auch plötzlich ein, daß er doch wohl wahnsinnig sein könnte."

Ein Ausruf des Entsetzens entfuhr Lord Wilcox. Viktorine zitterte am ganzen Leibe. „Ja", rief Sir Harry „nachdem die Nichtswürdige Tag für Tag seine Qualen beobachtet und ihm den Schlüssel zu dem Geheimniß, an dem er zu Grunde ging, absichtlich und mit satanischer Berechnung vorenthalten hatte, verließ sie ihn bei der ersten Gelegenheit; aber noch immer wiederholte sie mit grausamem Ernste die verruchte Lüge: „Constanze ist todt."

„Aber warum konnte sie ihm denn nicht jetzt die Wahrheit sagen?" rief Lady Lorrimer.

„Der Grund bestand darin, ihn als wahnsinnig hinstellen zu können, damit sie einen bequemen Vorwand zur Verleugnung ihrer Verlobung mit ihm hätte!" erwiederte Sir Harry. „Zufällig erschien der andere Liebhaber in demselben Momente, als Alles zwischen ihr und Arthur beendet war; und als Arthur in Vorwürfe gegen sie ausbrach, wußte sie jenen nichtswürdigen Vorwand schlau zu benützen. „Er ist wahnsinnig!" sagte sie, „für die Behauptungen eines Wahnsinnigen bin ich nicht verantwortlich."

Lord Wilcox setzte sich und verbarg sein Gesicht in den Händen. Noch immer stand Viktorine wie eine Statue; die Edelfrau ward unruhig und

begann sie mißtrauisch anzublicken. Erst jetzt dachte sie an die Möglichkeit einer näheren Beziehung zwischen Viktorine und der von Sir Harry erzählten Geschichte.

„Sie hatte nichts dagegen, daß man Arthur seiner Freiheit beraubte!“ fuhr Sir Harry fort. „Bei der Rückkehr von meiner Reise entdeckte ich die angezettelte Intrigue. Ich befreite Arthur, doch wagte ich es noch nicht, das Geheimniß in Bezug auf Constanze ihm mitzutheilen — weil eine unvorbereitete Enthüllung desselben, bei seinem geschwächten Körperzustande, von den nachtheiligsten Folgen sein konnte, und ich eilte zu Constanzen, in der Absicht, Beide glücklich zu machen. Meine Absicht war, die Verrätherin ihrem Gewissen zu überlassen. Aber sie überschritt die Grenzen meiner Schonung. Sie suchte Arthur auf, macht ihn glauben, daß er verfolgt werde, daß man auf's Neue seiner Freiheit nachstelle, und weiß ihn derartig zu ängstigen, daß er entschlossen war, das Land zu fliehen und zum Troste ruft sie ihm noch die Worte nach: „Constanze ist todt!“

Lord Wilcox stöhnte, als litte er Höllenqualen.

„Wer aber ist es? Wer ist die Verrätherin?“ fragte Lady Lorrimer ängstlich. „Du hast uns den Namen noch nicht genannt.“

Sir Harry wendete sich zu Viktorine.

„Hier steht sie!“ rief er; es ist Viktorine Ferrars!“

Viktorine stürzte ohnmächtig auf den Teppich zusammen.

„Beruhige Dich, meine Tochter. Unser Spiel ist vielleicht noch nicht verloren. Lord Wilcox hat sich auffällig rücksichtsvoll benommen und sich bereits dreimal nach Deinem Befinden erkundigen lassen. Eine Verlobung in diesen Ständen hebt man nicht so leicht auf, besonders wenn die Hochzeit schon so nahe ist und so großartige Vorbereitungen getroffen sind.“

Viktorine saß auf dem Sopha und blickte starr vor sich hin. Wir würden jedoch irren, wenn wir dächten, daß ihr Herz verwundet gewesen sei; sie trauerte nur um ihre zertrümmerten und glänzenden Hoffnungen. Sie war so tief in schmerzliche Betrachtungen versunken, daß sie die Worte ihrer Mutter gänzlich überhört hatte.

„Stehe auf, Viktorine, ermanne Dich,“ begann Madame Ferrars wieder, „Lady Lorrimer war durchaus zuvorkommend und erkundigte sich noch heute Abend nach Dir. Auch Lady Henriette scheint das Vorgefallene zu bedauern. Die ganze Angelegenheit kann noch einen günstigeren Ausgang nehmen, als wir glauben. Was Lord Wilcox betrifft, so weißt Du ja, daß das ein großer Einfaltspinsel ist, der die ganze Geschichte in einigen Tagen vergessen haben wird.“

„Ich wünsche allein zu sein, Mutter!“ sagte Viktorine mit neu erwachender Energie.

„Und ich wünsche nicht, mich Dir aufzudrängen, wenn Dir meine Gesellschaft unangenehm ist!“ erwiederte Madame Ferrars beleidigt.

Als ihre Mutter das Zimmer verlassen hatte, erhob sich Viktorine vom Sopha und verriegelte die Thür. Dann stellte sie sich vor den Spiegel und betrachtete sich einige Augenblicke sorgfältig. Wenn man dem bleichen Lächeln, welches für einen Augenblick ihr Gesicht erhellte, Glauben schenken darf, so stellte diese Selbstprüfung sie zufrieden. So lange ihre äußeren Reize nicht zerstört waren, zweifelte sie nicht daran, einen neuen Gimpel in ihrem Netze zu fangen.

Dann begann sie Vorbereitungen zur Abreise zu treffen. Sie nahm die in einem Behälter befindlichen Schmucksachen und breitete sie auf den Tisch. Nun verpackte sie dieselben und versah das Päckchen mit einer Adresse. Als sie hiermit fertig war, setzte sie sich wieder auf das Sopha und blieb in ein finsteres Brüten versenkt. Die Lampe erlosch, das Feuer im Kamin war längst ausgebrannt und tiefe Finsterniß herrschte im Zimmer. Und als der erste Strahl der jungen Morgensonne sich durch die Fenstervorhänge schlich, beschien er ein bleiches, aber schönes Gesicht. Viktorine hatte die Nacht angekleidet auf dem Sopha zugebracht.

Man klopfte an die Thüre. Viktoriue öffnete. Lady Henriette stand draußen auf dem Korridor. Sie war fast eben so blaß wie Viktorine und ihre Augen waren vom Weinen geröthet. Ihr liebevolles Herz war bis in's Innerste verwundet. Und dennoch, so sehr sie Viktorinen's Verbrechen auch verabscheute, fühlte sie Mitleid für deren Leiden.

„Viktorine,“ sagte sie, „sind Sie nicht zu Bette gewesen?“

„Darf ich wissen, was Sie zu mir führt, mein gnädiges Fräulein?“ fragte Viktorine mit ruhiger Kälte.

„Oh, Viktorine, das ist keine Zeit für kalte Zurückweisung!“ rief Henriette mit überströmendem Gefühl. „Ich komme her, um mich gegen Sie auszusprechen. Sie haben große Trübsal in unsere Familie gebracht, doch vergebe ich Ihnen von ganzem Herzen, wenn es Sie trösten kann, dies zu wissen.“

Bei diesen Worten streckte sie Viktorinen die Hand entgegen.

Viktorine entsprach diesem Entgegenkommen, das von Versöhnlichkeit zeugte, durchaus nicht. „Ich wüßte nicht,“ erwiederte sie in stolzem Tone, „daß ich irgend etwas gethan hätte, was der Vergebung von Ihrer Seite bedürfte.“

„Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß mein Bruder Sie zu sprechen

begehrt!" sagte Lady Henriette, indem sie ihren Unmuth gewaltsam niederkämpfte.

Ein Strahl der Freude erglänzte in Viktorinens Augen urplötzlich. Lady Henriette bemerkte dies und sagte schnell: „Noch einmal wünscht er Sie zu sehen, um Ihnen Lebewohl zu sagen und dann in's Ausland zu gehen."

(Fortsetzung folgt.)

Das taube Mütterlein.



Wer öffnet leise Schloß und Thür?
Wer schleicht in's Haus herein?
Es ist der Sohn, der wiederkehrt
Zum tauben Mütterlein.

Er tritt herein! Sie hört' ihn nicht,
Sie saß am Heerd und spann;
Da tritt er grüßend vor sie hin,
Und spricht sie: Mutter! an.

Und wie er spricht, so blickt sie auf,
Und — wundervoll Geschick —
Sie ist nicht taub dem milden Wort,
Sie hört ihn mit dem Blick!

Sie thut die Arme weit ihm auf,
Und er drückt sich hinein;
Da hörte seines Herzens Schlag
Das taube Mütterlein.

Und wie sie nun beim Sohne sitzt,
So selig, so verklärt —
Ich wette, daß taub' Mütterlein
Die Eng'lein singen hört'.

Ein Darlehen.

Erzählung.

„Schwer sind die Zeiten," sagte Vater Bartholomäus, „und die Hand des Herrn liegt auf uns Allen."

„Sie liegt schwerer auf den Guten als auf den Bösen" — erwiederte Mutter Margaretha und ihr Haupt sank kummervoll auf die Brust.

„Es sind Prüfungen — aber sie sind hart."

„Je härter sie sind, desto mehr Beweise sind sie der Liebe Gottes zu uns", ließ sich Aennchen vernehmen. Das Töchterlein hatte bisher aufmerksam den Reden der Eltern gelauscht, während es dem kleinen Rudi, einem herzlieben, blondlockigen Jungen, in den Haaren kraute.

„Du hast Recht, Aennchen", erwiederte nun der Vater, und meine Sache ist es nicht, wider des Allerhöchsten Rathschläge zu murren oder seine Schickungen mit Trotz hinzunehmen; aber ein Anderes ist's, Kind, allein zu leiden, und ein Anderes, die man liebt, für deren Wohl zu sorgen man sich verpflichtet, mit sich in den Abgrund des Elends zu ziehen. Wenn ich darbe, so darbt ihr mit, wenn ich ein Bettler bin, so seid ihr's mit mir. Das ist's, was mich drückt."

Dem Manne standen die Thränen im Auge.

„Bist Du Schuld an Deinem Unglück, Vater?" fragte Aennchen mit zitternder Stimme.

„Gottlob, nein! — Ich habe meine Pflichten stets erfüllt, wie sich's für einen Mann geziemt, der sein und der Seinen Brod mit seiner Hände Arbeit sich verdient, ich habe mich oft über meine Kräfte angestrengt — aber es reichte doch nicht. Das ist der Fluch der Zeit, daß die redliche Arbeit nicht mehr den Mann zu nähren vermag, während die Spekulation, das Geldmäckeln, eigentlich ein Zeitvertreib für Müssiggänger, zu Reichthum führt. Zwei rüstige Hände sind kein Kapital mehr, der Arbeiter ist nicht mehr werth des Lohnes." —

„Das ist traurig," sagte Mutter Margaretha.

„Ja wohl; es hat zur Folge, nicht blos, daß der Einzelne, der den Geldleuten nicht gewachsen ist, zu Grunde geht, sondern es ist auch der Verderb des Staates. Das ganze Land wird arm, wenn das Geld ein Handelsartikel und die Geldspekulation ein Geschäft geworden. Ich bin nur ein einfacher Landwirth, aber ich habe die Zeitungen gelesen und mir so meine Gedanken über die Zeit und das Leben gebildet. Geldkraft und Arbeitskraft — sie sollten in Verbindung stehen und einander unterstützen — dann wird es gut stehen um ein Land; das ist aber nicht der Fall, wenigstens bei uns nicht. Die Geldkraft steht der Arbeitskraft feindlich gegenüber,

verdirbt und unterdrückt sie. So ist's", setzte er hinzu und stieß einen tiefen Seufzer aus.

Wäre die schlechte Ernte nicht gewesen und die Scheune nicht abgebrannt, wir hätten uns vielleicht doch erholt und die kleine Schuld, die auf dem Hause lag, gezahlt."

„Erholt? Na ja — wir hätten unsere Steuern zahlen können, ohne uns von dem Wucherer ein neues Darlehen geben lassen zu müssen; wir hätten Haus und Hof erhalten können, ohne zu hungern. Das ist wahr."

„Nun ist's vorbei, unser Gütchen kommt in fremde Hände." Und Frau Margaretha weinte.

„Das ist sehr traurig. Nie hätt' ich's gedacht, daß dies möglich sei. Ach, mir wird's das Herz brechen, wenn die Gerichtsleute kommen und meine Habe in ihre Obhut nehmen werden — und ich bin doch stark von Gemüth. Weine, ja weine, armes Weib. O, es ist zum Weinen!"

Aennchen war unterdeß aufgestanden und hinausgegangen. Sie konnte nicht sehen, wie die Mutter weinte. Der kleine Rudi schmiegte sich an sie und verließ mit ihr die Stube.

Der Vater fuhr fort:

„Als ich hieher kam vor zwanzig Jahren, war ich Nichts und hatt' ich Nichts. Als armer Knecht verdung ich mich an den alten Mathes, den Besitzer der Bauernwirthschaft am Buchberg. Da lernt' ich dich kennen und schätzen. Sie soll meine Hausfrau werden, dacht ich, hab' ich mir so viel verdient, um ein kleines Gütchen ankaufen zu können. Ich war fleißig und sparsam und Gott segnete den Heckthaler in meiner Truhe. So kam's, daß des Frohwirth's Gut am See zum Verkauf ausgeboten wurde. Das Drittel sollte gleich erlegt, das Uebrige in jährlichen Raten abgetragen werden. Ich erstand's. So wurd' es mein und Du dann mein Weib. Wir lebten glücklich — bis das Unglücksjahr über uns kam und ich hinüber in's Dorf fuhr und bei dem Manne, der nun wie ein böser Geist hinter uns steht, ein kleines Darlehen nahm. Ach! hätt' ich's nicht gethan! Aber freilich — was hätt' ich gethan, wenn ich nicht's gethan hätte! Es wollte so sein! Wenn ich mich daran erinnere, wie er ungläubig und boshaft lachte, als ich sagte, binnen Jahresfrist würd' ich Alles wieder erstatten, so läuft's mir kalt über den Rücken! denn fast ist's mir, als sei er Jemand, der mehr weiß, als unser Einer — hu! Richtig brannte die Scheune ab — und ich konnte nicht zahlen. Ich habe seitdem den bösen Gedanken gehabt, er selbst habe die Scheune anzünden lassen; denn gelegt war das Feuer — aber es ist nicht zu beweisen. Und warum hätt' er's auch thun sollen? Um mein Gütchen zu bekommen? Ja, das wäre freilich möglich. Der

Burchbergnachbar sagte mir vor einiger Zeit, er habe es fallen lassen, daß er unser Häuschen gerne hätte. Es läge so schön am See und werde, wenn einmal die Eisenbahn in die Nähe und mit ihr die Fremden kämen, das Zehnfache werth sein. Und nun kriegt er das Gütchen am End' auch. O Gott! Kein Plätzchen ist da — das ich nicht lieb habe, so innig lieb! Das nette Häuschen, das Gärtchen, die Felder rückwärts die Anhöhe hinauf bis zum Wald — das Bänklein am See draußen und den Kahn an der Kette! Ja weine, Weib, es ist zum Weinen."

Er selbst begann zu schluchzen und schwere Thränen rannen sein gefurchtes Antlitz hinab.

„Ist denn wirklich keine Hülfe mehr?" jammerte Frau Margareth.

„Keine. — Er hat uns wahrscheinlich schon eingeklagt — und dann sind wir verloren. Das Trachten des Wucherers scheint schon vom Anfang an darauf gerichtet gewesen zu sein, uns immer tiefer in die Schuld und in's Elend zu bringen. Darum hat er, als ich ihm das erstemal sagte, daß ich nicht zahlen könne, den Schuldschein auf das Dreifache ausgestellt, und ich mußt' es geschehen lassen, weil ich mein Eigen erhalten wollte und die Schande fürchtete, geklagt zu werden. Und jetzt geschieht es doch.

„Hat er kein Mitleid mit uns?"

„Er hat ein Herz von Stein. Er ist jener böse Knecht, von dem das Evangelium erzählt. Doch was hilft das Klagen? Wir ändern's nicht mehr." —

So sprachen die Beiden mitsammen drinnen in der Stube. Draußen vor dem Hause, am Seeufer, saß Aennchen und Rudi neben ihr. Der Knabe spielte mit Steinchen, indeß sie mit thränenbeflortem Blicke in die Weite starrte. Ungeachtet es schon nah' dem Abend war, herrschte doch eine gewisse Schwüle, die niederdrückend wirkte. Dabei lag der See todtenstille. Schwarze Schatten senkten sich mächtig von den Bergen auf die Wasserfläche herab und verdüsterten sie. Statt des lieblichen Farbenspiels, das sonst an den Abendwolken sichtbar war, zeigte sich ein mattes Grau, in dem die Berggipfel verschwammen. Es war schon dunkel geworden, als Aennchen Ruderschläge vernahm und einen Mann erblickte, der allein in einem Kahn dem Ufer zusteuerte, und zwar gerade in der Richtung gegen sie. Der Hund der sich an Aennchen herangeschlichen hatte und neben ihr im Sande lag, erhob sich, spitzte die Ohren und schlug an.

„Ruhig, Bello!" rief der Mann vom Wasser her und schon hatte der Kahn auch das Ufer erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtisch.

Belgische Blätter enthalten folgenden Brief eines Metzger-Lehrlings aus Verviers an seine Eltern. „Es gefällt mir hier sehr gut, mein Meister hat mir schon die Haut abziehen lassen, und mir gesagt, wenn ich so fortführe, so würde er mich zu Ostern schlachten lassen. Neues weiß ich nicht zu schreiben, als daß es mir sehr gut geht, und daß man neulich im Walde zu Polleur einen Mann an einem Baume hangen gefunden hat; ich hoffe, mein Brief wird Euch ebenso finden. Euer dankbarer Sohn Jean.

Bei Gelegenheit eines literarischen Streites führte einer der Streittheile zur Bestätigung seiner Behauptung den Ausspruch eines großen Dichters mit dem Zusatze an: „So spricht sich selbst ein Genie aus.“ „Dies ist für mich durchaus kein Grund, zuzustimmen“, sagte der Gegentheil, „denn ich weiß, daß ein feuriges Roß mit sammt seinem Reiter auf eben dem Steige den Hals brechen kann, auf welchem der bedächtige Esel ohne zu straucheln dahinschreitet.“

Der Kaiser Nikolaus von Rußland wünschte für seine Gallerie die Einnahme von Warschau von dem berühmten Horace Virnet malen zu laßen. Letzterer von ihm befragt, ob es ihm, als Franzose, nicht unangenehm sei, seinen Pinsel einer Darstellung zu leihen, die an Polens Niederlage erinnere, antwortete: „Nein, Sire; ich habe ja auch schon Christus am Kreuze gemalt.“

Räthsel.

Wer bin ich? Bald schütz' ich vor Stichen und Wunden,
Bald tödt' ich als schreckliches Gift die Gesunden,
Bald siehst du am Finger des Mädchens mich steh'n.
Bald kannst du im Garten als Blume mich sehn.
Auch mach ich die Kranken von Schmerzen oft frei,
Der Doktor verschreibt mich zu mancher Arznei.

* * *

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 28.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

„Wenn ich Ihrem Bruder eine Unterredung gewähre,“ versetzte Viktorine in barschem Tone, als wenn sie der anklagende Theil wäre, „so muß es unter der Bedingung geschehen, daß ich auch Gelegenheit finde, mit Sir Harry Lorrimer ein kurzes Gespräch zu führen. Sie haben wohl die Gewogenheit, ihm meinen Wunsch mitzutheilen.“

„Sicherlich!“ entgegnete Henriette mit einiger Verwunderung.

„Und da ich heute Morgen begreiflicherweise sehr in Anspruch genommen bin,“ fuhr Viktorine fort, „so erlauben Sie mir die Bitte, mich nicht länger zu stören, gnädiges Fräulein.“

Und sich leicht verneigend, schloß sie die Thür hinter sich, Lady Henriette allein auf dem Korridor zurücklassend.

Als Viktorine wiederum allein war, wechselte sie ihre reiche Abendtoilette mit einem Reisekostüme, und kaum war sie damit zu Stande gekommen, als man an die Thür klopfte und auf ihren Ruf: „Herein!“ Sir Harry Lorrimer eintrat.

Viktorine stand auf und beide blieben während der ganzen Dauer ihrer Unterredung stehen.

„Der Zweck, weßhalb ich Sie herbemüht habe, Sir Harry, besteht ganz einfach darin, Sie um einen Wagen zu bitten, in welchem ich baldmöglichst abreisen könnte.“

Der ganz besonnene Ton, in welchem Viktorine diese Worte hervorbrachte, imponirte Sir Harry. Die strenge Gerechtigkeit, die er geübt, schien in diesem Moment fast Grausamkeit. Viktorine hatte verschiedene

Masken für verschiedene Veranlassungen in Bereitschaft, und diejenige, welche sie heute dem Sir Harry gegenüber anzulegen für angemessen erachtete, war die einer auf's Tiefste gekränkten, unter einer ungerechten Anschuldigung leidenden Person. Sir Harry fühlte sich gerührt.

„Ich bedauere ungemein —“ begann er.

„Verzeihen Sie,“ unterbrach ihn Viktorine mit sanfter und würdevoller Stimme — „ich muß Sie darum bitten, sich jeder Hindeutung auf die Vergangenheit zu enthalten. Sie haben mein ganzes Lebensglück zerstört, Sir Harry. Doch werden Sie vielleicht noch erfahren, daß ein schwer beleidigtes, tief gekränktes Weib auch versteht, Verzeihung angedeihen zu lassen.“

Sir Harry gerieth jetzt völlig aus der Fassung. Ohne zu wissen, wie es zuging, fühlte er sich wie ein Verbrecher Viktorinen, der Anklägerin, gegenüberstehend. Er vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Sie werden also, wie ich schon bemerkte, wohl die Gewogenheit haben, mir einen Wagen für die Abreise zur Disposition zu stellen!“ fuhr Viktorine in gelassenem Tone fort. „Auch wollen Sie Lady Lorrimer um Entschuldigung bitten, daß ich nicht persönlich von ihr Abschied nehme. Im Uebrigen zähle ich darauf, daß Sie, als ein Mann von Ehre, die mir angethane Kränkung nicht noch durch üble Nachreden erschweren werden.“

„Ich gebe Ihnen die feste Versicherung —“ begann Sir Harry auf's Neue; doch Viktorine war entschlossen, das Spiel in ihren eigenen Händen zu behalten.

„Es bedarf keiner Versicherungen für meine Person,“ fiel sie ihm in's Wort — „Sie haben Ihr Schlimmstes gethan; selbst die Gerechtigkeit könnte nicht mehr in Anspruch nehmen. Ich bitte Sie nur noch, mir zu sagen, zu welcher Stunde ich meine Abreise antreten kann.“

„Der Wagen soll für jeden Eisenbahnzug, wie Ihnen beliebt, zu Ihrer Verfügung stehen,“ antwortete Sir Harry. „Doch erlauben Sie mir —“

„Verlieren Sie kein Wort mehr, Sir Harry!“ unterbrach ihn Viktorine abermals. „Leben Sie denn wohl.“

Nach diesen Worten entfernte sie sich durch die Flügelthüren, und Sir Harry blieb während der ersten Augenblicke in peinlichem Zweifel darüber, ob er oder sie der schuldige Theil sei.

Eine halbe Stunde darauf erschien Lord Wilcox in Viktorinens Zimmer. Persönlich war er ihr stets gleichgültig gewesen, und durch den nun stattgefundenen Bruch ward ihr Herz nicht im mindesten berührt. Es waren nur der Rang und der Reichthum ihres Verlobten, deren Verlust sie schmerzte. Als er jedoch vor ihr stand, malte sich in seinen Gesichts-

zügen ein so tiefer, herzzerreißender Schmerz aus, daß selbst sie davon ergriffen ward.

„Es schmerzt mich, Ew. Lordschaft leiden zu sehen!" sprach sie mit einem Anfluge aufrichtiger Theilnahme.

„Viktorine" sagte Lord Wilcox wehmüthig — „ich will Sie noch einmal so nennen — ich habe Sie sehr geliebt, und würde Alles, was ich besitze, gern hingegeben haben, um Ihr Lebensglück zu sichern. Doch ich bin von Ihnen hintergangen worden; Sie müssen es fühlen, wie schlecht Sie gehandelt haben."

Diese einfachen Worte ließen Viktorine kein Wort hervorbringen. Beschämt schlug sie die Augen nieder.

„Ich würde Vieles übersehen haben," sprach Lord Wilcox weiter, „um der Liebe willen, die ich für Sie hegte. Aber — einen Menschen aus Berechnung um sein Lebensglück betrügen, seinen Qualen durch ein einziges Wort ein Ende machen können, und dieses Wort nicht sprechen! Ist Ihr Herz so hart? Haben Sie kein Mitleid kein Erbarmen?"

Viktorine schwieg. Lord Wilcox fuhr fort und zeigte in seinem ganzen Benehmen eine mannhafte Würde, die ihn zu einem völlig neuen Wesen machte.

„Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen", sagte er, „Sie werden einsehen, daß eine unerläßliche Nothwendigkeit unsere Trennung erheischt. Es würde unserer Verbindung die Achtung fehlen, ohne welche dieselbe nicht denkbar ist. Leben Sie denn wohl, Viktorine."

Sie war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Zum ersten Male fühlte sie vollständig den ganzen Verlust, der ihr widerfahren. Mit stummer Geberde deutete sie auf den Juwelenschmuck hin, seine Liebesgabe, die sie nicht länger tragen wollte. Unter Schluchzen wandte er sich hinweg.

Von einem plötzlichen inneren Drange getrieben, warf sich Viktorine, unfähig, sich länger zu beherrschen, zu seinen Füßen nieder, und rief unter hervorbrechenden Thränen: „Verzeihen Sie mir! O Vergebung!"

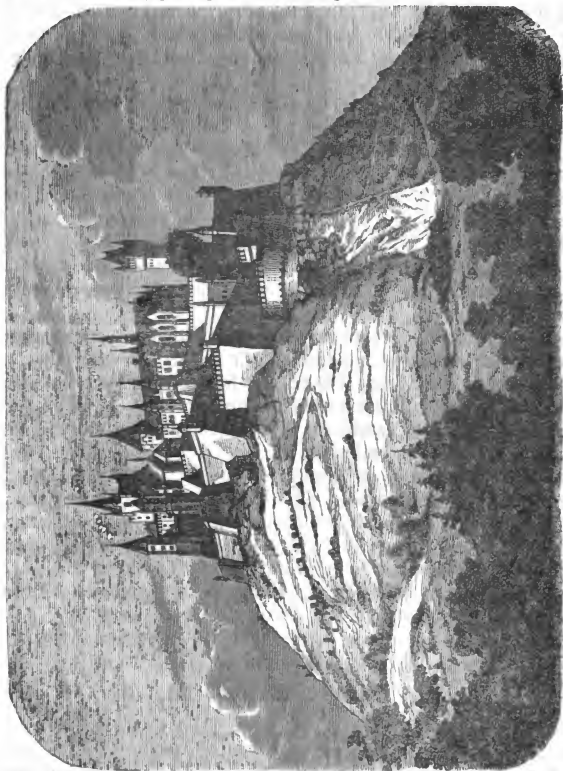
„Knieen Sie vor Gott," antwortete er, sie sanft erhebend, „bereuen Sie und mögen Sie oben Vergebung finden. Leben Sie wohl!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Burg Hohenzollern.

Der Hohenzollern ist wahrlich ein schöner Berg! Sollte man ihn vergessen, wenn von den malerischen Höhen der schwäbischen Alp die Rede ist? Aus einer fruchtbaren Ebene sich erhebend, ist er vom Gebirgslande der rauhen Alp durch ein schmales Thal getrennt und ist wie ein riesiger

Coloß in das Land hinein geschleudert, um dasselbe mit seinem majestätischen Gipfel weithin zu beherrschen. Die Landschaft, welche sich an den kühn ansteigenden Bergkegel anlehnt, ist reizend, und der große Dichter Göthe gedenkt derselben am Schlusse des vorigen Jahrhunderts auf einer Schweizerreise wohlgefällig in seinem Tagebuche.



Die Burg Hohenzollern

Wer den Berg besteigt, dem öffnet sich eine der lieblichsten und zugleich großartigsten Aussichten, wie sie das schöne Land der Schwaben

zu bieten vermag. Im Hintergrund dichte Wälder, welche aus den Tiefungen und Klüftungen der nahen Berge aufsteigen und an diesen sich hinziehen, bis zu der Hochebene der Alp; im Vordergrunde die wellenförmige niedere Hügelreihe, welche sich an den Fuß des Gebirges reichbewaldet anschließt; in weiter Fernsicht die Krone des holzreichen Schwarzwaldes und langgedehnt die fruchtbaren Gefilde an und über den Ufern des Neckars mit den schönen und wohlhabenden Dörfern und kleinen Städten — das ist ein Landschaftsbild, das dem aufmerksamen Beobachter ein bleibendes, nie versiegendes Interesse einflößen wird. In buntem Wechsel breiten sich Wälder und Saatgefilde aus, letztere im Hochsommer ein wogendes Meer, und aus dem Reichthum der mütterlichen Erde erheben sich die schlanken Thürme der Dörfer, welche in der Ebene ruhen. Ein majestätischer Anblick! Und vom Berge herab gesehen vollendet sich das Einzelne zu einem Gesammtbild, das das Herz erfreut und das Auge entzückt. Kein Wunder, wenn der Berg, der frei und sonnig sein Haupt erhebt über die Gauen des Schwabenlandes, schon in alter Zeit die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen hat. Schon die alten Römer erbauten auf der Krone des Zollern Kastelle und Thürme. Die Grafen von Zollern bauten da ihre Burg und von der Bergesspitze aus konnten sie ihre ergiebigen, reichgesegneten Besitzungen überschauen. Was aber die Menschen oben auf der Höhe bauten, vernichtete der Zahn der Zeit. Die festen Wälle fielen ein und die Ringmauern der alten Zollernburg stürzten zusammen und ließen Schutt und nakte Steinhaufen zurück; nur einige Thürme und wenige andere Gebäude — Zeugen einer schönen, kräftigen Vergangenheit! — blieben stehen und ragten in die frische Gegenwart herein. Da faßte der verstorbene König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen den romantischen schönen Plan, auf der Krone des Berges, wo die Wiege seiner großen Ahnen stand, eine Burg zu bauen, die mit ihren Zinnen und Thurmspitzen die Gegend beherrschen sollte. Der Plan ward ausgeführt. Auf dem Gipfel des Hohenzollern steht jetzt eine Burg, die zu den großartigsten Bauwerken Schwabens, ja Deutschlands gehört; ein würdiges Denkmal des Kunstsinns eines großen deutschen Fürsten! Stolz ragt die Burg empor; ihre Thürme erheben sich hoch in die blaue Luft, und wiederum sind die glänzenden Zinnen des erhabenen Bauwerkes zu schauen in wahrhaft großartiger, vielgestaltiger Weise. Wer des Weges geht, der auf die Burg führt, wird mehr und mehr von dem Anblick des Prachtbaues überrascht. Ein Gedanke beherrscht das Ganze; aus vielen wunderschönen Einzelheiten ist das Ganze zusammengesetzt; schlank wie eine Tanne im üppigen Waldgrunde erheben sich die Thürme. Aber die Tanne beugt sich unter dem mächtigen Schlage des Windes: die Thürme stehen fest und

zittern nicht beim kräftigsten Brausen und wuthentbrannten Toben des heftigsten Sturmes. Es scheint, die Burg wachse aus dem Berge heraus — aus dem riesenhaften Steinblock, in welchem die Grundmauern eingesenkt wurden. Hoch oben, auf der Spitze des Thurmes, ragt das Bild des hl. Michael empor; der Engel breitet seine Flügel aus, als wollte er Land und Leute um den Berg schützen.

(Schluß folgt.)

Ein Darlehen.

Fortsetzung.

„Schön guten Abend, Aennchen! Freut mich, Sie hier zu treffen."

„Sie sind's Herr Simon?"

„Ja wohl! Gibt es darüber so viel Staunens? Ich hab' eine Spazierfahrt vom Dorf herüber gemacht; s'ist heiß gewesen heut' — auf dem Wasser aber herrscht eine angenehme Kühle."

„Es wird aber ein Sturm kommen, Herr Simon."

„Meinen Sie? Pah — und wenn auch, bin schon öfters im Sturm über den See gefahren."

„Allein?"

„Das wohl nicht; indeß bin ich mir Manns genug, es auch mit dem Sturm allein aufzunehmen. Doch von etwas Anderm. Vorerst erlauben Sie aber, daß ich den Kahn anbinde und dann —"

„Warten Sie, Herr Simon, ich will Ihnen helfen."

„Schön — mein Kind. So, nun will ich mich zu Ihnen auf das Bänklein setzen und Eins plaudern."

„Ich werd' es dem Vater sagen, Herr Simon. Er wird sogleich —"

„Nein, nein! Ich will nur mit Ihnen sprechen und ich habe nur mit Ihnen zu sprechen."

„Mit mir?"

„Ja. — Sagen Sie mir, schönes Aennchen, ist's wahr, was man sagt, daß Sie mit des alten Förster's Friedel so halb und halb versprochen sind?"

Aennchen erröthete heftig — aber Simon sah nichts davon, denn es war schon zu dunkel.

„Warum erkundigen Sie sich darnach?" fragte sie schüchtern.

„Warum? Das sollen Sie sogleich erfahren. — Sie wissen, in welchem Verhältnisse Ihr Vater zu mir steht. Die Summe, die er mir schuldet, ist viel zu groß, als daß er irgendwie im Stande wäre, sie zurückzuerstatten."

Er machte eine Pause. Aennchen seufzte tief auf.

„Wird“ — so fuhr Simon fort und deutlich klang der Hohn durch seine Worte — „Förster's Friedel die Schuld für Ihren Vater übernehmen und binnen acht Tagen zahlen? Denn — obwohl der letzte Termin — heute, mit dieser Stunde zu Ende geht, so will ich großmüthig sein, und noch 8 Tage zugeben, vorausgesetzt, daß Ihr Verehrer mich zu befriedigen verspricht.“

Er schwieg wieder. Aennchen, durch diese bösen Reden auf das Tiefste verletzt, gab keine Antwort. Sie glich dem Vög'lein, das die Schlange in seiner Nähe weiß — die blitzenden Augen derselben haften auf ihm — es sitzt reglos, stumm, starr, ohne die Flügel heben zu können.

„Ihr Schweigen ist beredt,“ sagte der Wucherer. „Ich weiß es, Friedel wird nicht zahlen, weil er es nicht vermag, sie haben auch nichts, diese Leute. Mich wundert nur, daß sie nicht ebenfalls so tief verschuldet sind wie manche hier in der Gegend.“

„Sie sind doch allzuböse,“ schluchzte Aennchen.

„Böse! Ja, da ist man böse, wenn man die Wahrheit sagt.“

„Es ist auch manchmal ein Unrecht, die Wahrheit zu sagen, wenn man Jemandem, der es nicht verdient, wehe thut damit.“

„Ei! Wie geistreich das Mädel sein kann. Eins ist wahr, Sie verdienen es nicht, daß man Ihnen wehe thut. Sie sind so gut, so lieb, so schön.“

„Diese Schmeichelei ist grausam bitter.“

„'s ist auch eine Wahrheit, liebes Aennchen!“ Er wollte ihre Hand ergreifen — sie aber zog dieselbe zurück. Eben kam ein Holzschläger den Berg herab. Er pfiff ein Liedchen vor sich hin — als er aber die auf dem Bänklein Sitzenden erblickte, stockte er, zog die Mütze und sagte: „Guten Abend, Herr Simon!“

Dann ging er still vorüber.

„Auch Einer, der seine Keusche*) nicht mehr lange haben wird. Viel Gesindel hier im Gebirg.“

„O nein! Die Leute sind brav und ehrlich. Sie arbeiten den ganzen Tag im Schweiße ihres Angesichtes, aber es reicht Nichts mehr in so schweren Zeiten, wie die unsrigen. Sie können es nicht erschwingen, was sie zum Leben brauchen. Noth und Elend herrscht in den Hütten und Niemand hilft, als Leute, deren Hilfe ein Fluch ist.“

Aennchen hatte muthig darauf losgeredet und Ihre Worte, einem unbefangenen Gemüth entquollen, brachten selbst den gefühlsarmen Geld-

*) Hütte.

menschen in einige Aufregung. Indeß sagte er nichts, als „Hm! Hm! Sieh! Sieh!“ Aber man merkte deutlich den Ingrimm, der sein Herz erfüllte.

Aennchen erhob sich. Aber Simon drückte sie, fast mit Gewalt, wieder auf die Bank nieder. „Halt, mein Schätzchen!“

„Was wollen Sie denn nur, Herr Simon! Lassen Sie mich doch! Ich will zu meinen Eltern. Rudi schläft schon — sehen Sie. Ich muß ihn zu Bette bringen.“

„Nein, nein! Eh' ich Sie ziehen lasse, muß ich Ihnen noch Alles mittheilen. Sie sind hart gegen mich, Aennchen, weil Sie glauben, daß ich's gegen Sie und die Ihrigen bin. Sie täuschen sich. Ich will Sie des Gegentheils überführen. Hören Sie, ich will Ihren Vater nicht unglücklich machen.“

„Wär' es möglich?“ rief Aennchen, überrascht und neu wieder hoffend. Trügerischer Schein.

„Ich will das Glück Ihrer Eltern — Aennchen, ich will Dein Glück: Ihr sollt Euer Häuschen behalten, und ich weiß, wie lieb es Euch ist, Ihr sollt' Eure Felder behalten, die Euch Brod geben, Ihr sollt keine Schuld zu tilgen haben, sondern reich und glücklich sollt Ihr sein! — —“

„Um Gottes Willen, was soll das, Herr Simon?“

„Reich und glücklich sein — mit mir! Ja, Aennchen, Du mußt mein Weib werden! Nur Deine Hand rettet Dich und Deine Eltern vor dem Verderben!“

Er zog ein Papier aus der Tasche. „Sehen Sie hier den Schuldschein, den Ihr Vater ausgestellt. Sagen Sie ja und ich zerreiße ihn —“

„O mein Gott!“ hauchte das Mädchen, und wie von einem schweren Schlag getroffen, sank sie auf die Lehne der Bank zurück.

„Sprich, mein Kind! Ich liebe Dich, wie man nur ein Mädchen lieben kann. Ich will thun, was Du verlangst, ich will fromm werden und sanft wie ein Lamm — aber werde mein Weib! Siehst Du, über den sturmdrohenden See bin ich herübergefahren, da ich Dein flatterndes Gewand erblickte, um Dir dies zu sagen. — Entscheide Dich — jetzt oder nie. Ich höre die Schritte Deines Vaters. Entweder mein Weib — oder Ihr seid morgen Bettler! Sprich, willst Du?“

„Nie!“ — —

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 27:

Fingerhut.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 29.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

Sie weinte heftig; es waren aufrichtige heiße Herzensthränen. Sie hätte ihn fast lieben können.

Als sie die Hände, mit welchen sie ihr Antlitz bedeckt hatte, wieder fallen ließ, war Lord Wilcox fort.

Eine Stunde darauf hatte Viktorine mit ihrer Mutter das Schloß verlassen.

„Ich sollte in der That von Tollheit besessen sein? Nein, es ist nicht, es kann nicht sein — ich bin nicht wahnsinnig."

„Arthur schritt in heftiger Bewegung in seinem Atelier auf und ab. Die Unterredung mit Viktorinen hatte ihm fast alle Kraft benommen, und obwohl Sir Harry ihn seitdem besucht und durch freundliches Zureden den üblen Folgen jener aufregenden Unterredung vorzubeugen gesucht hatte, so war doch bald nach der Entfernung des Freundes die alte Reizbarkeit wieder eingetreten. Noch immer war er Constanzen mit Liebe ergeben und bewahrte mit leidenschaftlicher Vorliebe das Andenken an sie in seinem Herzen. Noch hatte Sir Harry es nicht für geeignet gehalten, ihn dem durch eine seltsame Verkettung von Umständen entstandenen Wahne, daß er einer Todten seine Anbetung gezollt habe, zu entreißen. Der treue Freund wollte einen geeigneteren Augenblick abwarten.

Und als hätte Arthur noch nicht genug gelitten, faßte er nun den Entschluß, nach Wales zurückzugehen. Es kam ihm vor, als zöge ihn eine geheimnißvolle Kraft dorthin. Er wollte noch einmal ihr Grab besuchen,

noch einmal jenes Schloß sehen, in welchem er sie zum ersten Male geschaut hatte.

Vor dem Antritt seiner beabsichtigten Reise wollte er seiner Schwester einige Worte des Abschieds sagen. Als er in das Wohngemach eintrat, fand er Klara bei einer Handarbeit sitzend. An ihren bleichen Wangen flossen Zähren, welche Arthur, theilnehmend sich ihr nähernd, zärtlich abtrocknete.

„Warum weinst Du, Klara? Was fehlt Dir?“ fragte er besorgnißvoll.

Mit unbeschreiblicher Selbstüberwindung unterdrückte Klara ihre Aufregung. Sir Harry hatte ihr eingeschärft, den Patienten nichts von ihrem Kummer merken zu lassen.

„Was ist Dir, Klara?“ wiederholte er.

„Nichts; ich will Dich nur bitten, Dich zu mir hinzusetzen. Das ewige Alleinsein ist weder für Dich, noch für mich gut.“

„Einige Minuten will ich mich zu Dir setzen. Klara, Du würdest mich nicht absichtlich täuschen!“ sagte Arthur, indem er ihre Hand in die seinige legte.

Klara ließ ihre Arbeit auf den Teppich fallen und sah aufmerksam das Gesicht ihres Bruders an.

„Klara,“ fuhr er fort, „findest Du an mir nichts Auffallendes? Hast Du jemals — seit —“ er hielt verlegen inne.

„Nur, daß Du blaß und leidend aussiehst, Arthur. Wahrscheinlich arbeitest Du allzufleißig!“ erwiederte sie schnell einfallend. Seit seiner Rückkehr hatte allerdings eine schreckliche Muthmaßung ihr Inneres ergriffen; sie hatte in der That zu verschiedenen Malen gefürchtet, daß der ihm früher vielleicht nur angedichtete Wahnsinn nun in der Wirklichkeit sich seiner bemeistere. Sein wiederholtes Phantasiren von Constanzen, der feste Glaube, daß er sie gesehen hätte — konnte dies was anderes, als Wahnsinn sein? Und dieser Gedanke erfüllte das Gemüth der unglücklichen Klara mit heftiger Besorgniß. Was waren alle Unannehmlichkeiten in ihrer Häuslichkeit, alle kleinen Zerwürfnisse, die mit ihren Dienstboten vorkamen, im Vergleich zu einem so schrecklichen Unglück!

„Klara, glaubst Du, daß ich wahnsinnig sei?“ fragte Arthur plötzlich.

Sie antwortete nicht gleich. Doch trat sie zu ihm hin, lehnte traulich und liebend ihren Kopf an seine Schulter und sprach in einem für sie ganz ungewöhnlich zarten Tone: „Laß uns diesen Ort verlassen und weit, weit von hier einen andern Wohnsitz wählen. Du wirst anderswo gesund werden, allenthalben, nur hier nicht.“

Arthur seufzte in seiner Herzensangst.

„Du glaubst also in den Thal, daß ich an Irrsinn leide?“ rief er im Tone der Bitterkeit.

„Das habe ich nicht gesagt!“ antwortete Klara mit thränenden Augen. „Doch wird es wirklich gut für Dich sein, weun Du einen anderen Wohnort wähltest, und ich will Dir überallhin folgen.“

„Wie, würdest Du Dich einem Wahnsinnigen anvertrauen?“ schrie er, indem er wild auflachte.

„Ich will mich Dir anvertrauen und werde mich sicherer bei Dir fühlen, als bei irgend einem andern Menschen in der großen, weiten Welt!“ sagte Klara eifrig und ergriff seine beiden Hände.

„Für's Erste, Klara, will ich nur eine kurze Reise nach Wales machen und zwar muß ich dorthin allein gehen!“ antwortete er, indem er versuchte sich sanft von ihr loszumachen.

„Nach Wales, und ganz allein?“ rief sie, von Schrecken ergriffen, „nein, Arthur, das gebe ich nicht zu: Dein Zustand würde sich dadurch nur verschlimmern.“

„Halte mich nicht auf, oder es ist um mich geschehen!“ schrie er in heftiger Aufregung. „Hast Du nie gehört, was man mit Wahnsinnigen anfängt?“

Klara fuhr heftig zusammen und schauderte.

„Nun, so will ich es Dir sagen!“ fuhr er entsetzlich auflachend fort. „Man sperrt sie ein, und bald wird man kommen, um es auch mit mir so zu machen. Aber sie sollen mich nicht haben. Freiheit — oder Tod! Faß mich nicht an. Ich bin rasend! rasend!“

Und er stürzte wie ein Rasender aus dem Hause.

Klara kreischte vor Schrecken und folgte ihrem armen Bruder so schnell, als es ihre schlotternden Glieder vermochten.

Sie lief nach dem nicht fern gelegenen Hause ihres und unseres alten Freundes John Lodge, der eben im Begriff war, an die Mittagsmalzeit zu gehen, als Klara erschöpft und bleich vor Schrecken in sein Zimmer trat.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Darlehen.

Fortsetzung.

Der Vater stand an der Schwelle der Hausthüre. Der Mond, der zuweilen durch zerrissene Gewitterwolken blitzte, beleuchtete eben sein bleiches Gesicht, das voll Staunen nnd Schrecken auf die Beiden gerichtet war.

Aennchen saß da, ohne sich zu regen. Ihr Kopf war auf die Brust gesunken, eine Hand hielt den schlafenden Rudi, die andere lag auf dem Herzen, als wollte sie die heftige Bewegung desselben hemmen. Simon war noch einen Augenblick still gestanden, sein Auge strahlte Zorn und Haß — dann eilte er gegen das Ufer, löste den Kahn und stieß vom Lande. Der See war heftig erregt, — wild schlug die Brandung an das Gestade. Ein dumpfes, unheimliches Brausen scholl aus der Tiefe des Wassers herauf. Der Mond war nicht mehr sichtbar. Ein heftiger Wind hob sich, der bald in Sturm überging.

Der Kahn schwankte hin und her — mälig zu einem schwarzen Punkt zusammenschrumpfend und endlich verschwindend.

„Was ist das gewesen?“ fragte der Vater in verlangsamter Rede.

„Was wollte der Mann bei Dir?“ tönte es von der andern Seite des Hauses her. Dort stand ein Jüngling. Die kräftigen und geschmeidigen Formen seines Körpers in die kleidsame Tracht des Gebirgsjägers gehüllt, ließen sich selbst bei der herrschenden Dunkelheit unterscheiden, wie eine glänzend schwarze Silhouette auf matt schwarzem Grunde.

Das war der „Friedel.“

Er hatte, von der Jagd heimkehrend, den Holzschläger, der kurz vorher am Hause des Vaters Bartholomäus vorübergegangen, begegnet und von demselben erfahren, daß Herr Simon, der Wucherer, bei Aennchen sitze und lebhaft mit ihr spreche. Mit beflügelten Schritten eilte nun Friedel dem Hause zu — sah aber nur noch, wie Simon's Kahn in den Wogenbraus des Sees hinausflog. Und so rief er:

„Was wollte der Mann bei Dir?“

„Du Friedel? Gott sei gelobt, daß Du hier bist!“ Und laut weinend sank Aennchen an die Brust Friedel's.

„Was hast Du, Aennchen? Was ist geschehen? So sprich doch!“

„Sprich!“ sagte auch der Vater.

Nachdem das Mädchen wieder einige Fassung gewonnen, erzälte sie mit fliegenden Worten, was vorgefallen — worauf sich Alle unter Wehklagen oder heftigen Schmähungen, je nachdem es dem Charakter oder dem Geschlechte des Sprechenden zukam, in's Innere des Hauses begaben.

Indeß hatte der Sturm draußen den höchsten Grad erreicht. Blaurother, fliegender Lichtschimmer der Blitze erhellte Minuten lang das Gemach, in welchem die Armen beisammen saßen. In dumpfen Stößen dazwischen weithin sich verlierender Donner. Die Fenster klirrten heftig im Sturmwinde, der jetzt heulte, dann pfiff, dann ächzte und jammerte, wie ein unglücklicher Mensch, dann wieder boshaft lachte, wie ein Dämon.

„Schrecklich! sagte Vater Bartholomäus.

„Herr erbarme Dich!“ rief die Mutter, sich bekreuzend, da eben ein leuchtender Blitz die Wolken zerriß, worauf allsogleich ein heftiger Donnerschlag folgte.

„Eine Nacht, wie ich noch wenige erlebte!“ meinte Friedel.

„Wehe denen, die heut' im See draußen sind.“

„Simon!“ sagte Aennchen ersterbenden Lautes.

„Ja, er kann noch nicht drüben sein im Dorf. Die Ueberfahrt dauert eine gute halbe Stund, wenn zwei Männer kräftig rudern. Und er ist allein!“

„Gott genad' ihm!“ rief die Mutter.

„Er ist ja unser Aller Feind,“ warf Friedel hin.

„Darum wünschen wir ihm doch nichts Böses.“

„Ertränk er im See — Ihr wär't gerettet.“

„Friedel, wie redest Du? „sagte nun Aennchen. „Ist das christlich?“ Friedel schwieg.

„Was war das?“ rief plötzlich der Vater und sprang auf.

Durch das Gebrüll der empörten Elemente hörte man, wenn auch undeutlich, Rufe nach Hülfe.

„Es kommt vom See her.“

„Es ist Simon!“

„Vater!“ bat Aennchen — „Friedel! Kommt ihm zu Hülfe.“

„Was meinst Du, Mädel? In dieser Nacht sollen wir uns in den See hinauswagen? Mag ihn sein Schicksal ereilen! Er hat's verdient.“

„Rettet ihn!“

„Aennchen hat Recht!“ sagte der Vater. Wie er auch an uns handeln mag, es soll uns nicht hindern, der Stimme des Mitleids in unserm Herzen zu folgen. Komm Friedel.“

Der Jüngling ging mit, ohne ein Wort zu erwiedern.

„Gott sei mit Euch!“ rief die Mutter, worauf sie auf die Knie sank und die Hände betend faltete.

Die Männer drangen in's Freie. Der Sturm peitschte ihnen den Wogengischt vom See in's Gesicht, als sie den Kahn vom Pfahle lösten, und kaum waren sie im Stande, in das heftig schwankende Fahrzeug zu gelangen. Endlich befanden sie sich in demselben.

„In Gottes Namen, Friedel! Stoß ab!“

„Gott sei uns gnädig!“

„Zu Hülfe! Zu Hülfe!“ scholl es wieder und schon deutlicher.

„Hast Du's gehört?“

„Ich hab' es gehört.“

Die kräftigen Ruderschläge trieben den Kahn, trotz des Gegenwindes und hoher Wellen tüchtig vorwärts.

„Hollah ho!"

„Zu Hülfe!"

Immer näher kamen sie der Stelle, von woher die Stimme scholl. Aber mit welcher Anstrengung! Durchnäßt von Schweiß, Regen und Seewasser, arbeiteten sie mit Aufbot all' ihrer Kräfte.

„Da, sieh' Friedel!"

„Ich erkenn's. Das Schifflein ist umgeschlagen. Aber wo ist Simon?"

„He, Holla!"

„O —!"

„Dort seh' ich den Kopf. Der Mann hat sich an den Kahn geklammert. Weit gegriffen, Friedel! So — und jetzt stoß an!"

Sie hatten sich an den umgeschlagenen Kahn herangerudert und während Vater Bartholomäus denselben mit einem Schiffshacken festhielt, packte Friedel den halb ertrunkenen Simon und zog ihn mit herkulischer Kraft in's Schifflein. Simon verlor sogleich die Besinnung, welche ihm nur die Todesangst bis dahin erhalten hatte. Hierauf setzten der Vater und Friedel die Ruder ein und fuhren dem Ufer zu. Sie schleppten den ohnmächtigen Mann in's Haus, pflegten seiner, trockneten seine Kleider und thaten für ihn und seine Gesundheit Alles, was in ihrer Macht stand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Burg Hohenzollern.

(Schluß.)

Wie leuchten die Zollern'schen Wappen wieder! Wie glänzen die Mauern im Lichte der anprallenden Sonnenstrahlen! Wie braust es durch die Bäume, wenn der Sturm entfeßelt und mit Gewalt über dem Berg und seiner Krone weht! Wahrlich nicht umsonst ist die stolze Zollernburg das Ziel vieler Wanderer!

„Vom Fels zum Meere.
Zollern, Nürnberg, Brandenburg in Bund,
Bau die Burg auf alten Grund." (1454.)
„Mich errichtet Preußens starke Hand
Adlerthor bin ich genannt." (1850.)

Diese Worte, die Geschichte der Zollernburg andeutend, prangen über dem Eingang in das stattliche Burgthor. Hier weilt der Wanderer gern und ergötzt sich an dem Anblick des romantisch gelegenen Kirchleins Maria

Zell, das sich östlich aus frischem Waldesdunkel erhebt — das Ziel vieler frommen Waller! Hier sieht man auch noch einzelne Ueberreste von dem Mauerwerk der alten Burg. Durch das Burgthor gelangen wir in Schnekenwindungen aufwärts in den Burghof. Ueberall, wo es der Raum gestattet und die Gesetze des guten Geschmackes es verlangten, sehen wir helles, saftiges Grün, Epheuranken, die sich durch Tropfsteingebilde ziehen und dem nakten Gestein ein malerisches Aussehen verleihen. Eine aufwärts steigende Wendeltreppe führt schnell in den obern Burgraum. Lohnender aber erscheint der Weg durch die mannigfach verschlungenen Gewölbe und Gänge, bei deren Lichtung eine liebliche Fernsicht in überraschender Weise fesselt. Wie stattlich nehmen sich die lebensgroßen Standbilder der Ritter aus, welche in mittelalterlicher Kleidung und Bewaffnung gar kühn und trotzig mit ungebrochenem Muthe in die Weite schauen! Wie ehrwürdig ist die alte Linde mit dem zerborstenen Stamme am Eingange in den Burghof, an welcher Jahrhunderte vorüber rauschten! Wohl mögen die Ahnen der Zollern in dem Schatten des absterbenden Baumes in kühlen Abendstunden geruht haben, sich labend an dem Bilde der herrlichen Landschaft. Wie schön und mannigfaltig verschlungen sind die Formen an der evangelischen Kapelle! Wie einfach sind die Spitzbogen an dem alten katholischen Kirchlein — ein Denkmal aus früher längst verschwundener Zeit, das alle Stürme ausgehalten wie ein Felskoloß im tobenden Meer! Das alte Kirchlein wurde dem neuen Baue angefügt — man weiß nicht, soll der Anblick des ehrwürdigen Alterthums in seiner schmucklosen Einfachheit zur Freude oder zur Wehmuth stimmen. Vor dem Eintritt in das letzte Thor kann man die Burg mit all ihrem Reichthum und der Fülle mannigfacher Schönheit überschauen. Vom Fuß bis zum Gipfel ein Plan, ein Gedanke! Wahrlich eine Königsburg!

Der Burghof wird von mächtigen Gebäuden eingeschlossen. Hier herrscht ein reges Leben. Soldaten, kräftige Söhne des deutschen Nordens, treiben sich hier herum und pflegen der Erholung oder der Uebung im Spiele der Waffen. Der Raum ist hiedurch heiter belebt.

Der innere Ausbau der Burg läßt zwar noch Vieles zu wünschen übrig, da er noch lange nicht vollendet ist. Die Aussicht von der Höhe der Thürme herab ist entzückend. Man kann sich bei hellen Tagen kaum satt sehen. Am meisten Interesse gewährt jedoch der Grafensaal. Wie eine Tempelhalle, hoch, schmuck und schön wird er von wuchtigen Bogenfenstern erhellt. Reich mit Gold und mit der Pracht der Farben ausgestattet, wird das kühne Gewölbe von stattlichen Marmorsäulen getragen. Mit Wohlgefallen nimmt das Auge die edlen schönen Verhältnisse wahr, in welchen der prächtige große Saal gebaut ist — ein Meisterwerk der neueren Bau-

kunst. In der That, der Grafensaal ist die Zierde der Burg; er ist das Bild einer gothischen Blume. Der Boden desselben ist in Mosaik ausgeführt und bietet bei der Anschauung des Ganzen eine treffliche Abwechslung.

Gar ernst und würdig blicken die Statuen deutscher Kaiser, von Meisterhand ausgeführt, hernieder. Von ähnlicher Schönheit ist die Bischofshalle. In deren Gemächern fesseln hübsche Malereien aus den Zollern'schen Geschichten die Aufmerksamkeit.

So liegt die stolze Zollernburg auf der Bergeskrone vor dem Blicke des Wanderers, der sinnend stehen bleibt, in die Betrachtung des mannigfachen Schönen versunken, das sich ihm in so überraschender, ungeahnter Weise dargeboten. Und gern wirft er noch einen dankbaren Blick zurück auf all' die Pracht und Schönheit, wenn er niedersteigt vom Berge in die reichgesegnete Ebene. Er ist in hohem Grade befriedigt. Seine Mühe ist belohnt. Er hat gesehen, was Kunst, Arbeit und Ausdauer zu leisten vermögen. Er hat betrachtet, was der Menschengeist Großes und Schönes hervor bringen kann und wird die Königsburg auf dem Zollernberge lange im Andenken bewahren.

Meine Sterndeutung.

So Mancher prüft die Himmelsweiten
Und Sternenbahnen früh und spät,
Und will daraus dem Menschen deuten,
Was dort für ihn geschrieben steht.

Ich lernte nie das Räthselwesen,
Und dennoch kann ich leicht die Schrift
Am sternenlichten Himmel lesen,
Für Jeden anders, wie sich's trifft.

Dem tiefgebeugten Erdensohne,
Dem hier die Noth zum Erbe fällt,
Ihm sagt die Schrift, daß dort am Throne
Der Vater jede Thräne zählt.

Der an begränzten Leichensteinen
Um die verlornen Lieben weint,
Dem sagt sie tröstend: Laß das Weinen,
Du findest Alle hier vereint!

Zum Stolzen spricht sie: Sei bescheiden,
Und zu dem Frevler: Laß den Spott!
Zum Schmerzerfüllten: Trag die Leiden,
Um Dich zu prüfen, schickt sie Gott!

Dem frechen Heuchler, der mit Lügen
Und falschem Schein die Welt besticht,
Dem sagt die Schrift mit Flammenzügen:
Den ew'gen Richter trügst Du nicht!

Der mit der Bosheit kämpft hienieden,
Dem strahlt sie Muth und Stärkung zu;
Zum Dulder spricht sie: Hier ist Frieden,
Und zu dem Müden: Hier ist Ruh!

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 30.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

„Oh Herr Lodge, eilen Sie ihm schnell nach!" rief sie. „Um Gotteswillen, eilen Sie, oder er wird sich ein Leid anthun."

Wir müssen hier zum Verständniß hinzufügen, das Herr Lodge bereits seit einigen Wochen mit Klara schmollte und ihr Haus nicht betreten hatte.

Und was war der Grund seinerseits zu diesem sonderbaren Benehmen? Wodurch hatte Klara sich sein Mißfallen zugezogen?

Herr Lodge hatte bemerkt, daß ein ihm unbekannter Herr das Haus der Geschwister Leslie mehrere Male betreten hatte, und war auf den Gedanken gekommen, jener Unbekannte wäre kein Anderer, als der Londoner Bewerber, mit welchem Klara ihn vor ihrer Abreise gequält und seine Eifersucht zu erwecken versucht hatte. Zur Steuer der Wahrheit müssen wir jedoch dem Leser im Vertrauen sagen, daß der vermeintliche Freier, dessen Besuch dem ehrlichen John so heftige Erbitterung eingeflößt hatte, Sir Harry Lorrimer gewesen war.

Für Herrn John Lodge war der „Londoner Herr" eine vollendete Thatsache geworden. Er hatte in den letzten vier Wochen sich nur mit ihm beschäftigt, und auch jetzt fiel ihm nichts Anderes ein. Eine hübsche Zumuthung! Er sollte ihm nachlaufen, ihn vor Unheil schützen! Hielt man ihn wirklich für einen solchen Einfaltspinsel?

„O, eilen Sie, Herr Lodge!" rief Klara von Neuem. „Er ist wie ein Wahnsinniger davongelaufen und ist nun schon, wer weiß, wie weit. Lassen Sie uns keine Zeit verlieren!"

Herr Lodge schnitt mit der größten Seelenruhe eine Scheibe von dem Braten, den er vor sich hatte, und präsentirte den Teller mit einer so anmuthigen Verbeugung, als er sie nur zu machen vermochte, der aufgeregten Klara.

„Ist's Ihnen gefällig, Fräulein Klara?"

„Mir?" rief Klara, den Teller in ihrem Unmuth von sich schiebend. „Ich kann Ihnen die Versicherung geben, er lief wie ein Toller dahin, und ich glaube für wahr, daß er wahnsinnig ist!"

„Das freut mich!" antwortete John ruhig, und fing an, mit großem Appetit den Braten zu verspeisen.

„Das freut Sie?" rief Klara, kaum ihren Ohren trauend. „Großer Gott!"

„Ja, das freut mich ungemein!" fuhr John fort. „Und Ihnen kann es ja am Ende auch gleichgültig sein, Fräulein Klara. Es gibt noch Andere hier um uns herum, die wenigstens ebenso gut sind, wie er. Also verrückt ist er? Geschieht ihm ganz Recht!" und er lachte sich stillvergnügt in's Fäustchen.

„Mein Gott, er kann sich ein Leid zufügen!" rief Klara in leidenschaftlicher Aufregung, „er kann sich tödten, hören Sie es? und Sie sitzen ruhig da wie ein Holzblock!"

„Mag er's immerhin thun. Ich werde ihm sicherlich nicht hindernd in den Weg treten. Wer hieß ihn auch, mir in's Gehege kommen?" knurrte John in roher Schadenfreude.

„Herr Lodge, ich kann Sie in der That nicht begreifen. Ist Arthurs Leben so wenig —"

„Arthur!" rief John aufspringend und seinen Sessel mit dem Fuße wegschiebend. „Sie sprechen von Arthur? Weßhalb haben Sie das nicht gleich gesagt?" Mein Gott, wie konnte ich es denn wissen, daß Sie Arthur meinten? Sagen Sie mir schnell, nach welcher Richtung er hingelaufen ist. Ich will ihm wie der Blitz nachfolgen!"

„Dorthin, über jene Felder da!" antwortete sie in ihrem Eifer. „Ich glaubte wirklich, ich hätte Arthur gleich genannt."

„Nein, das haben Sie nicht gethan, und ich dachte nur an den verwünschten — aber gleichviel. Adieu!"

Zwei Minuten darauf hatte John sein Pferd bestiegen und eilte mit verhängten Zügel in der von Klara angegebenen Richtung im Galopp davon.

John Lodge war ein ganz ausgezeichneter Mensch in seiner Art. In dieser linkischen, schwerfälligen Hülle schlug ein braves, menschenfreundliches Herz. Auch praktische Klugheit ging ihm nicht ab, und, im Ganzen genommen, hätte Klara für einen so kitzlichen Auftrag keinen besseren Vollstrecker finden können.

„Arthur ist nicht toll, obgleich er sich dafür hält,“ sagte sich der ehrliche John, als er die ihm bezeichnete Richtung verfolgte — „ich darf ihn daher nicht dadurch, daß ich meine Absicht zu erkennen gebe, in Schrecken setzen.“

Inzwischen hatte Arthur seinen Weg über die Felder genommen und eilte dem Punkte zu, wo er die gewöhnlichen Reisemittel benutzen konnte. Nach einer halben Stunde kam er an eine tiefe Schlucht, über deren Boden ein wild brausender Gebirgsstrom seine Wogen hinwälzte. Die beiden hohen Ufer waren durch eine auf massiven Bogen ruhende Brücke mit einander verbunden, welche aussahen, als wären sie für die Ewigkeit gebaut. Und fast stündlich ward das sonst hier herrschende Schweigen durch ein gellendes Pfeifen unterbrochen und dann brauste ein Eisenbahnzug mit seiner lebendigen Fracht in unaufhaltsamer Geschwindigkeit über die Brücke dahin, und verschwand nach wenigen Augenblicken hinter die waldigen Hügelketten.

Arthur ließ sich nieder, um auszuruhen. Körperliche Anstrengung und noch mehr sein unglücklicher Zustand überwältigten ihn. Seine ganze Lebensrichtung hatte seit jener unheilvollen Reise eine traurige Veränderung erfahren, und der ärmste Bettler schien ihm gegenüber beneidenswerth glücklich.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Darlehen.

Fortsetzung.

„Ich danke!“ sagte Simon des Morgens und verließ das Haus.

„Glaubt Ihr, daß er sein Verhalten gegen Euch nun ändern wird?“ fragte, nachdem sich Simon entfernt hatte, Friedel nicht ohne Spott.

„Wir glauben es!“ erwiederte Vater Bartholomäus und Mutter Margaretha, während Aennchen schweigend dasaß.

„Ist Einer ein Schelm von Haus aus,“ sagte Friedel, „so bleibt er's sein Lebtag. Thust Du ihm was Gutes, so thut er Dir was Böses dafür. Ich wünsche nicht, daß wir es erfahren, aber besser wär's gewesen, der schäbige Knicker wär' im See ertrunken. Nichts für ungut!“ Damit nahm der junge Mann die Büchse über die Schulter und ging.

„Friedel haßt den Simon aus tiefstem Herzensgrund."

„Ja wohl, Margareth. Aber schön bleibt's von dem Jungen, daß er dennoch so bereitwillig hinausfuhr gestern mit mir in den todtdrohenden See, daß er all' seine Kräfte anstrengte, einen Mann zu retten, dem er's vergönnt hätte, wenn er zu Grunde gegangen wäre. Friedel ist ein braver Bursche."

„Das ist er, Vater!" sagte Aennchen. „Aber mir will's nicht gefallen, daß er so böse Gesinnung gegen einen Nebenmenschen hegt. Weiß Gott, ich kann nicht tiefer verletzt werden, als mich Simon verletzt hat, aber es drückt mich doch, daß Friedel so übel von ihm redet, obwohl ich auch glaube, daß Simon jetzt nicht anders sein wird, als früher."

„Aus Dir redet nur die Antipathie eines jungen Herzens, wie aus Friedel. Meine Erfahrung aber sagt mir, daß Leute, denen man das Leben gerettet, kaum auf das Verderben ihrer Retter sinnen können, auch wenn sie noch so herzenshärtig wären."

„Gott geb's!" seufzte die Mutter. „Möchte Milde und Liebe zu dem Nächsten einkehren in sein Herz!"

— — — — — — — — — — —

Simon schritt langsam, nachdenklich den Fußsteig am Seeufer entlang dahin. Sein Herz war nun wohl erweicht, Milde und Liebe waren eingekehrt in dasselbe! Diejenigen, die nach der Berechnung eines Bösewichts wünschen mußten, daß er zu Grunde gehe, hatten ihn mit Aufwand all' ihrer Kräfte, ja mit Gefährdung ihres eigenen Lebens, aus dräuender Noth gerettet. Diejenigen, die er durch unnachsichtliche Forderungen einer, freilich nach außen rechtmäßigen Schuld in Angst und schweren Herzenskummer versetzt, denen er so zusagen den Bettelstab vor die Füße geworfen — die er gerichtlich belangen und aus der Hütte, der jahrelang von ihnen bewohnten, von der Scholle, der geliebten, lange bebauten, jagen lassen wollte, sie hatten ihn mit christlicher Nächstenliebe gepflegt, seiner treu gewartet und an ihm gehandelt, wie der barmherzige Samaritan, von dem die heilige Schrift erzählt. Sie hatten in Wahrheit Kohlen auf sein Haupt gesammelt. Dies ging nun doch Alles durch seine Seele? Ja wohl! Er dachte daran. An seinem Geiste zog die Erinnerung dessen vorüber, was er vollbracht. Er sah den Vater Bartholomäus, wie er bittend vor ihm stand, um ein kleines Darlehen zu empfangen. Nach Jahresfrist sah er ihn wieder, gebeugt von Kummer, zum Thore seines Hauses hereinschleichend und um Geduld und Nachtsicht flehen. Er sah ihn, wie er mit einem Papier in der Hand sich entfernte, auf dem der dreifache Betrag der geliehenen Summe

geschrieben stand. Er sah sich selbst, wie er vergnügt im Zimmer auf und ab ging und sich in's Fäustchen lachte. Er sah endlich Aennchen — aber da zerflossen die Bilder. Simon stieß einen Fluch aus, ballte die Faust und rief: „Es nützt Euch Nichts! Morgen sitzt Ihr vor Eurer Thüre. — Ich habe doch den Schein? Ja, ja! Da ist er! Zwar noch etwas feucht — aber unversehrt. Sie haben ihn nicht berührt, die —!" Es war ein abscheuliches Scheltwort, das er hinzufügte. —

Der Himmel war klar und heiter wie der See, in dessen nun so ruhigem Wasser er sich spiegelte. Ein zarter Duft lag über der glänzenden Fläche, der sich wie ein leichter Schleier auch über die Berge breitete, die den See einschlossen. Eine feierliche Stille herrschte ringsum — selten wurde der Lockruf eines Vögleins vernehmbar oder klang's vom Hochwald her, jene geheimnißvollen Laute, wie sie mitunter aus der Tiefe des Forstes kommen, die Niemand zu erklären vermag. Die ganze Natur athmete Frieden und Liebe.

Unberührt von dieser Herrlichkeit ging nun Simon rasch vorwärts dem Dorfe zu, in dem er wohnte.

Hoch droben, weit über den Wohnungen der Menschen, im tiefsten Forst auf einer kleinen Wiese saß Friedel. Der Hochwald entfaltete alle seine geheimnißvollen Reize um ihn her. Eigenthümliches, sehnsuchtweckendes Rauschen in den Baumkronen. Leises Geflüster in den Wipfeln. Was sagten die Bäume? Was wollten sie verkünden? Was dem ahnungsvollen Lauscher offenbaren? Wer versteht diese Stimme?

's ist doch etwas Ureigenes um das Leben im Walde. Der Wald übt eine seltsame Macht — auch auf ein rohes Gemüth. Nur darf es nicht von gemeinem Egoismus erfüllt sein. Der viel im Walde lebt und ein Aug' besitzt für die Schönheit desselben, der wird immer einen gewissen Zug nach Höherem in seiner Natur verspüren. Der Jäger hat eine Hinneigung zum Poetischen. Selbst der arme Holzschläger ist eine edlere Natur, als Einer seines gleichen in der Ebene. Es ist der Einfluß des Waldes.

Dieser Einfluß war auch an Förster Friedel nicht zu verkennen, so stramm übrigens das ganze Wesen des jungen Mannes war. In seiner Natur lag nichts Sentimentales — Alles war Kraft und Fülle und eine gewisse Rauheit im Gebahren; aber der Kern war brav, war edel.

Ihm war das Schicksal der Familie, von welcher ein Mitglied das Theuerste war, was er auf Erden kannte, sehr zu Herzen gegangen.

Der böse Gegensatz zwischen dem harmlosen Leben der Gebirgsbewohner und der Geldmacht, die sich in dasselbe eindrängte, wurde ihn nur allzu klar. Er sah ein, daß nun Glück und Frieden aus den Bergen ge-

wichen, und der Qualm der Städte dampfte herauf bis in die Tiefen seiner Wälder und verpestete die reine Luft der Höhen. An den Jammer der ihm so Lieben drunten am See knüpfte er diese Betrachtungen; fast instinctiv erkannte er einen Theil dessen, was man sociale Frage nennt. Der Wucherer Simon erschien ihm als ein böser Geist, der in den Frieden dieser Thäler hineingebrochen, als eine Macht dem Abgrunde der Hölle entstiegen. Und die Familie des Vater Bartholomäus war ja nicht die Einzige, an welche diese Macht herangetreten war .... wie Viele gab es in der Gegend, die in einer Art moralischer Sklaverei durch den eisigen Geldmenschen gehalten wurden. Erst neulich war Friedel Zeuge einer Scene im Gasthause gewesen, wo mehrere von Simon arg Bedrückte sich verschworen hatten, den Mann nächstens zu erschlagen und in den See zu werfen. Mit Schaudern dachte er daran, daß er dieses Vorhaben begreiflich gefunden, daß er als Simon in vergangener Nacht dem Verhängnisse so nahe war, einen Augenblick gewünscht, er möge diesem Verhängnisse zum Opfer fallen. Aber der gute Engel hatte ihm zur Seite gestanden und der schwarze Gedanke zerstob.

„Aber was soll geschehen?" fragte er sich immer und immer wieder. „Und Etwas muß geschehen. Es ist unmöglich, daß ich sie untergehen, daß ich sie von den Krallen des Wucherers zerfleischen lassen kann. Aber was soll geschehen?"

Lange saß er, tief in Gedanken versunken. Neben ihm lag der treue Hund und bewachte den traurig sinnenden Herrn, der auf Alles um ihn her zu vergessen schien. Nun vernahm er nicht das Rauschen der Bäume, horchte er nicht auf das Zwitschern der Waldvöglein. Von ihm aus durfte das Reh sich bis in die Nähe wagen, würde der Hunde nicht angeschlagen haben, er hätte es nicht bemerkt. Das Haupt in die Hand gestützt, saß er da. Und sann und sann.

Endlich sprang er auf. „Gott möge mir helfen! Aber es bleibt nichts anderes übrig. Es muß sein! Vorwärts!"

Er warf seinen Stutzen über die Schulter und schlug sich waldeinwärts. Bald krachte ein Schuß, zum Beweise, daß er wieder seinem Jägeramte oblag.

Im Hause des Vaters Bartholomäus ging es still und traurig zu. Es schien als läg' eine Leiche in der Kammer. Wenig wurde gesprochen, das Wenige in gedrückter Weise. Der Vater schlich von Winkel zu Winkel und betrachtete unbedeutende Gegenstände lange Zeit mit starrem Blicke, wie wenn sein Geist abwesend wäre. Die Mutter saß draußen in der Küche vor dem Herde, auf dem kein Feuer brannte und wie sie so dasaß, rannen die hellen Thränen auf ein Gebetbuch, in welchem sie lesen wollte, aber nicht konnte. Neben ihr stand Rudi und sah ihr verwundert in das trau-

rige Gesicht und als sie ihm die Wange streichelte, zuckte es in seinen treuherzigen Mienen und er weinte, weil die Mutter weinte. Aennchen stand beim Fenster, ein angefangenes Kleidchen für das Brüderchen in den Händen, aber das Kleidchen hing schon eine Stunde herab, ohne daß die Nadel, die schon angesteckt, durchgezogen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Peter.

(Erzählung.)

I.

Das Fischerhaus.

Die Gegenden des vaterländischen Stromes, der gewaltigen Donau, besitzen eine charakteristische Eigenthümlichkeit: die oft Stunden lang sich hinziehenden, mit üppigen Baumwuchs bedeckten Auen.

Dort, wo sie ausschließlich die Stromlandschaft beherrschen, geben sie der Donau einen seltsamen, an die großen Flüsse America's mahnenden Anstrich.

Es liegt etwas wildes, urwüchsiges, elementarkräftiges in diesen wie aus den Fluten hervorgeschossenen Wäldern. Die Auen sind, selten eingedämmt, allen Launen des von der Civilisation nur stellenweise beleckten Stromes preisgegeben, dessen brausende Wässer, namentlich dann, wenn sie von den Schaufelrädern eines Dampfers aufgewühlt sind, ungeheure Massen sog. Wellsandes anschwemmen und wieder im nächsten Momente losreißen. So kann ein aufmerksamer Beobachter vom Bord des Schiffes aus sehen, wie sich die Umrisse der schönen, grünen Inseln von Minute zu Minute ändern.

Wahrhaftig! Der Strom verfährt barbarisch mit ihnen! — Die Aulandschaften der Donau sind die Qual der Dutzendreisenden. Für ein feiner organisirtes Auge sind sie es nicht.

Freilich! Abwechslung bieten sie wenig. Immer und immer dasselbe bläuliche Grün, dieselbe Gruppirung des Baumschlages, dieselbe melancholische Physiognomie! Vom Thierleben wenig Spuren. Selten tönt froher Vogelsang aus dem Halbdunkel der Au; selten bemerkt man einen stolzen Reiher am Ufer stehen und wie träumend in die Fluten schauen.

Ach! der Fischreichthum wird immer geringer. Da für die Erhaltung des Laiches absolut nichts geschieht, so verschwinden die stummen Bewohner der Tiefe in erschreckender Weise. Bald wird ein Donau-Karpfen in das Reich der Sage gehören! Die Fischerei in der Donau ist daher kein sehr

einträgliches Gewerbe. Dies fühlte Peter Wellrich am meisten, der auf den Ertrag seiner Fischereipachtung angewiesen war. Sein Häuschen stand, ziemlich nah dem Stromufer, in einer kleinen Lichtung der Au. Es war eine bescheidene Wohnung, aber freundlich und nett. Ein Gärtchen und daran stoßend ein Acker, der mit Mühe dem Auboden abgewonnen war, umgaben dieselbe. In dem Hause wohnte der Fischer mit seiner jungen Gattin Dolores und einem alten Manne, dem Vetter Berthold, wie sie ihn nannten.

Dolores gehörte einer einst sehr wohlhabenden und angesehenen Familie an, die aber durch Unglücksfälle aller Art ganz herabgekommen war. Vor ihrer Vermählnng mit Peter Wellrich hatte sie bei ihrer Mutter in der Stadt gelebt, natürlich in sehr kümmerlichen Verhältnissen, indeß nicht ohne Ansprüche zu machen, die nur eine bessere Stellung im Leben hätte befriedigen können. Es war eine eigenthümliche Marotte der alten Frau, der Mutter der Dolores, sich so zu geberden, als sei sie noch immer reicher und vornehmer als die Leute, in deren Nähe sie nun wohnen mußte, freilich Leute, die sich durch ihrer Hände Arbeit in schwerer Sorge das tägliche Brod verdienten. Sie wollte sich durchaus nicht bequemen, auf einen gewissen Luxus in der Einrichtung ihrer zwei kleinen Zimmer und in der Kleidung zu verzichten, und sollte derselbe auch durch anderweitige Entbehrungen erkauft sein. Meine Zimmer, sagte sie, sieht man. Ob ich zu Mittag gegessen habe oder nicht, das weiß niemand!" Das mag Manchem als Bettlerstolz erscheinen, man sei jedoch nicht hart in der Beurtheilung solcher Menschen, die lieber hungern als ihrer Würde etwas vergeben wollen.

Wenn daher Dolores immer nett, fast elegant gekleidet einherging, obwohl ihre Nahrung oft nur in einem Schälchen Kaffee und einem Weißbrödchen bestand, so darf das nicht Wunder nehmen. Die Mutter wollte es so. Und Dolores war auch damit zufrieden. Das Mädchen war schön. Eine zarte, fast zu schmächtige Gestalt, der man die Noth des Lebens wohl ansehen konnte, obschon die Mutter behauptete, diese Hagerkeit rühre von einer gewissen Schwäche der Brust her, die eine Abzehrung als möglich erscheinen lasse.

Das feingeschnittene Gesichtchen, mit lieblichem Rosa fast nur angehaucht, war von einer reichen Fülle dunkelblonder Haare umrahmt, die Augen fast zu groß, der Blick sinnend, meist traurig. Die Lippen schienen dazu geschaffen, zu schäkern und zu lachen — aber es geschah dies sehr selten.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann

Der Hausfreund.

№ 31.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung.)

„Guten Morgen, Herr Leslie!"

Es war John Lodge, der, als er Arthur von fern gewahr wurde, sein Pferd an eine Hecke gebunden und sich ihm vorsichtig zu Fuße genähert hatte. Arthur sprang auf und schaute scheu um sich her.

„Oh, das Pferd wird mir nicht weglaufen," sagte John, indem er sich den Anschein gab, als verstände er Arthur's ängstlich umherspähende Blicke nicht. „Ich wollte mir nur einmal die Gegend hier ansehen. Es heißt, es solle dieses Terrain von einer Kommission untersucht werden. Die Eisenbahnbrücke soll unsicher sein."

„Ah, wirklich?" sagte Arthur in gleichgültigem Tone.

„Ja," fuhr John fort, und es würde einen tüchtigen Krach geben, wenn so ein Zug einmal dort hinunterstürzte. Das Wasser da unten hat eine Tiefe von 15 Fuß."

„So?" warf Arthur in demselben gleichgültigen Tone dazwischen.

„Sie sehen heute so betrübt aus," sagte John, indem er voll Theilnahme in Arthur's Antlitz blickte. „Sie sollten bisweilen einen tüchtigen Spazierritt auf meinem Pferde machen. Es würde Ihnen gewiß gut bekommen, Herr Leslie."

Arthur schüttelte mißmuthig den Kopf.

„Es gibt nichts Zuträglicheres für die Gesundheit, als das Reiten, verlassen Sie sich darauf. Ich reite tagtäglich meilenweit, und Sie sehen, wie frisch und munter ich bin."

Arthur schien während der letzten Worte John's an ganz etwas Anderes gedacht zu haben, und sagte nun mit plötzlicher Lebendigkeit:

„Herr Lodge!“

„Herr Leslie?“

„Sie haben mich von Klein auf gekannt,“ sagte Arthur ernst; wir waren Schulkameraden. Sie erinnern sich daran?“

„Ja wohl,“ antwortete John.

„Herr Lodge, wissen Sie auch, daß ich irrsinnig bin?“ rief Arthur, indem er in plötzlicher Aufregung sich erhob.

John legte seine Hand leicht und mit dem Anschein einer ihm unbewußten Handlung auf Arthur's Arm. Doch würde dieser es nicht leicht gefunden haben, sich davonzumachen.

„Irrsinnig?“ Wer hat Ihnen das in den Kopf gesetzt? Wie lächerlich! — Meinen Sie, ich könnte einen Wahnsinnigen nicht erkennen, wenn ich ihn sähe?“

Und John begleitete diese Worte mit einem heiteren Lachen.

„Wissen Sie aber auch, daß ich eine Verstorbene gesehen habe?“ rief Arthur in demselben Tone der Aufregung.

„Das ist wohl einem Jeden schon zu einer oder der andern Zeit einmal passirt!“ erwiederte John gelassen.

„Aber nicht in dem Sinne, wie Sie es meinen!“ fuhr Arthur fort. „Sie bewegte sich umher; ich sah sie als ein lebendiges Wesen, das ich hätte anfassen können. Sie hatte dasselbe Haar, dieselben Gesichtszüge, denselben unaussprechlichen Zauber. Lassen Sie mich los, sage ich,“ rief er, „Sehen Sie denn nicht, daß ich verrückt bin?“ Und mit heftiger Ungeduld wollte er sich von John losreißen.

„Warten Sie einen Augenblick,“ sagte John, indem er Arthur anscheinend ohne Anstrengung am Arme hielt, „Sie können jetzt nicht über die Brücke gehen. Sehen Sie, es kommen zwei Eisenbahnzüge von beiden Seiten.“

Es waren wirklich zwei Eisenbahnzüge zu sehen, von entgegengesetzten Richtungen herkommend, welche bald durch die mannigfachen Baumgruppen dem Blicke entzogen wurden, bald hinter denselben wieder sichtbar wurden. Mit donnerndem Getöse kamen sie herbei und erreichten die Brücke gleichzeitig in demselben Augenblicke. Die beiden Beobachter erbleichten und ihre Blicke waren starr auf das Besorgniß erregende Schauspiel gerichtet. Die Bogen der Brücke wankten, gleich als wären sie berauschte menschliche Wesen — das Rasseln der Maschinen schien sich in einen Klageton zu verwandeln. Dann erdröhnte ein Donnerschlag, so furchtbar, als wäre das Himmelsgewölbe geborsten, und im nächsten Augenblicke tönte das verzweifelnde Jammergeschrei von Hunderten menschlicher Stimmen aus der tiefen Schlucht herauf, und Hunderte von menschlichen Wesen kämpften mitten

unter den hinabgestürzten Brücken- und Wagentrümmern in den aufschäumenden Wogen.

John hatte Arthur losgelassen und sah mit vor Entsetzen bleichem Gesicht in den Abgrund hinunter, während Arthur in halb bewußtlosem Zustande zurückgetaumelt war.

Doch plötzlich erschallte aus dem Gewirre von Weh und Klagelauten eine Stimme, deren wohlbekannter Klang Arthur aus seiner Betäubung weckte. Es war Viktorine, die um Hilfe rief. Er erkannte die Stimme des Weibes, das er einst geliebt hatte. Viktorine hatte sich an ein Trümmerstück festgeklammert, doch nicht lange mehr würde es sich auf der Oberfläche erhalten. Schon begann es unterzugehen — und sie mit ihm.

Schnell und doch vorsichtig kletterte Arthur den jähen Abhang hinab! mit seltsamen Instinkt, wie es bei ähnlichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, fand er die richtigen Punkte, die einen sichern Tritt gewährten, wo ein einziger Unrichtiger Verderben gebracht hätte. Er stürzte sich in's Wasser; bald hatte er Viktorinen erreicht, und mit starkem Arm hielt er sie empor, während sie sich in ihrer Todesangst an ihn preßte. Und in demselben Augenblicke fielen seine Augen auf eine andere weibliche Gestalt, deren Formen und Gesichtszüge ihm nur zu bekannt waren. Dort waren die herrlichen Augen, dort das blond gelockte Haar und die klassisch abgerundeten Arme, wie nach einen Rettungsanker umherfühlend. Es war sie selbst, Constanze Clairville!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Darlehen.

(Fortsetzung.)

Jegliche Hoffnung auf Rettung war den Armen entschwunden.

Es waren zwei Tage vergangen, seit Simon ihr Haus verlassen, da erschien die gerichtliche Kündung des Darlehens. Da keine Möglichkeit vorhanden, die Schuld abzutragen, so wurde die Pfändung und der Lizitandoverkauf des Gütchens angesagt.

Alles war verloren.

Die ganze Zeit hindurch war Friedel nicht erschienen. Aennchen hatte schon dem Gedanken sich vertraut zu machen gesucht, daß er „eine Bettlerin', verlassen habe. Sie hatte die Hände gefaltet und gebetet: „Herr ist's möglich? — Und wenn es geschehen, o! so laß mich vor übergroßem Leid nicht verzweifeln.“

Und so verging der dritte und der vierte und der fünfte Tag in trauriger Einsamkeit. Da kam Friedel. Er sah düster und niedergeschlagen aus — seine sonst so blühende Wange war blaß geworden. Er ließ sich Alles erzählen, was inzwischen geschehen; dann sagte er: „Ich weiß es ohnehin."

Aennchen betrachtete ihn stumm, in tiefer Bekümmerniß. Friedel kam endlich auf sie zu und berührte leise ihre Hand. Aber Aennchen regte sich nicht. Friedel ging wieder hinweg von ihr und setzte sich zum Vater. So verfloß eine Stunde. Dann brach Friedel auf. An der Thüre drehte er sich um und sagte:

„Seid ruhig . . es wird Hilfe kommen!"

Nun erhob sich Aennchen. Sie schritt an den Jüngling heran, ergriff seinen Arm und flüsterte ihm zu:

„Friedel, was hast Du vor? Verlaß mich lieber, als daß Du Uebles thust. Gott und alle Heiligen mögen Dich bewahren vor böser That!"

„Leb' wohl!" Dies sprechend, verschwand Friedel im Dunkel der Nacht.

Simon saß an seinem Schreibtisch und arbeitete eifrig. Mehrere Schuldverschreibungen und eröffnete Geldbriefe lagen vor ihm. Er nahm ein Papier um das andere, betrachtete es genau und trug es in sein Hauptbuch ein. Dann rechnete er die Posten zusammen. Dabei sprach er so vor sich hin:

„Gerade noch zu rechter Zeit eingelaufen! Wär' ihm sonst auch ergangen wie dem Bartholomäus. — Hm! Der alte Rotenhofbauer sendet 200 fl. und bittet um eine Frist von zwei Monaten, um den Rest abzutragen. Geht nicht! Das Doppelte oder gerichtliche Kündigung. Das Gesindel versteht noch nicht sich einzuschränken . . die Leute leben zu gut hier zu Lande . . ein Stück Brod, ein Glas Brunnenwasser das wäre genügend für solch' eine Schollenkreatur.

Da aber klagen sie über die hohen Steuern, die sie nicht erschwingen können, sie klagen über die Entwerthung des Bodens, sie klagen über den Mangel genügender Einnahmen . . . die Thoren! — Sie klagen mit einem Worte über die neue Zeit. Ei freilich — die gute, alte, patriarchalische Zeit, da diese verschwenderischen Tölpel Schutz und Hilfe fanden bei ebenso einfältigen Herrschaften, die ist vorüber. Man macht nun nicht viel Federlesens mit dem Pack. Seht, ich klage nicht. Meine Habe mehrt sich — bald bin ich ein reicher Mann. — 70 fl. vom Adlerwirth im obern Dorf. Sind Interessen. Er zahlt mir zu pünktlich. Muß sehen, daß er ein bischen in die Klemme kommt, sonst bringt er sich am Ende fort und das wär' mir unlieb . . . Halt, was war das?"

Er horchte einige Minuten mit gespannter Aufmerksamkeit, dann legte er eiligst die Papiere zusammen, verschloß sie in eine Lade und nahm ein Buch zur Hand.

Es klopfte draußen.

Simon schritt zum Fenster, öffnete einen Flügel und rief in die Finsterniß hinaus:

„Wer ist's? Was will man von mir in so später Stunde?"

„Förster Friedel ist's. Er will Wichtiges mit Ihnen besprechen."

„So? — Ist sonst Niemand draußen?"

„Niemand."

„Auf Ehrenwort?"

„Ich sehe Niemanden . . Mein Wort darauf."

„Nun schloß Simon das Fenster und begab sich in ein kleines Höfchen, welches von einer hohen Mauer eingeschlossen war. Diese war von einem kleinen, eisenbeschlagenen Pförtchen durchbrochen, welches der Wucherer öffnete.

„Kommen Sie schnell herein!" sagte er zu Friedel. „Es schleichen jetzt so viele schlechte Bursche herum, die auf ehrlicher Leute geringe Habe ein böses Auge geworfen. Kommen Sie schnell!"

Friedel gab keine Antwort. Er folgte jedoch ohne Säumen. Simon schloß und sperrte das Pförtchen von innen. Dann schritten sie Beide langsam in das Haus.

„Nehmen Sie Platz, Friedel." Dabei betrachtete ihn Simon fast mit wildem Blicke, als wollt' er sagen: „Armer Teufel! Ich ahne, was Dich hieher führt." Indeß fragte er ironisch höflich: „Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Sie mir? Gott sei Dank, daß ich Ihrer Dienste nicht bedarf. Sie kämen mir zu theuer, Herr Simon."

„Sie scherzen?"

„Scherzen? Mit Ihnen? Nein. Ich habe bloß ein Geschäft abzumachen, weiter nichts. Wie viel schuldet Ihnen Vater Bartholomäus?"

„Was kümmert Sie das?"

„Das sollen Sie sogleich erfahren. Antworten Sie."

Simon nannte die Summe.

„Darf ich bitten, mir die Schuldverschreibung zu zeigen?"

„Warum?"

„Darf ich Sie darum bitten?"

„Da ist Sie," sagte Simon, indem er aus einer Lade des Schreibtisches ein Papier nahm und es vorsichtig mit beiden Händen hielt.

„Gut. Unterschreiben Sie, daß Alles pünktlich gezahlt und die Execution von Seite des Gerichtes mithin eingestellt ist.“

Simon erstaunte. Aber Friedel zog anscheinend ruhig seine Brieftasche und zählte eine Hundertguldennote nach der andern auf den Tisch hin, bis die ganze Summe des Schuldkapitals sammt den fälligen Interessen erreicht war.

„Woher haben Sie das Geld?“

„Ich denke, das geht Sie gar nichts an. Ich bin hier, um Sie zu befriedigen und damit punktum. Unterschreiben Sie.“

Simon ergriff eine Feder. In seinem Antlitze malte sich eine gewisse Besorgniß. Seltsam scheue Blicke warf er auf den jungen Mann, der ihm gegenüber saß.

„Unterschreiben Sie.“

„Drängen Sie doch nicht so sehr. Bevor ich die Feder ansetze — hören Sie ein Wort. Ich zerreiße diesen Schuldbrief und Sie können Ihr Geld behalten, wenn —“

„Unterschreiben Sie.“

„Wenn Aennchen —“

(Fortsetzung folgt.)

Der arme Peter.

(Fortsetzung.)

Dolores liebte die Einsamkeit und den Ernst stiller Betrachtungen. Hätte sie auch die Mittel hiezu gehabt, sie würde doch den öffentlichen Vergnügungsorten fern geblieben sein.

Lebhafte Conversation, Ausbrüche stark überschäumender Lebensfreude, das Kreuz- und Querfeuer des Witzes und der Galanterie, es behagte ihr nicht. Ihr Geist war so sehr nach innen gekehrt, daß sie es verdroß, in längerer Wechselrede das für und wider zu beleuchten oder ihre Meinung zu vertheidigen. Lieber zog sie sich zurück und gab sich als besiegt. Lieber hatte sie in den Augen der Gegner Unrecht, auch mit dem Bewußtsein, Recht zu haben, als daß sie sich in Erörterungen eingelassen hätte.

So war Dolores beschaffen.

Wie war das Mädchen dazu gekommen, des Fischers Frau zu werden?

Das geschah folgendermaßen: Dolores besaß ein Hündchen, Namens Lolo, das sie außerordentlich liebte. Es war kein besonders merkwürdiges Thier, von keiner seltenen Race, auch nicht von hervorragender Schönheit, aber von gutem Naturell und voll Schnurren, ein wahrer Humorist im Reiche

der Hunde. Für die magere Kost, die er erhielt, verschaffte er den beiden Frauen mancherlei Unterhaltung und erfreute sie auf ihren einsamen Spaziergängen durch seine lustigen Sprünge, durch das Gebell, welches er losließ, wenn er einen Spatzen oder eine Katze sah, durch schnelles Herbeibringen des geworfenen Apports und gewandtes Schwimmen in der Donau. Eines Abends gingen Mutter und Tochter das Stromufer langsam entlang. Lolo war in das Wasser gesprungen, ein Stück Holz zu holen, welches nahe am Ufer vorbeischwamm. Eine kleiner Wirbel drehte es eben im Kreise und riß es dann in die ziemlich starke Strömung hinaus, wo es mit der Schnelligkeit eines Pfeiles vorwärts getragen wurde.

Lolo, sich bemühend es zu haschen, war so ebenfalls in die Strömung gerathen und zu schwach, dieselbe zu überwinden, wäre er sicher um das Leben gekommen, hätte sich kein Retter des bedrängten Thieres gefunden. Ein solcher erschien in der Person des Peter Wellrich. Er sprang schnell in einen Kahn, stieß ab vom Ufer und holte das Hündchen herbei. Einige sehr freundliche Worte der Mutter und ein inniger Blick der Tochter belohnten ihn für diesen Dienst. Aber ach! Das Hündchen hatte er gerettet, sich selbst dabei verloren. Der Blick der Dolores drang ihm allzu tief ins Herz. Zu seinem Glücke mißfiel es dem Mädchen durchaus nicht, daß ein so hübscher, kräftiger, wenn auch armer Bursche ihr huldigte. Peter hatte bald die Wohnung seines Ideals ausfindig gemacht und schon nächsten Freitag erschien er mit einigen auserlesenen Fischen, die er die Frauen als freilich sehr unbedeutende Gabe anzunehmen bat. Das gut gemeinte Geschenk wurde nicht zurückgewiesen.

Bald entspann sich ein inniger Verkehr zwischen den jungen Leuten und jedermann konnte es ihnen an den Augen ansehen, daß sie sich allzu lieb hatten, als daß eine Trennung mehr möglich gewesen wäre. Die Liebe der Dolores zu Peter war so groß, daß sie nur durch die Liebe Peters zur Dolores übertroffen wurde. Sie dachten bald an nichts geringeres, als sich zu verbinden für das Leben. Peter, schon an und für sich ein strebsamer, entschlußschneller, energischer Charakter, verdoppelte im Hinblick auf ein so großes Glück, als ihm die Hand der Dolores schien, seine Anstrengungen. Er erwarb sich so viel, um die Fischerei pachten zu können, und mit Beihülfe des Vetters Berthold kaufte er das kleine Fischerhaus, als dessen Besitzer wir ihn bereits kennen gelernt haben. Nun wagte er es, vor die Mutter seiner Geliebten als Brautwerber hinzutreten.

Die Mutter der Dolores hatte seiner Werbung bis jetzt nichts in den Weg gelegt, sie schien dieselbe vielmehr zu begünstigen. Da trat seltsamer Weise ein Ereigniß ein, welches Peters schönste Hoffnungen mit einem Schlage zu vernichten drohte. Der reiche Schiffmeister Bagger, ein sehr

gewichtiger und angesehener Mann, hielt in aller Form um die Hand der schönen, aber armen Dolores an. Das änderte die Sachlage. Es zeigte sich nur zu bald, daß die alte Frau sich dem reichen Bagger in ebendem Maße zuneigte, als sie sich von dem armen Wellrich abwandte. Zwar hatte ihm Dolores einmal gesagt, sie liebe und werde nur ihn allein lieben. Nun aber schwieg sie. Sie vermied es längere Zeit mit Peter, der der Verzweiflung nahe war, zusammenzukommen.

Es lag auf der Hand, wo hinaus das sollte! Der Reichthum lockte, dessen man ja ohnehin so schwer entbehrte. War man doch an so manchen Luxus gewohnt gewesen, war man doch vom Hause aus vornehm, viel zu vornehm wenigstens für einen armen Fischer! Und nun bot sich die Gelegenheit, wieder in die bessere Gesellschaft einzutreten; man konnte sich dann wieder sehen lassen in der Welt! Gewiß ist, daß die alte Frau dergleichen Gedanken hegte, — ob auch Dolores?

Peter wenigstens zweifelte nicht daran. Sein leidenschaftliches Herz war darob auf das äußerste ergrimmt. Er tobte wie ein Rasender, dann schrie und weinte er wieder wie ein Kind oder er saß in stummem Schmerze Stunden lang am Ufer des Stromes in einsamer Au. Er gab Dolores auf.

Wie erstaunt war er daher, als er eines Morgens einen Brief erhielt, in welchem er von Dolores eingeladen wurde, sie wieder einmal zu besuchen. Sie könne gar nicht begreifen, schrieb sie, warum er sich so gänzlich zurückziehe. Es sei gar kein Grund vorhanden, ihr zu zürnen. Sie habe nie vergessen, was sie ihm gelobt. Wenn er sie noch liebe, so möge er kommen. Das Uebrige werde sich finden. Die Mutter habe allerdings, aus leicht begreiflichen Ursachen, einige Zeit geschwankt, sie habe auch Versuche gemacht, die Tochter für die gute Partie einzunehmen; diese habe jedoch erwiedert: „Entweder heirate ich den Mann, den ich liebe, oder ich heirate gar nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Am Ende.

Du wohnst im marmor'nen Schlosse voll Pracht;
Dich irrt nicht des Sommes, des Winters Macht.
Mich schließt die durchlöcherte Hütte ein
Mir bringet der Schnee und die Sonne Pein.
Du gehst aus dem Schloß, aus der Hütt' ich heraus —
Ein Grab und ein Grab sind das nämliche Haus.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 32.

Die Intriguantin.

(Fortsetzung und Schluß.)

Raserei ergreift Arthur. Viktorine klammerte sich an ihn fest, wie sollte er der Andern Rettung bringen? Und bedurfte sie noch der Rettung? Sie existirte ja nur im Reiche der Todten! Wenn er sie auch zu erfassen versuchte, er würde nur nach einem Schattenbilde greifen. „Fort, spottende Truggestalt, die mich nur in's Verderben lockt!" rief er, wie von Sinnen. „Hier gilt es Leben gegen Tod! Ich will die Lebende retten, und das Gespenst seinem Schicksal überlassen."

Inzwischen waren auch Viktorinens Augen auf die Erscheinung gefallen, welche während der letzten Augenblicke Arthur's Aufmerksamkeit in Anspruch genommen und ihm jene halbwahnwitzigen Ausrufungen entlockt hatte. Zu sprechen war sie nicht im Stande, doch alle ihre Kraft aufbietend, um sich von Arthur loszumachen, zeigte sie mit zitternder Hand nach Jener hin. Arthur wurde dies gewahr. Wie, sieht auch sie die Erscheinung? war die Frage, die sich ihm aufdrängte?

„Sie ist todt!" rief er. „Nicht wahr, sie ist todt? Lassen wir sie in dem Schattenreiche. Es gibt keine Constanze mehr!"

Viktorine erbebte. Einen Augenblick schien es, als ob die Liebe zum Leben jeder andern Rücksicht Platz machen sollte. Einen Augenblick schien die alte Selbstsucht die Oberhand gewinnen zu wollen. Doch das geängstigte Gewissen trug den Sieg davon, und ihre letzte Kraft zusammenraffend, kreischte Viktorine, auf die eigene Rettung Verzicht leistend, das Bekenntniß hervor, das, wenn sie es früher gethan hätte, ihr manche Stunde der Gewissensangst und Arthur viel Kummer und Unglück erspart haben würde.

„Sie ist nicht todt“ — so hieß das Bekenntniß — „sie ist gar nicht gestorben. Ich habe Dich getäuscht! Sie lebt! Sie lebt! Rette sie!“

Schon während sie noch sprach, schüttelte Arthur sie von sich ab, als wäre sie eine Schlange. Kein Schrei entfuhr ihr; sie machte weiter keine Anstrengung zu ihrer Rettung. Ihr letzter Blick fiel auf ihre von Arthur eben erfaßte Nebenbuhlerin, und dann sank sie, wie so viele minder schuldbeladene Opfer, in die Tiefe hinunter.

Der entsetzliche Augenblick war vorüber; das Jammergeschrei der unglücklichen Opfer verhallt. Schon hatte man angefangen, die eingestürzten Brückenbogen wieder herzustellen. Große Massen Neugieriger hatten den Schauplatz des traurigen Ereignisses besucht. Doch selbst die krankhafte Neugier der großen Menge war bereits gestillt, und Schweigen herrschte wieder um den Ort herum.

Nicht weit davon stand ein einfaches Gasthaus und in einem Zimmer desselben lag Arthur Leslie.

An dem Tage des entsetzlichen Vorfalles hätte Arthur beinahe sein Leben verloren. Von den vorherigen Kraftanstrengungen und den darauf folgenden Gemüthserschütterungen erschöpft, würde er bei dem Versuche, Constanzen zu retten, mit ihr zusammen untergegangen sein, wenn nicht beide von John's kräftigen Armen erfaßt und auf das Ufer gebracht worden wären.

Und als beide in Sicherheit waren, drohten die Aufregungen, die Arthur erlitten, ihm in allem Ernst die Vernunft zu rauben. Während vieler Tage lag er in Fieberrasereien, denen nun ein Zustand völliger Entkräftung gefolgt war. Man hätte ihn fast für todt halten können.

John Lodge verließ ihn in seiner Krankheit nur selten. Dem Namen nach sollten er und Klara abwechselnd bei dem Patienten verweilen. Doch kam er stets lange vor seiner Zeit in das Zimmer, um seinen Posten an dem Krankenbette einzunehmen. Und Klara war noch nie in vortheilhafterem Lichte erschienen, als während dieser Krisis. Ihr geräuschvolles rücksichtsloses Benehmen war in feierliche Stille verwandelt. Mit leisen Tritten bewegte sie sich umher, sprach wenig, und weinte oftmals im Stillen vor sich hin. Es war, als ob ihr eigenes Leben von der Wiederherstellung ihres Bruders abhienge.

Eines Abends, als Arthurs Krankheit ihren Höhepunkt erreicht hatte, zog Klara sich in ein anderes Zimmer zurück, um ungestört ihrem Kummer nachzuhängen.

„Weinen sie nicht so, Fräulein Klara; ich bitte, beruhigen Sie sich, ich kann Sie nicht so betrübt sehen."

Es war John Lodge, der diese Worte sprach. Er war ihr nachgefolgt und, ohne von ihr gesehen zu werden, eingetreten.

Oh, ich muß weinen — ich kann nicht anders. Ich habe Niemanden in der Welt, außer Arthur.

„Oh doch, Fräulein Klara, Sie haben noch Jemand!" sagte John, einen Schritt näher tretend und sehr schnell sprechend, gleich, als fürchtete er, das alte Hinderniß möchte ihm wieder in die Kehle treten: „Sie haben mich."

Klara antwortete nicht. Sie bedeckte vielmehr ihr Antlitz mit ihrem Taschentuch und brach von Neuem in bittere Thränen aus.

„Klara," fuhr John fort — und mit jedem Worte gewann er neuen Muth — „dies ist kein gelegener Zeitpunkt, um das zu sagen, was ich auf dem Herzen habe. Nur das will ich andeuten, daß Sie in jeder Hinsicht auf mich rechnen können. Ich bin treu bis zum letzten Blutstropfen, Klara, und werde Sie nicht verlassen, so lange ich John Lodge heiße."

Dies war eine außergewöhnlich lange und bedeutungsvolle Rede für den redlich meinenden John, und nachdem er auf diese Weise seine Gefühle zu erkennen gegeben, kehrte er in das Zimmer des Patienten zurück.

Arthur lag regungslos, kein Glied bewegte sich, und kaum wäre eine Daunenfeder von seinem Athem bewegt worden. Und durch die in dem Zimmer herrschende Stille wurde ein leichter, die Treppe heraufschwebender Ton vernehmbar. Die Thür öffnete sich und herein trat ein Wesen, dessen Beschreibung nur ein Wiederholen schon gesagter Dinge sein würde. Wir kennen das majestätische Weib mit dem goldenen Haare, jenes Weib, welches, ohne es zu wollen, Arthur so vielen Gram verursacht hatte.

Constanze trat zu dem Bette hin und beugte sich über Arthur. Sie legte liebevoll die Hand an seine Stirne. Sie weinte! Nicht zum ersten Male weinte sie an diesem Bette.

Die Berührung ihrer Hand hatte Arthur aus seinem fast stumpfsinnigen Schlummer geweckt. Er sah in ihr Gesicht. „Constanze!" Es war das erste Wort, das er seit vielen Stunden gesprochen. Sie blickte ihn liebevoll an, und mit einem glückseligen Lächeln, das seine Lippen umspielte, schlief er auf's Neue ein.

Er wußte jetzt, daß sie am Leben war; doch wird sie ihn lieben? Wir glauben es. Die Frauen sind mitleidig, und sie hat geweint über seinen Gram.

Einige Wochen waren vergangen; Arthur saß an dem Jalousienfenster und Constanzens Hand ruhte in der seinigen. Ihre schönen Augen waren

liebevoll auf sein Antlitz gerichtet, und sie erzählte ihm von ihrem Scheintode. Dies und die in Folge desselben herbeigeführten Leiden Arthur's bildeten jetzt überhaupt den fast ausschließlichen Gegenstand ihrer Gespräche, und beide waren zu der Ueberzeugung gekommen, daß es selbst in dieser prosaischen Welt verwandte Geister gibt und daß diese über Meere und Gebirge, ja sogar, wie in ihrem eigenen Falle, durch die Dunkelheit und Geheimnisse des scheinbaren Grabes einander mächtig anziehen.

Zuweilen sprachen sie auch von Viktorine, und ihre Züge nahmen, so oft dieses Namens Erwähnung geschah, einen bedeutungsvollen Ernst an; denn Viktorine war mit ihren listigen Ränken und mit ihrer Mutter, von welcher sie in dieselben eingeweiht worden, zusammen untergegangen.

Doch niemals hatte Arthur in Viktorinens Augen geschaut, wie er jetzt in die Augen Constanzens blickte. Er fühlte, daß er sich ein Anrecht auf sie erworben hatte.

Und auch sie liebte ihn. Noch einige Wochen und wir sehen sie in dem Garten ihres väterlichen Schlosses mit sehnsuchtsvollen Blicken seiner Ankunft entgegensehen. Bald war er an ihrer Seite und beide saßen beglückt in dem kleinen Zimmer, in welchem er, von Ehrfurcht beseelt, einst ihr Bildniß malte. Und jetzt, wie damals, stand das Fenster offen und der Gesang der Amsel und der Drossel tönte herein.

Der Brachmonat erschien und Arthur führte die bräutlich geschmückte Constanze in die kleine Dorfkirche, wo ihre Hände auf immer vereint werden sollten. Auf dem Wege zur Kirche kamen sie an dem Grabe vorüber, an welchem er Constanze einst als todt beweint hatte.

Ein Darlehen.

(Fortsetzung.)

„Elender!" Friedel war aufgesprungen und maß rollenden Auges den zitternden Wucherer, der eiligst den Empfang der Summe bestätigte. Friedel nahm das Papier und steckte es zu sich. Dann sagte er:

„Um diesen Preis also wären auch Sie zu Milde und Nachsicht geneigt, ließen Sie sich herbei, die ungerechte Beute fahren zu lassen? O, Sie Schlaukopf! Wissen Sie, daß dies Menschenhandel wäre? Sie wollten mir meine Braut abkaufen? Ei, das ist ein Gedanke, eines so durch und durch schmutzigen, niederträchtigen, herzlosen Geldmenschen würdig, wie Sie sind. Kein Wort! Jetzt hab' ich zu reden. Sie sind einer von jenen Pilzen, die in unsern Bergen jetzt zahlreich aufschießen und voll Giftes wie sie sind, auch den wackern Sinn der Gebirgsleute vergiften. Indem Ihr herzlosen,

von Nichts als Eurem schändlichen Eigennutz geleiteten Wucherer die schwere Noth, die über das Landvolk hereingebrochen ist, dazu benützt, um Euch zu bereichern, untergrabt Ihr auf lange Zeit hinaus den Wohlstand und das Glück desselben. Ihr preßt uns lachend den letzten Blutstropfen aus und ruft zuletzt die Gerichte gegen uns auf, die Euch beschützen, weil sie dem Buchstaben, nicht dem Geiste des Rechtes folgen. Aber der Tag der Vergeltung wird kommen! Ich wünsche Ihnen nur, daß Sie diese Gegend noch eher verlassen können, ehe der Ingrimm der Bedrängten sich Luft macht. Entfliehen Sie — der Rache der Menschen können sie sich entziehen. Dort oben ist Einer, dem Sie nicht entgehen werden. Ich halte dafür, daß Sie an so Etwas, wie ewige Vergeltung, nicht glauben. Aber das wird Ihnen nichts helfen. Was nützt es, zu sagen, die Sonne scheint nicht. Sie scheint doch. Das kann ich sagen: An Ihrer Stelle möcht' ich nicht vor den Richterstuhl des Herrn treten."

Damit schritt Friedel hinaus. Simon öffnete ihm das Pförtchen und wünschte, das Käppchen höflich ziehend, gute Nacht.

Draußen herrschte dichte Finsterniß. Kaum hoben sich die noch dunkleren Massen der Berge vom Firmament ab. Statt des See's sah man nur eine riesige, schwarze Fläche, das Anschlagen der Wellen am Ufer allein, bezeugte sein Dasein.

Friedel schritt rüstig dahin.

Einmal schien es ihm, als höre er einen unterdrückten Schrei . . . dann war wieder Alles still. Einen Augenbick blieb er stehen. Da er jedoch Nichts mehr vernahm, wanderte er weiter, bis er im Walde, in welchem das Forsthaus lag, verschwand.

— — — — — — — — — — —

Früh Morgens stand Frau Margareth am Seeufer und wusch. Da kam der uns schon bekannte Holzschläger. Als er die Frau erblickte, ging er auf sie zu und gab ihr guten Morgen. Sie dankte traurig.

„Haben Sie schon gehört, Frau Margareth, was heut' Nacht geschehen ist?"

„Heut' Nacht? Ich habe nichts gehört."

„So? Nun ich will Ihnen etwas sagen. Jetzt, da es geschehen, erkenn' ich erst, was das ist, eine böse That. Gott ist der Richter, wir Menschen haben kein Recht auf das Leben des Nächsten. Wie dank' ich dem Himmel, daß er mich bewahrte vor schwarzem Anschlag. Wie ruhig ist mein Gewissen! Was wär' ich nun, hätt' ich der teuflischen Regung im Herzen nachgegeben."

„Aber was ist denn geschehen?

Der Holzschläger überhörte diese Frage. Er fuhr fort:

„Da ich schon von dem bösen Wucherer so tief in das Elend hineingebracht war, hatt' ich den Gedanken, ihm ein Leides zu thun. Aber nun weiß ich, was das heißt: „Besser Unrecht leiden, als Unrecht thun." Ich geh' lieber als Bettler von Haus und Hof, denn als reicher, aber mit einem Verbrechen beladener Mann hinein."

„Was ist denn geschehen?"

„Was geschehen ist? Den Simon haben sie erschlagen — und in den See geworfen. Bei Oberlautern hat das Wasser den Leichnam an's Ufer getragen — dort liegt er noch, der todte Mann. Man sieht deutlich die blauen Flecken auf der Stirne, wie sie mit Knütteln auf ihn losgegangen."

„Jesus Maria! Sei gnädig seiner armen Seele, o Herr!"

„Er war ein schlechter Mensch. Drüben wird's ihm wohl übel ergehen."

„Und weiß man nicht, wer's gethan hat?"

„Nein. Die Gensdarmen sind überall aus, zu suchen."

„Ich danke Ihnen für die Mittheilung."

Und Frau Margareth schritt gesenkten Hauptes in's Haus.

Als sie dem Vater und Aennchen die Nachricht gebracht, stieß letztere einen Schrei aus und sank todtenbleich auf einen Stuhl nieder.

(Schluß folgt.)

Der arme Peter.

(Fortsetzung.)

Dieser Entschlossenheit gegenüber habe nach längerem Kampfe die Mutter endlich sich gefügt und so sei Herr Bagger mit seinem wohlgenährten Gesichte und seinen Geldsäcken wieder vom Schauplatze abgetreten. Peter möge also kommen! Seine getreue Dolores erwarte ihn mit Schmerzen.

Natürlich eilte Peter mit tausend Freuden in die Stadt.

Und dann? Dann führte er seine Dolores heim.

Es war eine glückliche Ehe.

Peter trug sein „geliebtes, reizendes, herziges Weibchen" auf den Händen. Seine Liebe nahm eher zu als ab, je mehr er Dolores kennen lernte. Sie war sein Alles.

Eines nur machte ihm Kummer.

Dolores war ihm zu wenig heiter. Wie stimmte dieser Ernst, dieses melancholische Hinbrüten zu dem süßen Glücke, eine junge liebende und geliebte Gattin zu sein? Wie oft fragte er sie deßhalb! Ihre Antworten befriedigten ihn jedoch nicht.

Als Peter, vom Fischfang heimkehrend, sie einmal auf dem Bänklein vor dem Hause sitzen sah in Gedanken versunken und wie abwesenden Geistes nach dem Strome hinausschauend, dessen Wellen rauschend ans Ufer schlugen — da näherte er sich leise, schlang seine Arme um die Träumende, und sie herzlich küssend, sagte er:

„Lorchen, Lorchen!“ so nannte er sie, da er den ihm unbequemen, fremdklingenden Namen Dolores nicht anders zu verkürzen wußte, „Lorchen, Lorchen! Worauf sinnst du wieder? Ewige Träumerin, du!“

„Du hast Recht, Peter! Ich träume gerne.“

„Und wovon denn, wenn ich fragen darf?“

„Von allerlei! Heute träumte ich — doch wozu sage ichs? Es ist ja doch vergebliches Gerede!“

„Schon wieder dieses Verbergen deiner Gedanken. Hätt' ich dich nicht so lieb, ich würde glauben, du bist nicht aufrichtig gegen mich. Ich kanns aber nicht glauben!“

„Wäre auch sehr unbegründet und kränkend für mich.“

„Kränkend? Nun, Lorchen, die Kränkung geht von dir aus. Ich bin nicht so ungebildet, wie sonst Leute meines Standes zu sein pflegen. Ich habe Manches gelesen und einige Erfahrungen gesammelt. Glaubst du, ich weiß nicht zu unterscheiden zwischen einem traurigen und einem heiteren Gesichte? Glaubst du, ich vermag gar keinen Einblick in dein „vornehmes“ Herz zu thun? O, Lorchen! Es macht mich überaus unglücklich, zu bemerken, daß du nicht zufrieden bist mit deinem Schicksal!“

„Welch eine harte, böse Rede, Peter! Wie willst du das beweisen, daß ich unzufrieden bin? Hab' ich jemals gegen mein Schicksal gemurrt?“

„Das nicht! Du hast es in stummem Schmerz ertragen. Du bist nicht wie andere Menschen, die da klagen und jammern, die den Mund voller nehmen, als das Herz verlangt. Du schweigst; aber dieses Schweigen ist beredt.“

„Nein, mein Liebster! Nein. So verhält es sich nicht. Ich bin glücklich, so weit dies bei meinem mehr zur Traurigkeit geneigten Wesen möglich ist. Ich schweige, weil ich lieber denke als rede. Aber ich bin zufrieden mit meinem Lose.“

„Du bist es nicht! Ich weiß es. Du willst mich täuschen; das ist großmüthig von dir, aber ich weiß es doch, du bist nicht zufrieden. Freilich! Ich hätte es bedenken sollen, daß die Existenz, die ich dir bereiten konnte

für dich zu armselig ist. Du hättest einen reichen Mann heiraten sollen, der all deinen Ansprüchen genügt hätte. Du vermissest schmerzlich, was ich nun einmal nicht besitze, äußeren Glanz und die höhere Stellung, welche der Reichthum gewährt. Das ist der Grund deiner Traurigkeit, der Gegenstand deiner Träume, die Ursache deines Schweigens. O, ich weiß es, ich weiß es!"

„Einbildungen, bloße Einbildungen Peter! Ich bin glücklicher in den bescheidenen Verhältnissen, in unserer Armuth, wenn du es durchaus so nennen willst, als in den Sälen des Reichthums. Hab' ich doch, was ich wünsche, ein stilles Haus, ein kleines Gärtchen und Dich — Dich, den ich ja so innig liebe. Peter, zweifelst Du daran?"

„Nein, mein Engel! Eben darum aber, weil ich nicht daran zweifle, daß Du mich liebst, eben darum betrauere ich, daß Du nicht zufrieden sein kannst mit dem, was diese Liebe Dir gebracht!"

(Fortsetzung folgt.)

Drei Blicke.

Willst heiter Du durch's Leben geh'n
Und jeder Drangsal Dich entheben,
Gleichmüthig fest im Unglück steh'n
Und vor dem Tod selbst nicht erbeben:
Lern' weise Deines Lebens Zeit gebrauchen,
Ueb' täglich nur drei Blicke Deiner Augen.

Zuerst erheb' ge'n Himmel sie, bedenkend,
Daß dort nur sei des Lebens höchstes Ziel;
Dann wieder sie zur Erde niedersenkend,
Erwäg', daß bald in ihrem Schoose kühl,
Befreit von aller Sorge, allem Kummer,
Du schlafen wirst den langen Todesschlummer.

Und endlich schau um Dich und sieh
So Viele, denen ist beschieden
Ein schlimmer' Loos, als Dir; und wie
Vollkommen glücklich nichts hienieden. —
Wirst die drei Blicke Du alltäglich üben,
Kann Dir kein Ungemach das Leben trüben.

M. G—l.

* * *

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 33.

Der arme Peter.

(Fortsetzung.)

„Du peinigst dich und mich! Schlage dir diese Gedanken aus dem Sinne, ich bitte dich!"

„Wie sollt' ich? Doch ich könnt' es vielleicht — wenn —."

„Wenn?"

„Wenn du mir einen anderen Grund sagtest, warum du so traurig bist?"

„Soll ich unser Glück trüben, Herzensmann? Trüben, weil es vielleicht nur kurze Dauer haben wird?"

„Du erschreckst mich. Kurze Dauer? Was willst Du damit sagen?"

„Siehst du? Du erschrickst vor der Wahrheit? Was bewirkte also meine Aufrichtigkeit? Sie würde unser Glück trüben, Peter!"

Sprich! Ich sage nichts als sprich!"

„Ich bin traurig, weil ich krank bin. Ich habe die Ahnung, daß ich bald sterben werde. Todesgedanken sind es, die mich so ernst stimmen.

„Pah! Todesgedanken! Lorchen, Lorchen, du spielst mit mir. Nein, du willst es nur, kannst es aber nicht. Ich blicke auf den Grund deines Herzens. Nicht umsonst kenn' ich deine Mutter, weiß ich, welche Grundsätze du von ihr ererbt, weiß ich, wie schweren Kampf es gekostet, den armen Wellrich statt des reichen Bagger zum Schwiegersohn zu wählen. Genug! Ich weiß, was du willst, und — es soll anders werden, oder der Peter tritt ab vom Schauplatz!"

Dolores sah den wie von einem plötzlichen energischen Entschlusse durchdrungenen Peter sich erheben und in das Haus eilen. Sie schüttelte

das Köpfchen und — schwieg. Peter aber schloß sich mit Vetter Berthold in eine Kammer ein und da blieben sie beisammen bis zum Morgen. Sie verhandelten eifrig mit einander, stritten und einigten sich zuletzt. Am darauffolgenden Tage erklärte Peter seiner Frau, daß er in wichtigen Geschäften nach der Hauptstadt reise.

II.

Einer, der reich werden will.

Gibt es eine Phrase, die alberner ist, als die: „Ich will reich werden!?" Der Reichthum ist etwas, das jeder, mit wenigen Ausnahmen, zu erreichen sucht — wenn er kann. Und kann ers nicht — was heißt es dann: „Ich will reich werden?" Der Wille thut hier nichts, das Können — Alles. Wellrich sagte nicht: „Ich will reich werden!" Er handelte. Ihm schwebte ein Ziel vor, wie die Spitze eines Berges, die man um jeden Preis zu ersteigen sucht. Drauf und dran denn! Und hinan! Kein Gestrüpp, kein Wildbach, kein Wiesensumpf, kein Steingeröll, keine steile Felsmauer kann dich mehr zurückhalten. Du kannst von der Höhe stürzen in den Abgrund — dann ist's aus. Aber du kannst nicht zurück!

Einmal von der Ueberzeugung durchdrungen, Dolores sei unglücklich, weil sie, selbst arm, seine Armuth theile, setzte Peter Alles an die Realisirung des Entschlusses, diesen Grund der Traurigkeit seines mit fast wahnsinniger Leidenschaft geliebten Weibes hinwegzuräumen! Das „Wie?" war für einen solchen Charakter wie der seinige keine Frage. Er hatte den Vetter Berthold dahingebracht, daß er ihm den größten Theil seiner Ersparnisse — die freilich eine geringe Summe repräsentirten — vorstreckte und zugleich versprach, sollte Peter „für den Anfang" weiterer Unterstützung bedürfen, Geld auf das kleine Besitzthum aufzunehmen und nachzuschicken.

„Peter begab sich in die Residenz, wo er einen ihm bekannten Fischhändler aufsuchte, der ihn mit einer bei diesen Leuten gewöhnlichen, ruhigen Freundlichkeit empfing. Peter wünschte, um vorderhand Boden unter den Füßen zu haben, in dessen Geschäft einzutreten. Martin Stromer — so hieß der Fischhändler — war ein ziemlich gebildeter, einsichtiger und zugleich wohlhabender Mann, der einer Idee die zur Ausführung nöthige materielle Unterlage geben konnte. Die Idee hatte Peter, das Geld sollte Stromer hergeben, der Gewinnst zuletzt unter beide getheilt werden. So ließe sich, dachte Peter, „der Unterbau herstellen."

Die directe Verbindung der Hauptstadt des Reiches mit der Hafenstadt am adriatischen Meere war durch die eben vollendete Südbahn herge-

stellt. Der Handel nahm dadurch einen ungeahnten Aufschwung. In 24 Stunden konnten die Erzeugnisse des Südens, wenn es nöthig war, in der Residenzstadt anlangen; es war daher ein Leichtes, dieselbe selbst mit jenen Producten zu versorgen, die einen langandauernden Transport nicht vertrugen. Wellrich machte nun den Vorschlag, die Delicatessen des Meeres, als da sind: verschiedene Arten von Seefischen, Hummern und Krabben, kleine Seekrebse und frische Austern dem verwöhnten Gaumen der Residenzbewohner zu bieten. Dadurch würde Stromers Fischhandel zu einem großartigen Geschäfte, welches den Unternehmern reiche Gewinnste in Aussicht stelle.

Wellrich selbst trug sich an, nach der Hafenstadt zu reisen, und dort den Fang oder auch den Kauf der Thiere zu besorgen und überhaupt das Geschäft daselbst zu leiten. Stromer war es zufrieden. Es wurde bestimmt, daß Peter, wenn er so viel erübrigt, daß man sagen könne, es repräsentire ein Capital, förmlich als Compagnon Stromers betrachtet werden würde; bis dahin sei er Leiter des Unternehmens im Dienste Stromers. Peter war schon längere Zeit in der Residenzstadt anwesend, ohne an Dolores geschrieben zu haben. Sie wartete von Tag zu Tag mit steigender Sehnsucht auf ihren Mann. Endlich erschien — statt seiner — ein Brief folgenden Inhalts:

„Mein innigst geliebtes Lorchen! Ich habe dich in der Absicht verlassen, wo möglich unsere Lebenslage zu verbessern und dir mehr bieten zu können als Liebe mit Schwarzbrod." Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so steht unsere Angelegenheit günstig. Aller Anfang ist schwer, Geduld und Ausdauer jedoch führt zum Ziel. Eine langandauernde, strenge Arbeit, rastloses Mühen, eine vielseitige Thätigkeit wird mich nun in Anspruch nehmen. Dieser Thätigkeit werde ich mit dem Aufwand all meiner Kräfte zu entsprechen suchen. Ich will auf jedes Vergnügen, jede Zerstreuung verzichteu, ich will auf nichts sinnen, an nichts denken als an das eine Ziel, das ich mir — deinetwillen, Dir zuliebe — vorgesteckt. Du sollst mit mir zufrieden sein, Lorchen! Nun sei aber auch Du geduldig und ruhig, hoffe in Liebe und Treue auf eine schönere Zukunft.

Dein Peter."

Nachdem Dolores diesen Brief mehrmals gelesen, rief sie den Vetter Berthold, der in Abwesenheit Peters das Geschäft betrieb, herbei und fragte ihn, was denn Peter eigentlich im Sinne habe.

„Das weiß ich selbst so recht nicht!" erwiederte Berthold, während er die Netze „ausbeutelte."

„Sie haben ihn aber doch Geld geborgt, Berthold?"

„Ei, das freilich. Die paar hundert Gulden, die ich habe, kann ich doch nicht besser verwenden, als wenn ich sie dem Peter gebe, damit er etwas rechtes damit zuwegebringen kann."

„Hat Peter nicht gesagt, was er mit dem Gelde anfangen will?"

„Nichts. Er sagte nur, ich solle die Fischerei so forttreiben, als wär' ich er, der Peter. Und ich solle, sagte er, auf Sie ein wachsames Auge haben und es Ihnen an nichts fehlen lassen. Brauch' ich etwas, so soll ich's dem Stromer schreiben. Sonst hat er nichts gesagt."

„Es ist gut, Berthold."

Dolores schloß sich nun womöglich noch mehr als sonst von der Welt ab. Nur einmal kam sie in die Stadt, da ihre Mutter starb. Dolores weinte recht bitterlich an dem Grabe der Geschiedenen und blieb bis in die Nacht auf dem Friedhofe. Neben dem Grabe der Mutter stand ein Fliederstrauch, der einen Winkel der Kirchhofmauer einnahm. Es war ein gar traurig-liebliches Plätzchen.

„Hier möcht' ich wohl zu liegen kommen, wenn ich sterbe," sagte Dolores, und der Todtengräber, ein alter, freundlicher Mann, erwiederte: „Das kann schon geschehen, liebe Frau! Das Plätzchen soll Ihnen aufgehoben werden. Sollt ich's nicht mehr erleben, so will ichs meinem Sohne sagen."

„O, Sie erleben es schon noch, mein Freund! Ich sehne mich schon sehr danach, neben der Mutter zu ruhen."

Hierauf begab sie sich nach Hause in Begleitung Bertholds, der außerhalb des Friedhofes auf sie gewartet hatte. Dieser einfältige, aber herzensgute Mensch that Alles, was in seinen Kräften stand, das Leben seiner „Herrin" — denn als solche betrachtete er Dolores — so angenehm als möglich zu machen. Er hatte eine dunkle Ahnung von dem Leid, welches das Herz der schönen Frau belastete. Er versuchte es sogar einige Male darüber nachzudenken, gab aber diese ungewohnte Beschäftigung bald wieder auf.

Er begnügte sich damit, Dolores wie seinen Augapfel zu schützen und sie wie ein anvertrautes Heiligthum zu ehren. Wenn es die Jahreszeit erlaubte, so stellte er täglich einen Strauß frischer Blumen auf den Tisch in ihrem Wohnzimmer. Die Wege, auf denen sie am liebsten wandelte, ebnete er und bestreute sie mit feinem Sand. Das Plätzchen, wo sie gerne zu sitzen pflegte, verwandelte er in eine schattige Laube. Saß Dolores in der Abendkühle draußen im Freien, so machte ihr Berthold, obwohl er bemerkte, daß sie täglich blasser und schmächtiger wurde, keine Vorwürfe; aber er holte eine warme Decke oder ein wollenes Tuch herbei und bat sie, sich in dasselbe einzuhüllen. War sie so krank, daß sie das Bett hüten mußte,

so ging er nach der Stadt, den Arzt zu holen. Die Arzneien reichte er ihr selbst und bewies sich als vortrefflicher Krankenwärter; er kochte zugleich und vollbrachte Alles auf eine sehr geschickte und praktische Art. Dabei zeigte er einen gewissen Humor und machte manchmal eine Bemerkung, über die selbst Dolores lächelte. Sie war mit dem guten Vetter Berthold vollkommen zufrieden.

So verfloß ein Jahr. Peter war noch immer in der Hafenstadt. Fast unglaublich war es jedoch, was er in der so kurzen Zeit geleistet hatte. Nicht nur hatte er die Geschäfte im Dienste Stromers auf das beste besorgt, so daß der Handel mit Seefischen nach der Hauptstadt immer größere Dimensionen annahm. Peter war auch auf seinen eigenen Vortheil, so viel er ehrlicher Weise konnte, bedacht. Er fing bald ein Geschäft auf eigene Rechnung an und vergrößerte dasselbe immer mehr, da er gleichzeitig kühne Börsenspeculationen wagte. Und siehe, das Glück war ihm günstig. Freilich entwickelte er eine Thätigkeit, die geradezu riesig genannt werden mußte. Er schlief nur drei, höchstens vier Stunden.

Vor Tags fuhr er dann in einer der auf Rechnung Stromers gekauften Fischerbarken hinaus ins Meer, den Fischfang zu überwachen, oder er begab sich zu den Austernbänken. Später dann erschien er auf dem Markte, theils zu kaufen, theils zu verkaufen. Da er die Concession zu einer eigenen Fischerei erworben und hiezu einige Barken gekauft und Fischer gedungen, so machte er immer ein ansehnliches Marktgeschäft, dessen Ertrag ihm allein zugutekam.

Der Fischmarkt in einer Seestadt ist etwas sehr interessantes, wennauch gerade kein angenehmer Aufenthalt für Leute, deren Geruchsnerven leicht afficirbar sind. Welch ein Gewimmel von vielfarbigen und vielformigen Seethieren! Fische, Schildkröten. Seesterne, Quallen, Krebse und allerlei Muschelgethier! Es ist eine Productenausstellung des Meeres, des reichen, unerschöpflichen, geheimnißvollen, wunderbaren Meeres! — War die Marktzeit vorüber, so hieß es die Sendungen nach der Hauptstadt besorgen. Und waren auch die Speditionsangelegenheiten zu Ende, so konnte er sich einige Stunden Ruhe gönnen. Diese verbrachte er jedoch auf der Börse, dann gings abermals an die gewöhnliche Arbeit.

Seine einzige, wirkliche Ausheiterung bestand in der täglichen Seefahrt. Wer, der je das Meer gesehen, hat ihnen nicht mit einem gewissen sehnsuchtsvollen Behagen nachgeblickt, diesen mit rothen Segeln versehenen Schifferbarken, wie sie, von der aufsteigenden Sonne vergoldet, auf dem leichtbewegten Elemente hinauswackeln in die hohe See. In solch' einer Barke saß Peter und starrte schweigend in die leise aufrauschende Flut.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Darlehen.

(Schluß.)

Das arme Mädchen war so erschüttert, daß es eine geraume Weile wie eine Sterbende dasaß, krampfhaft zitternd und nach Athem ringend. Dann schoß ein Strom von Thränen über ihr Antlitz und die Hände übereinanderschlagend, rief sie aus:

„Gerechter Gott! Welchen Jammer muß ich noch ertragen! Mutter, Mutter! Steh' mir bei — mir bricht das Herz. Ach, wie hab' ich ihn gewarnt, wie gebeten, sich zu hüten vor böser That. Es ist umsonst. O, ich hab's geahnt, ich hab's geahnt! Mutter, um Gotteswillen Mutter — —"

„Was ist's denn? Was denkst Du denn, mein Kind."

Aennchen fiel nieder auf die Knie und schluchzte, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen.

„Er hat's gethan! Friedel hat's gethan."

Dann schwieg sie. Ihre Glieder wurden starr, ihre Augen verglasten, ihr Antlitz überzog fahle Blässe. Reglos lag sie auf dem Boden ausgestreckt. Die Mutter suchte das Mädchen zu sich zu bringen, indeß der Vater still dabei stand und mit dem Ausdruck maßlosen Seelenschmerzes gen Himmel blickte.

Den Bemühungen der Mutter Margareth gelang es endlich, die Ohnmächtige wieder zum Leben zurückzubringen. Als Aennchen ihre Blicke wieder umher irren ließ, sah sie an der Thürschwelle zwei Männer stehen. Ein fast erblindeter, ehrwürdiger Greis am Arme eines kräftigen, blühenden Jünglings.

„Friedel!" schrie Aennchen und stürzte in die sich öffnenden Arme des Geliebten. Sie sah ihm in's Auge — lange, lange. Ihr Auge fragte, seines antwortete. Es war klar und hell und ruhig — der Spiegel einer reinen Seele, eines unbefleckten Gewissens.

Und Aennchen rief aus:

„Er hat's nicht gethan! Friedel hat's nicht gethan. Gott sei gedankt!"

„Schon zum zweiten Mal hast Du gezweifelt an mir — Aennchen!"

„Vergib, o vergib, Du Edler! Aber Deine Aeußerungen — die Angst meines Herzens — der Jammer unseres ganzen Lebens . . . ."

„Ich weiß es. Darum sei Dir's ohne Groll vorgehalten; aber nun ende einmal das Elend. Ihr würdet mir sonst ja ganz verzagt. Hört nun! Simon ist ermordet durch die Hand von Leuten, die er ebenso oder noch ärger gepeinigt als Euch. Man hat ihm's lange geschworen. Aber ich habe nicht Hand an ihn gelegt, ich hab' ihn sogar gewarnt, so schwer es mir, ich gesteh' es, auch wurde."

„Ich war gestern Abends allerdings bei ihm — aber nicht, um ihm Böses zuzufügen, sondern die Schuld abzutragen, die Euch so sehr drückte. Da habt Ihr die Verschreibung. Wir sind quitt mit ihm geworden, wie es sich für ehrliche Leute ziemt. Seht da meinen alten Vater. Ich hab' ihn vermocht, alle seine Sparpfennige herauszugeben und überdies alle Grundstücke zu verkaufen, die bisher unser Eigen waren. Um dieses Geschäft zu vollbringen, war ich drei Tage in der Stadt. Darum bin ich so lange nicht zu Euch gekommen. Wir haben nun nichts mehr, als die Försterei. Dafür habt Ihr nichts verloren und wenn Vater Bartholomäus mir Aennchen zum Weibe gibt, so wollen wir uns schon mitsammen aufhelfen. Der alte Vater aber muß hier bei Euch bleiben; denn Frau Margareth, sagt er, weiß allerlei Hausmittelchen, die ihm gut thun. Nun, Vater Bartholomäus, geben Sie uns Ihren Segen?"

„Von ganzem Herzen," sagte dieser, das Haupt entblößend, das Auge voll Thränen. „Und Gott lohne Dir's, mein Sohn, was Du an uns Gutes gethan. Fordere nicht, daß ich Dir meinen Dank ausspreche; das was ich jetzt in meinem Herzen fühle, leidet keine Worte."

Der Goldfisch und seine Behandlung.

Unter den Bewohnern der Bassins, Aquarien und Glaskugeln gibt es wohl keinen, der an Schönheit den Goldkarpfen überträfe. Man sehe ihn einmal an, wenn die freundlichen Sonnenstrahlen die Wasserfläche vergolden, und er munter und frisch sich schwenkt, hin und her, auf- und abwärts taucht. Wie er da glänzt und funkelt, und das Gold der Sonnenstrahlen noch übertrifft. Er muß Gold in sich haben, sagten die alten, als er 1611 von China nach England und von dort aus über ganz Europa verbreitet worden; ja er muß Gold in sich haben, wenn man nur die Kunst verstände es durch die Chemie herauszubringen; woher sonst dieser Goldglanz? — Von dieser kindischen Ansicht ist man längst abgekommen, aber werthvoll unter den Fischen ist er immer, gleich dem Golde unter den Metallen geblieben, verhältnißmäßig der theuerste Fisch. —

Wenn er nur nicht so leicht abstürbe in den Aquarien und Glaskugeln, hört man allgemein klagen. — Woher aber mag das wohl kommen? Von der schlechten Behandlung. Wir glauben daher den Freunden dieses schönen Fisches einen Gefallen zu erzeigen, wenn wir die Regeln der Behandlung bringen, und zwar:

1. Man rechne nicht mehr als ein Stück auf eine Maß Wasser, sie vertragen einen dichten Stand nicht und sterben ab. 2. In der Wahl des

Wassers wechsle man nicht, sondern wähle stets dasselbe, sei es Bach- oder Brunnenwasser. Im Sommer wechsle man es täglich, im Winter jeden zweiten bis dritten Tag. 3. Das Gefäß (hübsch tief, seichte Glaskugeln taugen nichts) halte man im Schatten, ohne es der Sonne auszusetzen, dieser Fisch liebt Schatten. Auch starke Zimmerwärme kann er nicht vertragen. Den Boden des Gefäßes bedecke man mit glatten Kieselsteinchen, daran sich die Excremente setzen und das Wasser rein halten. 4. Da die zarten Fischchen bei dem Wechsel des Wassers und der Reinigung der Steinchen sehr leicht Schaden leiden, wenn man sie in die Hand nimmt, so fische man sie mit einem Netzchen heraus und nehme sie nie in die bloße Hand. 5. Die Fütterung geschehe nie mit Brod, sondern mit Oblaten, Ameiseneiern, Fliegen, Eierdottern, Salat (eine Lieblingsspeise) u. s. w. aber nur, jeden dritten, vierten Tag und wenig; das Ueberfüttern zieht ihnen Verstopfung und den Brand zu, worauf sie sterben. — In den Monaten November, Dezember, Januar und Februar füttere man sie gar nicht, was in der Natur des Fisches begründet ist; im März füttere man sehr mäßig, weil der Magen an den Futterstoff nur nach und nach sich wieder gewöhnen kann.

Wer diese Regel befolgt, behält den Goldfisch frisch und gesund 10—12 Jahre; so alt wird er nämlich.

Nachtisch.

Wahr und — falsch.

Den Freund, der's offen vor dir rügt, wenn Unrecht du gethan,
Verachte nicht; er ist dein wahrer Freund.
Dem aber, der gar Schmeichelei'n dafür dir sagen kann,
Getraue nicht; es ist nicht gut gemeint.

Guter Rath.

Was du sprichst, erwäge reiflich,
Was du thust bedenk' mit Wissen:
Was du sprichst dann, thust und denkest,
Wirst du nie bereuen müssen.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 34.

Der arme Peter.

(Fortsetzung.)

Da dachte er an die Heimath, an den vaterländischen Strom mit seinen Auen, an das Fischerhaus am Strande und an sein innig geliebtes Weib. Dann fiel wohl manche Thräne unbemerkt in das Meer und verschwand, ein Tropfen unter Milliarden von Tropfen, in demselben. Nicht lange jedoch ließ er sich von solch' weicher Stimmung beherrschen. Sehnsucht um Heimweh mußten bald aus seinem starken Herzen fliehen, in welchem nur der eine Gedanke die Oberhand behielt, der Gedanke, Dolores bald als eine reiche Frau begrüßen zu können.

Ja — sagte er zu sich selbst — so soll es geschehen. Nicht länger sollst du arm und elend sein, mein Lorchen — in einem schönen Hause am Meeresstrande wirst du hinfort mit mir leben und glücklich sein. Nicht mehr entbehren sollst du, was du ja doch nur mit Schmerzen entbehrtest. Die Noth des Lebens, die Sorge um das tägliche Brod soll nicht mehr an dich herankommen. Du bist ja doch zu zart für den rauhen Kampf um die Existenz. Du bist meine Blume, die Blüthe, das Schöne meines Daseins. Du bist die Sonntagsfreude, nicht das Werktagsleben. Wie froh bin ich, endlich dies eingesehen, es endlich erkannt zu haben." So dachte Peter.

Schon hatte er ein recht einträgliches Geschäft etablirt, eine hübsche Wohnung gemiethet und sie sogar mit — wenn auch mäßigem — Luxus ausgestattet. Ein Zimmer besonders war es, dem er die Sorgfalt seines Herzens widmete — es war das Zimmer, das Dolores bewohnen sollte. Es war wirklich ein reizendes Gemach mit einem Erkerfenster, von welchem sich dem Auge eine wundervolle Aussicht nach dem Schiffsgewimmel im

Hafen, dem weithin schimmernden Leuchtthurm, den in rosigem Lichte verschwimmenden Ausläufern des Festlandes und dem in das Unbestimmte sich ausdehnenden Meere bot.

„Welch' eine Wonne, wenn sie, die theuerste, die geliebte Frau einst da stehen und hinausblicken wird — da wird ihr schönes Auge glänzen, da wird sie wieder lachen, da wird Alles vergessen, da wird sie glücklich sein!"

Wie verklärt und verschönert doch die Liebe Alles, selbst den unschönen Trieb nach Geld und Gut scheint sie zu veredeln, da ja Peter nur aus Liebe mit so rastloser Ausdauer seinem Gewerbe nachging!

Oft des Abends dann schloß er sich in sein Zimmer ein und trug, was er bisher erworben, auf einen Haufen zusammen: eine ansehnliche Summe in Banknoten, Gold und Silberstücke, einige Schmucksachen, Anweisungen und Lose. Dann klatschte er in die Hände und rief: „Es mehrt sich! — Welch ein Geizhals, welch ein habgieriger Mensch bin ich — aber bin ich's nicht aus Liebe? Ich für meinen Theil verlangte mir nichts außer meiner Fischerei am Donau-Strand, die mich doch nur kümmerlich ernährte!"

Einst zeigte ihm ein Fischer einen Fisch, welcher den Namen Schiffshalter (C. Remora) trägt. Er verdankt denselben der angedichteten Fähigkeit, ein segelndes Schiff durch seine Saugkraft anhalten zu können, und da man von dieser außerordentlichen physischen Kraft auf einen eben so großen moralischen Einfluß schloß, so behauptete man, daß der Genuß des Ramora-Fleisches die leidenschaftlichste Liebe dämpfen und bewältigen könne.

Peter betrachtete das Thier mit einem eigenthümlichen Gefühle; es war eine seltsame Anwandlung von Neid in Bezug auf jene Leute, die um der Liebe willen nichts gelitten. „Wie glücklich sind diese Amphibien von Menschen, die kaltes Blut zu haben scheinen und daher in gemüthlicher Behaglichkeit ihr Leben verbringen. Sie bedürfen keiner solchen Speise wie das Fleisch dieses Fisches! Und diejenigen, die derselben bedürfen — hm! denen nützt sie doch nichts. Es ist eben eine Fabel!" — Damit hatte er sein kritisches Gewissen wieder beruhigt.

Wäre aber die Geschichte von dem Fischer auch keine Fabel gewesen, so stand es sehr in Frage, ob er davon genossen hätte zu dem Zwecke, sein Herzensgefühl zu unterdrücken. War er jetzt doch schon so nahe seinem Ziele. War nur die schon recht einträgliche Stelle, die er jetzt innehatte, auch für die Zukunft gesichert, so sollte Dolores abgeholt werden und auch der treue Berthold mit nach der Hafenstadt kommen. Er schrieb deßhalb an Stromer. Dieser gab ihm die beruhigendsten Zusicherungen. Das Geschäft hob sich ja immer mehr. Die Ideen Peters hatten sich demnach bewährt. Nun stand nichts mehr im Wege, die Uebersiedlung zu vollbringen.

Da kam ein Brief von Bertholds ungefüger Hand, in welchem Peter dringend aufgefordert wurde heimzukehren, wenn er seine Frau noch am Leben treffen wolle. So schwer krank sei Dolores, daß das Aeußerste jeden Augenblick zu befürchten.

Peter las dieses Schreiben mehrmals wie gedankenlos, fast mechanisch. Dann rieb er sich die Augen, ob er denn träume. Es war jedoch kein Traum. Da stand es geschrieben, schwarz auf weiß. Dolores werde sterben. Sterben? Jetzt, wo er dem Ziele seiner, nein, nicht seiner, ihrer Wünsche so nahe sei? Wo sich eine glücklichere Zukunft hoffen lasse? Jetzt werde sie sterben? Nein, nein, tausend Mal nein. Es kann nicht, es darf nicht sein! Und doch! wenn es so wäre; wenn er über ein Jahr von der Heimath fernegeblieben, um einem Phantom nachzujagen und darüber vergessen hätte, was seine nächste Pflicht gewesen?

Die kranke Dolores zu pflegen, bei ihr zu bleiben, mit ihr zu leben und zu sterben, das sei seine Pflicht gewesen! O, wie habe er sie verkannt! Doch nein! Er habe sie nicht verkannt. Wenn das Schicksal so grausam sei — „nein, nein, es ist unmöglich!" So verwirrten und verstrickten sich seine Gedanken, es wurde ein Chaos daraus, dessen unheimliches Gewoge nur das Einzige: „Nein, nein, es ist unmöglich!" wie ein fahler Blitz von Zeit zu Zeit erhellte.

Er hatte die Kraft, sich zu sagen: Ruhig jetzt, Peter! Und er hatte die Kraft, es zu sein. Diese Ruhe des Gemüthes, während das Unerhörte, das Entsetzlichste uns droht, ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung im Leben der Menschenseele. Der Schmerz gleicht einem wüthenden Thiere, das man in Fesseln gelegt — jeden Augenblick kann es aber dieselben sprengen und laut heulend aus seinem Verließe hervorbrechen.

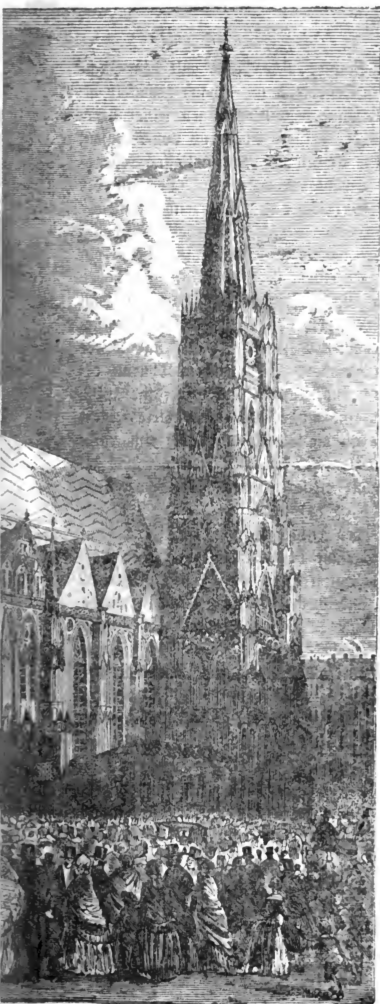
Den verhängnißvollen Brief in der Tasche, den furchtbaren Schmerz im Herzen bergend, ging Peter an seine Geschäfte. Er ordnete an, bereitete vor, half selbst, wo zu helfen war, und leitete Alles mit gewohnter Umsicht und Sorgfalt. Einem der Verläßlichsten seiner Leute übertrug er dann auf einige Tage, wie er sagte, die Leitung der Arbeiten, gab ihm die nöthigen Aufträge, Erklärungen, Rechnungen und Gelder und dann packte er, was er bisher erworben, was er für Dolores gekauft, Geld, Schmuckgegenstände und andere Kostbarkeiten in einen Koffer und reiste ab.

(Fortsetzung folgt.)

Der St. Stephans-Dom in Wien.



Die St. Stephanskirche in Wien ist ein majestätisches Gebäude in altdeutschem Styl, zu welchem Jasomirgott im Jahr 1144 den ersten Grund legte. Von dem ursprünglichen alten Bau stehen noch die beiden vordern Thürme und der steinerne Chor bei dem Hauptportal als Ueberreste. Das Gotteshaus wurde durch Ottokar von Böhmen wesentlich verschönert und erweitert. Albrecht II. baute im Jahre 1326 die Kreuzkapelle und bald darauf die Tauf- oder Eligius-Kapelle. Die jetzige Gestalt erhielt die Kirche zum größten Theil durch Rudoph IV., der den Grundstein zu den beiden hohen Thürmen legte, von denen nur der südliche ausgebaut wurde. Die Kirche ist aus Quadersteinen aufgeführt, welche mit eisernen Klammern verbunden sind. Sie ist 342 Fuß lang, 222 Fuß breit und 86 Fuß hoch. Zwischen den mächtigen Strebepfeilern sind 31 bis an das Gewölbe reichende hohe Glasfenster angebracht, über welchen sich die beiden ungeheuren Dächer erheben. Das Dach von dem Hauptthor bis zu dem großen Thurm ist 17 Klafter und 1 Fuß hoch. Fünf Eingänge führen in die Kirche: ein Haupteingang an der vordern Seite und zwei an jeder der Längsseiten; über dem Haupteingang, dem sogenannten Riesenthor befindet sich ein spitz gewölbtes Fenster, das



bis an das Gesimse reicht. An beiden Seiten dieses Baues liegen die beiden Thürme aus den Zeiten Jasomirgotts; an den rechten schließt sich die Eligius- an den linken die Kreuzkapelle an. In den Ecken befinden sich die Standbilder des Herzogs Rudolph IV. und seiner Gemahlin Katharina. Auf der Längsseite, die nach der Singerstraße liegt, erblickt man in der Thorhalle die Enthauptung des hl. Paulus in Steinmetzarbeit. Links am Eingange befinden sich die Trümmer der Grabstätte des Bauernfeindes Otto Fuchs. Unter dem ausgebauten Thor liegt das Primglöcklein-Thor und in der Nähe desselben die Wohnung des Thurmmeisters; ferner das Adler-Thor, neben welchem man das Grabmahl des berühmten Lehrers der Dichtkunst, Protucius Celtes, erblickt. Nächst der Kreuzkapelle zeigt sich das lange Thor mit der Jahreszahl 1625 und einem schönen Ecce Homo-Bilde. Im Innern des Stephansdomes sind vorzüglich bemerkenswerth: die alte Glasmalerei der Fenster des Hochaltars; das Basrelief in der Steinhalle des Sängerchors, welches die Bekehrung und Enthauptung des Apostels Paulus darstellt. Die wundervoll geschnitzten Chorstühle aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Wilhelm Rollinger: die in der zierlichsten Steinmetzarbeit von Anton Pilgram 1512 ausgeführte Kanzel; der kunstreiche Sarkophag

des Kaisers Friedrich III., um dessen Scepter eine Rolle mit den Buchstaben A. E. I. O. U. (Alles Erdreich ist Oesterreich unterthan) gewickelt ist. Unter den Grabmälern scheint noch als ganz besonders wegen seiner herrlichen Ausführung bemerkenswerth das des Prinzen Eugenius von Savojen, welches man in der Kreuzkapelle erblickt. An den verschiedenartigsten Sehenswürdigkeiten reich ist vor Allem die Schatzkammer-Kapelle. Der an der Mittagsseite liegende ausgebaute Thurm heißt das „Wahrzeichen Wiens" und wird für den stärksten Thurm in Europa gehalten. Derselbe ist völlig aus Quadersteinen erbaut und 435 Fuß hoch. Auf seiner Spitze thront ein beweglicher Doppel-Adler von Kupfer mit einem 6 Fuß und 7 Zoll hohen Kreuze. In dem darunter befindlichen Gange von zwölf Pyramiden zeigt man noch den Sitz von welchem aus Rüdiger von Stahremberg das türkische Heer beobachtete. Die große Glocke ist 402 Zentner schwer, und wurde aus 180 eroberten türkischen Kanonen gegossen. Die auf dem Thurme befindliche Uhr, deren Ziffern 2 Fuß lang sind, stammt aus dem Jahre 1699. Auf der halben Höhe des Thurmes ist eine musterhaft aufgerichtete Feuerwache angebracht, welche durch Schläge an die Glocke und durch eine rothe Fahne die ausgebrochene Feuersbrunst andeutet. Der Thurm gewährt die beste Aussicht über die Stadt und einen entzückenden Ueberblick der Umgegend.

Der unausgebaute Thurm auf der entgegengesetzten Seite ist nur 34 Klafter hoch und mit Kupfer gedeckt; die beiden Thürme an der Vorderseite, „Heidenthürme genannt" enthalten sechs Glocken, deren größte 82 Zentner schwer, im Jahre 1772 von Scheichel in Wien gegossen wurde. Bemerkenswerth ist noch der unterirdische Theil der Kirche, welcher aus 30 Gewölben und der Fürstengruft besteht. Letztere wurde von Herzog Rudolph IV. erbaut, gerieth aber in Verfall. Seit Kaiser Ferdinand V. würden in dieser Gruft die Eingeweide der verstorbenen Mitglieder des kaiserlichen Hauses in kupfernen Urnen aufbewahrt. Die dem ersten Baumeister folgenden Architekten, welche den Thurm bis zur Spitze ausbauten, führten ihr Werk so schlecht aus, daß Meister Pilgram schon mehr als die Hälfte des ganzen Thurmes wiede abtragen und neu aufführen mußte. Traurige Einwirkungen ließen Blitz und Erderschütterungen zurück und nach den verhängnißvollen türkischen Belagerungen von 1529 und 1683 war von den freihstehenden Pfeilern, Thürmchen und Zierrathen nichts mehr vorhanden. Diese Zerstörungen machten bis auf unsere Zeit vielfältige Restaurationen nöthig, die aber leider! nicht in geeigneter Weise vorgenommen wurden. Man wendete dazu Eisen im Uebermaß an und brachte sogar bei der letzten Erneuerung der obern Thurmspitze Eisenconstruction und Steinverkleidung an; bald aber zeigte es sich, daß die mit

dem Eisen in Verbindung gebrachten Bindemittel den Gang der Zerstörung nur beförderten.

In lobenswerther Weise und in einem richtigen Verständniß des nationalen Baustyls wurden die südlichen Giebel in den Jahren 1853 bis 1856 ausgebaut. Von dem Bürgermeister Ritter von Seiler angeregt, betheiligten sich die Gemeinden und alle Klassen Wiens bei dieser Restauration, welche dem Architekten Joseph Ernst übertragen wurde.

Aber es handelt sich noch immer darum, den Dom, diesen ehrwürdigin Zeugen der österreichischen Geschichte, zu erhalten und in einer würdigen Weise zu erneuern! —

Nachtisch.

Ein Grenadier der Armee des Marschall von Sachsen wurde wegen Plünderns zum Tode verurtheilt. Das, was er gestohlen hatte, konnte ungefähr 3 fl. an Werth sein. Der Marschall, welcher es betrachtete, sagte zu dem Verurtheilten: „Du mußt sehr arm sein, daß Du Dein Leben für 3 fl. wagest." „Mein General", antwortete der Grenadier, „ich wagte es alle Tage für 5 Kreuzer Löhnung." Diese Antwort befreite ihn vom Tode.

Ein genialer Engländer in Florenz hat eine neue Methode erfunden, sich die Hitze vom Leibe zu halten. Sein Studirzimmer ist mit Zink ausgeschlagen, wie ein riesiger Kessel, und in Brusthöhe mit Wasser gefüllt. Ein Schreibtisch, einige Stühle und ein wohlbesetztes Bücherbrett, erheben sich auf eisernen Gestellen über dem Wasser. In diesem Aquarium bringt der Mann die heißen Stunden des Tages zu, empfängt Freunde, studirt und taucht von Zeit zu Zeit unter. Die Bücher, die er gerade braucht, liegen aufgeschlagen auf den verschiedenen Bänken und es soll einen sehr interessanten Anblick gewähren, wie er zwischen seinen Grammatiken und Wörterbüchern umherschwimmt, um zugleich den Körper und den Geist zu erfrischen.

(Tabakspfeifen aus Eis.) Der durch seine Reisen in Asien bekannte Gelehrte Schlagintweit erzählt, daß die Karawanen-Reisenden in Turkhestan sich manchmal den eigenthümlichen Genuß verschaffen, ihren Tabak aus

einer „Eispfeife“ zu rauchen. Beim Ueberschreiten der turkhestanischen Gebirge wird der Ruheplatz in der Nähe eines Gletschers gewählt; dorthin begeben sich die Muselmänner, wenn das Lager aufgeschlagen ist, und jeder bohrt sich ein Loch von der Größe eines Pfeifenkopfs in das Eis, etwas entfernt davon ein kleineres als Mundstück und beide werden durch einen Kanal verbunden. Jetzt ist die Pfeife fertig; der Türke stopft sie, legt sich auf den Bauch, zündet an und saugt an dem Mundstück, wobei er sich durch ein Tuch gegen unmittelbare Berührung des Eises mit den Lippen schützt. Die Hitze des brennenden Tabaks schmelzt allerdings ein wenig von dem Rande des Loches ab, aber da das Gletschereis außerordentlich hart und fest ist, geht das Schmelzen nur langsam vor sich; die wenigen Tropfen reichen gerade hin, um die dem echt türkischen Tabak nöthige Feuchtigkeit zu liefern. Das Rauchen selbst gewährt einen besonderen Genuß, da der Rauch eisigkalt in den Mund gelangt, nachdem er den Kanal passirt hat. Die Asiaten lieben diese Kühlung des Rauches, wie sie dieselbe in schwächerem Maße auch durch die Narghiles (Wasserpfeifen) herstellen, und die Turkhestanen versäumen es nie, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, eine Eispfeife zu rauchen. Es gewährt, wie Schlagintweit versichert, einen seltsamen Anblick, ganze Reihen von schweigsamen Gläubigen auf dem Bauche liegen zu sehen, durch Decken und Pelze gegen die Kälte des Eisbodens geschützt, welchem sie mächtig qualmende Rauchwolken entziehen; besonders auf den ersten Blick staunt der europäische Reisende, der die Procedur noch nicht kennt und sich nicht enträthseln kann, woher der Rauch kommt.

Franz I., König von Frankreich, hatte eine neue Steuer eingeführt. Da hinterbrachte man ihm eines Tages, daß das Volk sehr darüber murre, ohne selbst seine eigene Person zu respektiren. „Lasset nur die Leute reden“, gab er zur Antwort, sie müssen doch für ihr Geld eine kleine Unterhaltung haben!“

Ein Schneider, Namens Rauchgut, der etwas von Improvisiren gehört hatte, verlangte von einem Studenten einen Reim auf seinen Namen. Letzterer diente ihm mit Folgendem:

„Ihr Name, Herr Rauchgut,
Wär' ohne R auch gut.“

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 35.

Der arme Peter.

(Fortsetzung und Schluß.)

In der Hauptstadt angelangt, stellte er sich Martin Stromer vor, der ihn wegen seiner Geschäftsführung außerordentlich belobte und ihm vollständige Erfüllung aller Wünsche verhieß. Peter empfahl sich und begab sich auf den Landungsplatz des Dampfschiffes, welches ihn in die Heimath bringen sollte. Nachdem er die Karte gelöst und das Schiff betreten, nahm er den Brief Bertholds wieder aus der Tasche und sich in einen Winkel der Kajüte setzend, überlas er das Schreiben nochmals.

Es war Niemand zugegen. Der herrliche Tag hatte die Passagiere alle auf das Verdeck gelockt. Da standen und saßen sie, plaudernd, lachend und sich unterhaltend.

Peter war allein in der Kajüte.

Die Reisenden droben lachten.

Peter weinte.

Drei Tage lang hatte er seinen Schmerz unterdrückt. Nun ließ er ihm vollen Lauf. Im Brausen der Wogen, die von den Schaufelrädern des Dampfers zu Gischt zermalmt wurden, erstarb allerdings das laute Schluchzen des Mannes, aber wer brauchte es auch zu hören? Es galt seiner Dolores! Und wenn sie todt war? Dann sollte erst recht Niemand von all den theilnamslosen Fremden in das Geheimniß seines Schmerzes eingeweiht werden! „Sie versteh'n mich ja doch nicht!" sagte er. — „Wenn Dolores stirbt, so bin ich Wittwer! Nun das sind Viele!" So werden sie reden. O die Thoren! Wenn Dolores stirbt, so verlier' ich nicht bloß meine Frau — so verliere ich mehr. Ich verliere mich selbst."

Dann sah er zum Kajütenfenster hinaus. Siehe da, schon die grünen Auen, hie und da auch ein Fischerhaus sichtbar. Das Gefühl der Heimathseligkeit will ihn überschleichen. Liegt doch ein so eigenthümlich feiner, sonniger Duft über der Gegend! So heiter, so freundlich ist die Natur! — —

Dolores kann nicht todt sein. Es ist ein schrecklicher Traum gewesen. Er ist vorüber. Alles grünt, blüht und duftet — wie kann da in der kalten Erde, von Würmern zerfressen liegen, die ja blühen soll wie der Frühling, die singen soll wie das Vögelein, die Geliebte, die Theuerste, die Einzige?! Sie, die er nun ganz glücklich machen kann, der er das zu bieten vermag, was sie bisher vermißte, mit Schmerz vermißte. Ihretwillen hatte er ja gearbeitet mit dem Aufwand aller Kräfte, Nacht und Tag, seit Jahresfrist. Und nun soll sie todt sein? Nein! Sie lebt. Sie ist krank gewesen, nun aber genesen. Aha! Das ist die rechte Au! Und dort steht das Haus mit den grünen Jalousien. Und das Gärtchen! Und die aufgehängten Netze! Und dort steht ja auch der Berthold am Ufer! Ja, ja, er ist's. Er winkt, er grüßt. Und Dolores? Ach, sie ist ja so krank, so schwach, die Arme! Sie möchte gewiß sonst am Ufer stehen und ihm zuwinken. Armes Lorchen, du wirst viel gelitten haben! Nun aber ist Alles, Alles wieder gut. Nun sei der Rest nichts als Glück und Freude.

Das Schiff hält.

Peter springt auf die Brücke. Berthold ist auch schon gekommen. Die beiden Männer sinken sich in die Arme. Sie schütteln sich die Hände. Sie sprechen Einiges — aber nicht von Dolores. Berthold sagt nichts und Peter wagt es nicht — zu fragen. So kommen sie zum Fischerhaus.

Zwei Schiffsknechte bringen den schweren Koffer und stellen denselben im Vorhaus nieder.

Peter geht ins Zimmer hinein. Berthold bleibt draußen.

„Wo ist sie?" ruft Peter und Todtenblässe überzieht sein Antlitz.

Berthold antwortet nicht. Er fängt an zu weinen.

„Sie ist todt!" schluchzte Peter laut auf und sinkt dann bewußtlos zusammen.

III.

Das Geld nützt den Todten nichts.

„Wo ist sie?"

Sie ruht im Grabe.

Peter wollt' es nicht glauben. Es sei doch unmöglich, sagte er. Man mache einen grausamen Spaß! Es sei nun genug und Dolores solle sich zeigen. Aber sie zeigte sich nicht. Statt dessen führte ihn Berthold auf den Gottesacker und zeigte ihm daselbst in dem Winkel unter dem Fliederstrauch ein frisches Grab.

Peter stand vor demselben lange, lange, ohne sich zu bewegen. Dann durchzuckte es ihn plötzlich wie ein elektrischer Strahl. Nun floß Thräne um Thräne seine abgehärmte Wange herab.

Dann verließ er den Kirchhof.

Als der Abend gekommen, ließ er Wein bringen und, indem er Berthold zu trinken nöthigte, bat er ihn, von der Verstorbenen zu erzählen. Berthold, die gute, treue Seele, war selbst tief ergriffen. Er war nicht gewichen von dem Lager der Kranken, bis ihr letzter Athemzug verhaucht war. Jedes Wort derselben hatte er vernommen. Er hatte sie mit Liebe gepflegt und weinte nun um sie in Gemeinschaft mit Peter. „Sie war so gut," sagte er, „so gut! Und sie hat dich so lieb gehabt, Peter! Bevor sie sich legen mußte, besuchte sie noch alle ihre Lieblingsplätze. Ich ging überall mit. Sie kam an den Ort am Ufer, wo einst Lolo im Wasser verunglückte. „Hier," sagte sie, „hab' ich Wellrich das erste Mal gesehen!" Dann ging sie den schönen Weg entlang, den du ihr zurecht gerichtet. Dann setzte sie sich unter die Laube und weinte. „Warum ist er fortgegangen von mir?" rief er aus. „O, er täuschte sich in mir. Ich war zufrieden und glücklich in meiner Armuth. Peter glaubte es nicht. Ich war krank. Peter glaubte es nicht.

Ich werde sterben. Das wird er glauben. Denn er wird mich suchen und ich werde nicht da sein. Er wird ein reicher Mann sein, ich aber werde neben meiner Mutter schlafen im Grabe. Er hat mich verlassen, um einem Phantom nachzujagen. Wir wären noch ein Jahr glücklich gewesen. Er wird Geld und Gut besitzen. Ich aber werde todt sein. Und den Todten nützt das Geld nichts. O Berthold, sagen Sie ihm, daß ich ihn unendlich geliebt habe. Sagen Sie ihm, daß ich dennoch, trotz Allem glücklich bin und im Frieden scheide. Ich weiß, daß auch er mich geliebt hat."

So sprach sie. Sie ging hinüber und nun bist du da. Sie ist ein Engel im Himmel. Aber auf Erden weilt sie nicht mehr."

Peter hatte ruhig zugehört. Nun aber sprang er auf. „Wie unglücklich bin ich!" schrie er. „Mein armes, mein liebes, gutes Lorchen! O, ich Unglückseliger!" Dann öffnete er den Koffer und nahm die Banknoten und sonstigen Werthpapiere, die Goldstücke, die Schmuckgegenstände heraus, raffte Alles zusammen und eilte davon. Berthold, in der Meinung, Peter sei wahnsinnig geworden, folgte ihm eiligst nach, holte ihn jedoch erst bei der Friedhofthüre ein. Peter hatte den Todtengräber gebeten, ihn einzulassen. Der alte Mann, von Mitleid für den Unglücklichen ergriffen, gewährte die Bitte. Peter schritt nun an das Grab seiner Frau. Dort ließ er sich nieder und legte seinen ganzen Reichthum auf den traurigen Hügel.

„Lorchen, Lorchen, mein geliebtes Weib!“ rief er hierauf unter tausend Thränen. „Werd' ich dich nimmer sehen? Sieh, hier ist Gold, hier sind Ringe und Armspangen, dich zu schmücken. Komm' doch, o komm' doch! Es ist ja Alles für dich! Ach, ich werde dich nicht mehr sehen, nie mehr wieder sehen!“

„Du wirst sie wieder sehen, Peter!“ ließ sich eine Stimme vernehmen. Es war die Bertholds.

Peter sah sich um und sagte: „Nein, nicht so wie ich sie wünsche. So werde ich sie nie mehr sehen wie ich sie sah, so liebreizend, so schön, so freundlich-menschlich. Was ich sehen werde, ist ein verklärter Geist, der meiner nicht bedarf. Einen Schatten werde ich wieder sehen, aber nicht mein Weib, nicht meine Dolores.“

„Frevle nicht, Peter!“

„Ich werde sie nie mehr wiedersehen.“

Nun warf er sich auf das Grab hin und schluchzte so laut, daß es zum Erbarmen war. So lag er am Grabe bis zum lichten Morgen. Berthold blieb bei ihm. Er sprach ihm zu, ermahnte ihn, sich in den Rathschluß der Vorsehung zu fügen. Er sagte in seiner schlichten Weise, Peter sei noch glücklich, da er sie nur in ihrer Schönheit und Jugendfülle im Gedächtnisse habe, als ein ewig blühendes Bild, als eine liebliche Erinnerung. Peter wurde endlich still. Er bat Berthold die Sachen wegzunehmen vom Grabe, da sie der Todten ja doch nichts nützen könnten. Er möge sich behalten davon, was er wolle, er möge der Kirche spenden, dem Todtengräber, den Armen. Dann ging er nach Hause.

Seitdem lebte er wieder wie ehemals als armer Fischer, in seiner Wohnung am Strande der Donau. Er bekümmerte sich um Niemanden mehr in der Welt. Sein Glück lag in der Vergangenheit und wenn er des Abends am Ufer saß und der Wind in den Aesten der Aubäume sanft flüsternd spielte und wenn die Wellen des Stromes leise plätscherten, da war es ihm, als vernähme er die süße Stimme derjenigen, die einst an seiner Seite weilte und die ihm gar wonnigliche Freude, aber auch das bitterste Leid verursachte. Und der arme Peter weinte um die arme Dolores.

Die beiden Zähne.

Von Dr. L. W.

Ein ehrwürdig aussehender, ältlicher Mann in Paris stand eines Tages in einem Laden und handelte um einen Hut für seine Frau und um ein Paar Kleider für seine Töchter. Da trat ein junges Mädchen

herein und kaum hatte der ältliche Herr einen Blick auf ihr schönes blühendes Gesicht geworfen, als er auch sogleich das Handeln einstellte, sich auf den Ladentisch stützte und mit einer daliegenden Zeitung zu schaffen machte. Eigentlich aber las er nicht in der Zeitung, sondern that nur so und hielt die Ohren gespitzt, um zu hören, was das Mädchen wollte.

Sie brachte neue Modewaaren, die die Kaufmannsfrau mit der Brille auf der Nase scharf auf's Korn nahm, aber nicht das Geringste daran zu tadeln fand. Dennoch bot sie dem armen Mädchen, das seine Arbeit gerne verkauft hätte, nur einen sehr geringen Preis dafür und erhielt sie. Hatte der ältliche Herr schon das Antlitz des Mädchens und ihre Gestalt schön gefunden, so wurde sie ihm noch anziehender durch einen unverkennbaren Zug von Schwermuth und ein leidendes Aussehen, das sie vergebens zu verstellen suchte. Wäre das nicht gewesen, so hätte man glauben müssen, daß sie der ärmsten und niedrigsten Classe in Paris angehöre; denn sie trug Kleider vom gröbsten Zeug, und auch diese wollten, obgleich sie reinlich gewaschen waren, nicht mehr recht zusammenhalten. Etwas aber hatte das Mädchen, um das sie gewiß manche Prinzessin beneidet haben wird, nämlich zwei Reihen Zähne, weiß und glänzend wie zwei Reihen Perlenschnüre, in einem Mündchen frisch und roth wie Korallen. Der geneigte Leser begreift nun schon, wo die Sache hinaus will! — Nein, er begreift's noch nicht, sondern — der ältliche Herr verließ, als das Mädchen fortging, den Laden auch, eilte ihr nach und legte ihr sanft die Hand auf die Schulter. Sie drehte schnell das Köpfchen um und ward roth; der Greis aber redete sie mit wohlwollender Miene und mit vertraulichem Tone an: Mein Kind, sagte er, hast du noch etwas zu verkaufen? Nein, mein Herr! Du irrst Dich, Du weißt nicht wie reich Du werden kannst. Verkaufe mir zwei Deiner Zähne. Das junge Mädchen nahm den vertraulichen Ton des Fremden übel, und noch mehr seinen Vorschlag, der ihr ein grausamer Scherz zu sein schien. Schon wollte sie ohne Weiteres davon gehen, als der Herr ganz ernsthaft hinzufügte: Ich scherze nicht, mein Kind; es liegt mir sehr viel daran, daß der Kauf richtig werde.

Mein Herr, erwiederte das Mädchen, ich kann nicht begreifen, was Sie mit meinen Zähnen anfangen wollen. Das brauchst Du gar nicht zu wissen, — genug, wenn ich Dir sie gut bezahle. Bei diesen Worten betrachtete sie den Greis genauer und konnte unmöglich glauben, wie sie ihm in sein ehrliches, gutmüthiges Antlitz sah, daß er im Sinne haben könne, ein unglückliches, armes Mädchen zum Besten zu haben. Ich sage es Dir noch einmal, mein Vorschlag ist ernstlich gemeint. Willst Du mir Deine Zähne verkaufen? Da Sie mir sagen, daß Sie mich nicht zum Besten haben wollen, will ich es glauben; aber ich bin wirklich über die Sonder-

barkeit Ihres Antrages erstaunt. Nun, ich will Dir sagen, warum ich den Handel, den ich Dir vorschlage gern schnell beendigen möchte. Siehe ich bin ein Zahnarzt und heiße Nippers. Eine meiner Kunden, Madame Flowerby, hat das Unglück gehabt, zwei ihrer vordern Zähne zu verlieren, und würde gern eine namhafte Summe zahlen, wenn sie sie wieder ersetzen könnte; aber sie verlangt, daß die Zähne aus einem so gesunden, frischen Munde kommen, wie der Deinige ist. So lautet meine Ordre; und ich bin ermächtigt, Dir zweihundert Kronenthaler für zwei Deiner Zähne, die ich wählen werde, blank auf den Tisch zu legen.

Als das Mädchen ihn so reden hörte, schwieg es stille und dachte: soll ich oder soll ich nicht? Zweihundert Kronenthaler, gleich baar, damit wäre mir geholfen; aber die Zähne, die gesunden weißen Zähne, aus dem Munde, wo noch keiner fehlt — es ist doch hart! — und ein eiskalter Schauer durchrieselte alle ihre Glieder. Schnell aber besann sie sich und bat sich vom Doktor eine halbe Stunde Bedenkzeit aus. Er begleitete sie dann bis an ihre Hausthüre: sie zeigte sie ihm und ging rasch hinein.

Wir lassen den Doktor unterdeß auf der Straße auf- und abgehen, wo ihm in keinem Falle die Zeit lang werden kann, und begeben uns zu Madame Flowerby, die wir schon dem Namen nach kennen.

Diese Frau hatte, so lange sie jung war, für eine große Schönheit gegolten, und meinte, sie müßte sich diesen Ruf auch dann noch erhalten, als man schon anfing, ihn ihr streitig zu machen. Von allen ihren Vollkommenheiten aber war diese Dame auf keine stolzer als auf die Schönheit ihrer Zähne und wenn die Selbstgefälligkeit je entschuldigt werden darf, so hatte sie in dieser Beziehung Ursache dazu. Aber wie es zu gehen pflegt, wenn die Damen lieber zu Pferde sitzen als zu Fuß gehen wollen, — eines Tages machte sie mit einer Gesellschaft Engländerinen einen Spazierritt durch die Allee. Sie jagten und jackerten wie wenn der böse Feind hinter ihnen drein käme — plötzlich stürzt in vollem Galopp das Pferd der Madame Flowerby; sie fliegt aus dem Sattel vorn über den Kopf hinaus und ach, sie zerbricht zwei ihrer schönen Zähne an einem Chausseestein. Da sie in ihrem Leben weit weniger an den Kopf als an ihre Zähne gedacht hatte, so merkte sie das Uebel auf der Stelle, denn es war ihr im Munde so sonderbar und so lückenhaft geworden und blutete, und die zwei Zähne rasselten an ihren Kameraden wie zwei Kieselsteinlein. Aber eine Engländerin verliert den Kopf nicht, sie machte den Mund hübsch zu und sagte kein Wort und that, wie wenn sie mit heilern Zähnen davon gekommen wäre, als mit heiler Haut und Nase. Als sie aber zu Hause angekommen war und in ihrem Zimmer allein in den Spiegel schaute und die häßlichen zwei Breschen an den Festungsmauern ihres

Mundes erblickte, da ward ihr's doch recht wehmüthig ums Herz und sie trauerte und seufzte zwei Tage lang über ihre Invalidenschaft und weinte heiße Thränen in stiller Verborgenheit. Endlich aber meinte sie doch, dem Uebel müsse gesteuert werden. In Paris kann man für Geld so vieles haben, was an andern Orten nicht zu bekommen ist. Darum dachte Frau Flowerby: Hm! läuft ja meine Frau Gevatterin mit einer falschen Nase herum und es sieht's ihr keiner an und meine Cousine mit einem falschen Gaumen und einem gläsernen Auge, warum sollte ich mir nicht zwei Zähne einsetzen lassen? Gesagt gethan; sie schickt zum Doktor Nippers dem berühmtesten Zahnarzt und der Doktor tritt herein. Er kramt eine Menge Zähne vor ihr aus, zeigt sie ihr und spricht: Sehen Sie, Madame, diese herrlichen Zähne von Elfenbein, aber ich kann nicht dafür stehen, daß sie ihre schöne Weiße auf die Dauer beibehalten werden. Da will ich sie nicht, erwiederte die Dame, sie müssen weiß bleiben: — ich will nicht haben, daß auch nur irgend Jemand mein Unglück argwöhne. Das wäre allerdings sehr unangenehm. Ja zum Verzweifeln, denken Sie nur, Doktor, wenn mir irgend Jemand nachsagte, daß ich falsche hätte . . . Ach meine Zähne, meine lieben Zähne, ihr waret so schön! Nun da sind andere, welche die elfenbeinernen an Haltbarkeit übertreffen und eben so schön sind. Die sind recht, aber wovon sind sie gemacht? Das sind Zähne vom Hippopotamos. Was? wie? Doktor vom Hippom! Vom Hippopotamos einem ungeheueren Seethier Die Dame stieß einen lauten Schrei aus. — Was? ich soll mir die gräßlichen Hauer eines Ungeheuers in den Mund setzen lassen, das vielleicht eine Menge Menschen verschlungen hat, das ohne Zweifel mich selbst verschlungen hätte, wenn ich ihm begegnet wäre! Nun, da sind noch andere, erwiederte der Zahnarzt, die an Schönheit alle Vorstellung übertreffen. Die Ihrigen selbst sind nicht weißer. Das ist wahr, die glänzen herrlich; was für eine köstliche Glasur! und woher kommen die? Das sind natürliche — ich habe sie aus dem Munde einer Negerin gebrochen. Sie sind grausam, Doktor, daß Sie so mit mir spielen. Wie? in meinen Mund die Zähne einer häßlichen Schwarzen? Lieber noch, tausendmal lieber die vom Hippom, dem Seeungeheuer, von dem Sie gesprochen haben. In diesem Falle, Madame, kann ich nichts weiter als Sie bedauern. Was nennen Sie mich bedauern? Ich glaube, Sie scherzen; ich will es ja nicht umsonst von Ihnen haben, ich bin im Stande, gut zu bezahlen, was ich wünsche. Sie redeten noch hin und her, bis Madame Flowerby dem Zahnarzte den Auftrag gab, ihr um jeden Preis Zähne zu verschaffen, die ihrer würdig seien. Wir haben bereits gesehen, wie der Doktor sich dieses Auftrages bei dem jungen Mädchen entledigen wollte, zu dem wir nun zurückkehren müssen. Louise Hutchinson, so hieß das Mädchen, hatte ihre Mutter verloren und ihr

Vater war schon alt. Er hatte lange Zeit im blühenden Wohlstande gelebt, war aber durch unglückliche Spekulationen herabgekommen und in Folge mehrerer Bankerotte in Dürftigkeit gerathen. Mehrere Jahre hindurch war es seiner Tochter Louise möglich gewesen, ihr Elend vor den Augen der Menschen zu verbergen. Ja es schien im kleinen Häuschen, wo sie wohnte, sogar ein gewisser Wohlstand zu herrschen, der keinen Gedanken an Armuth und Noth aufkommen ließ. Sie war immer hübsch und einfach gekleidet, und diese Einfachheit in Verbindung mit ihrer natürlichen Anmuth, wurde von denen, die ihren guten Geschmack kannten, als eine feine Art von Gefallsucht gedeutet.

(Schluß folgt.)

Nachtisch.

(Fang- und Achselschnüre.) Unsere Damen lieben es, ihre Roben mit militärischen Achselschnüren zu verzieren, wahrscheinlich ohne zu ahnen, welche eigenthümliche Bewandtniß es mit denselben hat. — Der Ursprung der Achselschnüre aber war folgender: Als im Jahre 1566 der blutdürstige Herzog Alba die Niederlande mit Feuer und Schwert verheerte, ward hierüber ein unter ihm stehendes Wallonen-Regiment so empört, daß es sammt und sonders bis auf den letzten Mann zum Feinde überging. Der Herzog erließ hierauf an den gleichfalls übergegangenen Commandeur dieses Regiments die Drohung, daß er jeden Mann, wenn er gefangen würde, aufhängen lassen werde. Der Commandeur erwiederte hierauf, daß jeder seiner Soldaten, damit das Aufhängen nicht große Umstände mache, von Stund an einen Strick und einen Nagel an der Schulter tragen werde. Die tapferen Wallonen jubelten über diese Antwort und hefteten begeistert Strick und Nagel an die Schulter. So den Henkertod vor Augen, verrichteten sie Wunder der Tapferkeit, und nach Beendigung des Krieges war das Regiment so stolz auf den Strick geworden, daß es denselben als ehrende Auszeichnnng auf der Achsel beibehielt.

Eine Bäuerin, welche Esel zum Verkauf auf den Markt trieb, begegnete jungen Studenten. „Ei guten Morgen, Eselmutter!" riefen ihr diese zu. „Ich danke schön, meine Kinder" gab die Bäuerin ganz ruhig zur Antwort.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 36.

Die beiden Zähne.

(Schluß.)

Nach und nach veränderte sich Alles; Spiegel, kleine Luxusgeräthe verschwanden eins nach dem andern. Louise nahm viel seltener an den Vergnügungen ihrer Bekannten Antheil; sie zog sich endlich ganz davon zurück und, wenn diese kamen und sie nöthigen wollten, schützte sie die schwache Gesundheit ihres Vaters vor und blieb zu Hause. Endlich ward auch die einzige Magd verabschiedet, und nun wußte man, daß Louise die einzige Stütze ihres alten Vaters war, und daß sie Tag und Nacht arbeitete, ihm die nöthigsten Erfordernisse des Lebens zu verschaffen. Sie schämte sich aber ihrer Lage keineswegs, ihre Sanftmuth und Ergebung gewannen ihr die Herzen einiger Freundinen, und diese kamen oft herbei, um ihr den Beistand einer zärtlichen Freundschaft anzubieten und ihr arbeiten zu helfen. Aber der Vater Louisens war ein wunderlicher, zorniger Mann, dem das Alter alle Kraft des Gemüthes geraubt hatte. Um ihn nicht zu beleidigen, sah sich die arme Tochter gezwungen, mit allen ihren Freundinen zu brechen, und von nun an mußte sie alle Ausgaben für den an Körper und Geist kranken Mann selbst bestreiten. Louise war an einen ihr würdigen braven Mann verlobt mit Namen Eduard Linton. Er wußte wohl, daß seine Braut arm sei, aber daß sie Noth und Mangel leide, das wußte er nicht. Eduard war bei einem Kaper in New-York angestellt und die Vermählung mit Louise hing von seinem Dienstglück ab. Um mit besserem Erfolge vorwärts zu kommen, hatte er seit einigen Jahren seine Baarschaft in die Hände seines Schiffpatrons gelegt.

Aus diesem Grunde hatte Louise ihr Elend sorgfältig verborgen; nicht weil sie dachte, derjenige, dem sie verlobt war, schäme sich ihrer, wenn er

wisse, daß sie von ihrer Arbeit lebte, sondern weil sie zu zartfühlend war, um dem jungen Manne sein Emporkommen durch Sorgen um sie zu erschweren.

Unterdessen war der alte Hutchinson gefährlich krank geworden. So lange seine Gesundheit noch nicht so heftig angegriffen war, hatte seine Tochter doch noch etwas arbeiten können. Jetzt aber nahm die Pflege des leidenden Vaters ihre ganze Zeit in Anspruch und das Elend wurde immer größer. Es wurde ein Arzt gerufen, er verschrieb stärkende Mittel, kostbaren Wein und theuere Arzneien. Das arme Kind konnte unmöglich alles herbeischaffen, und aller Muth begann ihr zu sinken, wenn der alte wunderliche Mann die vorgeschriebenen Stärkungsmittel verlangte und sie ein nachlässiges und hartherziges Kind schalt, das seine Pflichten vernachlässige. In dieser Lage befand sich Louise, als wir sie zuerst in dem Kaufladen erblickten. Nach Verfluß einer halben Stunde kam der Zahnarzt in die ärmliche Wohnung des armen Mädchens zurück. Sie empfing ihn gefaßt und bat ihn, sogleich an die Operation zu gehen. Der Zahnarzt zählte 200 Kronenthaler auf den Tisch, zog ihre zwei schönsten Zähne aus und empfahl sich. Im ersten Augenblicke überwog die Freude, durch diese unerwartete Unterstützung die Leiden ihres Vaters zu lindern, allen Schmerz über das gebrachte Opfer. Die Gesundheit des alten Hutchinson ward jedoch nicht hergestellt; sein Leben neigte sich vielmehr dem Ende zu. In seiner letzten Stunde kamen ihm noch einige lichte Augenblicke, wie sie Sterbende zuweilen haben. Da erkannte er, was seine fromme Tochter für ihn gethan hatte und weinte und segnete das gute Kind und starb mit der süßen Hoffnung, daß ihre kindliche Liebe nicht unbelohnt bleiben werde. Wir wissen, daß das Unglück Louisens sie gezwungen hatte, ihre Freundinen zu vernachlässigen. Nunmehr aber, als sie erfahren, welch neuer Schlag sie getroffen hatte, kamen sie schaarenweise herbei, um sie zu trösten. Louise ließ sich zu der liebsten Freundin ihrer Kindheit bringen; aber ihre zarte Gesundheit war so sehr erschüttert, daß sie in ein gefährliches Fieber fiel, das sie an den Rand des Grabes brachte. Ihre Jugend jedoch und die liebevolle Pflege ihrer Freundin siegte über die Krankheit, und sie fing an, sich langsam zu erholen. Da sie aber ihre Schönheit dahin gewelkt und ihren Mund seiner Grazien beraubt sah, entband sie aus Stolz und Zartgefühl ihren Bräutigam seines gegebenen Wortes. Sie schrieb ihm einen rührenden Brief, in welchem sie den Tod ihres Vaters anzeigte und hinzufügte, daß ihre Verhältnisse sich der Massen geändert hätten, daß eine Verbindung mit ihm unmöglich sei. Sie schloß mit der Bitte, er möge ihr nie antworten und auch kein Zusammentreffen mehr mit ihr suchen, das zu nichts führen könne, als ihm und ihr das Herz schwer zu machen.

Dieser Brief traf Eduard gerade in dem Augenblick, wo er durch Wegnahme eines feindlichen Schiffes über alle Erwartung reich geworden war und sich bereits zur Rückkehr in seine Heimath anschickte. — Ungefähr zwei Jahre später saß der Doktor Nippers an einem schönen Sommerabende in seiner Gartenlaube und spielte mit einem niedlichen Eichhörnchen, das auf seinen Knien und Schultern herumkletterte. Da hielt ein prächtiger Wagen vor seiner Thüre, eine stattliche junge Dame stieg aus und läßt ihn auf einige Augenblicke um Gehör bitten. Man führt sie in das Zimmer des Greises, der alsbald sich auch daselbst einfindet. Habe ich wohl die Ehre, mit dem Herrn Doktor Nippers zu sprechen? fragte sie. Ja gnädige Frau, erwiederte der Zahnarzt und bückte sich ehrfurchtsvoll. Ihre Geschicklichkeit, Herr Doktor, hat Ihnen einen großen Namen gemacht. Dann macht die Welt mehr aus mir als ich werth bin, erwiederte bescheiden der Zahnarzt. Ich glaube indeß sagen zu können, daß ich mehr als einmal in meinem Leben der leidenden Menschheit dienen konnte. Erinnern Sie sich wohl, Herr Doktor, vor ungefähr zwei Jahren einem armen Mädchen zwei Zähne abgekauft zu haben? Ja gewiß, es ist mir noch wie heute. Ich muß gestehen, daß dieser Kauf seither mein Gewissen schwer gedrückt hat. Ach das arme Kind war sehr unglücklich, und ich habe mir seitdem hundert Mal gesagt, ich hätte ihr das Geld schenken und der alten Madame Flowerby ein Paar Zähne von ...... meinetwegen von einem Rhinozeros — einsetzen sollen. Arme Louise! ich fürchte, diese traurige Operation hat ihr ihre ganze Zukunft verdorben. Was berechtigt Sie zu dieser Vermuthung? Kaum von einer heftigen Krankheit genesen, verließ sie heimlich die Stadt und trat als Unterlehrerin in einer kleinen Dorfschule ein. Da erkannte ich, daß ich nicht einer Bettlerin, wie ich geglaubt, sondern einem trefflich erzogenen und gebildeten Mädchen ihren schönsten Schmuck geraubt hatte. Ich begab mich in das Dorf, worin sie weilte, entschlossen, Alles aufzubieten, um das Unglück, das ich angerichtet hatte, wieder gut zu machen, aber gerade am Tage vor meiner Ankunft war ein junger Mann angekommen, hatte Louisen gefunden, fortgeführt und — — geheirathet trotz ihrer Zahnlücken, unterbrach ihn lächelnd die junge Frau. So hab' ich mir immer gedacht, erwiederte der würdige Greis, dem seine gute Laune noch nicht erlaubt hatte, das Opfer seiner Kunst wieder zu erkennen. Aber Herr Doktor, sehen Sie mich doch an, sagte sie ihm; Sie kennen mich noch nicht? Ich bin ja Louise, und komme Ihnen Ihr Geld wieder zu bringen nnd Sie zu bitten, mir meine Zähne wieder zu geben, wenn es möglich ist. O ja, sehr möglich! Jetzt erst schätze ich mich glücklich, sie noch in meiner Gewalt zu haben. Denn ich muß Ihnen sagen, daß Madame Flowerby, nachdem sie eine ganze Woche lang gezögert hatte, sie sich einsetzen

zu lassen, zu ihrem größten Jammer erfuhr, daß ihr Unglück allgemein bekannt sei. Der innere Aufruhr und der Kummer, den sie darüber empfand, waren so groß, daß sie ohne Weiters ein Schiff bestieg, das nach England fuhr, und abreiste, ohne an ihre Familie, ihr Vaterland, ja selbst ohne an diese kostbaren Zähne mehr zu denken. Mit geschickter Hand setzte nun der vergnügte Doktor die Zähne wieder in ihrem schönen Mund, dem sie gehörten, und die glückliche Eigenthümerin derselben nahm freundlichen Abschied und hinterließ ihren Freund und Wohlthäter eine Einladung für den folgenden Tag auf das Landhaus des Herrn Eduard Linton.

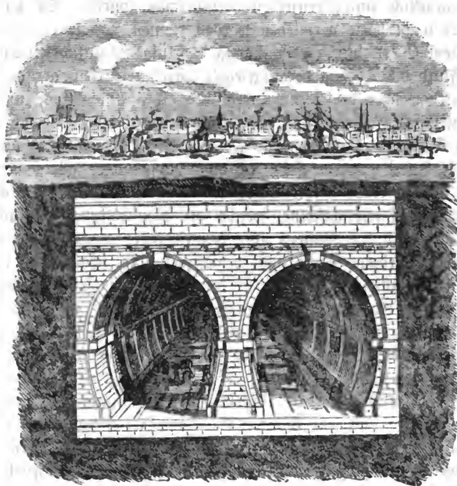
Der Themse Tunnel.

Die östlichste Brücke von London ist die London-Bridge, westwärts vom Tower gelegen. Von da an bis über die Docks hinaus findet keine überirdische Verbindung der Themse-Ufer mehr statt, denn Brücken würden der sehr belebten Schifffahrt nur hindernd in den Weg treten, und doch ist eben in dieser Gegend der ungeheueren Stadt der Verkehr am lebhaftesten, denn hier liegen links von der Themse die Katharinen-, London-, Ost- und Westindia-Docks, rechts die Surrey-, Commercial- und Grönland-Docks und man hätte z. B., um von den London-Docks nach den gegenüberliegenden Commercial-Docks zu gelangen, mit Benützung der London-Bridge einen Umweg von etwa einer deutschen Meile zu machen. Da kam man denn endlich auf den Einfall, an beiden Ufern einander gegenüber eine schachtartige Vertiefung zu graben und deren Grund durch einen unterirdischen, unter dem Flußbette hinlaufenden Gang mit einander zu verbinden. War schon dieser Gedanke an sich ein imposanter, so mußte den nüchternen Mann, der zugleich an die Ausführung dachte und sich alle Schwierigkeiten derselben vergegenwärtigte, geradezu ein Schwindel überkommen.

Allein was ist dem menschlichen Geiste zu schwer, oder vielmehr: vor was schreckt er zurück, wenn es gilt, irdischen Vortheil oder auch nur Ruhm und Ehre zu erhaschen! Schon zu Anfang unseres Jahrhunderts machten die Engländer den Versuch, die beiden Ufer durch einen unterirdischen Gang mit einander zu verbinden, allein die Schwierigkeiten waren unüberwindbar. Im Jahr 1823 wurde aber der Gedanke wieder von Neuem aufgenommen und — durchgeführt, wenn auch nach unsäglichen Anstrengungen und mit jahrelanger Unterbrechung.

Einem Franzosen, Isambert Brunel, gebührt das Verdienst, das Riesenwerk angefangen und vollendet zu haben. Im Jahre 1824 bildete

sich eine Actiengesellschaft für dieses Unternehmen, und der Bau begann. Man wählte eine Stelle an der Wapping High-Street, in der Nähe der London-Docks, am nördlichen und die gegenüberliegende bei Rotherhithe am südlichen Ufer aus, zwischen welchen beiden Punkten die Themse eine Breite von 1200 Fuß hat. Zuerst wurde an der südlichen Stelle, 150 Fuß vom Wasser entfernt, ein Cylinder aus Backsteinen aufgeführt, 50 Fuß im Durchmesser und 3 Fuß dick, nnd dieser Cylinder wurde nun nach und nach durch Ausgrabung 65 Fuß tief in den Boden versenkt. Innerhalb dieses ersten Cylinders wurde dann ein zweiter aufgeführt, nur von 25 Fuß Durchmesser, aber 80 Fuß tief.



Zwischen diesen beiden Cylindern windet sich nun der Eingang von oben nach unten bis in eine Tiefe von 62 Fuß, in welcher der Tunnel beginnt, der sich also quer an das cylinderförmige Gebäude anschließt. Derselbe ist 38 Fuß breit und 22 Fuß hoch und wird durch zwei aneinanderstoßende Ovale gebildet, Bogengänge von je 15 Fuß hoch je einen Fahrweg und Fußweg nebeneinander enthaltend. Das die beiden Bogengänge trennende Mauerwerk ist von regelmäßigen Seitengängen durchbrochen, in welchen sich Gaslaternen befinden, die das Ganze erhellen. Zu Neujahr

1826 wurde mit dem eigentlichen (horizontalen) Tunnel angefangen, am 30 Juni erreichte der Bau das Flußbett und im März des folgenden Jahres war man schon fast ein Dritttheil der ganzen Länge vorgedrungen. Indeß stellte sich bald heraus, daß man den Tunnel nicht tief genug angelegt hatte; gegen die Mitte des Flusses lag die Höhlung nur gegen 18 Fuß unter dem Bette desselben, das Wasser sickerte durch tausend Spalten und Ritzen auf die Arbeiter und ihre Vorrichtungen herab, und von Woche zu Woche mehrte sich die Gefahr; das zu durchbrechende Erdreich war zuletzt nur noch ein breiartiger dicker Schlamm. Indeß befand man sich bereits unter den tiefsten Stellen des Flusses und es war Hoffnung vorhanden, daß man glücklich unter denselben wegkommen würde. Da zerstörte ein Unfall, der leicht hätte vermieden werden können, das bereits soweit vorangeschrittene Werk mit einem Schlag. Einige Kauffahrteischiffe, welche mit der Fluth die Themse heraufgesegelt waren, warfen gerade über die Stelle, unter welcher der Tunnel wegführte, ihre Anker aus, und die dadurch verursachte Erschütterung des dünnen grundlosen Bodens hatte ein plötzliches Einbrechen desselben zur Folge gehabt. Das geschah am 18. Mai 1827. Die Arbeiter vermochten sich noch zu retten, allein der Tunnel füllte sich binnen einer Viertelstunde mit Wasser, Sand und Schutt vollständig an; die Dampfmaschine, welche zur Wegschaffung des ausgegrabenen Erdreichs und des Wassers über dem Cylinder aufgestellt waren, konnten die herbeigeströmte Masse nicht bewältigen nud schon schien Alles verloren zu sein. Allein Brunel verlor den Muth; er ließ sich mittelst der Taucherglocke in die trichterförmige Vertiefung hinab und sah zu seiner großen Freude, daß das hinabgeströmte Wasser das Mauerwerk des Tunnels nicht beschädigt, ja nicht einmal die Gerüste zerrissen hatte. Er suchte nun alsbald dem Uebel abzuhelfen; er versenkte etwa 60,000 Centner Lehm in Körben und Säcken in den eingebrochenen Schlund und verstopfte damit diesen letztern und jetzt konnten die Dampfmaschinen auch das Wasser und den Schlamm hinwegschaffen; in weniger als vier Wochen war der Tunnel wieder rein und trocken und die Arbeit konnte fortgesetzt werden. Aber von nun an gesellten sich immer wieder neue, unvorhergesehene Schwierigkeiten zu dem Unternehmen. Es bildeten sich schädliche Dünste, in welchen es die stärksten Arbeiter nicht lange aushalten konnten; es entstanden entzündbare Gase, welche manchmal den ganzen Raum in Flammen setzten. Dennoch wurde weiter gearbeitet und bereits war man weitere 52 Fuß vorgedrungen, als am 12. Januar 1828 der Fluß zum zweiten Mal den unter ihm liegenden Boden durchbrach, wobei sechs Menschenleben zum Opfer fielen; Brunels Sohn selbst befand sich in dem Tunnel,

wurde von dem Wasser fortgeschwemmt, aber glücklicher Weise nach dem Cylinder gerissen und daselbst vom Wasser emporgehoben.

Noch einmal legte Brunel den Tunnel trocken, ganz in derselben Weise wie das erste Mal; mit neuer Kraft ging er an die Fortsetzung des Baues; allein jetzt trat eine Schwierigkeit hinzu, welche noch lähmender und dabei nachhaltiger wirkte, als alle seitherigen Unfälle: es gingen die Geldmittel zu Ende. Sieben Jahre lang blieb der Bau unterbrochen, bis die Regierung die nöthigen Geldmittel bewilligte. Nun begann die Arbeit von Neuem, aber unter noch größern Schwierigkeiten als bisher sollte sie zu Ende geführt werden. Der Boden des Flusses war aufgeweicht und mußte ersetzt werden; das Gerüst war so schadhaft, daß es gleichfalls durch ein neues ersetzt werden mußte; noch dreimal brach sich das Wasser der Themse Bahn und mußte jedesmal in der frühern Weise entfernt und der Schaden gut gemacht werden. Endlich im August 1841 war das Riesenwerk vollendet, und am 13. desselben Monats durchschritt der Baumeister das erste Mal den Tunnel nach seiner ganzen Länge; zwanzig Monate später waren die Ein- und Ausgänge an beiden Enden desselben überbaut und die unterirdische Doppelstraße dem allgemeinen Verkehr übergeben. Diese Ein- und Ausgänge münden in zwei große cylinderförmige Thürme, innerhalb deren eine Wendeltreppe in den Tunnel hinabführt. Das Ganze ist mit unzähligen Gaslampen beleuchtet und gewissermaßen bewohnt; es passiren nämlich nicht nur von Morgens frühe bis in die späteste Nacht hinein eine Menge Leute hin und her, sondern die Zwischengewölbe enthalten auch Kaufläden, Restaurationen, Spielbuden u. dgl., deren Besitzer fast nie das Licht des Himmels erblicken, denn vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein sitzen sie hier in der dumpfigen Atmosphäre und bei dem flimmernden Gaslichte, um die Bedürfnisse der Reisenden zu befriedigen.

Nur ein würdiges Seitenstück gibt es zu diesem Riesenbau, und dieses besitzt gleichfalls London; es ist die unterirdische Eisenbahn, welche die vier wichtigsten auf der Nordseite der Themse gelegenen Bahnhöfe von London miteinander verbindet und im vorigen Jahre von den Ingenieuren J. Fowler und Mahon Johnson vollendet worden ist.

Wozu man in den Vereinigten Staaten Jesuiten brauchen kann.

Im letzten Frühjahr wurde eine Kommission gewählt, welche sich zu den feindlichen Indianerstämmen begeben und sie zum Frieden bewegen

sollte. Von der Schwierigkeit der Aufgabe überzeugt, ersuchte die Regierung in Washington den Jesuitenpater De Smet, der, wie bekannt, die Verehrung und Liebe der Indianer in hohem Grade besitzt, sich zum Führer der Kommission herzugeben. De Smet zählt 68 Jahre, der Weg beträgt 700 Meilen und ist wegen der unwirthlichen Gegenden, durch die er führt, überaus beschwerlich. Hatte der gute Pater auch kaum etwas anderes zu hoffen, als das Skalpirmesser (ein Messer, womit die Kopfhaut abgezogen wird), so unterzog er sich doch der schwierigen Aufgabe mit Freuden. Sein Empfang im feindlichen Lager war großartig und enthusiastisch. Die Indianer kamen ihm 20 Meilen entgegen und ihre hervorragendsten Häupter eskortirten ihn mit großem Triumph nach dem Lager. Ein Häuptling sprach zu ihm: „Wäre es ein anderer Mann gewesen, als Sie, Schwarzrock, so würde das sein letzter Tag gewesen sein.“ Während seines dreitägigen Aufenthaltes hielten die ersten Häuptlinge fortwährend Wache bei ihm und schliefen sogar des Nachts ganz in der Nähe, damit nicht irgend ein Indianer, welchem von Weißen Verwandte getödtet worden, eine Rache an ihm ausüben würde. Bei Tag erschienen hunderte von kleinen Kindern vor seiner Hütte und die Mütter brachten ihre Kinder zu ihm, damit er ihnen die Hände auflegen und sie segnen sollte. Seine Bemühungen hatten zur Folge, daß die Häuptlinge des feindlichen Lagers eine Delegation ihrer besten Krieger ernannten, um mit P. De Smet nach Fort Rice zu gehen und daselbst mit den Kommissären zu unterhandeln. Der Vertrag, der zu Stande kam, ist in seinen Bestimmungen humaner, als irgend einer, der in diesem Lande mit den Indianern abgeschlossen wurde. Der große Häuptling der Yanctonnaig sagte in seiner Rede: „Wenn wir uns niederlassen, um die Felder zu bebauen und Viehzucht zu treiben und in Häusern zu wohnen, dann wollen wir, daß Vater De Smet zu uns kommt und bei uns bleibt, und wir wünschen, daß er noch andere „Schwarzröcke“ mitbringt, die bei uns wohnen, und wir wollen ihren Worten lauschen, und der große Geist wird uns lieben und uns segnen.“ Am Schluß der Verhandlung sprach die Indianer-Friedenskommission dem greisen Missionär ihre tiefste Hochachtung für seine Verwendung in einem eigenem Schreiben aus.

Nachtisch.

„Ist Nichts an mich?“ rief ein an dem Laden stehender Kaufmann dem vorübereilenden Briefträger zu. — „Nein!“ antwortete dieser geschäftig, aber höflich: „An Ihnen ist Nichts!“

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 37.

Die Tochter des Banquiers.

Es lebte ein großer Banquier in London, der ein sehr hübsches Haus auf Portland-Place, und ein anderes, sehr altes, schmutziges in der City besaß: war dies letztere das Bild des Geschäftslebens und der Reichthümer, so zeigte das erstere den größten Luxus und Aufwand. Er selbst war ein stiller Mann, dessen Großthuerei ruhiger Art, aber dabei doch nicht unthätig war. Seine Bewegungen waren immer ruhig und gemessen, sein Anzug einfach; aber die ersteren waren stattlich, der letztere nach der besten Mode. Holditch war damals sein Wagenfabrikant, Ude's Vetter sein Koch; seine Diener gingen, wenn sie einen Gast zu melden hatten, die Treppe nach dem Takte des Todtenmarsches im „Saul" hinauf, und öffneten beide Flügelthüren auf einmal und mit einem Anstand, wie ihn nur lange Uebung erzeugen kann. Alles in seinem Hause ging nach der Regel und Nichts unrecht. Alle Lakaien trugen Puder, und die weiblichen Dienstboten mußten Mützen, wie sie ihnen vorgeschrieben wurden, tragen. Seine Frau war die Tochter eines Landedelmannes von sehr alter Familie, sie war eine Frau von feinen Sitten und einem warmen Herzen. Obgleich sie beständig zwei Equipagen zu ihrer besonderen Verfügung hatte, ging sie dennoch oft, und das sogar in London, zu Fuß, und wollte nicht, daß von ihren Gesellschaften in der „Morningpost" die Rede war.

Der Banquier und seine Frau hatten nur ein Kind, eine Tochter, ein süßes und liebliches Mädchen: nicht sehr groß, obgleich schön gebaut und außerordentlich graziös. Sie war durchaus nicht affectirt, denn sie hatte, da sie von Kindheit auf an vollkommene Freiheit gewohnt war, da ihr nichts was recht und tugendhaft war, abgeschlagen wurde, da sie ferner

von ihrer Mutter große Eigenschaften schätzen lernte, da sie zu sehr an Reichthum gewohnt, um einen besondern Werth darauf zu legen, und zu häufig mit hohem Rang in Berührung kam, um denselben über seinen Werth zu schätzen, nichts zu wünschen, nichts zu erstreben übrig. Ihr Gesicht war schön und ernst, obgleich ihre Gedanken ersichtlich frohe waren, und ihre Stimme klang melodiös und sanft. — Sie hieß Alice Herbert, und war bald für alle Bewunderer ein Gegenstand der Bewunderung. Die Leute sahen nach ihr im Opernhause, im Park erklärten sie sie für eine Schönheit, für anbetungswerth, göttlich; sie ward ein Gegenstand des Wunderns, der Wuth, der Mode, und Jeder fügte, wenn man von ihr sprach, hinzu: „Sie erbt wenigstens eine halbe Million Pfund Sterling.“ Herr Herbert hatte gar keine große Eile damit, daß seine Tochter einen von denen, die ihm vorgestellt waren, heirathen sollte, denn keiner war mehr als Baron; auch Madame Herbert hatte keine große Eile, weil sie sich nicht gerne von ihrer Tochter trennen wollte: Alicen selbst ging es eben so, sie wollte eben so wenig aus diesen drei Klassen einen Mann wählen, denn ein Theil derselben war Windbeutel, eine größere Zahl derselben Libertins und die übrigen Narren, und aus diesen drei Klassen mochte, wie gesagt, Alice eben so wenig einen wählen, als ihr Vater aus den unteren Graden des Adels. Es gab allerdings einen jungen, entfernt mit ihrer Mutter anverwandten Mann in der Garde, welcher weder Geck, noch Libertin, noch Narr, sondern ein Gentlemann, ein vollendeter und edeldenkender Mann war, und oftmals Herberts Haus besuchte; aber Vater, Mutter, Tochter, Alle hatten ihn gar nicht auf die Liste der Bewerber gesetzt; der Vater — weil er kein Herzog, die Mutter — weil er Soldat war, und die Tochter — weil er ihr nie die mindeste Veranlassung gegeben hatte, zu glauben, er bewundere oder liebe sie. Da er ungefähr 2000 Pfund Sterling jährlich zu verzehren hatte, so mochte er eine gute Parthie für eine Pfarrerstochter sein, konnte aber nicht auf Miß Herbert Ansprüche machen. Alice mochte ihn lieber leiden, als irgend einen Mann von denen, die sie je gesehen hatte; ja, einmal fand sie sogar seine Augen von dem dem Platze, wo sie sich befand, gegenüberliegenden Ende eines Ballsaals auf sie und zwar mit einem Ausdruck gerichtet, der sie gänzlich überhören ließ was ihr Tänzer mit ihr sprach. Das Blut stieg ihr in die Wangen, und dies schien Henry Aschton zu ermuthigen, näher zu kommen und sie zum'Tanze aufzufordern. Sie tanzte auch mit ihm am darauffolgenden Abend, und Herr Herbert, der dies bemerkte, hielt es für gerathen dem jungen Henry Aschton einen Wink zu geben. Als zwei Tage darauf Alices Vater eben ausgehen wollte, trat der junge Mann von der Garde eben in die Bibliothek und der Banquier bereitete sich vor, ihm den Wink davon und zwar recht deutlich zu

geben. Diese Mühe wurde ihm jedoch gespart, denn Aschton's erste Worte waren folgende: „Ich bin gekommen, Ihnen, Herr Herbert Lebewohl zu sagen.

Wir sind nach Canade beordert, um die Unruhen daselbst zu dämpfen. In einer Stunde reise ich von hier ab, um von meiner Mutter in Staffordshire Abschied zu nehmen und dann schiffe ich mich baldigst mit meinem Regimente ein." Herr Herbert hielt daher seinen Wink zurück und wünschte seinen jungen Bekannten alles mögliche gute Glück. „Beiläufig gesagt", — fuhr er fort — vielleicht wird meine Frau durch Sie einige Zeilen an ihren Bruder in Montreal schreiben wollen, Sie wissen, es ist ihr einziger Bruder, er machte mit seinen Bauen, Pflanzen, Landwirthschaften und solchen Dingen schlechte Geschäfte; so verschaffte ich ihm eine Stelle in Canada, damit er sich ein wenig erholen könne. Ich weiß, sie möchte ihm gerne schreiben. Sie werden sie oben finden, ich selbst muß ausgehen. Glück auf!"

Glück hatte er auch, denn in dem ersten Zimmer, in das er trat, fand er Alicum ganz allein. Vor ihr stand ein Tisch, über den sie sich, wie geschäftig beugte; als aber Henry Aschton sich ihr nährte, sah er, daß sie ganz gedankenlos wilde Blätter auf ein Stückchen Papier gezeichnet hatte, während ihre Gedanken weit umher schweiften. Sie erröthete, als sie ihn sah, und war augenscheinlich bewegt; noch mehr aber ward sie dies, als er ihr das wiederholte, was er dem Vater gesagt hatte. Sie ward roth und wieder bleich, blieb starr sitzen, und war unvermögend zu sprechen. Henry Aschton selbst war sehr bewegt. Es ist doch umsonst — sagte er bei sich selbst — ich kenne ihren Vater zu gut; und er erhob sich und fragte sie, wo er ihre Mutter finden könne? Alice antwortete mit schwacher Stimme: „In dem kleinen Zimmer bei den hinteren Vorgemach." Henry verweilte noch einen Augenblick, die Versuchung war zu groß, als daß er ihr widerstehen sollte; er nahm die Hand des süßen Mädchens und drückte sie an seine Lippen und sagte: „Leben Sie wohl, Miß Herbert, leben Sie wohl! ich weiß, ich werde nimmer wieder ein Ihnen gleichkommendes Mädchen finden, aber wenigstens ist es eine Glückseligkeit, Sie kennen gelernt zu haben — obgleich nur um zu bedauern, daß das Glück mich nicht mehr begünstigt hat. Leben Sie wohl! recht, recht wohl!" Henry Aschton fuhr nach Canada und diente dort im Felde. Er zeichnete sich als Offizier aus und sein Name stand ehrenvoll in mehreren Depeschen. Eine Art alt ritterlichen Geistes, der noch in ihm lebte, rief ihm oft, wenn sie ein befestigtes Dorf oder eine Schaar Insurgenten angriffen, zu: „Alice Herbert wird davon hören!" — oft aber dachte er bei sich: Ob sie wohl schon verheirathet ist? und seine Kameraden pflegten ihn oft dar-

über aufzuziehen, daß er in den Zeitungen immer zuerst nach den Geburts-, Hochzeits- und Todesanzeigen sah. Seine Befürchtungen, wenn wir uns dieses Ausdruckes bedienen dürfen, erwiesen sich als grundlos. Alice verheirathete sich nicht, obgleich ein Jahr, nachdem Henry Aschton England verlassen hatte, ihr Vater etwas von seinem hochstrebenden Ehrgeize nachgelassen und bei ihr darauf angespielt hatte, daß sie, wenn sie wollte, den Bewerbungen des jungen Grafen — — Gehör schenken möge. Alice war aber nicht geneigt, diesen Bewerbungen Gehör zu schenken, und gab dem Grafen deutlich zu verstehen, daß sie nicht geneigt wäre, seine Gräfin zu werden. Der Graf ließ sich aber nicht abschrecken und Herr Herbert unterstützte ihn mit seinem Entschlusse; aber Alice war starrköpfig und erinnerte ihren Vater an das Versprechen, welches er ihr gegeben hatte: sie nie zur Heirath mit irgend Jemand zu zwingen. Herr Herbert schien verdrießlicher darüber zu sein, als Alice erwartet hatte, ging schweigend im Zimmer auf und ab, und schloß sich, als er Alice's Erklärung hörte, beinahe zwei Stunden mit seiner Frau ein. Was sie besprachen, wußte Alice nicht, aber von dieser Zeit an, sah ihre Mutter ernst und traurig aus. Herr Herbert bestand darauf, ohne ferner in seine Tochter zu dringen, daß der Graf als Hausfreund empfangen werden sollte und Bälle und Gesellschaften folgten so rasch auf einander, daß die ruhigern Bewohner von Portland-Place den Banquier und seine Familie dahin wünschten, wohin Alice sich wirklich sehnte — nach Canada. Inzwischen ward Alice wegen ihrer Mutter, deren Gesundheit aus irgend einem Grunde sehr zu leiden schien, besorgt; aber Madame Herbert wollte keinen Arzt zu Rathe ziehen, und ihr Gatte schien die Schwäche und Niedergeschlagenheit, in welche sie versank, gar nicht zu bemerken. Alice entschloß sich, ihren Vater auf den Zustand der Mutter aufmerksam zu machen, und da er jetzt jeden Morgen sehr früh ausging stand sie eines Tages früher als gewöhnlich auf und klopfte an die Thür des Ankleidezimmers. Man antwortete nicht, und sie sah, nachdem sie die Thür geöffnet hatte, hinein, ob ihr Vater bereits ausgegangen wäre. Die Vorhänge waren noch zugezogen, aber einige Morgensonnenstrahlen fielen durch dieselben, und bei dem matten, ungewissen Lichte erblickte Alice etwas, worüber sie die Hände rang und heftig bebte.

Der Stuhl vor dem Toilettentische ihres Vaters war leer, aber neben demselben lag auf dem Boden eine schlafende Gestalt. Alice trat näher, ihr Herz pochte so heftig, daß sie es selbst schlagen hören konnte, kein anderes Geräusch ließ sich im Zimmer hören. Sie kniete neben der Gestalt nieder — es war ihr Vater. Sie konnte ihn nicht athmen hören, und zog die Fenstervorhänge zurück. Er war weiß, wie Marmor, seine Augen waren geöffnet aber stier. Sie gab keinen Laut von sich, sondern blickte verzwei-

felnd im Zimmer umher, und überlegte, was sie thun sollte. Ihre Mutter befand sich im Zimmer neben an, aber Alice, welche sonst in der tiefsten Bewegung ihre Ueberlegung nicht verlor, fürchtete sie zu rufen, und schellte dem Kammerdiener ihres Vaters. Dieser kam und hob seinen Herrn auf, Herbert schien aber schon seit mehreren Stunden todt zu sein. Die arme Alice weinte bitterlich, aber sie dachte immer an ihre Mutter und machte kein Geräusch, und auch der Diener war still, denn als er die Leiche auf das Sopha gelegt hatte, fand er eine kleine Phiole, die er aufmerksam betrachtete. „Es ist besser, Fräulein," sagte er endlich mit gedämpfter Stimme, „wenn ich dieses bei Seite schaffe, ehe sonst Jemand kommt." Alice sah mit bethränten Augen auf die Phiole, der Zettel an derselben trug die Inschrift: „Blausäure! Gift!" Das war der Beginn vieler anderen Leiden. Obgleich das Geschwornengericht der Leichenschauer den Ausspruch that: Herr Herbert sei eines natürlichen Todes gestorben, so sagte doch die ganze Welt, besonders als es sich herausstellte, daß er gänzlich insolvent gestorben sei, er habe sich vergiftet. Jetzt mußten Alice und ihre Mutter alle Schrecknisse solcher Umstände tragen: Das Leichenbegängniß, die Untersuchung der Papiere, den Verkauf des Hauses und das Ameublements, die die Häuslichkeit in ihren theuersten Verhältnissen offen reißenden Tigerklauen des Gesetzes, das Mitleiden der Freunde, den Tadel und die Verhöhnung der im Stillen beneidet und gefaßt Habenden u. s. w. Nun kam für die arme Alice der letzte, harte Schlag, die Krankheit und der Tod ihrer Mutter in bitterer Armuth. Der letzte Akt war zu Ende — die Erde war über ihrer Mutter Sarg geschaufelt worden, Alice saß mit thränenden Augen und dachte: „Was nun?" als ihr ein Brief übergeben wurde, der, wie sie an der Handschrift sah, von ihrem Onkel in Canada kam.

Sie hatte diesem nach dem Tode ihres Vaters geschrieben, und er antwortete ihr zärtlich und liebevoll, seine Schwester und Nichte möchten sogleich zu ihm auf seine neugekauften Besitzungen kommen. Alle die Gemeinplätze des Trostes, welche die Philosophie je entdeckt oder gerathen hat, um dem Menschen bei den mannigfachen Sorgen und Schmerzen des Lebens Linderung zu geben, sind im Vergleich mit einem Worte wahrer Liebe keinen Halm Raingras werth. Es war der einzige Balsam für Alice Herbert, und obgleich er ihre Wunden nicht heilen konnte, so linderte er doch deren Pein. Madame Herbert war, wenn gleich nicht reich, doch auch nicht ganz unbemittelt gewesen, und ihr kleines Vermögen war alles, was Alice jetzt das Ihrige nennen konnte. Es stand allerdings ein beträchtliches Wittwengedinge, aber diesem entsagte Alice aus leicht zu begreifenden Gründen. Sparsamkeit war jetzt eine Nothwendigkeit, und Alice machte sich, nachdem sie auf einem der wohlfeilsten Schiffe, die nach Quebek bestimmt

waren, Namens „St. Lawrence", ihre Ueberfahrt bedungen hatte, auf den Weg nach Bristol, wo sie am 16. Mai 183 — wohlbehalten ankam.

(Schluß folgt.)

Die Wanderungen einer Raupe durch Asien und Europa.

Seit Jahrtausenden der Obsorge der Frauen und Mädchen anvertraut, wandert eine zierliche Raupe, als Pionier der feinen Sitte, durch Asien und Europa über den Ocean nach Amerika. In den prunkvollen Gemächern einer chinesischen Kaiserin, 2600 Jahre vor Christi Geburt, finden wir zum erstenmale die Seidenraupe als zahmes Thier von kaiserlichen und adeligen feinen Händern gepflegt. Si-ling-ki hieß die Dame, welche befahl, daß, nach ihrem Beispiele, alle Frauen in China, von ihrer Gesellschaftsfrau bis zur letzten Magd im Reiche, die Seidenzucht treiben sollen; ihr Name wird als Schutz-Patronen jährlich am Tage des Beginnens der Seidencampagne von Millionen fleißiger Arbeiterinnen angerufen. Kaiserliche zarte Finger waren es, die 255 Jahre später aus dem goldenen Netze der zierlichen Raupe den ersten goldenen Faden abhaspelten, kaiserliche zarte Finger waren es, die daraus den ersten goldenen Schleier webten.

Von China wanderte die Raupe nach Japan und Kolchis, ihren Faden und ihren Schleier nachziehend, der nach andern 83 Jahren als ersehnte Beute der Expedition der Argonauten dienen sollte. Diese eroberten, der Sage nach, von listiger Weiberliebe unterstützt, den Schleier, hißten ihn auch bei ihrer Rückkehr in's Vaterland auf die Spitze des Mastbaumes ihres Schiffes als erobertes Panier, aber seinen Ursprung kannten sie nicht, denn die Raupe hielt durch lange Zeit Stillstand in ihrer Wanderung, und ihre in Strähnen geflochtenen Fäden, die in Babylon mit so viel Gold, als sie schwer waren, aufgewogen wurden, hielt man für das Produkt einer räthselhaften Pflanze.

Erst nachdem der Besieger Asiens, der große Alexander, seinem Lehrer Aristoteles zum Studium der Natur die Produkte der eroberten Länder zur Verfügung stellte, ahnte man in Europa, daß die Seide von keiner Pflanze, sondern von einem Insekt erzeugt werde. Dieses Erzeugniß wurde aber bald das Zeichen der höchsten Vervollkommnung des Luxus der Männer, die eleganteste Zierde der Frauen, und zwar so sehr, daß 16 Jahre nach Christi Geburt den Männern in Rom das Tragen seidener Kleider verboten wurde; daß Kaiser Aurelian seiner eigenen Frau ein Seidenkleid verweigerte, weil er es zu theuer zahlen sollte, und Kaiser Markus Aurelius im Jahre 160

eine eigene Kommission nach China schickte, um in direkten Verkehr mit diesem Lande zum Behufe des Seidenhandels zu treten. Diese Abgesandten fanden aber, daß die chinesischen Seidenhändler stumm und blos durch Zeichen ihre Kontrakte schlossen, daß derjenige mit Todesstrafe bedroht war, der die Seidenraupe oder deren Eier aus dem Lande tragen würde, und daß selbst die Seide nur den nachbarfreundlichen Völkern zu verkaufen erlaubt war. Diese strengen Gesetze verhinderten bis zum Jahr 552 die weiteren Wanderungen der Seidenraupe.

Im Jahre 533 kehrten aus einer Mission in China zwei Mönche vom Orden des hl. Basilius nach Konstantinopel zurück, welche dem Kaiser Justinian erzählten, daß sie das seidespinnende Insekt und die Kunst kenneten, aus demselben die Seide zu gewinnen. Nach vielen Jahren erst gelang es dem Kaiser, diese Mönche zu bestimmen, abermals eine Reise nach China zu unternehmen und sowohl die Seidenraupe, als die dieselbe ernährende Pflanze nach Konstantinopel zu übertragen. Erst im Jahre 552 wanderten sowohl die Seidenraupe als der Maulbeerbaum, in embryonaler Gestalt in den Knöpfen der Wanderstöcke der zwei Mönche eingeschlossen, aus China über Tibet, Persien und Kleinasien über den Bosporus nach Konstantinope wo der Saame des Baumes, der Erde anvertraut, Laub erzeugte und die Eier des Seidenspinners, durch die Wärme eines Misthaufens bebrütet, Raupen entwickelten, die nach vier Wochen zum erstenmale auf europäischem Boden zwischen den Aesten der wilden Maulbeersträuche ihre goldenen Cocons einspannen. Konstantinopel war also die erste Etappe in der Wanderung unserer Raupe aus Asien nach Europa. In der Burg des byzantinischen Kaisers unter der Leitung der zwei Basilianer-Mönche gezüchtet, gaben durch zahlreiche Jahre hindurch viele Millionen von Seidenraupen ihre seidenen Galetten, die, in einer kaiserlichen Fabrik von aus Tyrus und Beirut besonders dazu berufenen Webern abgesponnen, in glänzende Seidenstoffe verwandelt, das Produkt einer Kunst bildeten, die auszuüben nur dem kaiserlichen Hofe erlaubt war.

In Konstantinopel blieb die Seidenraupe abermals Jahrhunderte lang stationär, und nur, nachdem ihr Vorläufer, nämlich der Maulbeerbaum, ihr den Weg gebahnt hatte, konnte sie ihre Wanderung auf dem europäischen Continent fortsetzen. Denn obwohl im Verlaufe der sechs darauffolgenden Jahrhunderte die Seidenzucht in Griechenland derart gang und gäbe wurde, daß dieses Land von dem Maulbeerbaum (Morus alba) den Namen Morea erhielt, so lehrt uns doch die Geschichte, daß Kaiser Karl der Große bei feierlichen Gelegenheiten höchstens eine Schärpe von Seide um die Hüften trug. In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, als Ruggero II., König von Sizilien, nach Besiegung Griechenlands griechische Gefangene

in sein Vaterland schleppte, wanderte mit diesen die Seidenraupe nach Sizilien, um sich daselbst einzubürgern und neue Kolonien in Kalabrien zu gründen.

Im übrigen Europa vermochten selbst die großen Privilegien, die Herzog Leopold von Oesterreich im Jahre 1200 der Stadt Wien, als dem Mittelpunkte des europäischen Seidenhandels, verlieh, die Seidenzucht nicht zu verbreiten. Denn erst unter dem alten Dandolo (1204) wanderte die Seidenraupe aus Konstantinopel in das Venetianische und auf genuesischen Kriegsschiffen (1306) über das tyrrehnische Meer, um sie in Modena anzusiedeln und von da über den Apennin nach Florenz zu pilgern, wo sie in wenigen Jahren Tausenden von Arbeitern Lebensunterhalt verschaffte.

Dennoch blieb die Seide in Europa noch lange eine seltene Waare. Karl VI. von Frankreich trug, um seine königliche Pracht zu entfalten, selbst im Sommer einen Schnürleib von Seidensammt und Karl VII. bei seinem Einzug in Rouen (1449) einen mit Sammt aufgeputzten Filzhut, als den kostbarsten Hut seiner königlichen Garderobe. Die Seidenraupe hielt indessen in ihren Wanderungen durch Europa zum fünften Male Stillstand, während der Seidenbaum ihr die Bahn fortebnen sollte. Unter Karl XI. pflanzte Trouchet im Jahre 1564 die ersten Maulbeerbäume bei Nimes, und Heinrich VI. ließ durch Olivier de Serres im Jahre 1600 die Maulbeerbäume von Fontaineblean pflanzen und aus Italien 14,000 Maulbeerbäume und große Quantitäten von Maulbeersamen kommen, die er unter seine Unterthanen vertheilte. Nun wanderte, trotz der Opposition des allmächtigen Sully, die Seidenraupe über die Alpen nach Frankreich, und dieses Frankreich, das früher um 4,000,000 Franks Seide einführte, führte in wenigen Jahren eben so viel aus, und besaß schon im Jahre 1806 über 400,000 Maulbeerbäume.

(Schluß folgt.)

Nachtisch.

Ein preußischer General sagte zu einem Oberst während der Schlacht von Sadowa: „Oberst, bemächtigen Sie sich dieses gefährlichen Postens und wenn Sie sich mit allen Ihren Leuten tödten lassen müssen und kommen Sie dann sogleich zurück, um weitere Ordre zu nehmen." (Wohl ein wenig zu viel verlangt.)

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 38.

Die Tochter des Banquiers.

(Schluß.)

Ich muß jetzt aber zu Henry Aschton zurückkehren. Gerade nachdem die Angelegenheiten in Canada beendigt waren, trat er in ein Zimmer in Quebek, wo mehrere Offiziere seines Regiments sich befanden; einer schrieb einen Brief, der mit dem eben zum Absegeln fertigen Packetboot abgehen sollte. Zwei sahen aus dem Fenster auf das Nichts, welches auf der Straße vorging, und einer laß in der Zeitung; auf dem Tische lagen noch drei bis vier Blätter, und Aschton griff nach einem derselben. Wie gewöhnlich sah er zuerst nach den Anzeigen der drei wichtigen Lebensmomente, und las zuerst die Heiraths-Annoncen, dann die Todesfälle, und darunter sah er folgende: „In seinem Hause auf Portland-Place starb plötzlich Herr Wilhelm Anton Herbert." Das Papier fiel ihm nicht aus der Hand, obwohl er sehr überrascht und bewegt war, aber seine Gefühle waren verschiedener Art: obgleich sie, die Wahrheit zu sagen, zuerst voll Trauer dem Todten galten, so richteten sie sich gleich nachher auf Alice Herbert, und er fragte sich selbst: „Ist es wohl möglich, daß sie je die Meine werden kann? Sie war doch, als ich Abschied nahm, tief bewegt." — „Das ist eine schlimme Geschichte!" rief der Offizier, der das andere Zeitungsblatt las, plötzlich aus, „die Firma Hubert ist zum Teufel gegangen, und ich habe sechshundert Pfund dort stehen gehabt. Sie sind auch schlimm daran Aschton — da sehen Sie — man bietet drei Schilling für das Pfund Sterling." Henry Aschton nahm das Papier und las das, was sich in London begeben hatte; darauf griff er nach seinem Hute und verfügte sich in's Hauptquartier. Was er dort sagte oder that, kümmert keinen Men-

schen; so viel ist gewiß, daß er beim Beginn der nächsten Woche im Golf von St. Lorenz war. Ein günstiger Wind brachte ihn nach England, aber im St. Georgs-Canal ging Alles conträr, und das Schiff ward drei Tage lang umher geworfen, ohne dabei bedeutend von der Stelle zu kommen. Aschton war ungeduldig geworden, und wenn er an Alice dachte und an das, was sie gelitten haben mußte, schlug sein Herz wunderbar. Um diese Zeit ereignete sich einer jener geringfügigen Umstände, welche der Menschen Glück befördern oder hindern. Ein Küstenboot, von Swansea nach Wiston bestimmt, kam gerade in Sprachweite, und Aschton, welcher der Fahrt auf dem anderen Schiffe müde war, ließ seinen Mantelsack, dem er selbst und ein Diener folgten, in dieses kleine Fahrzeug bringen und kam nach einigen Stunden wohlbehalten in dem hübschen Seestädtchen Wiston-super-mare an. Bis zum Anbruch der Nacht war es noch ungefähr zwei Stunden hin, und daher brachte eine Postchaise bald den jungen Offizier, seinen Diener und seinen Mantelsack über Bristol nach London. Er kam noch ziemlich zeitig in Bristol an, aber irgend eine Begebenheit, welche die Gasthäuser zu füllen pflegt, hatte sich diesen Tag in Bristol begeben, und Henry fuhr vom Hotel zum „Busch" nach dem „Falken" und zum „Brunnen" und mehreren andern, ehe er ein Nachtquartier finden konnte. Endlich fand er in einem kleinen Hotel in der Nähe des Hafens zwei behagliche Zimmer, und hatte sich eben bei einem erwärmenden Feuer zum Abendessen gesetzt, als ein irländischer Matrose seinen Kopf in's Zimmer steckte und fragte, ob er die Dame wäre, welche am nächsten Tage nach dem St. Lorenzo fahren wollte. Henry Aschton benachrichtigte ihn, daß er keine Dame wäre und daß er, da er gerade von daher käme, nicht wieder dahin zurück wolle, worauf sich der Seemann zurückzog, um anderswo nachzusuchen. Es schlug Mitternacht, als Aschton sich zu Bette begab. Gegen zwei Uhr wachte er auf und fühlte Hitze und Fieber; um sich Linderung zu verschaffen, dachte er an Alice Herbert. Dies war aber ein schlechtes Mittel, denn es ward ihm noch heißer; bald überkam ihm ein Gefühl, als müsse er ersticken, und er glaubte einen starken Geruch wie von brennendem Holze zu riechen. Sein Schlafzimmer war eine von jenen unseligen Gasthaus-Schlafstuben, die unmittelbar unter der Sorge und dem Schutze eines Wohnzimmers stehen, welches, wie eine spanische Duenna Niemanden einläßt, der nicht erst zu ihrer Thür hereinkommt. Henry zog seinen Schlafrock an und trat in das Wohnzimmer; hier nahm der Geruch noch zu; ein starkes Knattern und Prasseln, welches etwas beunruhigend war, ließ sich hören, — er öffnete also die Stubenthür. Alles was er sehen konnte, war ein dicker Rauch, welcher den Corridor, in dem ein röthlicher, von der Treppe herkommender Schein sichtbar ward, erfüllte; in der

nächsten Minute zeigte lautes Klopfen an die Thür, Glockenziehen und das Geschrei: Feuer! Feuer! an, daß die Leute auf der Straße das Unglück gesehen hatten. Er sah, wie es gewöhnlich bei solchen Katastrophen zu gehen pflegt, Männer und Weiber unangekleidet hervorstürzen und alle Thüren im Hause geöffnet werden, als wolle man absichtlich das Feuer zur Flamme anfachen. Das Gelärm des Schreiens und Tobens, das Weinen und Rufen, das Knattern des gefräßigen Elements und die Töne menschlichen Jammers, oder menschlicher Furcht, war so arg, daß es die Todten hätte erwecken können. Henry Aschton dachte an seinen Mantelsack und wunderte sich über die Abwesenheit seines Dieners; da er aber, an einer Masse Menschen, welche vom Feuer die Treppe hinabgetrieben wurden, sah, daß keine Zeit zu verlieren war, eilte er eine Nebentreppe hinab und war in einer oder zwei Minuten auf der Straße. Inzwischen waren die Spritzen angekommen, eine ungeheuere Menschenmenge hatte sich versammelt, die erschreckten Bewohner des Gasthauses stürzten hinaus, mitten unter ihnen bemerkte Aschton ein junges Mädchen, welches die Hände rang und schrie: „O mein armes, armes, junges Fräulein!“ — „Wo ist sie, mein Kind?“ fragte der junge Krieger. — „In Nummer elf“, sagte das Mädchen, „ihr Schlafzimmer liegt hinter dem Wohnzimmer und sie wird den Lärm gar nicht gehört haben.“ — „Da ist sie, glaube ich“, rief einer der Zunächststehenden — da!“ — Aschton sah zum Hause, durch dessen untere Fenster die Flammen herausschlugen, empor; am Fenster, welches denen seiner Stube zunächst war, sah er die Gestalt eines Frauenzimmers im Nachtgewand. „Eine Leiter!“ rief er, „um Gottes Willen eine Leiter! — Da Oben ist Jemand, wer es auch sei.“ Man hatte keine Leiter bei der Hand, Henry Aschton sah sich umsonst danach um; dann rief er: „Die Hintertreppe ist von Stein — sie kann also gerettet werden.“

„Aber der Korridor,“ sagte einer der Kellner, „brennt, versuchen Sie es lieber nicht, es ist nicht möglich.“ Henry Aschton stürmte fort, — ins Gasthaus die Treppe hinauf; aber der Korridor stand in Flammen, wie der Kellner gesagt hatte, und die Gluth schlug schon bis an die Thür der Zimmer, welche er bewohnt hatte. Er drang aber vorwärts, da er sich erinnerte eine Seitenthür aus seinem Logiezimmer gesehen zu haben. Er warf sich da hinein, ergriff den Handgriff dieser Seitenthür und rüttelte heftig daran, weil das Zimmer verschlossen war.

„Ich öffne schon,“ rief eine Stimme, die ihm merkwürdig bekannt vorkam. Der Schlüssel ward herumgedreht, die Thür geöffnet, und — Henry Aschton und Alice Herbert standen einander gegenüber. „Himmlischer Gott!“ rief er, sie in seine Arme pressend. Aber er ließ ihr keine Zeit zu Erklärungen, sondern eilte mit ihr zurück nach der Thür seines Zimmers. Durch

den Corridor zu kommen, war aber rein unmöglich. „Sie sind verloren!" rief er; — „Und Sie haben ihr Leben weggeworfen, um meines zu retten!" sagte Alice. — „Wenigstens sterbe ich mit Ihnen," antwortete Aschton, „das ist doch ein Trost. Aber nein! Man hat eine Leiter hergeschafft, sie richten sie auf, — geliebtes Mädchen, Du bist gerettet!" Er fühlte Alicen schwer an seiner Brust, und als er auf sie hinabblickte, bemerkte er, daß sie — war es nun aus Furcht, oder durch die erstickende Hitze, oder wegen Henry's letzter Worte — ohnmächtig geworden war. „Das ist auch ganz gut," sagte er, und als die Leiter angelegt war, hob er sie hinaus. Unten herrschte eine Todtenstille. Die Leiter zitterte unter seinen Füßen; die Flammen schossen aus dem Hause und züngelten um die Sprossen, die er betrat; aber ruhig, fest, besonnen setzte der junge Soldat seinen Weg fort. Er trug alles, was er auf Erden werth hielt, in seinen Armen, und es war nicht der Augenblick, um der Furcht Raum zu geben. Als sein Fuß endlich den Boden berührte, brach ein allgemeines Jubelgeschrei aus Aller Munde, und schlug sogar an Alice's Ohr; aber ehe sie sich vollkommen erholen konnte, befand sie sich in dem behaglichen Entreezimmer eines schönen Kaufmannshauses, etwas weiter die Straße hinab.

Der „St. Lawrence" ging am folgenden Tage nach Quebeck unter Segel und sank bekannter Maßen in dem schrecklichen Orkan, der im Sommer jenes Jahres den Ocean peitschte, mit Mann und Maus unter. An dem Tage aber, als das Schiff die Anker lichtete, saß Alice, ihre Hand in der Aschtons ruhend, in dem genannten Zimmer des Kaufmannshauses; und ehe mehrere Monden vergingen, wurden die Thränen für ihre theuren Todten durch Glückeszähren verdrängt, als sie dem Mann, dem sie mit aller Gluth und Tiefe einer ersten Liebe ergeben war und den sie, wäre die Feuersbrunst nicht gewesen, nie wieder gesehen hätte, ihre Hand am Altare reichte.

Der Vierwaldstätter See.

Wenn irgend einer der Schweizerseen Anspruch auf Großartigkeit zu machen hat, so ist es dieser Felsensee, mit seinen tiefen Buchten, seinen nackten, oft wild romantischen Ufern, seinen Fähren, welche die steilen Wände krönen, und seiner malerischen Einsamkeit. Der Dampfer rauscht durch die wogende Tiefe, die bis 900 Fuß mißt, bei einer sehr ungleichen Breite von $1/2$ bis $3/4$ Stunden. So liegt der Vierwaldstätter See eingeklemmt und gewunden zwischen 8000 Fuß hohen Felsen, und je weiter das Dampfschiff hinaufzieht, je wilder und prächtiger werden seine Ufer. An den Ufern



dieses schönen Sees scheidet sich auch die Gebirgsformation der Nagelflur und des Sandsteins vom Kalk, der in den Südufern in mächtigen Lagern auftritt. Der See liegt so recht im Mittelpunkt der Schweiz und in ihrem historischen Urleben, denn rund um seine Becken ziehen sich die 4 Kantone, welche die erste Eidgenossenschaft bildeten. Das Westende besitzt Luzern, blickt man rechts in die tiefe Bucht, so erkennt man den Thurm von Stanz, dem Hautflecken in Unterwalden; verfolgt man die Krümmungen des Sees bis an seine südlichste Spitze, so liegt Uri vor uns, die linken Ufer aber, Küßnacht und der Rigi gehören zu Schwyz, das an den Gehängen seiner Gebirge wunderschön unter den kühnen Pyramiden der Schwyzer Hacken liegt. Kein Schweizer See hat so großartige Umgebungen, eine solche Manigfaltigkeit von Naturscenerie, einen solchen Wechsel von Licht. Schneeige Häupter und Gletscher steigen in Uri auf; liebliche Matten ziehen an den Abhängen hin, das tiefe Grün der Gebirgstriften wechselt mit Wald und nacktem Gestein, mit senkrechten Felsenmauern und den freundlichsten, sonnenglänzenden, fruchtbaren Thal und Uferrändern, die eine gütige Himmelshand reichlich gesegnet hat. —

Das ist aber die eigenthümliche Natur der Schweiz. Dicht neben dem Eis und Schnee blühen oft die Fruchtbäume, dicht unter den ungeheuern Giganten liegen die saftigsten Matten und das fette Vieh weidet bis an die Gletscher. Hier mischt sich immer eine versöhnende Milde mit dem Schrecken, aus dem Eis und Schnee gelangt man nach wenigen Stunden wieder zu Fruchtbäumen und Feldern und nach einem beschwerlichen Marsche ist man sicher, immer wieder ein Wirthshaus, und meist ein gutes, zu finden.

Die Wanderungen einer Raupe durch Asien und Europa.

(Schluß.)

Während in Frankreich die Seidenraupe unter dem mächtigen Schutze des Regenten ihren Einzug hielt, sollte sie an der Hand einer edlen Prinzessin nach Deutschland wandern. Magdalena Elisabeth, Tochter Joachim's II., Kurfürsten von Brandenburg, züchtete im Jahre 1595 die ersten Seidenraupen in Deutschland, und Friedrich Wilhelm I. von Preußen befahl, viele Maulbeerbäume in seinem Staate zu pflanzen; zwei Gesellschaften aber, die in Württemberg die Seidenzucht treiben wollten, gingen in kurzer Zeit zu Grunde. Gleiches Unglück verfolgte die Seidenraupe auf ihrer Wanderung nach England unter Jakob I. (1608—1610), während dagegen

ihr Vorläufer, der Maulbeer-Baum, unter Peter dem Großen vom Jahre 1682—1725 bis zum 54sten, und im Jahre 1739 bis Stockholm, d. h. bis zum 59sten Grade nördlicher Breite vorgedrungen war, wo er in diesem Jahre der strengsten Kälte des Jahrhunderts widerstand.

Jene kleinen ungünstigen Erfolge waren aber nicht im Stande, unsere Raupe auf ihrer Pilgerschaft als Vorbote der feinen Sitte aufzuhalten. Sie wanderte unter Ludwig XV. selbst nach dem Norden Frankreichs; im Jahre 1749 pflanzten zwei Italiener, Cremeri und Locatelli, die ersten Maulbeerbäume zu Prag und führten die Seidenzucht daselbst ein, wo diese über ein Jahrhundert kümmerlich ihr Dasein fristen sollte, um in unserer Zeit sich zu einem lebensfähigen Kulturzweig in Böhmen emporzuschwingen. Der Maulbeerbaum gedieh unter Alexander I. und Paul I. an den Ufern des Terek und an den Mündungen der Wolga und des Don, und entwickelte sich zu Wäldern in Kaukasien; im Jahre 1770 wanderte die Seidenraupe, in der Reisetasche Benjamin Franklin's verwahrt, über den Atlantischen Ocean nach Nordamerika.

In Frankreich und Italien aber wurde die Seidenraupe der Liebling des schöneren Geschlechtes, dessen zarte Hände so viele Milliarden von Seidenspinnern auferzogen, daß Frankreich im Jahre 1826 an reinem Gewinne von der Seidenzucht 23,560,000 Franks erzielte und Norditalien im Jahre 1834 für 107,560,000 Franks Cocons erzeugte. Um das letztere Produkt zu erhalten, brauchte man 35,250,000 Kilogramme Cocons und auf jedes Kilogramm 400 Galetten im Durchschnitt gerechnet, 13,100,000,000 Raupen, die zum größten Theil von Frauenhänden gezüchtet wurden und einen Seidenfaden von der Länge von 6,550,000,000 geographischen Meilen herstellen. Wie aber entstand das Wunder? Einige zarte Maulbeerbäume, die kaum federkieldick in der Umgebung von Mailand im Jahre 1761 mehr der Neugierde halber gepflanzt worden waren, gaben neun Jahre darauf 60 Kilogramm Laub, und nach andern elf Jahren 525 Kilogramm per Baum. Diese Ueppigkeit der Belaubung erregte Erstaunen, die Liebe der Frauen zur netten Raupe steigerte ihre Aufopferungskraft, und die kleine Lombardei züchtete schon im Jahre 1803 Cocons für den Werth von 400,000 Franks.

Graf Vincenz Dandolo aus Varese, Statthalter des ersten Napoleon in Dalmatien, widmete, als er in Folge von politischen Umwälzungen in sein Vaterland sich zurückzog, sein thatenreiches Leben der Zucht der Seidenraupe. Von ihm stammen die ersten wissenschaftlich verfaßten statistischen Tabellen, über Auslagen und Erträgniß der Seidenzucht; er baute die erste kolossale Magnanerie, die als Modell für tausend und abermals tausend andere, welche als Monumente des Reichthums italienischer Großgrundbe-

fitzer später entstanden, dienen sollte. Nie wirkten noch todte Ziffern so zündend auf die Gemüther, als die Zahlen-Kolonnen Dandolo's; nie war die Dankbarkeit eines Volkes so aufrichtig gegen einen Wohlthäter als diesmal. Im Jahre 1803 erzeugten die Lombarden für vier Millionen Franks Cocons; vom Jahr 1807 bis 1810 producirte das kleine Gebiet des damaligen Königreiches Italien Galetten für den Werth von 327,631,241 Franks, und das Volk widmete dem Dandolo Tausende von Denkmälern, da es jedes zum Zwecke der Seidenzucht errichtete kolossale Gebäude Dandoliera benannte.

Was konnte ferner die Wanderung unserer Raupe hindern? In den Fünfziger-Jahren wanderte sie zum Zweitenmale über den atlantischen Ocean nach Chili und Quito, wo sie selbst ihre Natur modificiren sollte, indem ihre Eier daselbst anstatt Eines zwei Jahre zu ihrer Entwicklung brauchen.

Hat nun die Seidenraupe das Ziel ihrer Wanderung erreicht? Gott bewahre! In Steiermark, Oesterreich, Mähren, Schlesien, in Böhmen und in der Bukowina bahnt ihr schon ihr Vorläufer, der Maulbeerbaum, den Weg, und sie wartet nur auf einen Dandolo, der sie in diese Länder einführe und sie der hohen Gunst edler Frauen daselbst anempfehle.

Nachtisch.

Ein Wirth wehklagte um eine silberne Uhr, die man ihm gestohlen hatte. „Wenn ich nur wüßte, was aus ihr geworden ist?" rief er ein über das anderemal. „Das kann ich Dir sagen," antwortete ihm ein launiger Freund — „ein Waisenkind ist aus ihr geworden." — „Aus meiner Uhr ein Waisenkind? rief der verdutzte Wirth. „Allerdings" — entgegnete der Freund — „denn sie wird jetzt von fremden Leuten aufgezogen."

Während des letzten Krieges fiel ein Bauer in die Gewalt feindlicher Dragoner, die ihn seines Mantels und seines Geldes beraubten. Als er sich darüber alsogleich bei dem nächsten Offiziere beschwerte, fragte ihn dieser: ob er auch die nämlichen Kleider getragen hätte, während er beraubt wurde? „Gerade die nämlichen," versetzte der Bauer. „O dann" entgegnete der Krieger, „sind es meine Leute sicherlich nicht gewesen; denn die hätten dich bis auf den letzten Faden ausgezogen!"

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 39.

Drei Tage eines Lehrlings.

Um einen großen altfränkischen Tisch saß der Buchbinder Förster mit seiner Familie beim Frühstück. Eine kleine Lampe erhellte dürftig die Stube, da die dick gefrornen Fenster der Morgendämmerung den Eingang verwehrten. „Es schlägt schon sieben," sagte der Vater mit beklemmter Stimme. „Vater, erst um 8 Uhr," bemerkte sein Sohn, ein hochaufgeschossener Mensch von 14 Jahren. Die Mutter seufzte tief, und fragte die beiden andern am Tische sitzenden kleinern Knaben: „Wollt ihr noch Brod?" „Nein, wir sind nicht hungrig," antworteten sie, indem ihre stille Traurigkeit nun, als hätte ihr voriges Schweigen es verhindert, — in lautes Weinen ausbrach. Der Vater sah seine Lieben kopfschüttelnd an: „Kinder! — was meint ihr denn? — Mutter Du auch! — Er geht ja nicht aus der Stadt! — Wenn er nun in den Krieg, vor den Feind müßte, — wie da?" „Er muß in die Welt!" sprach die Mutter mit Betonung. „Nun ja in die Welt, wo es noch viele gute Menschen gibt. — Er hat sein Losungswort: — „Thue recht, scheue Niemand!" — War ich nicht auch in der Welt? — Und Du Mutter, habe ich Dich nicht gar bei einem Volkstumult, damals in Berlin kennen gelernt?" So wollte der gute Mann sich und die Seinen hintersprechen, aber es gelang ihm nicht und eine tiefe Stille trat wieder in der Stube ein. Otto packte einige Bücher in einen Koffer, der offen mitten in der Stube stand. Die Mutter steckte noch ein paar warme Filzschuhe hinein. Die Brüder hielten den Deckel und leise flüsterte der kleinere: „Er ist noch nicht voll!" „Der neue Frack fehlt ja noch, da wird er schon voll werden, meinte der ältere. Es schlug acht Uhr. Alle zählten andächtig die Glockenschläge. Otto nahm seine Mütze, trat zum Vater, und küßte mit Achtung

und Zärtlichkeit die schon eingefallene Wange des kaum 40jährigen Mannes. Dieser legte die Hand auf des Sohnes Haupt, und sagte bewegt: „Gott segne Dich!" Die Mutter weinte still, nahm den Sohn an's Herz und drückte ihn an das ewig treue. — Die Brüder riefen unter Thränen: „Wir begleiten Dich!" „Nein," sagte der Vater, „laßt ihn allein gehen; geh' mein Sohn." Bis zur Hausthür wurde indessen doch der Liebling begleitet. Otto trat in die kalte Morgenluft des 2. Januars hinaus, winkte noch einmal zurück und machte der beklemmten Brust durch einen tiefen Athemzug Luft. In einer Viertelstunde stand er an der schon offnen Gewölbethür des Schnittwaarenkaufmann Handel, bei welchem er heute als Lehrling eintrat. Der Herr empfing ihn im Laden mit den Worten: „Nun, da bist Du ja! — Hast Du gefrühstückt?" „Ja, Herr Handel, — meine Eltern empfehlen sich." „Danke, danke! — Nun mein Sohn, benütze die Morgenstunden, ehe die Käufer kommen, dich von diesem Diener mit den Waaren und ihren Preisen, die auf jeden Artikel mit Nummern bemerkt sind, bekannt machen zu lassen." Der Herr ging in sein Comptoir. Der Unterricht begann. Otto begriff schnell und der Diener bemerkte: „Nachmittag kannst Du verkaufen." Die Kälte verhinderte den Andrang der Käufer, und der neue Lehrling fragte immer auf's Neue, bis er die unfreundliche Antwort erhielt: „Jetzt laß mich in Ruhe." Otto übte sich nun im Handhaben der Elle. Die Diener lachten und ein älterer meinte: „Der treibt es stark, der verkauft am Ende uns."

Es wurde zum Essen geklingelt. Otto blieb allein im Gewölbe, und las zum Zeitvertreib in dem aufgeschlagenen Buche die Schulden der halben Stadt. Er machte seine Betrachtungen: „Nein, das ist zu arg! Wie würde mein Vater und meine Mutter nur etwas tragen, was in so einem Buche noch als Schuld eingeschrieben stünde. — Nein! — Ich dächte, man müßte sich schämen, an dem Gewölbe vorüber zu gehen! — — Ja, der Vater hatte wohl recht, daß er, wenn wir Kinder plauderten: Das oder Jenes wollen wir uns kaufen, es uns mit den Worten verwies:

„Habt ihr Geld?" und auf unser klein lautes: „Nein" immer sagte: „Dann spricht man nicht vom Kaufen." Ein prächtiger Wagen mit gräflichem Wappen hielt vor dem Gewölbe. Ein Jäger sprang vom Bock, öffnete den Schlag, sprach mit einer Dame und kam in den Laden mit einem Damenhandschuh in der Hand. „Die Frau Gräfin wünscht noch ein Dutzend Handschuhe von dieser Sorte." Otto sprang, holte das Packet, gab die Handschuhe, der Jäger zählte das Geld auf und sprang zum Wagen zurück.

„Das ist ein sonderbarer Käufer", murmelte Otto und zählte das Geld. Es waren zwölf Groschen zu viel. Jetzt kamen die Diener und riefen: „Otto geh geschwind essen, sonst wird es ganz kalt." Doch dieser

erzählte erst seinen Verkauf und sah im Weggehen, wie sie lachten, jeder Diener sechs Groschen einstrich und zu sich steckte. Otto wußte dabei nicht, was er denken sollte, vergaß aber über den reichlichen und wohlschmeckenden Speisen den Vorfall und wünschte nur von dem vielen Fleische seinen Brüdern ein Stückchen. Nachmittag besuchten viele Käufer den Laden des Herrn Handel. Unser Otto hatte vollauf mit Zureichen der Waaren zu thun und man lobte ihn wegen seines guten Gedächtnisses. Ein Dienstmädchen trat ein und forderte Kattun zu einem Kleide. Der Diener gab, da fragte das Mädchen; „Wird er auch die Farbe behalten?" „O ja, darauf können sie sich verlassen." „Verzeihen Sie," sagte Otto bescheiden, „dieser Kattun ist ja aus der Fabrik N —, der, meinten Sie heute hält die Farbe nicht." Dummer Junge, du bist heute gekommen, und willst wissen, was wir für Waaren in unserm Verlag haben?" Der Herr, welcher zugegen war, und das Gespräch gehört hatte, rief dem Diener zu: „Geben Sie doch aus der Fabrik B —". Der Diener murmelte noch einmal; „Dummer Junge" und verkaufte dem Mädchen andern Kattun. Schon wurde es ein wenig dunkel im Laden, als mehrere feine junge Damen eintraten. „Was befehlen Sie," fragte der Herr. „Herr Handel, wir sollen unserer Tante drei große Umschlagtücher zu mittlerm Preise schicken, sie sollen auf das Land." „Gleich meine Damen," rief er und holte selbst den großen Pack. Er pries die Tücher als schön und sehr billig an, und bemerkte: er würde sie nicht zu diesem Preise verkaufen, wenn nicht ein so großer Vorrath davon vorhanden wäre, und die Mode so schnell wechselte. Die Damen winkten sich zu und wollten sich die schönsten Muster aussuchen. Da sprach Otto, welcher eben unbeschäftigt neben dem Herrn stand; „Herr Handel, Sie verzeihen wohl, das sind die Tücher, welche über und über kleine Löcher haben; der Diener sagte es. „So" erwiederte der Herr scharf, „dann liegt das Packet nicht am rechten Orte, — ich kann das nicht wissen, denn die Tücher haben nie Muster." Und zu Otto gewendet, sagte er dringend: „Geh mein Sohn, hole mir mein Taschentuch, ich habe es auf dem Sopha meiner Frau liegen lassen." Otto, der von keinen andern Tüchern dieser Art wußte, war neugierig, wo der Herr die andere Sorte hernehmen würde, sah aber zu seinen Schrecken, daß er den Pack in ein Fach legte, mehrere Fächer scheinbar durchsuchte und dann dasselbe Packet wieder nahm und rief: Meine Damen hier sind die rechten!" Otto sprach ganz laut auf der Treppe: „Was betrügt man hier so die Leute? — Wenn das mein Vater wüßte, der hätte mich nicht hierher gebracht." — Das Taschentuch fand er nicht. Auf dem Rückwege kam ihm sein Herr entgegen und fuhr ihn zornig an: „Junge was unterstehst du dich darein zu reden, wenn ich oder die Diener mit den Leuten sprechen." „Der Diener

wollte ja das Mädchen betrügen," sagte Otto schüchtern. „Was sprichst du von Betrügen? du Gelbschnabel, fürchtest du dich nicht, daß ich dich den Augenblick fortjage?" „Thue recht, scheue Niemand!" erwiederte Otto und sah Herrn Handel mit hellen Augen, ohne alle Schüchternheit an. Nein, das ist zu arg! Marsch aus meinem Hause! — Ich sollte dir noch einen Denkzettel geben, du unverschämter Junge. — Am Ende sagt er noch, ich, — ich betrüge die Leute, und — —

Aber Otto war schon im Laden, nahm seine Mütze, sagte den verwunderten Dienern „Adjeu" und lief mit großen Sätzen seiner väterlichen Wohnung zu. — Ohnweit davon begegnete ihm ein Mann mit seinem Koffer, diesem rief er zu: „Kehre um, ich komme nach Hause", und mit stürmischer Hast trat er in die Stube. Der Koffer wurde wieder mitten in die Stube gesetzt, und die Brüder sprangen jubelnd um den zu lange Vermißten herum. Die Eltern aber fragten wie aus einem Munde: „Mein Gott, was willst du!" Otto erzählte das Vorgefallene der strengsten Wahrheit gemäß. Vater und Mutter sahen eins das andere mit kummervollen Blicken an, und als Otto schwieg, sagte der Vater: „Otto, du hattest dennoch unrecht!" „Ich, lieber Vater?" „Ja mein Sohn, du hättest schweigen sollen! Wie oft habe ich dir gesagt: nicht jeden Betrug, nicht jedes Unrecht hat man ein Recht zu rügen." „Ja Vater, das sagtest Du, — aber Du sagtest auch: Hüte Dich vor jedem Betruge, er sei eines Pfennigs Werth! Und müßte ich nicht später auch den schlechten Kattun für guten, die durchlöcherten Tücher für ganze verkaufen, wenn ich dort geblieben wäre?" Das fällt dir noch zur Last, mein Sohn, meinte die Mutter. „Doch! — doch! riefen Vater und Sohn, und dieser fuhr fort: „Guter Vater, das hättest Du mir sagen sollen, ich hätte nie eingewilligt, Kaufmann zu werden." „Mein Sohn, ich kannte wohl im Allgemeinen den Kaufmannsgeist, aber Herr Handels Firma ist dreißig Jahre alt, seine Kunden kommen weit und breit herbei; da dachte ich: dieser macht eine rühmliche Ausnahme. — Er wollte Dich auch in der üblichen Zeit auslernen lassen. — — Hätte ich deinem Pathen gefolgt, der hätte Dich so gern gehabt, aber du wolltest ja nicht die Spezereihandlung lernen. „Lieber Vater, geh' hinüber zu dem Herrn Pathen, bitte ihn, daß er sein Versprechen halte und mich aufnehme. — Da gibt es ja nichts zu betrügen, Kaffee, Zucker, Pfeffer, Tabak, was kann da schlecht oder verdorben sein. Bitte lieber Vater, geh!" Der Vater nahm Hut und Stock und ging. „Mit dem schlechten Wiegen, wie andere Kaufleute, befaßt sich der Herr Pathe nicht, ich habe schon oft nachgewogen," meinte die Mutter. „Was? — Wiegen die andern schlecht? fuhr Otto auf. „Ach ja, sehr oft, aber ich sage dir, bei deinem Pathen ist immer voll Gewicht. — — Doch höre, Otto, siehst Du je so Etwas, schweige, schweige ja!"

„Ich verspreche es Dir Mutter, aber ich, ich wiege ganz ordentlich. — — Ach mein Gott, wenn ich mein Bücherschränkchen ansehe, wird mir ganz weh um's Herz. — Ich höre noch, wie der Professor mich fragte: Mein Sohn, warum studirst Du nicht?" „Und du antworten mußtest: Ach meine Eltern sind zu arm!" setzte die Mutter hinzu. „Ja, so sagte ich, aber er meinte: Schon mancher Arme hat es durchgesetzt, wenn — —" „Wenn er solche Fähigkeiten und solchen Fleiß wie du gezeigt hat", half ihm die Mutter ein. — „Ja", fuhr sie fort, „hier auf dem Gymnasium, da möchte es schon gehen, aber auf der Universität! — Stille, der Vater kommt schon, er betrübt sich immer, wenn wir das Thema berühren." Förster trat ein, und auf die Anrede der Frau: „Nun lieber Mann?" erwiderte er: „Abgemacht, — morgen früh gehst Du hinüber, mein Sohn. — Der Herr Pathe hatte Besuch, ich konnte ihn nur ein Paar Augenblicke sprechen. — Aber Otto —" „Lieber Mann, ich habe ihm schon Verhaltungsmaßregeln gegeben, er wird sie befolgen." „Leider Gottes, muß man seinem Kinde solche Regeln geben! — — Ich sehe mich in meiner Jugend, mit dem Feuereifer für Wahrheit und Recht, wie du Otto. — Einen solchen Tag, wie du heute, verlebte auch ich. — Höre mein Sohn: Ich kam in die Lehre zu einem Schuhmacher. Mein Vater, zwar Beamter, wollte, daß ich ein Handwerk, weil es einen goldenen Boden habe, erlernen sollte. Wie ich nun eben auf dies Handwerk kam, weiß ich nicht mehr. Kurz, mein Vater zahlte ein höheres Lehrgeld, damit ich nicht zu häuslichen Arbeiten oder zum Ausschicken gebraucht werden sollte, wie es bei Lehrlingen der Fall ist. Doch wenn die Noth es forderte, dann könnte eine Ausnahme gemacht werden. Dies traf schon die ersten Tage. Mein Meister sagte: „Förster, trage doch die Stiefel zum Herrn Assessor, du bekommst vielleicht ein Trinkgeld." Ich ging, gab meine Stiefeln ab, erhielt aber nichts. — Schon an der Treppe ruft mich der Herr noch einmal zurück: „Höre mein Sohn, werden die Stiefeln auch zur Jagd wasserdicht sein! Sie sind so seicht gemacht, sind es mastrichter Sohlen?" — „Nein," sagte ich, „es sind keine mastrichter Sohlen!" — „Was, habe ich nicht extra welche bestellt? — Da, nimm die Stiefeln nur wieder mit, und du bekommst vier Groschen von mir für die Wahrheit. Hier, mein Sohn, bleibe dabei." Ich nahm meine Stiefeln, kam zum Meister und erzählte pünktlich, was der Herr Assessor und was ich gesagt hatte. „Woher weißt du denn, daß es keine mastrichter Sohlen sind? — Du Bösewicht," schrie er. — Ganz trocken erwiderte ich: „Sie haben ja zum Gesellen gesagt, ich werde kein Narr sein, und solche theuere Sohlen nehmen, sie sind auch gut; sonst halten sie auch zu lange." — Da nahm er mich beim Arme, denn schlagen durfte er mich nicht, und warf mich zur Thüre hinaus. Aber er schrie

daß ich ihn noch auf der Straße hörte. „Vater, so hätte ich es auch gemacht!" rief Otto. Der Vater erzählte noch manches Heitere aus seiner Jugend, der Abend verging friedlich und froh und nur die Mutter seufzte bisweilen aus bewegter Brust.

Am andern Morgen blieb der Koffer gepackt stehen, die Mutter meinte: „Du kannst schnell herüber kommen, wenn du etwas brauchst; morgen werde ich ihn schon schicken."

(Fortsetzung folgt.)

Dichterqualen eines Packmeisters der Eisenbahn.

„Nächsten Sonntag ist der Geburtstag unseres Betriebs-Direktors!" erklang es unter etlichen Beamten der Eisenbahn, welche in der Restauration beisammen saßen. „Wir, die Packmeister, möchten, da wohl auch Etwas zur Festlichkeit beitragen. Ein Geschenk können wir ihm nicht spenden; dies verlangt er auch nicht; aber wie wäre es mit einem Gedichte, worin wir ihm gratuliren und somit unsere Gefühle des Dankes und der Anerkennung an den Tag legen."

„Ja, ja, ein Gedicht! Dies wird das Beste sein. Aber wer wird es anfertigen? Müller! Ihr les't ja immer in Büchern und seid sonst nicht auf den Kopf gefallen, wie steht's?"

„Na!" laßt mich sorgen, ich hoffe Rath zu schaffen!" Nach kurzer Frist verfügte er sich zu einem Literaten in der großen Universitäts- und Handelsstadt, den er auf einer Reise kennen gelernt und bei der Empfangnahme des Gepäckes mehr als gewöhnliche Dienste geleistet hatte.

Diesem trug er den Wunsch vor. — „Mit größtem Vergnügen. Wann reisen Sie morgen ab?"

„Um elf Uhr!"

„Dann kommen Sie um zehn Uhr zu mir, bis dahin will ich Ihnen schon ein Gedicht schreiben."

Ueberselig lief der Packmeister von dannen. Am anderen Tage stellte er sich pünktlich bei dem Schriftsteller ein, welcher Wort gehalten. Nachdem er ihm das Gedicht vorgelesen, das mehr als ein gewöhnliches Gelegenheitsgedicht war, ersuchte er den Packmeister, den Namen des Dichters zu verschweigen.

Heilig wurde dieses angelobt. Müller war ein schlauer Fuchs. Seine Collegen hatten in ihm einen Poeten gewittert und diesen wollte er nun nicht so gutwillig wieder herausgeben.

Im Bahnhofe angelangt, nimmt er seine Brieftasche heraus, schreibt das Gedicht mit Bleistift ab und — vernichtet dann das Original. Höchst pfiffig ging er dabei zu Werke, denn in etlichen Zeilen strich er aus und ergänzte augenscheinlich.

Auf der großen Hälfte der Station, wo der Packzug übernachtete, trifft Müller die übrigen Packmeister, welche schon von dem Vorhaben Kunde erhalten.

„Das Gedicht ist fertig! Ich habe es während der Fahrt hoch oben auf meinem Sitz geschrieben."

Alle sind neugierig; man begibt sich in die Restauration, und nachdem die gehörigen Biertöpfchen aufgepflanzt, sowie die Pfeifen und Cigarren in Brand, beginnt Müller sein Gedicht vorzutragen.

Allgemeiner Beifall! Allgemeiner Jubel! — Nein, das Ding ist Euch vortrefflich gerathen. Ihr seid ein Mordskerl, so hübsch fließend, weiß Knöpfchen! am Schluß kommen Einem ordentlich die Thränen in's Auge.

Es wurde nun beschlossen diese Dichtung auf einen feinen Bogen zu schreiben; es geschah.

Der wichtige Tag nahte heran. Der Betriebs-Direktor, ein sehr humaner und hochgeschätzter Mann, ließ zu diesem Feste nicht nur viele hohe Offiziere und Gelehrte, sondern auch Personal der Eisenbahn einladen, wo denn auch vier Packmeistern die Ehre zu Theil wurde, worunter sich unser Müller befand, welcher an jenem Tage gerade außer Dienst war.

Welch' eine reiche Versammlung! Sogar ein kommandirender General befand sich unter der Zahl der Gäste, die freudig strömten zum Geburtstagsfeste.

Im hellerleuchteten Salon gewahrte man schon mehrere auf Atlas gedruckte und in Blumen gehüllte Gedichte. Nachdem ein hoher Beamter öffentlich eine Rede gehalten, wo er die Verdienste des Dirktors um das so wichtige Institut gerühmt, siehe, da trat auf einmal Packmeister Müller in die Mitte, strich seinen Schnurbart und deklamirte das bewußte Gedicht mit einem sprachlichen Ausdrucke und einer Sicherheit, die in Erstaunen setzten und merklichen Eindruck auf den Gefeierten übten.

Ein weithin hallendes Bravo lohnte den Deklamator, der jetzt mit tiefer Reverenz das Gedicht zu den übrigen legte.

Höchst freudig trat die Gemahlin des Direktors zu Packmeister Müller und spendete ihm durch den Druck ihrer Hand und in den süßesten Worten noch ganz besonders ihren Dank. Die Krone des Verdienstes wurde ihm aber auf's Haupt gesetzt, als ein sich im Kreise befindlicher Professor erklärte, das Gedicht trage von allen heute dargebrachten unbedingt den Preis davon. Der Direktor erkundigte sich nach dem Dichter desselben.

Müller trat bescheiden in den Hintergrund und seine Collegen nannten ihn als den Verfasser.

Bei der Tafel ging es hoch her; und nachdem mehrere Toaste ausgebracht, füllte der Professor sein Glas und brachte ein Lebehoch auf den Mann aus, der nicht blos den Dampfwagen, sondern auch noch mit Glück den Pegasus besteige. Der Herr Packmeister Müller lebe hoch!

Heisah! Das war ein Leben; und als der Tanz begann, wo sich die andern Packmeister bescheiden in ein Nebenzimmer verfügten, da hatte Müller im Bewußtsein seines Dichterruhmes die unendliche Courage, eine der anwesenden Damen zu engagiren, welche ihm dies freudig zusagte; ja, — er tanzte später auch einmal mit der Frau des Direktors, bei welch' letzterem er nun ganz besonders einen Stein im Brette hatte.

Nach Mitternacht, als eine allgemeine Fröhlichkeit die Gäste ergriffen, nahm der Betriebs-Direktor „Packmeisterchen" vertraulich bei Seite und sprach: „Sie haben mir eine große Freude bereitet und ich habe in Ihnen ein Talent schätzen gelernt, das sich mir erst heute offenbart. Auch habe ich hinsichtlich Ihrer Aufführung im Dienste nur Gutes gehört. Fahren Sie so fort; wo ich Ihnen einmal dienen und zu fernerem Fortkommen behülflich sein kann, soll es gerne geschehen."

Mehr brauchte es nicht um glücklich zu sein. — Erst früh um 3 Uhr verließ Müller das Haus seines Vorgesetzten, um auf seinen Lorbeeren auszuruhen.

Auf der ganzen Strecke der Eisenbahn galt jetzt Müller für einen Dichter; sein Ruf drang in jedes Bahnwärterhäuschen, ja, ging endlich sogar auf die Zweigbahnen über. Kurz darauf kam aber auch klingender Lohn. Unter den Beamten, welche eine Gratification erhielten, stand Packmeister Müller mit 25 Thalern oben an.

(Schluß folgt.)

Nachtisch.

Im siebenjährigen Kriege ließ Friedrich II. Achtgroschenstücke von sehr geringem Gehalt schlagen. Zu dieser Finanzoperation bediente er sich des jüdischen Banquiers Ephraim in Berlin. Einen witzigen Kopf veranlaßte Dies zu folgendem Epigramm:

„Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friedrich, von innen Ephraim."

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 40.

Drei Tage eines Lehrlings.

(Fortsetzung.)

Otto ging heute leichteren Herzens, als den Tag vorher, war doch sein liebster Freund Lehrling in demselben Gewölbe, — und er hatte, von den Eltern unbemerkt — es können ja nicht immer Käufer im Laden sein, meinte er — ein lateinisches Buch in die Tasche gesteckt. Man empfing ihn freundlich als einen alten Bekannten. Er ging in's Comptoir zum Herrn Pathen, brachte den Gruß der Eltern und empfahl sich seiner Gewogenheit mit dem freimüthigen offenen Ausdruck eines treuen Gemüths. Der Kaufmann klopfte ihn auf die blühende Wange und sagte herzlich: „Willkommen, mein Sohn! Jetzt habe ich nicht Zeit, mit dir zu sprechen, ich muß auf das Rathhaus. Geh' in den Laden, leiste den Leuten hülfreiche Hand beim Packen und Waarenholen, — aber verkaufe nichts, — hörst Du! — sprich über nichts, doch beobachte Alles. — Hast Du mich verstanden? — Auf den Abend werde ich Dir Deine Instruktion geben. — Nun geh, Otto." Otto küßte dem Herrn Pathen die Hand, seine Worte hatten ihn so bewegt, er wußte selbst nicht warum. Er ging, da hieß es gleich: „Otto komm, schlage Zucker klein, — suche in der Schachtel hier einen Pfropf zu dieser Flasche, lange den Zimm't zu, — gib dort oben eine Rolle Tabak herunter!" — Sein Freund wisperte ihm in's Ohr: „Iß doch Studentenfutter." — „Was würde der Herr sagen?" „O der erlaubt es!" Otto aber nahm nichts.

Die Morgenstunden waren vorüber, die Käufer kamen seltener. Ein Bauer mit seiner Frau trat ein, sie reichten den Dienern die Hände und die Frau sagte: „Na wir kommen, dem Herrn Senator zur Hochzeit der

Anna-Marie einzuladen. — Er ist wohl auf dem Rathhause?" „Ja, aber er muß gleich kommen, setzen Sie sich nur ein wenig; — Otto gib Stühle." „Ist nicht nöthig, ich werde unterdessen den Kauf besorgen." Otto mußte den Eheleuten Liqueur präsentiren, den sie, da es kalt war, mit Vergnügen annahmen. Die Frau fuhr fort: „Mein Sohn hat Alles aufgeschrieben, was ich brauche: hier ist der Zettel."

Otto brachte herbei: Zucker. Kaffe, Reis, Rosinen, Mandeln, Rum. Er schüttete dem Diener in die Waage, und sah zu seinem Schrecken, daß dieser den Finger als Gewicht auf die Waagschale, in welcher sich die Waare befand, legte. — Er sagte nichts. Der Bauer rief von seinem Platze: „Geben Sie mir nur recht guten Rum, vom besten, er mag kosten was er wolle; es ist nicht alle Tage Hochzeit." „Ja wohl, ja wohl," hieß es. Otto sah indeß, da sich eben erst ein Herr, welcher es verstand, eine Flasche geholt hatte, — daß der Diener nicht einmal die zweite Sorte, nein, die schlechteste mit den Worten: „Hier ist vom besten," auf den Ladentisch setzte. So ging er fort, und unser Otto wurde vor Schaam immer röther, die guten Leute so bevortheilen zu sehen. Die Frau hatte den hübschen Jungen schon lange freundlich betrachtet, endlich fragte sie: „Was ist denn das für ein schmucker junger Herr, den sah ich ja noch nicht hier?" „Er ist erst seit heute im Laden, er ist der Pathe vom Herrn." „Nun" meinte der Mann, „wenn es dem jungen Herrn gefällig ist, kann er mit dem Herrn Senator auf die Hochtzeit kommen. — Wir haben auch Mädchen aus der Stadt eingeladen, da kann der hübsche Herr tanzen." Otto war ganz gerührt von der Güte dieser Menschen. Er trat hinter dem Ladentisch hervor, gab ihnen seine Hand und dankte für das freundliche Anerbieten mit der Bemerkung: „Wenn es mein Vater und der Herr erlauben, bin ich so frei zu kommen." Der Letztere trat eben ein, und nahm, nach freundlicher Begrüßung, die biederen Eheleute in die Stube seiner Frau, damit sie sich etwas erwärmen könnten. Otto mußte nun Kaffee mahlen. Damit fertig, gab man ihm eine Tüte Zichorie, die er unter den Kaffee mischen mußte. — Eine Dame mit einer Dienerin trat ins Gewölbe. Die Erstere wünschte sechs Pfund Kaffe und einen Hut Zucker. — Der Bursche zog einen Schub, der Diener gab ihm einen Wink, er zog den zweiten und legte der Dame eine Probe Kaffe vor. Der Diener pries des Kaffes Wohlgeschmack. Jene fragte: „Ist dies die beste Sorte?" „Gewiß, Madame!" lautete die Antwort. Die Dienerin erhielt Kaffe und Zucker und beide entfernten sich. „Warum gaben Sie der Dame nicht von der guten Sorte?" fragte der Bursche, Otto's Freund. „Die versteht viel, ob der Kaffee gut oder schlecht ist," gab der Diener zur Antwort. Nach Tische kamen eine Menge alter Weiber, immer bat man: „aber reinen Kaffe." „Freilich, freilich!" Man gab den

von Otto gemischten. Otto war ganz ernst geworden. Er mußte noch mehr sehen und hören, bis der Abend herankam. Endlich trat der Herr in den Laden, man überreichte ihm die gefüllte Kasse, die er in sein Comptoir trug, indem er an der Thür zurückrief: „Otto, komm herein:“ Otto trat nicht so froh über diese Schwelle, wie heute Morgen, er sah seinen Pathen nicht mit so treuherzigen hellen Augen an; er senkte den Blick zu Boden, und sein Herz schlug, als hätte er ein schweres Unrecht begangen. Der Pathe nahm ihn am Kinn und sprach freundlich: „Warum bist du so niedergeschlagen, mein Sohn! — Sprich! sage, was du denkst; ich erlaube es dir; denn es handelt sich um den Frieden deiner künftigen Lage.“ Otto hob den Blick, legte die Hand auf sein schlagendes Herz und sagte: „Lieber Herr Pathe, — Sie werden böse sein, — aber ich kann nicht Kaufmann werden. —“ „Warum nicht, lieber Otto! — Sage es frei!“ „Ich sah Ihre Leute schlecht wiegen, schlechte Waare für gute geben und doch als solche bezahlt nehmen.“ „In welcher Art, Otto?“ Dieser erzählte seine Bemerkungen und schloß damit: „So könnte ich nie Kaufmann werden!“ „Gut, das sollst du auch nicht. — — Bist du einst ein Mann, welcher sich selbst sein Brod verdienen kann, dann will ich dir sagen, in wie weit das, was du heute in meinem Gewölbe gesehen hast, mit oder gegen meinen Willen geschieht. Nimm jetzt Deine Mütze und komm mit mir zu deinem Vater.“ Staunend blickte der Buchbinder Förster die Eintretenden an. Die Mutter sprang von ihrem niedern Sitz am Ofen auf und rief: „Ach Gott, er kommt wieder!“ „Ja, er kommt wieder, Frau Gevatter, aber ich bringe selbst, wie Sie sehen, den braven Jungen.“

„Was ist denn vorgefallen?“ fragte der Vater verwundert. „Nichts, — aber lieber Förster, geben Sie den Gedanken auf, Otto kann weder Kaufmann werden, noch in irgend ein Handlungsgeschäft treten. — Verlassen Sie sich auf mich. — Aber wie wäre es, wenn er als Schreiber bei dem Justizcommissarius Werner ankommen könnte? — Ich las heute im Anzeiger, daß er einen jungen Menschen, welcher eine schöne Handschrift schreibt, und etwas Latein versteht, nothwendig brauche. — Nun, Otto ging ja als Secundaner ab, wenn Werner nicht schon einen Schreiber hat, so kommt Otto gewiß an. — Mein Sohn, wie ist es, willst du?“ Otto war bei der Rede des Herrn Pathen schon ganz unruhig geworden und antwortete sehr beredt: „Ach ja, das wäre sehr schön, da könnte ich wieder das liebe Latein studiren, auch in den freien Abendstunden lesen und — —“ „Nun, mit dem Studiren dieser Sprache wird dich Werner wohl nicht anstrengen, abschreiben wirst du die erste Zeit müssen.“ „Aber guter Herr Gevatter, Otto bleibt auf diese Weise ewig Schreiber. Ich kenne das, ein Freund von mir ist fünfundvierzig Jahre alt, und noch immer sogenannter Secräter

von einem Justizrathe.“ „Und als Kaufmann bleibt er ewig Diener, wenn er kein Geld hat.“ „Ja wohl, aber als Diener hat er sein reichliches Auskommen, und als Schreiber kaum seinen nothdürftigen Unterhalt. — Warum willst du denn aber eigentlich nicht bei dem Herrn Pathen bleiben, Otto?“ fragte der Vater seinen Sohn, doch der Kaufmann nahm das Wort: „Ich sage Ihnen ja, bester Freund, Otto hat gar kein Talent zum Kaufmann. Folgen Sie mir, gehen Sie jetzt gleich zu dem Justizcommissarius und nehmen Sie den Jungen mit. — Wenn Sie zurückkommen, sagen Sie mir Antwort, und wir rauchen dann ein Pfeifchen zusammen.“ „Ich danke herzlich, lieber Herr Gevatter,“ sagte Förster, „ich habe noch eine nothwendige Arbeit, auch ist mir gar nicht recht wohl. Aber Antwort, ob Otto angekommen oder nicht, sollen Sie noch heute haben.“ „Nun, so leben Sie wohl, Frau Gevatter. Machen Sie kein so trübes Gesicht. Gott wird schon sorgen! Er ging, und trieb Vater und Sohn, gleich mit ihm zu kommen. Die Letzteren kamen in einer halben Stunde wieder zurück, ganz erfreut über den artigen Empfang des Herrn Werner. Otto war angenommen, die Mutter sprach ihre Hände faltend: „Gott gebe diesmal seinen Segen!“ Der Vater aber darauf mit Ernst: „Morgen mag geschehen, was da will, du mußt bleiben! Hörst du Otto?“ „Ja, guter Vater, dort bleibe ich gewiß, was kann mir der Herr dem Betruge Aehnliches zumuthen können. Ich darf ja nur abschreiben, vielleicht später selbst Briefe oder so Etwas aufsetzen. Da komme ich doch nicht ganz aus der Uebung.“ „Aber sage mir, Otto,“ fragte der Vater, „warum wollte dich der Herr Pathe nicht behalten? mir wurde die Sache nicht ganz klar. — Er sagte zwar, du habest kein Talent zum Kaufmann. Nun, das mag sein, aber dir es schon den ersten Tag abzusprechen, ist doch etwas stark.“ Otto erzählte das Vorgefallene und fügte hinzu: „Sieh, lieber Vater, ich glaube, der Herr Pathe macht es mit seinen Kunden, wie Herr Handel mit den seinen, und ich muß gestehen, daß — —“ „Still, Otto, du vergissest die Lehre, die ich dir in Bezug auf das, was du eben sagen wolltest, so oft gegeben habe,“ sagte der Vater streng verweisend, und fügte hinzu: „Sprich, welche Lehre gab ich dir?“ Otto schlug den Blick beschämt zu Boden und antwortete leise: „Mir nie ein Urtheil über einen Menschen zu erlauben, den ich nicht wie mich selbst erkannt habe.“ „Und,“ ergänzte der Vater, „da das Selbsterkennen so große Mühe und so viele lange Jahre kostet, so — doch du hast ja auf dem Gymnasium studirt, und kannst dir den Nachsatz selbst machen.“

Ach Otto sieh doch einmal her! rief der kleine Bruder, „das Exempel will gar nicht kommen, es ist so schwer!“ Otto rechnete es durch. „Ich wollte nur den Vater nicht unterbrechen,“ meinte der ältere, „aber wie ist denn der Dativ im Plural von culter, lieber Otto?“ „Kinder seid ihr noch

nicht fertig mit den Arbeiten? es ist schon spät," fragte die Mutter: „Gleich!" riefen die Knaben, und die Familie begab sich den zweiten Abend in Spannung, was der folgende Tag bringen werde, zu Bette. Wir standen den andern Morgen sehr früh auf. Diesmal begleiteten die Brüder, die denselben Weg zur Schule hatten, Otto bis an die Hausthür des Justizcomissarius Werner. Dieser empfing unsern Otto sehr freundlich, und wies ihn an ein Pult, worauf er schon seine Arbeit fand. Er sollte einige Briefe mit sehr unleserlicher Handschrift und voll juristischer Ausdrücke abschreiben. — Zwei ihm gegenüber stehende Schreiber wisperten sich Otto's Namen zu. Der Herr ging auf und ab oder empfing Leute, die er in sein neben der Schreibstube befindliches Zimmer führte, während welcher Zeit der jüngste von Otto's Kollegen ihn fragte; „Ich denke, du wolltest Kaufmann werden?" — Otto schüttelte nur mit dem Kopfe und schrieb weiter. Da meinte das Schelmgesicht: „Aha, du bist stumm geworden, weil du nicht studiren kannst." Der andere Schreiber lachte, und Otto nickte jetzt mit dem Kopfe und schrieb weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Dichterquaalen eines Packmeisters der Eisenbahn.

(Schluß.)

Mit etlichen dieser Thalerstücke in der Tasche schlenderte er eines Tages die Straße der Residenz entlang. Während er so in gemüthlichem Bierwagenschritte einherstiefelte, ruft ihn plötzlich von hinten eine Stimme an. Er dreht sich um und erblickt einen seiner Collegen, welcher sich athemlos an ihn anklammert. Als sich derselbe etwas verschnauft, spricht er: „Gut — daß — ich Euch treffe. Ich hab' Euch den ganzen Vormittag gesucht. Ihr — habt doch jetzt Zeit?"

„Jawohl, ich habe vollauf Zeit!"

„Herrlich! Ihr müßt wissen, ich habe ein Mädchen kennen gelernt mit etlichen 100 Thalern Geld; morgen ist ihr Geburtstag und Ihr müßt mir ein Gedicht fertigen.

„Ein Gedicht? — Nein, ich habe keine Zeit."

„Ich lasse Euch nicht fort!"

„Ich — jetzt ein Gedicht? ich muß hinaus auf den Schuppen. Herr des Lebens, das fällt mir alleweil erst ein!"

„Nicht von der Stelle, bis Ihr mir versprecht . . . .

„Ich muß hinaus auf den Schuppen!“ — und somit entfloh er dem verliebten Collegen, der mit einem Gedichte sich das Herz und die 100 Thaler seiner Angebeteten erringen wollte.

An Ort und Stelle angelangt, kommt jedoch sein Peiniger hintendrein, welchem er kurzweg eröffnet, „daß Dichten nicht so leicht sei, wie man sich denke. Hier in dem Troubel ist dies gar nicht möglich; im Freien, in Gottes schöner Natur, wenn ich hoch oben auf meinem Sitze in den blauen Himmel schaue, da kommen die Gedanken.“

„Nun, so schreibt es heute, wenn Ihr abfahrt; Ihr könnt es ja morgen früh dem Stoffel mitgeben und der thut mir gewiß diesen Gefallen.“

„Ich will sehen, was sich machen läßt.“

Jetzt stand sein Dichterruhm auf dem Spiele. Er tritt die Fahrt an und gelangt an sein Ziel. Es ist spät, aber es hilft Nichts; er stürzt zu seinem Gönner, zum Schriftsteller, um diesen zu bitten, daß er schnell ein Gedicht schreibe.

Rechts um, kehrt! Die Thüre ist verschlossen. Der Literat hat eine Badereise unternommen und kehrt erst in 4 Wochen zurück.

Stoffel kam richtig mit dem Zuge an, aber — ohne Gedicht. Tausend Flüche donnerten auf den Poeten und Packmeister Müller zurück. — „Der kann mir gestohlen werden! Kein Wort mehr mit diesem Kerl!“

Sie waren sich spinnenfeind seit diesem Augenblicke. Aber es sollte noch schlimmer kommen.

Eines schönen Morgens wird Müller von einem Freunde besucht, der ihn im Namen eines bekannten Gastgebers zu einem Frühstücke einladet. Wellfleisch mit vortrefflichem Kümmel. — Das war Wasser auf des Müllers Mühle, denn Wellfleisch ging ihm über Alles. Freudig trollten sie nach der Vorstadt hinaus. Schon sahen sie durch den Gartenzaun, schon sah Müller das freundliche Haus, wo der bewußte Kümmel seiner harrte, als ihm sein Freund erklärte, daß Freund Bohnemann wohl nur deshalb heute seine Spendirhosen angezogen habe, weil er heute einen Wurstschmaus halte und zu diesem solle ihm Müller ein Tafellied für die Gäste schreiben.

„Ein Tafellied? Ich? —“

„Freilich, weil Du ein Dichter bist.“

„Was? Denkst Du, ich schreibe für Wurstschmäuse? Wie kommst Du mir vor? Wenn ich dies gewußt hätte, wäre ich gar nicht so weit mitgelaufen. Sage Bohnemann ein Compliment und er könne sich selbst ein Gedicht machen.“

Somit kehrte er um und ließ seinen Freund verblüfft an der Gartenhecke stehen. — Wellfleisch und Kümmel! murmelte Müller, als er allein

seines Weges ging, so nahe daran, gratis und heute Abend Wurstschmauß! 's ist eine verteufelte Sache und nun schon in 14 Tagen das zweite Mal, daß ich dichten soll. Es hilft Nichts; ich muß hier wider Willen den Dickköpfigen spielen, wiewohl ich der gemüthlichste Kautz von der Welt bin.

Mißmuthig schlenderte er nach Hause. In seinen vier Pfählen angelangt, kam ihm seine Wirthin mit der Nachricht entgegen, daß ein Bedienter vom Herrn Betriebs-Direktor dagewesen und nach Herrn Müller gefragt: Augenblicklich wollte er seine Schritte dorthin lenken, als die Wirthin noch hinzufügte, der Bediente hätte Etwas von einem Gedichte gemurmelt.

Ein Gedicht? — Jetzt war's aus! Müller lief in seine Stube und verwünschte die ganze Poesie in den tiefsten Grund der Erde. Barmherziger Himmel! Hier kannst Du nicht entwischen! Dem Geburtstag der Geliebten ließ sich ein Schnippchen schlagen, dem Wurstschmause konnte ich die Spitze bieten; aber hier, meinem Wohlthäter, meinem Vorgesetzten, — das geht nicht. Himmel! Was fang ich an? Wie zieh' ich mich aus dieser Patsche?

Da öffnete die Wirthin die Thüre. „Herr je! mein guter Herr Müller, machen Sie doch, daß Sie fortkommen!"

Ich! nicht möglich! — Ich muß mich gestern fürchterlich erkältet haben. Ach! mein Kopf! Brr! mich schüttelt das Fieber! Thee kochen! Schwitzen! — Ach! Ach! — Pautz! — da lag er im Bette und kroch schuhtief unter die Decke.

So hielt er vier Tage aus. Draußen das schönste, herrlichste Wetter — und Müller mußte das Bett hüten. Als der Herr Betriebs-Direktor am andern Tage noch einmal schickte, da war Herr Müller auf den Tod krank und hatte die ganze Nacht phantasirt.

Er genaß zwar wieder, aber die edle Dichtkunst wollte nicht wieder kehren; in diesem Artikel wurden durchaus keine Geschäfte mehr gemacht, denn damit hatte der Herr Packmeister eingepackt für ewige Zeiten.

Die große Trommel.

Bei der Feier des kgl. Namensfestes in Frankreich ereignete sich im Jahre 1846 in der kleinen Stadt Monosque eine ergötzliche Anekdote. Man hatte daselbst beschlossen, den Namenstag des Königs durch eine große Parade der Nationalgarde mit Militärmusik zu feiern. Zu der letzteren fehlte aber die große Trommel, und der Stadtrath beschloß, eine solche aus Paris kommen zu lassen. Es wurden dazu 200 Francs bestimmt und ein Stadtrathsmitglied, ein Gürtler, erhielt den Auftrag, die Trommel zu besorgen.

Dem Gürtler fiel es ein, daß er für das schöne Geld die Trommel selbst liefern könne, und machte sich sogleich im Stillen in seiner Werkstatt an die Arbeit. Oeftern Nachfragen, ob das Instrument noch nicht angekommen sei, wußte er mit Ausflüchten zu begegnen, und endlich, als er fertig war, machte er die Anzeige, daß die Trommel aus Paris angekommen und zur Abholung bereit sei. Der Rath beschloß, daß das Instrument am 1. Mai Mittags in feierlichem Aufzuge in Empfang genommen werden solle. Die Stadtbehörde und die Nationalgarde erschien, und wirklich war die Trommel die größte, welche man noch gesehen, ein allgemein befriedigendes Meisterwerk. Der stärkste Tambour wurde erwählt, um sich dieselbe umzuhängen. Es geschah; als er aber damit zur Thüre hinaus wollte, ergab sich, daß diese zu enge war. Man verwunderte sich, wie die Trommel von Paris aus hereingekommen sei und nun nicht hinauswolle. Der betroffene Gürtlermeister sagte: er habe sie zum Fenster hereingebracht; aber auch dieses, obwohl weiter als die Thüre, war nicht weit genug, und der Betrug allsobald ermittelt. Da gab es denn eine arge Scene, bei welcher die große Trommel unter gewaltigen Schlägen in Stücke ging.

Unverzagt!

Nicht immer ist's ein schlimmes Zeichen,
Wenn Unheil kommt herangezogen,
Und Klagen unsrer Brust entsteigen.
Wie schwarze Wetterwolken oft verzieh'n,
Wölbt sich des Friedens siebenfarb'ner Bogen
Am nachtumgarnten Aether hin, —
So müssen Gram und Mißmuth flieh'n,
Bleibt Muth der Menschenseele nur gewogen.

Und wo der Mensch nicht waget mehr, zu hoffen
Nach Licht vergebens forscht sein irrer Sinn,
Wenn des Geschickes Schläge ihn getroffen,
Ist Eines noch sein tröstender Gewinn:
Der ew'gen Gottheit Arme steh'n ihm offen,
Wo neu ihm wird des Glaubens Kraft verlieh'n,
Wo auflebt wieder sein gesunk'nes Hoffen,
Und seiner Liebe Flammen neu erglüh'n.

M. G—l.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 41.

Drei Tage eines Lehrlings.

(Fortsetzung.)

Der Mittag kam heran, und die Schreiber gingen nach Hause, um zu essen. Um zwei Uhr stand Otto schon wieder an seinem Pulte. „Du bist sehr pünktlich, das ist schön," bemerkte der Herr, indem Oskar, der älteste Sohn des Justizcommissarius, mit Büchern unter dem Arm ins Zimmer trat und den Vater um Federn bat. Otto gewahrend, rief er erfreut: „Ei Otto, bist du bei meinem Vater? — Das ist ja herrlich! — Nicht wahr Vater," sprach er zu diesem gewendet, Otto schreibt eine schöne Hand? — Seine Brouillons waren besser geschrieben, als unsere Arbeiten, die wir den Lehrern übergaben. — Weißt du noch Otto, wie wir einmal das Brouillon deines deutschen Styls erwischten, worin du, im Sinne des Professors, deine eigene Arbeit corrigirt, und mit seiner Handschrift darunter gesetzt hattest: „Total schlecht, Dr. Priem.' — Vater, du kannst glauben, es war nicht zu unterscheiden, wir hielten seine Handschrift dagegen. — Otto, es ist recht schade, daß du das Gymnasium nicht mehr besuchst, am meisten vermißt dich freilich der faule Becker, der muß jetzt seine Uebersetzungen allein machen; denn wer könnte dessen schauderhafte Hand nachmachen. Der Professor würde es gleich merken, da er aus Faulheit nichts abschreibt." Oskar näherte sich seinem Vater und sagte: „Lieber Vater, erlaubst du wohl, daß Otto Sonntags bei uns essen darf, damit ich ihn Nachmittags bei mir behalten kann?" „Ja, ja, recht gern mein Sohn." Dieser theilte dem Freunde seinen Wunsch mit und Otto verneigte sich gegen Herrn Werner mit dem Ausdruck des lebhaftesten Dankes, und drückte Oskar herzlich die Hand. „Jetzt muß ich eilen, der Professor wird mir ein böses

Gesicht machen. Lebe wohl, Otto!" Oskar ging. Werner arbeitete nicht, sondern schritt unruhig im Zimmer auf und nieder. Kam Jemand, den fertigte er kurz ab, und als man Licht brachte, zog er sich in sein Zimmer zurück. Es schlug sieben Uhr. Die Schreiber packten ein, doch als auch Otto, wie die andern, sich mit einer stummen Verbeugung in der offnen Zimmerthür von dem Herrn verabschieden wollte, rief dieser: „Förster, du kannst noch bleiben." Otto wartete auf der Schwelle. Der Justizcommissarius las flüchtig mehrere Papiere durch, dann wandte er sich rasch um und sagte freundlich, beinahe liebevoll: „Mein Sohn, hier hast du auf Morgen deine Arbeit, diese zwei Contracte schreibe sauber ab. — — — — Zeige doch einmal, wie schreibt der Professor Priem; ich kenne seine Handschrift, und will doch sehen ob Oskar recht hat — — Otto schrieb: „Thue recht, scheue Niemand!" und gab es Werner. Dieser zuckte zusammen und sah Otto mit starren Augen an. Erfreut, die Verwunderung seines Herrn zu erregen, sagte dieser: „O, ich kann alle Handschriften nachahmen." „Das ist merkwürdig!" rief Werner und machte einige schnelle Gänge durch das Zimmer, dann fragte er: „Kannst du auch alle lesen?" „Das weiß ich nicht Herr Justizcommissarius." Dieser nahm einen Brief, bog ihn um und zeigte Otto die Unterschrift: „Wie heißt der Name?" „Czendrikow der Name ist ganz deutlich geschrieben," meinte Otto. „Kennst du den Herrn?" „Nein, ich kenne ihn nicht." „Nun schreibe einmal auf dies Blättchen diesen Namen." Otto schrieb, und Werner sah ihm über die Achsel. „Ganz gut, mein Sohn, der Name ist zum Verwechseln, — aber du hast etwas vergessen. Wenn die Aehnlichkeit vollkommen sein soll, muß der ganze Name, wie dieser ein wenig schräg geschrieben sein. — — Schreibe einmal hierher, hier unten. — — So, vortrefflich, lieber Otto! sagte Werner, dem Schreiber noch immer über die Achsel sehend, und das Papier bei Seite schiebend, fuhr er fort: „Jetzt laß es gut sein, — geh nach Hause mein Sohn." Otto empfahl sich. An der Thüre des zweiten Zimmers angelangt, rief Werner aufs Neue: „Otto!" dieser kam und fragte: Was befehlen Sie!" „Ich habe zwar deinem Vater gesagt, daß du erst in einigen Monaten einen kleinen Gehalt von mir bekommen würdest, aber du kannst ihm sagen, ich würde dir, da du dich so gut anlässest,, schon jetzt monatlich drei Thaler geben. Hier hast du einen als Taschengeld, den ich dir nicht anrechnen werde. Jetzt geh'." Otto küßte dankbar die Hand des Justizcommissarius und kam entzückt nach Hause. Er stürzte in die Stube, fiel der Mutter an's Herz und rief: „Mutter, der Herr Pathe hat recht! Gott hat für mich gesorgt!" „Was ist denn wieder?" fragte der Vater, welcher Otto's Worte nicht verstanden hatte. „Diesmal Gutes, lieber Mann," antwortete die Mutter, während Otto, den Thaler hoch in der Hand haltend, von dem lärmenden

Brüderpaar bestürmt wurde. Er machte sich los, begrüßte den Vater und erzählte: der Justizcommissarius wolle ihm, da er sich gut anlasse, monatlich drei Thaler, „denke, lieber Vater, drei Thaler," geben, ihm auch diesen extra schenken. — „Er war recht zufrieden mit mir," fuhr Otto fort, und so freundlich. — Kurz, ich bin sehr glücklich! — Diesen Thaler aber bekommst du Mutter, damit du dir ein paar andere warme Schuhe kaufen kannst; Du hast ja die deinen in meinen Koffer gesteckt." „Nein, mein Kind, gib den Thaler dem Vater, damit er wieder des Abends sein Pfeifchen rauchen kann, er hat es jetzt schon lange gedarbt. — Aber kommt jetzt das Abendbrod essen, die Suppe wird kalt, du warst so lange Otto." Allen schmeckte es vortrefflich, am besten unserm kleinen Freunde, welcher sehr vergnügt mit den Brüdern tausend Späße trieb. „Auf den Sonntag," plauderte er, „esse ich mit dem großen Löffel, ich bin bei dem Herrn Justizkommissarius zu Tische gebeten. — Ich verstand auf alle Sonntage, aber ich werde wohl unrecht gehört haben. — Nun, wenn ich kann, bringe ich ein Stückchen Kuchen mit nach Hause, aber nur der von euch bekommt es, welcher seine Aufgaben zum Montag am besten gemacht hat." „Otto, ich, ich, der hat immer seine Exempel falsch!" „Nein, das Letztemal waren sie richtig, Bruder." „Still, Kinder! Otto sage doch, wie kam es, daß dich der Herr zum Essen bat?" fragte die Mutter. „Das habe ich Oskar, seinem Sohne, zu danken. Er kam in die Schreibstube, erkannte mich, bat leise den Vater, welcher auch sogleich zusagte. — — Oskar lobte mich so sehr, ich war recht in Verlegenheit, und am Ende erzählte er auch seinem Vater, daß ich fremde Handschriften täuschend nachahmen könne. — Ich mußte auch, als die andern Schreiber fortgegangen waren, eine Probe davon ablegen." „Was hast du denn geschrieben, Otto!" fragte der Vater unruhig. „Ich schrieb, weil mir eben nichts Anderes einfiel: „Thue recht, scheue Niemand!" mit der Handschrift des Professor Priem. — Vater! Du hättest sehen sollen, wie mich der Herr anstarrte."

„Weiter nichts?" fragte der Vater wieder. „Dann ließ er mich einen Namen in einem Briefe lesen; Czi—Czor — —. ich habe ihn vergessen. Er fragte mich, ob ich den Herrn kenne, aber ich kannte ihn nicht. Vielleicht hättest du gewußt, wer der Herr sei, es schien ihm etwas daran gelegen. — Es ist recht dumm, daß ich den Namen vergessen habe." „Was nun?" fragte der Vater immer gespannter. „Der Herr schien mir gar nicht zuzutrauen, daß ich den Namen genau nachschreiben könnte, aber ich habe die Züge zum Verwechseln nachgeahmt: Er war ganz erstaunt, und machte mich selbst aufmerksam, daß der Name im Briefe ein wenig schräger zulaufe. Ich mußte noch einmal auf einen großen Bogen unten hinschreiben. Der schöne Bogen that mir ordentlich leid, dann aber sah ich freilich, daß

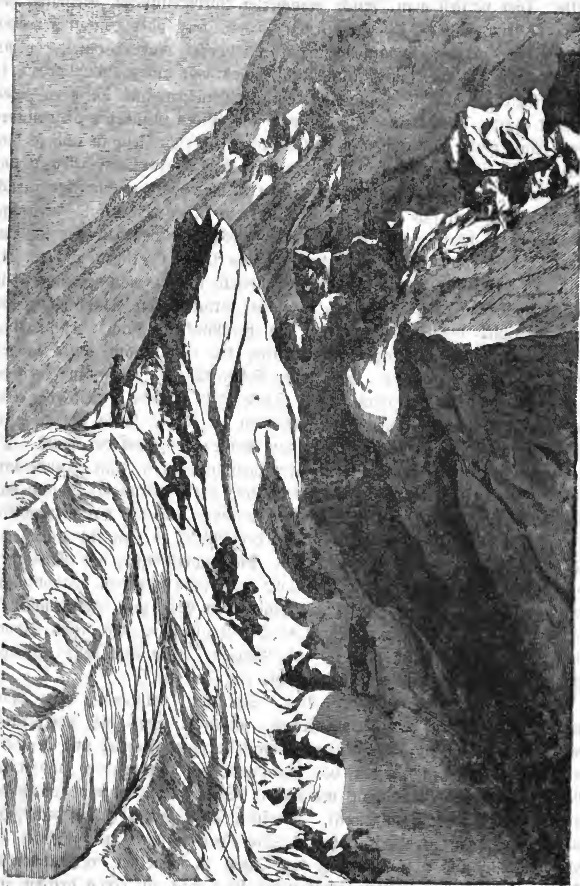
er oben so einen Fleck, wie die Poststempel auf den Briefen, hatte." „Ach Gott, erbarme dich unser!" rief hier der Vater wie außer sich. „Mein Gott, was ist Dir denn!" schrie die Mutter. „Dem Vater ist nicht wohl, ach wie er blaß ist! Er hat heute Sauerkraut gegessen, das soll er ja nicht," riefen weinerlich die Knaben. „Mutter koche nur schnell Pfeffermünze, Du weißt, es that ihm neulich so gut," meinte Otto. „Beruhiget euch Kinder, ich bin nicht krank, etwas schwach, es ist schon vorüber. Ein Gang ins Freie wird mir gut thun. Komm Mutter, nimm deinen Mantel um, es ist ja nicht so kalt, wir wollen gehen. — Otto sorge, daß die Brüder sich schlafen legen."

(Fortsetzung folgt.)

Besteigung des Montblanc.

Die Besteigung des Montblanc, dieses obersten Gipfels Europa's, der von der Thalfläche von Chamouny höher empor steigt als der Fuß des Chimborazo über seine nächste Umgebung, und in dieser Beziehung nur vom Himalaja übertroffen wird, ist zuerst 1756 durch Jakob Balmat ausgeführt worden. Schon 1760 und 1761 machte Saussure in den Kirchspielen des Chamouny bekannt, er verheiße dem Entdecker eines Weges nach der Höhe eine ansehnliche Belohnung und selbst denjenigen, denen es nicht glücken würde, einen Tagelohn. Saussure selbst bestieg den Berg, geführt von Balmat, im Jahre 1787.

Seitdem ist der Montblanc öfter bestiegen worden, doch bleibt Saussure's Besteigung stets eine der interessantesten. Die Geschichte derselben ist folgende: Balmat hatte am 5. Juli 1787 mit zwei Begleitern die Höhe des Berges noch einmal untersucht und Saussure günstige Nachrichten mitgetheilt. Dieser eilte nach Chamouny. Regnerische Witterung ließ ihn nicht eher als am 1. August seine Wanderung beginnen, auf welcher er seinen Bedienten und 18 Führer mit sich nahm. Man schlug beim Dorfe Bossons den Fußsteig nach dem gleichnamigen Gletscher ein, traf auf dem Taconaygletscher auf einige schwierige Stellen, mußte sich an einem steilen Fels hinaufarbeiten, schritt über einen Grath, wo man zur Rechten einen Abgrund und zur Linken eine sehr steile Rasenwand hatte, noch höher zwischen den Gletschern Bossons und Taconay hindurch, am Fuße der Aiguille de la Tourn vorüber und erreichte ein Viertel vor 2 Uhr die Höhe des Berges la Côte, wo man in der Mitte von vielen großen Felsblöcken, 7818 Fuß über Meer, das Nachtlager nahm, Saussure mit einigen Andern in einem



Zelte. Hier verließ man, durch mancherlei Vorbereitungen verspätet, des Morgens um halb 7 Uhr den festen Boden, stieg über den noch harten Schnee des Gletschers hinan, wo am Abend vorher Maria Coutet, der mit zwei Andern zur Auskundschaftung des Weges war ausgesandt worden, in eine Spalte gesunken war und von dem Herabstürzen nur durch das Seil gerettet wurde, an welches er zwischen seinen beiden Gefährten angebunden ging. Man mußte Eisbrücken und Eisspalten überschreiten, in andere hinunter, auf eingehauenen Stufen aus denselben wieder emporsteigen und bedurfte drei Stunden, um den eine Viertelstunde breiten Gletscher zurückzulegen. Nachdem sich die Karavane über ein steiles Schneefeld hinaufgearbeitet hatte, schritt man am Fuß einer Felsgruppe vorüber, die sich aus dem Eis emporhebt und durch einen schauerlichen Gletscher von der Aiguille du Midi getrennt wird. Ein Schneefeld folgte, man erreichte jene Felsen noch einmal, entdeckte den Genfersee, erkannte die Stadt Nyon und sah die Gipfel des Faucigny unter sich herabsinken. Nach Verfluß einer Stunde zeigte sich eine sehr breite Spalte, die endlich auf einer Schneebrücke überschritten wurde. Ein neuer Schneeabhang führte zu einer der letzten Spitzen des Felskammes. Eine starke halbe Stunde jenseits derselben gelangte man zu dem ersten Schneefeld von 10 bis 12 Grad Abhang. Zur Linken stand die Aiguille du Midi, zur Rechten der Dom de Gouté. Die Trümmer zweier Lawinen mußten durchschritten werden. Eine Stunde lang ging es über ein Schneefeld von einigen und dreißig Grad hinan und man erreichte den zweiten, sanften Abhang. Saussure schreibt die beschränkten Fortschritte der Reise den Besorgnissen der Führer zu, die sich fürchteten der Kälte auf der Höhe zu unterliegen. Die Ausmittelung des Nachtlagers gab zu vielen Berathschlagungen Anlaß, weil man Lawinen von oben her erwartete, und besorgte, unter sich keine festen Eis- und Schneemaßen zu haben. Das Zelt wurde ungefähr 150 Schritt am Eingange dieses Schneerückens, 11,970 Fuß über Meer aufgeschlagen. Man war sehr erschöpft, schmiegte sich enge zusammen und machte das Zelt zu.

Als die verdorbene Luft Saussure während der Nacht nöthigte, aus dem Zelt hervorzutreten, erlaubte ihm die Temperatur, den blendenden Mond, den gestirnten dunkelfarbigen Himmel und den über den höchsten östlichen Gipfeln des Montblanc sich erhebenden Jupiter mit Muße und Bewunderung zu betrachten. Später wurde man durch das Krachen einer Lawine aufgeweckt, die einen Theil des Abhangs deckte, den man am Morgen zu ersteigen hatte. Die Vorrichtungen, um Schnee für das Frühstück und das Bedürfniß des Tages zu schmelzen, verspäteten die Abreise. Von diesem zweiten Schneerücken stieg man auf einen dritten, und erreichte in einer halben Stunde den Fuß des großen Abhangs an dem

man an den Fels hinansteigt, welcher die östliche Schulter des Montblanc bildet. Man war sehr erschöpft und entathmet und mußte immer wieder stillstehen, um sich zu erholen. Nachdem man die Lawine durchschritten, die man hatte fallen hören, wurde der Abhang noch steiler und ging zur Linken in einen gräßlichen Abgrund aus, gegen welchen man durch eine Eisspalte und eine Eiswand hinausgedrückt wurde. Man sank bis an die Kniee in den Schnee, und war nur durch die Eiskruste vor dem Herunterglitschen geschützt. Nach dritthalb Stunden, vom Nachtlager an gerechnet, war jene Schulter erreicht. Ungeachtet das Thermometer nie tiefer als 3° unter dem Eispunkte stand, gefroren das mitgenommene Fleisch und Brod. Noch war eine Höhe von ungefähr 900 Fuß übrig. Der Abhang von nicht vollen 30 Grad war ganz ungefährlich, doch nöthigten Entkräftung und Athemlosigkeit Saussure nach Zurücklegung von 15 bis 16 Schritten immer wieder stille zu stehen. Ein frischer Nordwind gab Stärkung, wenn er sich gegen denselben wandte. Nach zwei Stunden war man endlich in der Höhe. Sie ist ein Eselsrücken ohne Grath, der sich von Morgen gegen Abend erstreckt, und an ihrer höchsten Stelle beinahe horizontal und schmal, daß 2 Personen kaum neben einander gehen können. Nach Osten hin verbreitet sie sich und fällt dann gleich wie auf der Abendseite in einem Abhang von 28 bis 30 Grad. Nach Norden hin gleicht sie einem Vordach. Diese Höhe zeigt nur Schnee. Die höchsten, hervorragendsten Felsspitzen befinden sich ungefähr 400 Fuß unter derselben. Ein leichter Nebel bedeckte die Ebenen Frankreichs und der Lombardei. Der in schiefer Richtung gesehene Genfersee und die von dem blauen Jura begrenzte Landschaft machten keine besondere Wirkung. Nach Mittag hin boten die Menge und die manigfaltigen Gestaltungen der Berge und die Abwechslung des Schnees, der Felsen und der grünen Thäler einen ebenso reichen, als prachtvollen Anblick. In der Nähe übersah man alle umliegenden Bergspitzen und ihren ganzen Zusammenhang. Das Barometer stand auf 16" 1"'.

Die Erschöpfung erschwerte die Versuche. Alle fühlten Fieber und hatten die Eßlust verloren, ohne daß der Geschmack erlosch oder sich wesentlich veränderte. Geistige Getränke vermehrten den fieberhaften Zustand, und nur zubereitetes Wasser gab Stärkung. Der Schall einer losgebrannten Pistole war schwach, die Farbe des Himmels das dunkelste Königsblau und mehrere Führer versicherten, als man noch unter der Höhe im Schatten war, Sterne gesehen zu haben.

Nahe am Gipfel entdeckte man zwei Schmetterlinge, eine kleine graue Phalene und einen Mirtyll, an den obersten Felsen kleine knotige Flechten, und an der Stelle, wo man beim Heruntersteigen das Nachtlager nahm, eine Silene acaulis. Nach einem Aufenthalt von fünfthalb Stunden ver-

ließ man um halb 4 Uhr die Höhe und erreichte in drei Viertelstunden den Fels, der die Ostschulter bildet, leicht und ohne Gefahr. Einige Führer waren schon frühe vorausgeeilt, um in einer dichteren Luft wieder frei athmen zu können. Vergeblich suchten sie da, wo der Pfad schwieriger zu werden beginnt, einen andern Ausweg. Sie mußten auf demjenigen bleiben, in dem man hinauf gestiegen war. Wegen der Steilheit und des Zurückprallens der Sonnenstrahlen, die den nahen Abgrund beleuchteten und schauerlicher machten, auch weil man in den Schnee einsank und mit den Füßen auf eine Eisschichte traf, wo man glitschte, war das Heruntersteigen beschwerlich und erforderte Vorsicht, doch erreichte man ohne einigen Nachtheil in fünf Viertelstunden die Stelle des letzten Nachtlagers. Man stieg noch eine Stunde lang abwärts bis zu dem Fels, bei welchem man sich beim Heraufsteigen aufgehalten hatte. Um den Zug der Lawinen zu vermeiden, und den Führern die Möglichkeit zu verschaffen, in den Felsspalten ihre Zuflucht zu finden und so zu vermeiden, im Gezelt zusammengedrängt sein zu müssen, ließ Saussure nahe an einem steilen, sehr tiefen Abgrunde dasselbe aufschlagen in einer Höhe von ungefähr 10,000 Fuß über Meer. Die tiefer ziehenden Wolken bildeten sich nach oben hin wie Thürme, Schlösser und Riesengestalten aus. Ueber denselben sah man merkwürdige Färbungen der Luft von mancherlei Roth. Man speiste mit Eßlust und schlief sehr gut. Am 4. August verließ die Karavane Morgens vor 6 Uhr die Schlafstelle, erreichte in einer Stunde die Hütte, die Saussure schon im vorhergehenden Jahre aus Steinen hatte errichten lassen, stieg über einen Abhang von ungefähr 46 Grad, mußte eine schwache Schneebrücke, die über eine Spalte führte, überschreiten und traf auf neue Spalten, die es nöthig machten einen Abhang von 50 Grad den Weg nach unten zu suchen. Der Gletscher war während der letzten 48 Stunden so unkenntlich geworden, daß man den früheren Weg nicht mehr fand. Man mußte mühsam einen solchen aufsuchen und sich oft der Leiter bedienen. Um halb 10 Uhr gelangten die Reisenden auf den Fels la Côte, von wo man in drei Viertelstunden Prieure erreichte und mit eben so viel Freude als Rührung empfangen wurde. Viele Besteiger sind seitdem Saussure gefolgt, ja sogar Frauen haben den Montblanc bestiegen. Man braucht zu einer solchen Besteigung gegenwärtig 50 bis 60 Stunden, doch sind die Kosten derselben so bedeutend, daß sich nur reiche Leute das Vergnügen machen können.

* * *

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 42.

Drei Tage eines Lehrlings.

(Fortsetzung.)

Förster ging stumm mit seiner Frau eine Straße hinauf, da dauerte es der Besorgten doch zu lange, sie fragte: „Lieber Mann, reiße mich aus meiner Angst, was hast du denn?" „Ach Gott," seufzte Förster, „Du weißt, mein Kind, daß ich durch die Intriguen meines Vetters und durch eine falsche Unterschrift um mein Vermögen gekommen bin. — O, ich könnte Otto studiren lassen, wenn dieser Mensch mich nicht darum gebracht hätte! — — Die Unterschrift war so täuschend, daß ich schauderte, und mein Schwur half nichts, da auch er schwor. — — — Aber jetzt wird mir die ganze Sache klar. Der Advokat des Vetters hat die falsche Unterschrift gemacht, — — benützte vielleicht ein unschuldiges Kind dazu! — — um sich nur vom Vetter eine große Summe verschreiben zu lassen, die dieser, wenn er den Prozeß gewänne, ihm zahlen mußte. — Der Vetter war gewiß nicht so schlecht, wie ich damals dachte." — „Aber guter Mann, der Vetter hat ja das Geld verpraßt und ist längst todt, was kann uns jetzt das Licht nützen, da kein Schatz zu heben ist" „Ach Mutter, hast du nicht gehört, was Otto erzählte?" „Gott, — ja, — ich hörte, — er hat einen Namen nachschreiben müssen!" „Auf einen Stempelbogen! Frau! — — merkst du nun?" „Lieber Himmel, wenn das wäre! — Aber still, leise, — leise lieber Mann, es kommen Leute." Die armen Eheleute gingen ein Weilchen, ohne zu sprechen. Die Frau weinte still. — Förster fing wieder an: „Was soll nun werden! — Der arme Junge! — Zum Werner darf er auf keinen Fall mehr hingehen." „Aber Mann, wenn du dich irrtest?" „Gewiß nicht, liebes Kind. — Warum ließ Werner überhaupt

Otto diese Spielerei machen? — Er ist ein sehr ernster Mann. Weßwegen mußte der Junge erst sagen, ob er einen Mann dieses Namens kenne? — Warum gab er ihm, als er das zweite Mal den Namen schreiben mußte, ein anderes Papier? und weßwegen bezeichnete er die Stelle, wohin er schreiben sollte? — Ein Stempelbogen war es auf jeden Fall, Otto kennt nur das Papier noch nicht. — O hätte sich der Mann warnen lassen, wie der brave Junge schrieb: „Thue recht, scheue Niemand!" - — Großer Gott! — — Welche Lage!" — Beide gingen schweigend, rathlos weiter, der Mann zitterte vor Kälte und hüllte sich immer dichter in seinen Mantel. Endlich brach die Frau das Schweigen. „Lieber Mann, ich weiß nur einen Ausweg." „Welchen?" fragte der Mann gespannt. „Guter, theurer Mann, sieh' in den funkelnden gestirnten Himmel! der Gott, der diese Welten hält, wird auch uns nicht verlassen! — — Sage dem Otto, daß er studiren kann." — — — Förster schwieg und ging, die Hände gefaltet, weiter. Die Frau fuhr fort: „Otto darf freilich von diesem Gespräch nichts erfahren, eben so wenig, zu welchem Bubenstück ihn Werner benützt hat, und vielleicht noch oft in Zukunft benützen könnte. Gott vergebe uns, wenn wir dem Werner unrecht thun! Aber diese Angst, dieser Argwohn im Herzen, wäre nicht zu ertragen. — Wie würde sich Otto freuen, er würde, glaube ich, vor Ueberraschung gar nicht an den Justizcommissarius denken. — — — Willst du, lieber Mann?" — „Nun, so sei es, — und Gott helfe weiter?" „So komm' nach Hause." Otto saß am Tische und las, als die Eltern eintraten. Er sprang auf und fragte heftig: „Lieber Vater, bist Du wieder wohl?" „Ja," nahm die Mutter das Wort, „er bringt dir eine frohe Nachricht." „Mir?" fragte Otto verwundert, den Vater ansehend. „Ja", sagte der Vater, indem er sich matt in einem Lehnstuhl niederließ. — Ja, mein Sohn, würde es dich nicht glücklich machen, wenn ich sagte — — du kannst studiren?" „Ich — Vater, ist es möglich, ich kann, ich darf Philologie studieren?" „Ja, lieber Otto," bestätigte die Mutter. „Ach Vater, Du hast wohl einen Schatz auf diesem Gange gefunden?" fragte Otto, noch immer ungläubig. „O nein, mein Sohn, noch bin ich so arm als vorher." Otto fiel dem Vater in die Arme: „Ach guter Vater, wie glücklich machst Du mich!" Dann lief er zur Mutter, drückte sie an sein Herz und sagte leise: „Du hast wohl recht gebetet, liebe Mutter!" Die Brüder, von dem lauten Sprechen erwacht, hoben ihre Köpfe von den Betten und riefen: „Was ist denn los?" „Ich darf studiren!" — rief Otto, von einem Bett zum andern laufend. „Ach", meinte der Kleine, „du studirst ja immer"; und legte sich wieder um. Der Aeltere lachte schlaftrunken: „Nun kannst du die blanken Thaler brauchen, von denen mir eben träumte," und schlief wieder ein. Die Thaler erinnerten Otto an den Justizcommissarius.

„Aber Vater, was wird der Herr Justizcommissarius sagen?“ „Das werde ich abmachen; morgen früh gehe ich anstatt deiner zu ihm.“ „Da kann ich auch nicht auf den Sonntag zum Essen hingehen, nicht wahr, Mutter?“ „Nein auf keinen Fall“, nahm der Vater das Wort, „auch den Thaler, den er dir schenkte, werde ich mitnehmen.“ Was wird der Professor sagen?“ Und die ganzen Secundaner? — Nicht wahr, morgen darf ich mich melden, lieber Vater?“ „Ja, mein Sohn,“ „Da hab' ich ja nur drei Tage die Schule geschwänzt, o die sind geschwind nachgeholt. — Lieber Vater, jetzt kann ich wohl die lateinische Stunde bei dem Stadtrath annehmen? Er wollte mir einen Thaler fünfzehn Sgr. monatlich geben.“ „Freilich, lieber Otto,“ antwortete die Mutter. „Ach Vater, wie hast Du mich glücklich gemacht!“ rief der Sohn auf's Neue und küßte den trübe vor sich hinsehenden Mann. Die Mutter trat zu Beiden, streichelte die Wange ihres Mannes und sagte bekümmert: „Lieber Mann, du bist gewiß nicht wohl, soll ich dir eine Tasse Thee kochen? — — Sonst, nach einem festgefaßten. Entschlusse warst du froh und muthig, und heute bist du so niedergeschlagen Der alte Gott lebt ja noch!“ „Ja der lebt, meine Lieben! — aber ich, — ich fühle mich sehr schwach.“ — Erbleichend lehnte sich Förster an seine Frau, der Sohn faßte des Vaters Hände und fühlte mit Erbeben ihre Eiskälte. Doch Förster erhob sich und schlug den Blick zu Otto empor. „Otto,“ rief er jetzt laut, „du studirst auf jeden Fall, — — und — — thue recht, scheue Niemand!“ Hier brach seine Stimme — todt sank er in die Arme der Seinen.

(Fortsetzung folgt.)

Zu spät!

„Nehmen Sie doch ein Löschen! man muß dem Glücke die Hand bieten,“ rief der geschwätzige Subcollekteur zur schmucken Dorothea, als sie eben mit dem schweren Handkorbe vom Markte nach Hause ging.

Wer war diese Dorothea? Eine Köchin in H., welche seit ihres Lebens sich immer treu und redlich durch die Welt geholfen und jetzt bei einem alten Ehepaar diente, wo sie gerade nicht goldene Tage hatte. Zu jener Zeit betrug der Einsatz für das ganze Loos 5 Thaler, und der höchste Gewinn warf die Summe von 30,000 Thaler aus.

Dorothea hatte sich einige Thälerchen erspart; sie dachte: na! Du willst einmal dein Glück versuchen; ging nach Hause und holte aus ihrer Lade den Betrag für das ganze Loos. Es war Nummer 1444. Hätte Dorothea Kenntniß von der Weltgeschichte gehabt, wo im Jahre 1444 die

Portugiesen Guinea entdeckten, so hätte sie dies als eine glückliche Vorbedeutung ansehen können, so aber bekümmerte sie sich wenig darum, obgleich sie die Hoffnung nicht sinken ließ.

Die Hoffnung, ja, sie ist beim Lotteriespiel immer noch der einzige Ersatz, wenn des Glückes Launen tückisch walten. Die Ziehung ging vor sich; alle die größeren Gewinne kamen heraus, nur nicht das große Loos. Man zog immer weiter, bis zum Schluß, bis — nur noch zwei Nummern in der Trommel waren, ein Niete und — das große Loos.

Jetzt gebot das Direktorium inne zu halten. Ein solcher Fall war noch nie dagewesen, und man berathschlagte, wie ferner damit zu verfahren.

Man rief die Subcollekteurs herbei und fragte nach den Inhabern der Loose. Da hieß es: Das Eine hat eine Köchin und im Besitz des Zweiten befindet sich ein Kutscher.

„Laßt uns eine Vereinigung treffen," rief der Direktor; „Hier, wo Gewinn und Verlust so nahe beisammen, müssen wir einmal abweichen und nach Recht und Billigkeit ein zarteres Verfahren eintreten lassen."

Kutscher und Köchin mußten zur Stelle und Beiden wurde die Sache vorgestellt.

„Ich schlage gemeinschaftliche Theilung vor," ließ sich der Direktor vernehmen, „so ist die Sache abgemacht."

„Dies, meine Herren, bin ich sehr zufrieden," sagte die bescheidene Dorothea, „und will auch noch recht gerne eine artiges Sümmchen für die Armen und für das Waisenhaus zurücklassen."

„Nun, Kutscher, wie steht es, wollt Ihr nicht ein Gleiches thuen?" Gottlieb, der an den Nägeln kauete, wollte aber gar nicht daran.

„Ne!" sagte er, „das gehe ich nicht ein! Wurst oder Schale, Eins von Beiden!"

„Aber so nehmt doch nur Vernunft an, die Sache steht sehr auf der Kippe. Wenn es schief geht, könnt Ihr es hernach sehr bereuen."

Da trat ein Zweiter aus dem Direktorium herzu und sagte: „Ich will Euch noch einen Vorschlag machen. Ihr seid, wie ich vernommen, Beide noch ledig, heirathet Euch, da bleibt das Geld beisammen.

Die Köchin sah den Kutscher an und war gar nicht abgeneigt. Nur der Rosselenker beharrte bei seinem Trotze und meinte, daß er davon keinen Gebrauch machen könne, in dem er schon eine Liebste habe.

Als ihn der Direktor nochmals mahnte, sein Glück nicht so leichtsinnig zu verscherzen und die erste Offerte von wegen der Theilung wiederholte, wurde er rappelköpfig und sagte: „Ne! nun gerade nicht. — Alles, oder gar Nichts!"

„Nun, so zieht zu!" rief der Direktor unwillig. Die Knaben liefen nach der Trommel und — die Köchin gewann das große Loos.

Gottlieb stampfte mit seinen Zweckenstiefeln auf, daß der Boden krachte und lief die Treppe hinab. Vor ihm hüpfte sein Hut, daß die Krempe abtrüngig wurde. Esel! Schaf! Ochs! Rindvieh! und ähnliche Gegenstände aus der Naturgeschichte kamen über seine Lippen; er sah nicht, er hörte nicht und rannte unten vor der Thüre in seiner Blindheit eine Milchfrau um, daß die Krüge umherkollerten. In seinem Stalle angelangt, gab er sich selbst eine Ohrfeige nach der andern und setzte sich dann auf die Häferkiste, wo er saß wie ein Lohgerber, dem ein Platzregen die Felle hinweggeschwemmt. Dorothea war die Glücklichste auf dem weiten Erdenrunde. Alle ihre Sorgen und Beschwerden hatten ein Ende; denn von nun an konnte sie ein heiteres und gemächliches Leben führen. Alle ihre Bekannten kamen herbei und wünschten ihr Glück. Es wurde vor der Hand Chokolade gekocht, und während sie so lustig beisammen saßen, klingelte es außen an der Thüre.

Dorothea ging hinaus und — wer stand vor ihr? Gottlieb, der Kutscher, der seinen Sonntagsrock angezogen, ein Paar riesige Vatermörder in sein rothes Halstuch gesteckt hatte und jetzt schmunzelnd, doch sehr demüthig nachfragte, ob Mamsell Dorothechen noch gesinnt wäre, wie gestern, nämlich von wegen der Heirath.

Dorothea sah ihn an und sagte: „Ja! Er kann in einigen Wochen zu mir kommen, — denn ich werde bald einen Kutscher brauchen."

Plautz! war die Thüre wieder zugemacht. Gottlieb ging mit langem Gesichte und hängenden Lippen; und daß er nicht Doublirschritte machte, kann sich Jeder denken.

Eine Winternacht auf der Lokomotive.

„Wer fährt heut den Nachtschnellzug?" fragte der Inspektor, kurz vor Mitternacht aus der Thür seines behaglichen Cabinets in die Abfahrtshalle zu Moorstedt heraustretend, in die ein schneidender Nordostwind feines Schneegestöber hereinwehte, und die lange Perspektive der Gasflammenreihen bald aufflackern ließ, bald halb verlöschte. Der Schnellzug stand vor dem breiten, stattlichen Perron, die Thüren der wenigen eleganten Wagen erster und zweiter Classe, aus denen der Zug bestand, waren geöffnet und ließen in dem matt beleuchteten Innern der Coupè's die wunderlichen Pelz- und Faltenmassen halb erkennen, welche die Sitze der Nachtschnellzüge im Winter erfüllen, und aus denen nur hie und da eine rothgefrorne

Nase oder ein athmender Mund hervorschaut, und noch seltener das verschlafene, um sich blinzelnde Gesicht eines erwachenden, verdrossenen Passagiers sich erhebt, der im Zweifel, ob er sich in Prag, Dresden oder Hannover befinde, den Schaffner nach Zeit, Ort und dem Grunde fragt, „warum so lange gehalten werde?“ Nur wenige Passagiere hatten am Ort den Zug verlassen, noch weniger waren dazu gekommen, nur hie und da schob sich eine dunkle dick vermummte Gestalt mühsam durch die Wagenthür, während die Handkarren mit nervenerschütterndem Rollen die wenige Bagage nach dem Gepäckwagen schafften, Packer, Packmeister und Postschaffner mit monotonem Rhythmus sich Eilgut-, Gepäck- und Poststücke zuzählten und die Wagen-Revisoren langsam mit Laterne und Hammer an den Wagengestellen hinkrochen, jede Achse, jedes Rad, jede Feder beleuchteten, oder mit dröhnendem Hammerschlag prüften; denn nur ein durchaus revidirter Schnellzug darf seinen Lauf fortsetzen.

„Wer fährt den Nachtschnellzug?“ fragt der Inspector, der am Zuge entlang schreitet, indem sich soeben die hochbeinige Schnellzugmaschine zischend und mit glühendroth aus der geöffneten Feuerthür angestrahltem Dampfe, ohne Anstoß geschickt an den Zug legt. „Der alte Zimmermann“ tönt die Antwort zurück und zugleich drängt sich eine kurze, dick in einen Lederpelz, um den ein Riemen als Gurt geschnallt ist, gehüllte Gestalt zwischen dem Geländer der Maschine und dem Tender hervor und salutirt den Inspector. Der „alte“ Zimmermann ist ein Mann im Lebensalter der höchsten Mannesrüstigkeit, aber ein alter Locomotivführer, denn während eines Vierteljahrhunderts auf der rüttelnden, und tobenden Maschine stehend, in Wetter und Sturm, Hitze und Kälte und Regen einen Weg zurückzulegen, der zwanzigmal um den Erdball reicht, das ist eine Arbeit, die schneller zum Greise macht, als mit der Feder hinterm Ohr am warmen Ofen Akten lesen.

Zimmermann hebt bei den schwankenden, matrosenartig breitspurigen Schritten, mit denen er herankommt beschwerlich die vom Stehen auf der dröhnenden Maschine schwach gewordenen Beine, die in dicken Filzstiefeln stecken. Er hat die Pelzmütze tief über die Ohren gezogen und ein Tuch um Genick und Hals gewunden. Aus den unbehülflichen Hüllen schaut ein kleiner Theil eines gutmüthigen, jovialen, dunkel von der Kälte broncirten Gesichts. Die fast violettglänzende Nase zeigt trotzdem keine Spur der Lichter, die hier geistige Getränke zu entzünden pflegen, die Augenlieder sind verschwollen, das Weiße der lebhaften Augen gereizt und geröthet.

„In fünf Minuten sind wir fertig, wie steht's bei Ihnen Zimmermann?“ fragte der Inspektor. „Verdammt kalt, Herr! Fünfzehn Grad schlecht gemessen,“ entgegnete dieser, „hab' mein Direktions-Warmbier schon

im Leibe; meine Louise bringt mir aber noch einen Kaffee mit Rum, den trink' ich, während ich meinen „Greif“ noch einmal revidire und schmiere; Teufel! gegen diesen Nordost wird heute der Schnee stechen, als würde man mit Schuhzwecken aus Blaseröhren beschossen! Da ist die Louise schon!“ — Ein kleines Weib, dick beschneit, läuft in der That mit einem Handkorbe eilends über den Perron, knixt vor dem Inspektor und packt dann, eilends mit dem Lokomotivführer nach der Maschine schreitend, den Kaffeetopf aus, dessen Inhalt sie ihm einschenkt, während er seine mächtige Schnellzugmaschine, die mit den glühenden Augen ihrer großen Laternen feindlich hinaus in das Schneegestöber starrt, die Oelkanne in der Hand, nochmals umschreitet, jeden Theil nochmals befühlt, sich überzeugt, ob Oel in allen Schmiergefäßen, der Rost gehörig von Schlacke gereinigt, die Siederohre des Kessels von Asche befreit, nichts locker und nichts zu klamm angezogen und sein „Greif“ im Stande sei, seine Riesglieder geschmeidig spielen zu lassen, seine 150 Pferdkräfte frei zu entwickeln und seinen gewaltigen Leib mit der daran hängenden Last, über 2000 Centner schwer, mit Adlerschnelligkeit durch die Sturmnacht fortzureißen.

„Will die Verwaltung immer noch nicht d'ran, euch armen Kerls Schutzkabinen auf die Maschinen zu bauen?“ fragt der Inspektor den Lokomotivführer; „ihr müßt barbarisch da vorn in einer solchen Winternacht leiden.“ — „Ja, ja, die Herren in ihrem Sessionszimmer wissen's nicht, wie ein Schneenordost schneidet,“ antwortet der Führer aus seinen dicken Tüchern dumpf heraus, „und meinen, wir hörten und sähen nichts in dem Häuschen. Ob man wohl besser mit so verbundenen Ohren hört, mit so entzündeten Augen sieht?“ setzte er lachend hinzu, auf seinen Kopf deutend, und dann: „Fertig, Herr! Sie können's Zeichen geben lassen.“ Der Inspektor winkt, die tobende Perronglocke jagt mit grellem Schellenlaut nochmals die Schläfer in den Wagen empor, und ihre letzten Töne verschwimmen in dem noch abscheulicheren, langgehaltenen Pfiffe der Maschine.

Dann hört man draußen die lauten Doppelschläge der elektrischen Glocken c, e, — c, e, — c, e, — im Sturmwind verwehen. „Gott behüt dich Zimmermann,“ sagte die Frau, dem auf der Maschine stehenden Führer noch einmal die Hand reichend, — Gute Nacht, Frau! denkt an mich, wenn ihr warm liegt.“ — „Du armer Karl.“ — Er legt die bepelzhandschuhte Faust auf den Regulator, ein Ruck, die Maschine setzt die erste Dampfwolke gegen das Dach der Halle, die zweite schon in das Schneegestöber, daß die Flocken, wie entsetzt emporgerissen, auseinanderstieben. Heulend fällt der schneidende Sturm die beiden schweigenden Männer auf der Maschine, den Lokomotivführer und den Heizer, an, und schießt ihnen, wie Eisnadeln, horizontal fast, die im Schein der Lokomotiv-Laternen glitzernden und wie

Millionen kleine, kalte Quälgeister tanzenden Schneeflocken ins Gesicht Der Führer sieht sich um, ob auf dem Zuge Alles recht und in Ordnung. Der Schein der beleuchteten Wagenfenster geleitet über den Schnee. Wie behaglich muß es in gepolsterten, warmen Coupes sein! — Auf den Wagen, wie schwarze Klumpen, sitzen die Schaffner in Pelze und Mäntel vergraben; der Sturm fährt mit wüstem Zischen zwischen Rädern und Wagen durch.

Die rothen Lichter der Signale an den Ausweichungen gleiten langsam vorüber, jetzt hat der Zug das letzte derselben hinter sich, und ist auf freier offener Bahn.

(Fortsetzung folgt.)

Einen Thaler für einen Schlag Feuer.

König Richard ruft: „Ein Königreich für ein Pferd!" — Ich rief an einem kühlen Herbstmorgen: „Einen Silbergroschen für einen Schlag Feuer!" als ich mit Extrapost die Heerstraße fuhr; denn selbst der gemüthliche Schwager auf seinem Bocke hatte weder Stahl noch Schwamm, um meinem Verlangen zu genügen. Eine köstliche Cigarre in der Hand — und kein Feuer. Tabaksraucher werden meine Verlegenheit zu würdigen wissen. Ich mußte über eine halbe Stunde lang — kalt rauchen, das heißt: ich hatte die Cigarre im Munde und beobachtete so wenigstens die Weise vom edlen Rauchwesen. Endlich sah ich in weiter Chaussee-Perspective einen Mann, welcher Steine klopfte. Halt! dieser soll mein Retter werden. Der Schwager hielt bei dem Manne an, der sich nach vorhergegangener Ansprache sogleich anschickte, meinem Wunsche Genüge zu leisten. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth. Ich griff in die Tasche und holte einen Silbergroschen und zugleich einen preußischen Thaler heraus, letzteren in der Absicht, den brennenden Schwamm darauf legen zu lassen. Nach langem Hin- und Herzinken fing der Schwamm Feuer. Ich streckte den Thaler mit der flachen Hand zum Fenster hinaus. Sapperment! wie fiel ich aus dem Traume! Der Steinklopfer dachte, dieser solle für seine Mühe sein. Mit rapider Schnelligkeit nahm er ihn hinweg, warf mir den brennenden Schwamm in die Hand, zog 99 Mal dankend seinen zerlöcherten Hut und ging mit einem Gesichte an seine Arbeit, in welchem hundert Feiertage glänzten. Ich legte nun den Schwamm auf den Silbergroschen, ließ weiter fahren und rauchte lächelnd über das Mißverständniß meine Cigarre, die mich einen Thaler und sechs Pfennige zu stehen kam. —

Starker Tabak!!!

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann

Der Hausschatz.

№ 43.

Drei Tage aus dem Leben eines Mannes.

(Fortsetzung der Drei Tage aus dem Leben eines Lehrlings.)

Die kürzeste Nacht des Jahres hatte ihr segenreiches Werk vollendet. Die Natur war erquickt. Der Thau, gleich einem Goldregen, erdrückte fast die zarten Blätter und Halme, indeß die stärkeren Stauden und Bäume ihn mit Lust einsaugten. Die Vögel, noch in ihren warmen Nestern, zwitscherten schon hie und da wie in Traum und in Osten schwammen rosenrothe Wölkchen, Huldigungsrosen der bald nahenden Himmelskönigin.

Zwei junge Männer erstiegen einen Hügel, reichten sich oben angelangt, wie von einem Zug des Herzens getrieben, die Hände und sahen schweigend dem zauberhaften Schauspiel entgegen. Die Wölkchen erglühten feuriger, einzelne Strahlen zuckten über den Horizont, majestätisch erhob sich der Sonnenball und überpurpurte die Welt. Diese erzitterte vor Wonne die Morgenhymne begann, — erschreckt flohen nebelhafte Gebilde. — Das Antlitz der Freunde glänzte von der Sonne angestrahlt; doch der Ausdruck beider war verschieden. Der junge Mann zur Rechten, eine kräftige Gestalt, hellen begeisterten Blicks, brach endlich das Schweigen, seine Hand zum Tagsgestirn erhebend, mit dem lebhaften Ausruf:

„Du Bild der ewigen Wahrheit!" „Freund, die Sonne hat ihre Flecken!" entgegnete der Andere, scherzhaft warnend, indeß sein trübes Gesicht ein leichtes Lächeln beseelte. „Darum ist sie auch nur ihr Bild." Das Lächeln auf den Lippen des trüben Freundes verschwand, gedankenvoll sagte er vor sich hin: „Du hast wohl recht, die Sonne wie die Wahrheit gehen täglich unter." „Nein sie gehen nicht unter, beide stehen fest. Mein Bild

ist gut. — Man sagt zwar, es ist Nacht, aber geben nicht Miriaden Sterne Zeugniß von dem Dasein der Sonne? So leben ganze Völker Jahrhunderte lang im Wahn und Irrthum; die Wahrheit schimmert nur wie ein Stern an dem dunklen Himmel ihres Geistes, aber endlich kommt ihr Tag, und auch ihnen geht die Sonne der Wahrheit strahlend auf. — Die Wolken, die der Sonne Glanz verhüllen, müssen weinend zur Erde stürzen, gleich den Verleumdern, die den Mann der Wahrheit zu verdunkeln trachten. Siehe hin in jenes kleine Thal, wie die Nebel gleich Trug und Lüge sich schüchtern kauern, bis der Sonne Strahl sie trifft. — Ja, die Sonne wie die Wahrheit, beide haben ihren längsten Tag, wo sie ihr Licht in die tiefsten Abgründe senden." — „Nur nicht in den Kerker," sprach leise und bedeutsam der Freund. „Nicht in den Kerker?" entgegnete kampflustig fragend der Wahrheitsfreund. „Ich sprach in diesem Augenblicke als Jurist und dachte des Verbrechers." „Des Verbrechers? — Nun ihr Menschenfreunde, euer Herz muß groß werden bei dem Gedanken, einen verfinsterten Geist hell machen zu dürfen." „Ach Freund, Du kennst diese Art Menschen nicht, die erzogen, beinah ergraut in Trug und Verbrechen, keinen Funken von deinem Ideale der Wahrheit in ihren Seelen haben." „Du scheinst dem Worte Ideal einen unrichtigen Begriff unterzulegen." „Erlaube Freund, Du bist Lehrer der Jugend, in welcher der Wahn sowie der Irrthum noch keine bleibende Stätte fand, wo Erröthen und Erblassen noch Trug und Lüge verkünden; Du bauest und pflanzest auf einen frischen Boden, und das etwa vorhandene Unkraut läßt sich leicht aus dem lockern Erdreich ziehen. — Ich hingegen soll einen Urwald lichten, wo mir der Wahn, der Aberglaube als nebeliger Dunst, die Schlauheit und Hinterlist gleich den Schlangen, der Trotz, die Bosheit, die Verstocktheit wie wilde Thiere entgegen treten; — hier" — „O, nicht weiter! Du zeichnest zu grell! — Du wirst mir immer die Ueberzeugung rauben, daß selbst in solch dunklem Geiste ein Himmelsfunken wohne." „Ich möchte dies bestreiten. — Doch wir Criminalisten fragen nicht viel nach diesem Himmelsfunken, dies würde uns zu weit führen, wir begnügen uns, den Verbrecher zum Geständniß zu bringen." „Dann seid ihr schlechte Fechter im Reiche der Wahrheit und des Lichts. Der Weg, den Du trennst, und als zwei bezeichnest, ist eine Straße, die zu einem schönen Ziele führen muß." „Du Feuerseele!" lachte der Jurist, indem er den Freund am Arm nahm, mit ihm den Weg zur Stadt einschlug, sich dann von ihm trennte und in's Inquisitorium ging. Der Lehrer, Otto Förster, stieg zwei kleine Treppen eines schmalen Hauses gegenüber dem Gymnasium hinan, und fand seine alte Mutter, über sein langes Ausbleiben zärtlich scheltend, mit dem Frühstück auf ihn harrend. Sie setzte sich freundlich plaudernd an des Sohnes Seite, und übergab ihm

mit einer gewissen Feierlichkeit ein Papier, worin Geld war. — — Mein lieber Leser, der du reich bist, lache nicht etwa, weil das Papier nur zwei Thaler enthält, du kennst die Freuden und Leiden der Armuth nicht, Du weißt nicht, wie oft einige Groschen eine ganze Familie glücklich machen können, wenn endlich durch dies wenige Geld ein jahrelang gehegter Wunsch eines Gliedes derselben in Erfüllung gehen kann, wie oft nur noch ein Thaler dem armen Handwerker fehlt, einer drückenden Schuld los zu werden, oder — doch genug, ich könnte meinen Pinsel in zu dunkle Farben tauchen, kehren wir wieder zurück zu dem freundlichen Bilde, wo die gute brave Mutter dem Sohne das Frühstück durch eine Gabe, die hohen Werth hat, versüßt. Der Sohn warf einen fragenden Blick auf die lächelnde Geberin, welche die Frage als Antwort gab: „Fehlt nun noch?" Der Sohn sprang auf und küßte tief gerührt der Mutter Hände. „Mutter, gute Mutter, diese Hände haben das noch Fehlende verdient! Du theure Mutter! Von nun an sollen diese Hände ruhen." „Ei bewahre, ich muß doch arbeiten. — Die Frau Direktor weiß gar nicht, daß ich die Wäsche genäht habe; ich sagte es deinetwegen nicht." „Warum nicht! — Meinst Du, man würde denken, der Sohn hat sein Brod, und seine alte Mutter muß sich das ihre mit ihrer Hände Arbeit verdienen?" „Gott, nein! aber derjenige welcher für Geld arbeitet, den achtet man in der Welt nun einmal geringer. Und nun meines Sohnes willen sollen mich die Menschen recht hoch halten." „Gute Mutter, so engherzig sind die Menschen nicht. Sie wissen alle, daß die Mehrzahl der Menschen etwas schaffen muß, ihre Existenz zu sichern, vom Minister bis zum geringsten Tagarbeiter; eben so erkennen sie auch, daß dies Schaffen nur der Hebel ist, ihren Geist zu fördern, und die Idee, die in ihnen lebt zum Wohl der Menschheit ins Leben treten zu lassen."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Winternacht auf der Lokomotive.

(Fortsetzung.)

Rabenfinster, sturmtobend, schneedurchrieselt liegt die Nacht vor dem Führer, kaum den Schornstein seiner Maschine kann er sehen. Welche Gefahren birgt diese Finsterniß für ihn? Hat ein Arbeiter eine Hacke auf der Bahn liegen lassen? Hat der Sturm einen Signal-Baum umgelegt, oder einen Wagen von einer Station auf die Bahn hinausgetrieben? Hat der Druck der Schneewehen die Telegraphenleitung gestürzt? Oder ist nur eine Ausweichung nicht auf dem rechten Geleise? Hat eine aus dem Boden sickernde Quelle einen Eisklumpen auf dem Geleise gebildet?

In allen diesen Fällen ist er in höchster Gefahr des Leibes und Lebens, und wenn er jetzt den Regulator weiter öffnet und die Maschine schneller und schneller puffend und keuchend in die compakte Finsterniß der Nacht, in der das Heulen des Sturmes auch jeden Warnruf der Signale verschlingt, hineinjagt, schneller und schneller, bis ihre dröhnenden Räder kaum mehr die Schienen zu berühren scheinen, so rast er derselben blindlings entgegen. Ganz allein in Gottes Hand — — nichts steht ihm zur Seite, als sein Muth, seine Wachsamkeit und seine Entschlossenheit. Und so steht er denn auf der dahinjagenden Maschine, den Blick, trotzdem der Sturm und Schnee seine entzündeten Augen geißeln, auf den engbegränzten Schein gerichtet, den die Laternen der Lokomotive mit zitterndem, blau hingezogenem Strahl auf die Bahn werfen, und der beim windschnellen Laufe der Maschine die Pfähle der Telegraphenleitung in gerade herabschießende Blitze wandelt, und Bahnhäuser, Wasserkrahne, Gebüsch, Felswände, Brücken, wie in wilder Hast auf ihn losstürmende Phantasmagorien aus der Nacht emportauchen und eilends wieder versinken macht.

Zuweilen blinken wie roth auftauchende, freundliche Sterne, Lichter aus Hütten nahegelegener Dörfer herüber. — „Wie warm und sicher und traulich muß es um diese herum sein!" —. Doch da sind sie schon wieder verschwunden in einem wilden Wirbel aufgepeitschten Schnees, oder puffigen Massen Dampf, die die Maschine windabwärts schleudert, und die sie wallend und wälzend begleiten wie die Dämonen ihrer eigenen Hast und Eile. Vorbei! Vorbei! Vorwärts! Er öffnet den Regulator weiter, rascher noch wird das Tempo der rasselnden Schläge eilender noch schießt der Zug in die Nacht hinein. — „Feuern!" ruft er, nachdem der Flug eine Viertel-Stunde gedauert, seinem Heizer durch den Sturm zu, der, durch den Lauf der Maschine vermehrt, den Schall vom Munde jagt, so daß das noch dazu von Prasseln, Zischen, Klappern und Heulen übertäubte Wort kaum das Ohr des Nächststehenden zu erreichen vermag.

Der Heizer steht, träumend vor sich starrend, am Hemmapparat (der Bremse) des Tenders und hört ihn nicht. „Gärtner! Feuern!" schreit ihm da Zimmermann zu, ihm die Hand auf den Arm legend. Dieser fährt empor und greift nach der Kohlenschaufel, während der Führer die Thür der Lokomotiv-Feuerung aufreißt. Ein ungeheurer glänzender Lichtbündel fährt aus der weißglühenden Feuermasse durch die Thür fast senkrecht nach dem Himmel empor, verwandelt die Dampfmasse in eine wilde, rothglühende Jagd der Hölle und berührt mit seinem Strahlenbüschel das tiefhinziehende Schneegewölk. In dem Gluthlichte duckt sich die dunkle Gestalt des Heizers etwa zehnmal hin und her, jedesmal auf dem Tender die mächtige schwere Kohlenschaufel füllend, und sie in die Feuerung ausstürzend. Er hat etwa

zwei Centner neues Brennmaterial in die weißglühende Masse geworfen. Der Locomotivführer schließt die Feuerthür, das Strahlenbündel, das aus ihr schoß, erlischt, und erhitzt und aufathmend tritt der Heizer an seinen Posten zurück, während eine ungeheuere, prachtvolle Funkenmasse, wie die schönste Feuerwerks-Girandole, dem Schornstein entströmt, dessen gewaltiger, künstlicher Zug die leichteren Theile des frisch aufgeworfenen Brennstoffs, rasch entzündet, als zischende Funken in den Schneesturm hinausschleudert.

„Was haben Sie denn, Gärtner?" schreit der Führer dem Heizer in's Ohr, „Sie sehen und hören ja heute nicht! Passen Sie auf!" — „Ach, Herr Zimmermann," schreit Gärtner zurück, „mir geht's schlecht! meine Frau liegt zu Hause in schweren Kindesnöthen halb todt, die Schwester, die sie pflegt, ist krank geworden — jetzt ist sie mit der zehnjährigen Hedwig ganz allein — und ich mußte fort zum Dienst, — Gott allein kann helfen!"

(Schluß folgt.)

Das blaue Halstuch.

Nach dem Französischen von —ges.

Ende Oktober des Jahres 18.. kehrte ich zu Fuß von Orleans in's Schloß Bardy zurück. Vor mir, auf derselben Straße marschirte ein Regiment der sogenannten fremden Garde. Ich war etwas langsamer gegangen, um die Militärmusik zu hören, die ich sehr liebte, aber sie blieb stumm, und man hörte nichts, als das Trommeln der Tambours und den gleichmäßigen Schritt der Truppe.

Nach einem halbstündigen Marsche wandte sich das Regiment von der Straße ab, und schritt einer von Tannengehölze umgebenen kleinen Ebene zu. Ich fragte einen Kapitän, den ich zufällig kannte, ob das Regiment hier exerziren werde.

„Nein," sagte er, „hier wird über einen Soldaten meiner Kompagnie zu Gericht gesessen, weil er den Bürger, bei dem er wohnt, bestohlen hat. Wahrscheinlich wird das Urtheil auf Tod durch Pulver und Blei lauten.

„Wie?" fragte ich, „man will ihn vernehmen, verurtheilen und hinrichten zu gleicher Zeit?

„Ja," erwiederte er, „so lautet unsere Instruktion. Gegen dieses Urtheil gibt es keine Replik. Indeß, wenn Sie neugierig sind, diesem Gerichtsverfahren beizuwohnen, so will ich Ihnen einen Platz verschaffen. Es wird ohnedies nicht lange dauern."

Ich gestehe, ich war immer neugierig, einmal ein so trauriges Schauspiel mit anzusehen; ich bilde mir ein, wenn ich einen Sterbenden sehe, hiedurch selbst den Tod kennen zu lernen.

Und ich folgte dem Kapitän.

Das Regiment formirte ein Carré, hinter der Truppe gruben einige Soldaten am Rande des Wäldchens ein Grab. Dieselben wurden von einem Unterlieutenant kommandirt, denn bei dem Militär muß Alles nach Befehl geschehen, und namentlich bedarf es einer gewissen Disziplin, wenn es heißt, für seinen noch lebenden Kameraden schon das Grab zu bereiten.

In der Mitte des Carré's hatten acht Offiziere auf den Trommeln Platz genommen; der neunte, der rechts von ihnen und etwas im Vordergrunde stand, schrieb nachlässig auf seinen Knieen etwas zu Papier, offenbar, um nur einige Formalitäten zu erfüllen, die bei der Hinrichtung eines Menschen nöthig sind.

Der Angeklagte wurde vorgerufen. Es war ein junger schlanker Mann von nobler Erscheinung und einnehmendem Aeußern. Mit ihm erschien eine Frau, die einzige Zeugin, welche gegen den Angeklagten etwas aussagen sollte.

Aber als der Oberst diese Frau befragen wollte, fiel ihm der Angeklagte ins Wort. „Es ist überflüssig, die Frau zu befragen, ich werde Alles gestehen: Ich habe bei dieser Dame ein Halstuch gestohlen."

Oberst: „Sie, Piter! und Sie galten doch für einen braven Soldaten."

Piter: „Es ist wahr, mein Oberst, ich habe immer gestrebt, meine Vorgesetzten zu befriedigen. Indeß, ich habe das Tuch nicht für mich, sondern für Marie entwendet."

Oberst: „Wer ist diese Marie?"

Piter (verlegen stotternd): „Das ist die Marie, die da weiter unten wohnt — im Dorfe — bei Arenenberg — wo der große Apfelbaum steht! Ach, ich werde sie lange nicht mehr sehen!"

Oberst: „Ich verstehe Sie nicht, erklären Sie sich deutlicher."

Piter: „Wohlan denn, Herr Oberst, so lesen Sie diesen Brief."

Und er übergab ihm einen Brief, der mir noch vollinhaltlich im Gedächtnisse ist. Er lautete:

„Mein guter Freund Piter!

Ich benütze den Rekruten Arnold, der zu Deinem Regimente einrückt, um Dir diesen Brief zu schicken und die seidene Börse, die ich eigens für Dich gearbeitet. Freilich mußte ich es versteckt vor meinem Vater thun, weil dieser immer brummt, daß ich Dich so sehr liebe, da Du ohnehin nie

mehr zurückkehren wirst. Aber nicht wahr, Du wirst wiederkommen? Indeß, wenn Du auch nicht wiederkehrst, so werde ich Dich nichtsdestoweniger ewig lieben. Ich habe mich Dir ewig versprochen an jenem Tage, als Du auf einem Balle in Arenenberg mein blaues Halstuch aufgehoben hast, um es mir zu übergeben. Wann werde ich Dich wohl wieder sehen? Unendliche Freude macht es mir, daß Du, wie ich überall höre, von Deinen Kameraden geliebt wirst. Aber Du mußt noch zwei Jahre dienen. Dann erst können wir uns heirathen.

Deine ewig treue Marie."

„P. S. Du könntest mich erfreuen, wenn Du mir gleichfalls irgend eine Kleinigkeit schicken möchtest, nicht etwa, daß ich Dich sonst vergessen würde, sondern weil ich gerne etwas, was Du mir geschickt, mit mir herumtragen möchte. Küsse den Gegenstand, den mir Du schicken wirst und sei überzeugt, ich werde das Plätzchen finden, das Du geküßt hast."

Nachdem der Oberst diesen Brief verlesen hatte, nahm Piter das Wort.

„Arnold," sagte er, „hat mir gestern diesen Brief übergeben zu gleicher Zeit, als ich mein Quartierbillet erhielt. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, ich dachte nur an Marie. Sie wollte ein Geschenk von mir haben und ich hatte nicht einen Sou in der Tasche.

„Meine dreimonatliche Löhnung hatte ich meinem Bruder und meinem Coussin geschenkt, die vor Kurzem zu Hause ankamen. Diesen Morgen, als ich aufstand, um mich marschfertig zu machen, öffnete ich das Fenster. Ein blaues Halstuch hing über einem Strick. Ein ähnliches pflegte Marie zu tragen. Es hatte dieselbe Farbe, dieselben weißen Linien.

„Da überfiel mich eine Schwäche, ich ergriff das Tuch und steckte es in die Tasche.

„Als ich auf die Straße kam, empfand ich tiefe Reue. Ich wollte ins Haus zurück, als mir auf dem Wege die Frau entgegenstürzte. Das Halstuch wurde bei mir vorgefunden und — das ist mein Verbrechen. Das Gesetz gebietet, daß ich hingerichtet werde.

„Ich bin bereit, mein Oberst. Lassen Sie mich erschießen, aber verachten Sie mich nicht."

Die Richter konnten nach dem Gehörten ihre Rührung nicht verbergen. Nichtsdestoweniger konnten sie nicht anders, als ihm zum Tode verurtheilen. Kaltblütig vernahm Piter das Urtheil; er schritt auf seinen Kapitän zu und bat ihn, ihm vier Francs zu leihen. Der Kapitän gab sie ihm.

Hierauf ging er zu der Frau, die ihr blaues Halstuch zurückerhalten hatte und ich hörte ihn Folgendes sagen: „Madame, hier sind 4 Francs; ich weiß nicht, ob Ihr Halstuch mehr werth ist. Sollte dies der Fall sein,

so bezahle ich das Tuch ohnedies theuer genug, daß Sie mir den Rest wohl schenken können."

Mit diesen Worten ergriff er das Halstuch, küßte es und übergab es dem Kapitän. „Herr Kapitän," sagte er, „in zwei Jahren werden Sie in unser Gebirge wieder zurückkehren. Wenn Sie in die Gegend von Arenenberg kommen, so fragen sie nach Marie, übergeben Sie Ihr dieses Tuch, aber sagen Sie ihr nicht, wie ich es gekauft habe."

Hierauf kniete er nieder, verrichtete ein Gebet und schritt dann festen Fußes auf den Richtplatz.

Ich entfernte mich, und ging in das Gehölze, um die traurige Scene Szene nicht mit ansehen zu müssen. Einige Minuten später vernahm ich drei Schüsse — der Unglückliche hatte geendet.

Eine Stunde hierauf kehrte ich wieder zurück; das Regiment hatte den Platz verlassen, Alles war ruhig. Aber als ich an den Rand des Waldes kam, um meinen Rückweg anzutreten, erblickte ich auf der Erde noch einige Tropfen Blutes und dabei ein frisch aufgeworfenes Grab. Ich brach einige Aeste ab, formte ein Kreuz und stellte es über das Grab des armen Unglücklichen, der heute gewiß schon von aller Welt vergessen ist, außer von mir und — von Marie.

Nachtisch.

(Für Volksredner.) Ein kleiner Knirps stand unlängst in Prag auf einem Fasse und redete gewaltig zum Volke; seine Zunge war ein Schwert. Das Volk hing an seinem Munde; da trennten ein Paar kräftige Ellbogen die Menge, man sah eine Frau aus dem Volke auftauchen, einen Augenblick später einen Arm und dann fielen die Worte: „Willst Du, daß man Dich einsperrt? — Gleich gehst Du mit nach Haus!" und eine gewaltige Ohrfeige fiel zugleich wie Blitz und Donner auf den Redner nieder. Im Triumph führte die wackere Frau ihren Mann davon.

Am Ende.

Du trägst von Samm't und Seide ein Kleid
Mit goldenen Treffen, so lang und so breit.
Mich deckt kaum der Zwillich, zerrissen, zerfetzt,
Von Keinem nur Eines Pfennigs geschätzt.
Ein Tag wird kommen, und nackt und bloß
Liegst Du, lieg ich in der Erde Schooß.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 44.

Drei Tage aus dem Leben eines Mannes.

(Fortsetzung der drei Tage aus dem Leben eines Lehrlings.)

„Ach guter Sohn, meine Arbeit hat mit dem, was Du so eben sagst, wohl nichts zu schaffen.“ „Nichts? — Machst Du mich nicht glücklich, daß ich schon heute meine Schuld an den Freund abschicken kann? O, einem Menschen nur eine frohe Stunde bereiten zu können, ist himmlischer Genuß!“

„Geh mein Sohn, Du schlägst solche Sachen zu hoch an. — Hole mir das Geld, ich will es noch einmal zählen, und Du schreibe an deinen Freund, ehe die Glocke schlägt.“ Förster schrieb: „Du Freund in der Noth! An dein Herz möchte ich fliegen, Dir zu danken, daß Du mich bewahrtest vor dem Trübsten, was den studirenden Jüngling treffen kann: seine Zeit hinzuopfern, um sich vor Nahrungssorgen zu schützen. „Du schütztest mich, — und ich flehe Dich an, sende mir einst einen deiner Söhne, damit ich meinen Dank in seine Seele niederlegen kann. „Warum ich die zwei Jahre, seit ich Lehrer am hiesigen Gymnasium bin, nicht an Dich geschrieben habe? — Sieh, ich wollte das, was ich Dir zu sagen habe, nicht zersplittern; denn Du empfingst heute ein Bild von meinem innern Leben. „Noch tönt dein mahnender Abschiedsruf in meine Seele: Freund Du wissest alle Erscheinungen des Lebens nach deiner ewigen Idee, Du wirst unbefriedigt dein Lebensglück dadurch verfehlen! — Nein, mein theurer Freund, immer wird mein Geist sich täuschen über den höchsten Zweck des Menschen, über sein wahres Glück. „Ich kann nicht herabsteigen von der Höhe der Erkenntniß: daß Wahrheit, Freiheit des Geistes und die höchste Ausbildung der Vernunft hier schon in jeder Stellung des Lebens ausgeübt werden müssen, und kann nicht zugeben, daß Beschränktheit und Schwäche des

menschlichen Geistes uns daran hindern dürfen. Warum lebten wir denn eigentlich? — Um zu wirken? — Können wir das ohne die besten Mittel? Und sind nicht jene Mittel die besten? Ja, Freund, ich trinke mich immer durstiger an den Quellen des Wissens und der Erkenntniß, stärke mich immer mehr zum Kampf gegen den Wahn, Trug, Lüge und die Finsterlinge des Geistes. — Die mir anvertraute Jugend begeistere ich für Wahrheit und Recht, lehre sie Fehler und Laster bei ihren wahren Namen nennen, damit sie einst hell sieht, was recht und unrecht ist, wenn kein Warner ihr zur Seite steht. „Ich mache sie geistesfrei, auf daß sie weiß, was Freiheit ist. — Wie ist mir mein Beruf so heilig! Ich fühle mich glücklich, meinem jugendlich innern Drange, dem mein sterbender Vater, trotz den unübersteiglich scheinenden Hindernissen die Weihe gab, gefolgt zu sein. Manchen harten Strauß hatte ich freilich schon mit meinem Direktor und meinem Collegen; sie sagen mein Unterricht weise die Jugend nicht genug auf das zunächst Brauchbare und Belehrende, er sei zu ideal. Kann sein, — doch muß man der jungen Seele nicht ein hohes Ziel stecken, damit sie sich Flügel anschaffe, es zu erreichen? „So viel von meinem Berufe. Außer diesem ist mein Leben noch reich geschmückt, ich habe einen wahren Freund an meinem ehemaligen Jugendgenossen Oskar Werner, dem Sohne des Justizkommissarius gleichen Namens. Mein Freund ist Assessor und arbeitet zur Zeit bei dem hiesigen Criminalgericht. Wir nehmen zwar die höchsten Interessen des Lebens von verschiedenen Standpunkten und stehen uns oft kämpfend gegenüber, doch das ist schön und erfrischt unsere Geister. „Meine alte Mutter ruht an des Sohnes Herzen von mancher trüben Stunde ihres Lebens aus. Ich will sie weich betten, damit ihr Alter die herben Entbehrungen vergesse, welche den größten Theil ihres Lebens zu einem kummervollen stempelten. Aber was wirst du sagen, wenn du vernimmst, daß ich, der ich sonst jede Stunde verloren achtete, die ich in gesellschaftlichen Kreisen zubringen mußte, — mich jetzt recht oft im Hause des Direktors unserer Anstalt, freilich in kleiner Gesellschaft wohl befinde. Die Familie besteht nur aus Vater, Mutter und einer Tochter. Der Vater, ein gediegener Gelehrter, ist gegen mich voll freundlicher Güte, die Mutter, eine geistvolle Frau, doch in Folge ihrer Kränklichkeit voll Laune, die mich indeß noch nicht berührt haben. Diese Eltern haben einen Engel zur Tochter, deren Lieblichkeit einen Zauber auf Alle, die sich ihr nahen, ausübt. Ihre geistige Lebendigkeit erhält jeden, mit dem sie spricht in einer gewissen Spannung, die jedoch der Seele den Aufschwung nicht benimmt. Ihr Witz blendet mich, aber auch nur mich, und ich bat sie einmal, beinah zu ernsthaft für solche Bitte, gegen mich das Brillantfeuer ihres Witzes zu mildern. — Sie sah mich mit einem Blicke an, den ich nicht verstand; ach, wer

könnte auch diesen Geist so schnell verstehen! — — Aber Freund, wo gerathe ich hin! Muß denn das Herz schwatzhaft sein? — — Schreibe auch mir einen langen Brief voll der alten Freundschaft, mit welcher Du dich einst des excentrischen Jünglings annahmst. Ich sehne mich von Dir und deinen Lieben zu hören. — Ewig Dein Otto Förster."

Frau Förster guckte zur Thür herein. „Bist du fertig, lieber Sohn! Die dreihundert Thaler sind richtig, hier sind sie. Willst du sie jetzt packen?" „Nein Mütterchen, es schlägt eben acht Uhr, ich muß gehen."

Förster fand heute in seiner Klasse einen ungewöhnlichen Ernst, eine ungetheilte Aufmerksamkeit und dies erhöhte seine frohe Stimmung. Er folgte mit glücklichem Herzen um 12 Uhr dem Rufe, der ihn zum Direktor beschied. Diesen fand er mit gerunzelter Stirn in seinem Zimmer auf und abgehend; verdrießlich gab er auf Försters Frage nach seinen Wünschen die Frage zurück: „Wissen Sie, was in Ihrer Klasse vorgegangen ist?" „Nein." „Nun, so will ich es Ihnen sagen: Der Sohn des Consistorialraths Kraft hat nicht nur die Bücher, welche er aus unserer Bibliothek zum Lesen geliehen, nein, auch diejenigen, welche andere Schüler zu diesem Zwecke erhalten haben, verkauft und das Geld in einer lustigen Gesellschaft vergeudet. Noch nicht genug: Als seine Mitschüler dies erfahren, wollen sie es anzeigen; er seinerseits droht nun, sich von den noch übrigen Groschen eine Hetzpeitsche zu kaufen, und denjenigen, welcher es verrathen würde, durchzuprügeln. Der Sohn des Juden Nathan meint: Der Verkauf der Bücher könne doch nicht verschwiegen bleiben, er fände es angemessener, daß er sich auf's Bitten lege. Wüthend will Kraft den Nathan anfallen, doch die Andern hindern es. Da lockt er den Judenjungen des Abends in eine wenig besuchte Straße und zerschlägt ihn so, daß dieser das Bett hüten muß. — Was sagen Sie zu dieser Geschichte, Herr Förster?" „Schändlich! diese Hinterlist! Das müssen seine Eltern wissen, damit sie bei ihrer Erziehung besonders diesem Fehler entgegen arbeiten." „Wo denken Sie hin! Die Eltern dürfen nichts erfahren." „Aber Sie werden es ja doch, wenn der junge Mensch im Carcer seine Strafe erleidet, und zu Hause fehlen wird. Auch wird sich der alte Nathan wohl schon bei dem Consistorialrath beklagt haben." Der Direktor sah nachdenkend vor sich hin, dann rief er aus: „Das darf Alles nicht sein. Denken Sie nur an unser letztes Examen, wie der Consistorialrath Lehrer und Schüler blamirte, weil sein Sohn der doch sonst ein offener Kopf ist, aus Zerstreutheit stets falsch antwortete". „Herr Direktor, was schadet das, desto mehr werden Lehrer und Schüler sich beeifern, seinen strengen Forderungen zu genügen." „Sagen Sie besser: seinen unbilligen Forderungen. Ich habe mir die Sache überlegt: der junge Kraft darf weder in den Carcer, noch eine

andere öffentliche Strafe erhalten, wir beide wollen ihm den Kopf tüchtig waschen, und dem Nathan muß er Abbitte leisten. Den alten Nathan werde ich schon zufrieden stellen, indem ich ihm verspreche, seinem Sohne eine Privatstunde geben zu lassen. Er ist ein sehr gescheuter Kopf, der Beste in ihrer Klasse, nicht wahr?" „Ja, das ist er. Aber Herr Direktor, das darf nicht sein, weil Kraft der Sohn des Consistorialrathes ist, soll er ungestraft bleiben? — Nein, in meiner Klasse nicht. Thue recht, scheue Niemand!" „Halt, junger Mann, nicht so heftig! Ich will nicht, daß er öffentlich bestraft werde." „Herr Direktor, es muß sein. — Lassen Sie das Collegium entscheiden. Wir würden ungerecht vor der ganzen Klasse, ja vor dem ganzem Gymnasium erscheinen. Unparteiische Gerechtigkeit ist die erste Pflicht des Lehrers. So ungern ich strafe, aber —" „Herr Förster, Sie vergessen sich!" Es klopfte und der junge Kraft trat trotzig in's Zimmer. „Herr Direktor, Sie haben befohlen."

Beide Männer sahen den schönen Jüngling, aus dessen Augen ein trotziges Feuer leuchtete, dessen hohe helle Stirn auf geistige Anlagen deutete, doch dessen schwellend rothe Lippen ein Lechzen nach Lebenslust verkündeten, mit ganz verschiedenen Gefühlen an. Die Lehrer schwiegen noch. Kraft sah den Direktor wie auffordernd an, als dieser das Wort nahm: „Kraft, Sie haben Ihren Charakter bei Ihren Lehrern und Mitschülern in ein sehr schlechtes Licht gesetzt. — Fühlen Sie das nicht?" Ein leichtes Zucken mit den Achseln war des jungen Menschen Antwort. Strenger fuhr der Direktor fort: „Zu welchem Zwecke haben Sie die Bücher aus unserer Bibliothek verkauft? Um Geld zu erhalten, da mir mein Vater nicht genug zu meinen Vergnügungen gibt." „Warum haben Sie den armen Nathan so geschlagen, daß er krank darnieder liegt?" „Weil er mir zumuthete, bei Ihnen um Verzeihung zu bitten, daß ich die Bücher verkauft habe." „Nun, sehen Sie denn nicht ein, daß dies Ihre Strafe bedeutend gemildert haben würde?" „Nun, — Herr Förster sagte uns einmal: Wehe der Seele, die sich herabwürdigen muß, wegen eines Vergehens ihren Nebenmenschen um Vergebung zu bitten." Der Direktor sah Förster von der Seite an und sagte leise: „Das ist ein idealer Grundsatz!" „Julius!" nahm Förster ernst, aber in mildem, beinahe traurigem Tone das Wort, „Julius, sollten Sie, Sie mich falsch verstehen können? — Nein, zuversichtlich nicht. — Wir haben ihnen nichts zu verzeihen, Ihre eigene Menschenwürde haben Sie befleckt. —

(Fortsetzung folgt.)

Eine Winternacht auf der Lokomotive.

(Schluß.)

Der Führer wendet sich ab und zieht die Pelzmütze tiefer über die Augen. — „Da ist Wolfsberg," sagte er nach einiger Zeit, als die rothen und weißen Lichter einer Station durch das Schneewirbeln, vor ihnen aufzuschimmern beginnen. — Er pfeift, und gleich darauf poltert der Zug unter das überhängende Dach des Perrons der Station.

Eilend umschreitet er hier seine Lokomotive, ihre dicht mit Schneeschlicker, der sich in den Ecken und Vertiefungen des Apparats zu dicken Massen angehäuft hat, bedeckten Theile prüfend beleuchtend, vor denen er oft mit der Hand erst die kalte Decke wegstreichen muß, um sie sehen zu können. Da ruft der während dem unter der Maschine mit dem Ausharken der Schlacken aus dem Roste der Feuerung beschäftigte Stationsheizer: „Herr Zimmermann, der Rost des „Greif" ist so dick heute verschlackt, ich komme nicht durch damit in den vier Minuten Aufenthalt!" Rasch springt der Führer, mit dickem Pelz und Mütze angethan, in die Schürgrube hinab, packt die schwere Feuerkrücke mit, und sie in die Feuermasse des Rosts, die weißglühende Hitze herabstrahlt, hineinstoßend, arbeitet der schwerbekleidete Mann angestrengt und hastig, bis das Feuer wieder in vollkommen regelrechtem Zustande ist. Nach wenig Minuten steigt er keuchend und schweißtriefend aus der Grube. — „Abfahrt!" ruft der Oberschaffner. Es läutet. Auf die Maschine klimmt der Mann, dessen Lungen noch von der Anstrengung athmend fliegen und dem der Schweiß unter der Pelzmütze vorrieselt.

„Pfeifen!" und hinaus geht es wieder unaufhaltsam in die eiseskalte Schneesturmnacht, die mit 15 Grad kalter, schneidender Zugluft die schweißgetränkten Haare in wenig Sekunden in starrende Eisnadeln verwandelt.

„Vorwärts! Vorwärts!"

Der Sturm hat aufgefrischt. Von unten nach oben stürzenden Katarakten ähnlich, jagte er von den großen Flächen der Dammböschungen den staubartigen, feinen, kalten Schnee empor, der auf der Fläche der Bahn wie in wilden Wogen dahinjagt, deren Brandungen an die eilende Maschine anschlagen und, hoch über ihren Schornstein hinwirbelnd, die stillen Männer mit immer neuen Fluthen von stechenden Eisnadeln überströmen, oder sich an windstillen Orten heimtückisch zu lockeren Windwehen zusammenlagern. Im voraneilenden Lichte der Lokomotiv-Laternen prallen diese plötzlich, wie weiße, über die Bahn liegende Mauern gespenstisch aus der Nacht empor und jagen dem beherztesten Führer jedesmal, wenn er mit seiner Lokomotive in die weiche, unheimliche Masse hineinstürmt, einen Schauder durch

die Seele. Hoch bäumen sich sich vor der wilddurchbrechenden Maschine auf, dieselbe mit solchen Schneemassen überschüttend, daß die Männer auf derselben sich am Geländer festhalten müssen, um nicht durch ihren wuchtigen Schlag herabgeschleudert zu werden.

„Es schneit stark!“ sagen die Passagiere, die im Wagen einen Augenblick erwachen, und — sich streckend — ein Fenster, an das sie den Schnee knisternd anschlagen hören, mit der Wagenquaste zu säubern suchen. „Wir fahren schlecht,“ fügen sie, gähnend nach der Uhr sehend, hinzu, „verflucht beschwerlich das Nachtreisen im Winter!“ — wickeln sich in die weichen Pelze und drücken die Köpfe in die weichen Wagenecken.

Vorwärts! Vorwärts!

Die Theile der Lokomotive tropfen, aus dem Schornstein, von den Sicherheits-Ventilen, der Pfeife, den Pumpen spritzt Wasser fein zertheilt ab, das hier an der Maschine herabrieselt und an ihren außenliegenden Organen gefriert oder vom Sturm weggeblasen wird, dort aber Pelz und Mütze und Gesicht der Männer übersprüht, die schweigend auf dem Trittbrett stehen.

Nach und nach behängt sich die Maschine mit schweren Eiszapfen, dicke Eisbuckel wachsen selbst an ihren schnellstgedrehten, am raschesten schwingenden Organen, alle Zwischenräume füllen sich mit hartgefrorenem Schnee, und der Blick in die Theile der Maschine wird schwieriger und unsicherer.

„Ich glaube, die Pumpen frieren zu bei dem Wetter,“ sagte Zimmermann. „Wir wollen sie ein wenig spielen lassen.“

Er will die Hand nach den Griffen ausstrecken, den Kopf dahin wenden, fühlt aber die kräftige Faust am Körper festgehalten und empfindlichen Schmerz am Kinn. Die nasse Kleidung der Männer hat sich in einen starren Eispanzer verwandelt, Bart und Pelz sind in eine Eismasse zusammengeronnen, die dicke Pelzmütze ist zu einem drückenden Helme geworden, an den Augenwimpern hängende Eiskügelchen lassen die Lichter der auftauchenden zweiten Station in tausend Farben spielen. Sie reißen die am Rock festgefrorenen Aermel los, sie strecken prasselnd und knisternd die Glieder, sie thauen die am Lippenbarte hängenden Eiszapfen im Munde auf, der, selbst halb erstarrt, nur schwierig Worte artikulirt.

„Station Rodenkirchen! Zwei Minuten. — Vorwärts! Vorwärts!“ — Unabläßig weht der Schneesturm, dicker werden die Eiskrusten der Pelze schwerer die immer mehr auf den Schultern lastende Kleidung, müder die erschütterten, durchdröhnten Glieder.

Die Situationen spinnen sich langsam ab, die Entfernungen scheinen mit der Ermüdung zu wachsen.

Unaussprechliche Schlafsucht beschleicht die Männer. — „Ja, gleich Malchen — —!" ruft der Heizer Gärtner plötzlich in die Schneesturmnacht hinaus — er hatte stehend genickt und geträumt, er sei daheim bei seinem armen kreisenden Weibe.

„Gärtner! Gärtner!" fährt ihn der Führer an, dem es selbst vor einer Minute war, als verwandelte sich das Heulen des Nordost in das Stiftungslied des Gesang-Vereins zu Lindenstedt, dessen eifriges Mitglied er ist.

Und die Männer reißen die müden entzündeten Augen auf, entsetzt über die empfundenen gefährlichen Anwandlungen, die sich dennoch unwiderstehlich wiederholen — — „Gottlob, es ist bald vorüber! Noch eine halbe Stunde."

„Es ist ganz polizeiwidrig scheußliches Wetter, Baronesse!" sagt beim ersten trübseligen Tagesgrauen der Garde-Capitain Graf Pressel im geheizten Batard-Coupè erster Classe, indem er sich mit einem kleinen, zierlichen Kamm vor dem Spiegel durch den Bart und das dünne Haupthaar fährt, zu einer jungen Dame, die, neben ihrem schnarchenden, im Zobelpelze vergrabenen Papa sitzend, eben erwacht, ein rosiges Gesichtchen von einem schwarzseidenen, dichten Schleier befreit, die durch den unruhigen Schlaf in reizende Unordnung gerathenen, dichten blonden Locken mit fein behandschuhter Hand unter eine blauseidene Hermelin-Kapuze zurückdrückt, und sich dann mit den kleinen Fäusten den Schlaf aus den Augen reibt. „Mir ist zu Muthe," erwiederte diese „als hätte ich die ganze Nacht getanzt."

„Sehen Sie, Baronesse, dies Schneetreiben; man kann nicht drei Schritt weit sehen, gut, daß ich befohlen habe, daß der „Mahomet" auf keinen Fall heut ausgeritten werden soll! Wenn die Burschen vorn auf der Maschine nur tüchtig aufpassen, sonst kann bei solchem Wetter, weiß Gott, Malheur passiren!" — „Ach, diese Leute sind das wohl gewohnt," sagte die kleine Baronesse gähnend. — „Es passirt aber doch immer noch Teufelei genug auf diesem verdammten „Werkzeuge des Zeitgeistes", wie es irgend so ein infamer Scribifax nennt. Die Eisenbahn-Direction sollte noch weit strenger gegen diese Maschinenkerls sein." — „Ja wohl, Graf, das sagt Papa auch immer. Die Strenge fehle jetzt gegen die Dienstleute, und Güte, Vorsorge und Herablassung verständen sie nicht. Ist Ihr Fräulein Schwester diesen Winter bei Hofe vorgestellt?"

Vorwärts! Vorwärts!

„Alter Greif," sagte Zimmermann zu seiner Maschine, die, dick beeist, mit Schnee inkrustirt, mit verschlacktem Roste schwerer und schwerer ihre Pflicht erfüllt, „wir kommen heute beide wie die Eisbären an, beide erstarrt,

durchfroren, todtmüde — das war eine böse Nacht für uns beide — du sollst Pflege haben, sauber gemacht werden von Rad zu Schornstein, und ich — ich will mich wärmen und aufthauen! — Gott sei Dank, da ist Hochfeld, die Endstation!

Mühsam hob er den starren Arm im steifgefrornen Aermel, um zu pfeifen, als die Gebäude der großen Station im ungemüthlichen Lichte eines stürmischen Wintermorgens, mit hier und da noch in den Fenstern glimmenden Lichtern, dicken Eiszapfen an den Dächern und mit all' ihrer Oede und Unbehaglichkeit zum Vorschein kamen.

Dröhnend rollte der Zug mit den letzten Athemzügen der fast verlöschenden Maschine in die nur spärlich erleuchteten Halle. Der Inspector steht im Morgenpelze verdrießlich auf dem Perron. Mühsam sich bewegend, starr und kältematt, reicht ihm Zimmermann die Cursuhr herab. „Sie kommen 20 Minuten zu spät," knurrt der Inspektor, „Sie haben die Fahrtprämie verloren."

„Es war eine böse Nacht, Herr Inspektor," sagte der halb erfrorene Führer. — „Ja, es thut mir leid," erwiederte der Inspektor, „Gaussig's Maschine ist defekt geworden, bringen Sie den alten „Greif" in Ordnung, in einer halben Stunde müssen Sie den Schnellzug zurück übernehmen." — Todtmüde, durchfroren, sofort den ganzen Weg zurück, und der Schneesturm tobt nach wie vor!

Das ist Lokomotivführer-Dienst im Winter!

Nachtisch.

Castelli erzählt folgendes kleine Ereigniß: „Eines Morgens kamen zwei Bauersleute, Mann und Weib, in meine Wohnung, sagten, ihr Haus sei abgebrannt, auch ihr Vieh mit und alle ihre Habseligkeiten, sie baten daher um Gotteswillen um eine Beisteuer. Ich fragte sie, warum sie denn ihr Haus nicht assecurirt hätten? „Ja", sagte der Mann, „hab' ich mich wollen vermassakriren lassen, bin auch deßwegen bei der Zündmaschin (Brandversicherungs-Anstalt) gewesen, haben sich mich aber als Ungar nicht angenommen." „Nun wohl," sagte ich, „wo habt Ihr denn das Zeugniß von Eurer Herrschaft oder von Eurem Stuhlrichter, daß Ihr wirklich abgebrannt seid?" „O", antwortete der Mann, „Aufweisung ist uns auch mit verbrannt!"

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann

Der Hausschatz.

№ 45.

Drei Tage aus dem Leben eines Mannes.

(Fortsetzung der drei Tage aus dem Leben eines Lehrlings.)

„Sie sagen sich selbst, Sie müssen es sich sagen: daß Sie bei dem Bücherverkauf einen Diebstahl begangen, daß Sie im Verdruß über Ihre That Ihren unschuldigen Mitschüler schändlich, hinterlistig behandelt haben, und daß Sie sich jetzt durch ruhige Erduldung Ihrer Strafe in den Augen ihrer Mitschüler reinigen müssen." Bei Försters Anruf senkten sich die trotzigen Augen des Jünglings, flammende Röthe übergoß sein Antlitz; nach einigen Minuten Stillschweigens erhob er sich wieder aus seiner gebückten Stellung, sah Förster fest an und sagte beinahe ruhig: „Ich werde meine Strafe erwarten, nur" — hier trat er einige Schritte dem geliebten Lehrer näher — „nur verweisen Sie mich nicht. — Ich bitte, lassen Sie mich in ihrer Nähe."

„Das Collegium wird entscheiden. Es sollte mir leid sein, wenn das Urtheil nicht dahin lautete, gab Förster zur Antwort, indem er auf den Direktor blickte. Dieser übersah den Blick und warf die Frage, was der Herr Vater sagen werde, auf. „Ich selbst werde meinen Vater von meinem — — — von dem Vorgefallenen unterrichten." Förster ging nun mit dem Schüler, und der Direktor kam sehr mißgelaunt zur Mittagstafel. Die alte Förster empfing ihren Sohn mit der Nachricht, daß der Assessor Werner schon zweimal nach ihm gefragt, sehr verstört ausgesehen habe, und nach Tische noch einmal wiederkommen werde; denn er müsse den Freund durchaus sprechen. Förster hatte wohl bemerkt, daß Werner schon am Morgen in trüber Stimmung gewesen war, doch aus Zartgefühl, welches selbst unter den innigsten Freunden nicht verletzt werden darf, keine Frage deßhalb an

ihn gerichtet. Werner kam, in allen Zügen den tiefsten Kummer. Er warf sich auf einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Theilnehmend forschte Förster nach der Ursache seines Schmerzes, und vernahm nur die Worte: „Ach, mein Vater!" „Ist er todt?" „O wäre er Das! Er ist als Betrüger festgenommen worden." „Armer Freund!" seufzte Förster, welcher vergebens nach einem haltbaren Troste für den Bedrängten suchte. „Förster, auch Du bist in dieses Wirrsal verflochten." „Ich?" „Warest Du nicht einmal Schreiber bei meinem Vater, als er noch in deiner Vaterstadt Justizkommissarius war?" „Ja, einen Tag." „Nun, da hast Du auch falsche Unterschriften gemacht. Du konntest ja fremde Handschriften nachmachen." „Ja, bei Gott! Ich erinnere mich: Dein Vater wünschte eine Probe von meiner Kunst, aber nur zum Scherz." „Nun, das war eine falsche Unterschrift." „Ist dies möglich?" Wie konnte ich das ahnen! — Kann meine Aussage deinen Vater retten?" „O bewahre. — Aber, selbst wenn Du unbewußt den Betrug unterstützt hättest, wird vor der Welt auf deine Ehre ein Schatten fallen. — Doch ich muß fort, ich reise diesen Augenblick zu meiner Mutter, um sie zu unterstützen. Morgen bin ich wieder hier, lebe wohl." „Meine Ehre! ein Schatten?" — so fragte sich Förster, als Werner ihn verlassen hatte. Sein Stolz empörte sich; — denn so wie Menschen, die auf Bergen geboren sind, einen eigenthümlichen Stolz besitzen, der sowohl aus der Freiheit, in der sie leben, und dem erweiterten Blick in die Ferne, als auch aus dem verkleinerten Maßstab, mit welchem sie das Treiben der Welt unter ihren Füßen messen, entspringt, — eben so der Geist, welcher erfüllt ist von dem ewigen Ideal, der auf dieser geistigen Höhe sich dem Himmel näher glaubt, und nur strebt, Alles zu sich hinauf zu ziehen; ja der selbst bei dem Anblick geistiger Gesunkenheit einen Strahl seines Ideals nicht vermißt, wenn auch dieser Glanz von ihm selbst ausgeht. — So ein Geist ist stolz bei aller Gluth, ja, bei der tiefsten Demuth seines Herzens. — Förster war in der heftigsten innern Bewegung; wie Blitze zuckte es durch seine Seele; bald dieses bald jenes Götterbild stand im Feuer dieser Beleuchtung, — da öffnete sich die Thüre, und eine melodische Stimme rief: „Darf ich das Heiligthum betreten?" Die schöne Agnes die Tochter des Direktors, trat an der Hand der alten Förster in's Zimmer, und plauderte als sie Försters fassungslose Aufregung bemerkte, die sie auf ihr Erscheinen schob, liebenswürdig weiter: „Ach guter Herr Förster, bannen Sie doch die Geisterchen, die hier herumschweben, ich kann vor Furcht meine Bitte an Sie nicht vorbringen. — Ei, sprechen Sie doch die Verschwörungsformel, mir wird ja ganz beengt." Förster schien wirklich bezaubert, seine Augen wandten sich nicht von dem Mädchen, doch sein Geist baute an der Kuppel des Tempels, worin er die Liebe anbeten wollte; der

Grundstein war wohl schon längst gelegt. Klar wurde es wieder in seinem Geiste; denn alles Feuer desselben vereinte sich in diesem Augenblicke zu einer Opferflamme. Lebhaft sprach er endlich: „Sie haben recht, eine Beschwörung geschah in diesem Augenblick." Die Mutter, die ihren Sohn nicht recht begriff, schob seine Verwirrung auch auf das unerwartete Erscheinen des schönen Mädchens, obgleich es nicht das erste Mal war, daß Agnes die Matrone besuchte, die sich oft und gern kleinen Bestellungen unterzog. Sie erinnerte ihren Sohn, daß das Fräulein etwas von ihm wünsche. Er bat es zu nennen. Die Tochter wollte des Vaters Geburtstag, welcher aber schon morgen eintraf, mit einem Gedicht verherrlichen, und ersuchte den Hausfreund, ein solches zu diesem Zwecke zu verfertigen; er sei ein zu guter Sohn, als daß er den Ton eines liebenden Kindes nicht treffen sollte. Förster sagte mit tausend Freuden zu. Es klingelte an der Vorthüre. Frau Förster ging den Störer zu entfernen; denn als eine Frau von gar richtigem Takte wünschte sie ihrem Sohne in diesem Augenblicke keinen Besuch. Förster führte Agnes zu einem Sitz. Sie sah ihn kopfschüttelnd an und fragte besorgt: „Sie sind wohl unwohl! Sie zittern." „Ja," sagte er unbewußt, und setzte nach einigen Minuten hinzu, „vor Freude". „Ist Ihnen etwas Schönes begegnet, vertrauen Sie es mir." „Ungeschickt spricht der Mann aus, was er fühlt; können Sie aber in meiner Seele lesen, so fühlen auch Sie es." Agnes erröthete, schwieg und wandte sich zu dem Bilde, dem einzigen, welches Försters Zimmer schmückte, Romeo und Julia, die Balkonscene darstellend. Der Mann, der wahrhaft liebt, ist zaghaft, aber doppelt schüchtern ist derjenige, welcher wie Förster die Liebe als etwas Hochheiliges hält, und den geliebten Gegenstand wie ein Geschenk, das ihm der Himmel selbst bescheert hat. Es ist das Einzige, was er zu sich herabzuziehen glaubt; darum ist er schüchtern, es sich anzueignen, Förster fragte daher nicht: „Hast Du mich verstanden, Geliebte!" nein, er begnügte sich ihren Blick aufzufangen, wie sie das Bild betrachtete. Sie sah endlich zu ihm auf in seine flammenden Augen; jetzt hauchte sein Mund: Agnes, seine Arme erhoben sich, die geliebte Gestalt zu empfangen, — da öffnete die Mutter die Thüre. Sie brachte einen Brief vom Criminalgericht, und gab denselben ihrem Sohne mit der Bemerkung: „Was magst Du für lose Streiche, daß man Dich vor dies Gericht, vor dem ich allen Respekt habe, fordert?" Förster schlug seine Augen zu Boden und stammelte: „Ein bitterer Tropfen in diesem Wonnekelch!" Agnes nahm hastig Abschied. Der Sohn erzählte nun der Mutter die Ursache der Aufforderung, sich morgen zum Criminalrath zu verfügen. Ein anderer Grund war nicht denkbar. Die alte Förster brach in den Ausruf aus: „Ach mein Gott, so hatte dein seliger Vater doch recht, nach so vielen

Jahren kommt die Wahrheit an's Licht. Aber der Justizkommissär wird doch Gott die Ehre geben, und die reine Wahrheit sagen: daß Du, unbewußt zu welchem Zwecke, die Unterschriften verfertigt hast?" „O ganz gewiß, zu welchem Zwecke sollte er es verschweigen; sein Sohn meinte: meine Aussage habe keinen Einfluß auf sein Schicksal." Hat er mehr Betrügereien als diejenige, zu welcher er dich unschuldigen Knaben benutzt hat, gemacht?" „Das weiß ich nicht, aber ich glaube nach des Sohnes Aeußerungen." — „Ach Gott, lieber Sohn!" bald hätte ich es vergessen: Du sollst um 4 Uhr in die Conferenz kommen. Geh, mein Sohn, geh, es schlägt schon."

In der Conferenz gab es Sturm. Die Professoren waren der Meinung des Direktors: man müsse den jungen Kraft schonen, des Vaters wegen. Förster allein suchte mit feuriger Beredtsamkeit die Ungerechtigkeit, die in dieser Schonung liege, zu beweisen; doch er mußte zu seinem Schmerz gewahren, daß Menschenfurcht die Ausübung der Gerechtigkeit hindere, mußte hören, daß ein Professor sagte: „Förster hat gewiß einen Groll auf den Consistorialrath," und zu seinem Erstaunen bemerken, wie man, bei seiner Aeußerung der Hochachtung für denselben, bei seiner Versicherung, daß ihn nur die Liebe zum Recht zum Widersprechen bewege, fein lächelte. Man wollte nun das Urtheil fällen, Förster sollte der Stimmenmehrheit nachgeben; — nein, er gab nicht nach, nicht ein Haar breit. — Aber er schlug vor; die Sache dem Vater selbst vorzulegen; er wolle das übernehmen. Ha, wie lachten da Alle, selbst der Direktor, sonst ihm freundlich gewogen, sogar in diesem Streite mit Achtung sein Gegner, nannte ihn einen Thoren, und ohne Entscheidung ging man auseinander.

Förster lief in's Freie, der Natur in's Auge zu schauen, um die aufgeregten Wellen seiner Seele zu besänftigen, und seinen Entschluß, zum Consistorialrath zu gehen, noch einmal zu überlegen. Da begegnete ihm der Sohn desselben. Dieser gab Förster die Nachricht, daß sein Vater diesen Mittag auf einige Tage verreist sei, wodurch er auch verhindert worden wäre, ihm sein Vergehen zu gestehen. „Verreist," sagte Förster nachdenkend was nun zu thun sei. „Ja, meines Vaters Cousin, der Doktor Friedrich, ist plötzlich gestorben, und mein Vater soll die Vormundschaft der Kinder übernehmen." Förster erstarrte, und mit dem Ausruf: „Mein Freund todt! Mein Gott das Geld!" eilte er nach Hause. „Mutter, Friedrich ist todt und Alles noch hier!" stürzte er zur Thüre herein. Die alte Frau erschrack heftig, sagte aber nach einiger Zeit: „Wie jetzt, darfst du nun das Geld nicht dein nennen? Denn er schrieb ja immer, du solltest nicht mehr der Schuld gedenken, er fühle sich glücklich im Stande gewesen zu sein, dich zu unterstützen. — Er war auch sehr reich." „Mutter, das sagst du?" „Ich meine nur so, mein Sohn, thue was du für recht hältst. — Aber

willst du nicht warten, bis dir das Geld abgefordert wird, es könnte in unrechte Hände kommen." „Abfordern wird es mir Niemand, denn Friedrich verbrannte meinen Schuldschein als Fidibus." „Siehst du! — Ach Gott, daß der brave Mann sterben mußte, er hätte dir gewiß die Summe zurück geschickt, und wenn er sich erst gedacht haben könnte, wie mühsam du Thaler für Thaler in den zwei Jahren gesammelt, wie du jede kleine Freude, jede Bequemlichkeit entbehrt hast. — Ich bin überzeugt, er hätte es nicht zurückgenommen. — Da hätten wir eine kleine, hübsche Einrichtung, wie es einem Lehrer geziemt, anschaffen können, und dann, wenn so ein Damenbesuch wie heute Morgen uns beehrte, könnte man ihm doch ein Sopha anbieten." Der Sohn hörte die letzten Aeußerungen seiner Mutter kaum, er hatte heute so manche bittere Erfahrung gemacht, die sein Herz, schmerzlich verwunden mußte, er war in seinem innersten Leben erschüttert — und nun des treuen Freundes Tod! Des Freundes, dessen Geist den seinen gehoben, an dessen Feuer für Wahrheit und Tugend sich das seine entzündet, in dessen Brust eine Menschenliebe wohnte, die er oft mit Andacht betrachtet hatte. Immer thatkräftig, war er inmitten seines Strebens und Wirkens abgerufen worden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heirath durch den Regenschirm.

Es war im August 1845, als Englands Königin Viktoria in Begleitung ihres Gemahls und umgeben von einem glänzendem Gefolge nach Deutschland kam. In ganz Europa hallten die Feste wieder, die man zu Ehre der hohen Gäste veranstaltete, und die Burg Stolzenfels am Rhein ließ der Preußenkönig prächtig zum Empfang der Herrscherin einrichten, in deren Staaten die Sonne nicht untergeht. Der Morgen war schön gewesen, auch der Mittag; aber gegen Abend bewölkte sich der Himmel und drohte mit Regen. Indessen hofften die Kölner, daß die Wolken den feuchten Schooß nicht eher entladen würden, als bis das letzte Raketchen in dem großen Feuerwerke verpufft wäre. Tausende von Menschen waren zusammen geströmt, doch hatten Viele an Sicherheitsanstalten gegen den Zorn der Wolken nicht im Geringsten gedacht. Unter den Zuschauern befand sich auch Assessor Sperlchen, der nie ohne Regenschirm ausging, selbst wenn die Sonne noch so glänzend und heiter herabschien. Er bediente sich dieser nützlichen Erfindung gegen Regen, Sonne und Wind.

Heute hatte er aber durchaus nicht Ursache, das Mitnehmen seines Regenschirmes zu bereuen; denn als urplötzlich ein Platzregen die gaffende

Versammlung überfiel, als die Strohhüte der Damen in Lappen verwandelt wurden, als die seidenen Bänder ihres Glanzes beraubt und die Zipfel der Umschlagetücher große Thränen vergoßen, da zog er seinen Schirm hervor, und — man erblickte auf einmal einen überspannten Assessor, der von Vielen wegen seiner Schutz- und Trutzwaffe beneidet wurde. Die Menschenmasse drängte sich zurück und suchte Schutz unter den Häusern, wo ein Knäulchen durch Schicksalsschluß gerade unter eine Dachtraufe zu stehen kam und hier zu ihrem Aerger, sowie andern zum Gelächter, ein Tropfbad aushalten mußte. Sperlchen lachte nicht mit, dazu war er zu gut, und freute sich nur in der Stille, daß er seinen Regenschirm mitgenommen. Während er so um sich blickte, gewahrte er nicht weit von sich im Scheine der Straßenlaterne ein äußerst hübsches, aber sonst einfach gekleidetes Mädchen, welches auch mit zu der beträufelten Reihe gehörte und in betrübter Verlegenheit war. Den niedlichen Strohhut hatte sie abgenommen und unter die Fittiche ihres Umschlagetuches gegeben, wo er durch den Drang der Menschenmasse wie ein Eierkuchen platt gedrückt worden war. Ihr schönes blondes Haar entringelte sich und sandte triefend seine Wasserquellen herab.

Dieß konnte der barmherzige Assessor nicht länger mit ansehen; er machte sich Luft und bot Alles auf, sich nach der Schönen hinzudrängen.

— „Na! na! ich dächte, was mich bisse, nur nicht so happig!“ ertönte es von der einen Seite.

— „Nur Geduld und nicht mit dem Kopfe durch die Wand!“ erklang es von der andern. Assessorchen ließ nicht nach und that einen kräftigen Sprung. Herr des Lebens! jetzt trat er einem auf die Hühneraugen, und freundschaftliche Püffe begannen sich zu entfalten. Der Sohn der Themis ertrug Alles in Geduld und sah sein Streben gekrönt; denn er stand kaum zwei Schritte hinter der Liebenswürdigen, verlängerte seinen Arm und hielt so den Schirm über das blondgelockte Köpfchen, so daß er jetzt einem Mohren in Batavia glich, der seine Gebieterin beschirmt.

Sobald die Schöne bemerkte, daß die Taufe inne hielt, forschte sie nach der Ursache, gewahrte den über ihr schwebenden Schirm, bald auch die Hand, welche ihn hielt, und endlich den Dienstfertigen, dem diese Hand gehörte.

Sie warf ihm einen freundlichen, dankbaren Blick zu, der seinen Arm stärkte, die beschwerliche Anstrengung noch länger auszuhalten. Doch bald entstand in der nächsten Umgebung ein Gemurmel, weil das Herabtriefen des Regens von dem neunstäbigen Regenschirm die Umstehenden nicht zum Besten berührte. — Bald hieß es: Klappen Sie doch ihren Schirm zu! — Ein Anderer schwur, mit seinem Stocke ein Loch hinein zu hauen, wenn er nicht augenblicklich zugemacht würde. Mit einem Worte: Sperlchens

Regenschirm war in größter Gefahr; doch der Schirmhalter dachte: Bange machen gilt nicht, und ließ Alles das zu einem Ohr hinein, zum andern wieder heraus. Wenn der eine Arm müde war, so wurde er durch den andern abgelöst; außer dieser einzigen Bewegung stand er wie in Stein gehauen.

Das hübsche Mädchen wurde hingegen sehr verlegen und fürchtete bald weniger den Regen, als die beträufelten Grobiane; weshalb sie ihren Ritter bat, die Segel einzuziehen und sie ihrem nassen Schicksale zu überlassen.

Als Assessor Sperlchen den süßen Klang ihrer Stimme vernahm, da wurden die Muskeln seiner Arme von neuer Spannkraft belebt; ein freundliches Kopfschütteln war seine Antwort, aber der Regenschirm blieb nach wie vor über ihrem Haupte schweben. Sicher wäre es wegen dieser Beharrlichkeit noch zu handgreiflichen Erläuterungen zwischen den streitenden Parteien gekommen, wenn sich nicht zur rechten Zeit der Himmel ins Mittel gelegt und seine Fenster verschlossen hätte.

Das Feuerwerk war vorüber, und Alles, was Beine hatte, verlief sich nach und nach. Nur Assessor Sperlchen verlief sich nicht, sondern bat sehr bescheiden um die Vergünstigung, das Mädchen nach Hause begleiten zu dürfen.

Zu diesem Behufe bot er ihr den linken Arm an und entschuldigte diese Unhöflichkeit durch das Geständniß, daß der rechte ein wenig lahm sei. Dennoch hatte er mit diesem lahmen Arme den Regenschirm ebenso standhaft ausgestreckt, als mit dem gesunden; eine Bemerkung, die das Mädchen im Stillen zu seinem Vortheile machte und mit dem geheimen Vergnügen geschmeichelter Heiterkeit an seiner linken Seite forttrippelte. Im Gehen wurde sie bald gewahr, daß nicht blos der rechte Arm sondern auch der linke Fuß an einer Lähmung litt, weil er damit eine Art von Takt auf das Pflaster schlug, welches man Hinken zu nennen pflegt.

„Ach, mein Herr!“ begann sie, „ich wohne weit, und das Gehen wird Ihnen sauer.“

„O erlauben Sie“ entgegnete er, „es kommt mir vor, als ob ich ein fliegendes Vöglein wäre.“

Der Blondine däuchte es jedoch nicht so, und sie würde ohne ihren hinkenden Führer sicherlich eine Viertelstunde früher zu Hause gewesen sein.

Indessen wollte sie sich doch nicht von ihm trennen, da er theils ihr Wohlwollen verdient und erworben, theils es unschicklich war, im Dunkeln allein zu gehen; denn das Dienstmädchen, welches sie begleitete, war im Platzregen durch das Menschengewimmel von ihr getrennt worden.

Um den Weg zu kürzen, wurden Gespräche angesponnen, deren Faden immer schnell wieder abriß. Beide sagten einander, wer sie wären. Er, der Assessor Sperlchen — sie hatte nie von ihm gehört — sie, die Tochter eines Stärkefabrikanten, von dem er auch nie gehört hatte, sich aber gleich im Stillen vornahm, nur zu ihrem Vater zu gehen, wenn er einmal Stärke brauchen sollte. Endlich gelangten sie an die Thüre der Wohnung des Mädchens. Es wurde geklingelt. Mehrere rasche Fußtritte ließen sich auf der Treppe vernehmen. Eine ganze Gruppe von Kindern stürzte der Kommenden entgegen. „Ach, Henriette! bist Du endlich da? Wir sind deinetwegen schon sehr in Sorge gewesen." Ein Wort gab das andere, und Henriette stellte den Assessor als ihren Schirmvogt vor und bemerkte jetzt beim Scheine des Lichtes, daß ihm auch ein Auge fehlte. Uebrigens war er wohlgebildet, und eine gewisse Gemüthlichkeit lag unverkennbar in seinen Zügen. Man lud ihn ein, mit hinaufzukommen und ein Viertelstündchen auszuruhen. Mit Vergnügen wurde die Einladung angenommen. Oben fand er nebst der Mutter den alten biedern Vater, welcher im Schlafrocke behaglich sein Pfeifchen schmauchte. Herzlich schüttelte der Mann der Stärke Assessors lahmen Arm und dankte für den Ritterdienst, den er seiner Tochter erwiesen. Die Bekanntschaft war bald gemacht. Dem Assessor wurde eine Pfeife gestopft und ein Glas Punsch präsentirt. Er setzte sich zu dem Alten; seine Lippen sprachen mit diesem, sein Auge mit Henriette und zwischen Beiden waren seine Ohren getheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnsprüche für das Leben.

Lauft dein Schiff auf falscher Bahn — so lenke.
Fliegt dich gern der Leichtsinn an — bedenke.
Hängt die Traube reif vor dir — genieße.
Lockt es dort und lockt es hier — beschließe.
Treibt dich edler Sinn und Muth — so handle.
Ist dein Weg gerad und gut — so wandle.
Drückt ein Leid dich heimlich still — so trage.
Wenn das Glück nicht blühen will — so wage.
Faßt die Flamme dich — der Zorn — so dämpfe.
Stachelt dich der Sinne Sporn — so kämpfe.
Will's im Guten nicht mehr fort — so treibe.
Fühlst du dich am rechten Ort — so bleibe.

* * *

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 46.

Drei Tage aus dem Leben eines Mannes.

(Fortsetzung der drei Tage aus dem Leben eines Lehrlings.)

Förster fühlte, daß es schön sei, so zu sterben, und er sehnte sich nach Thaten, die auch ihn würdig machen könnten zu sterben. „Ja," rief er aus, „solche Menschen sind die Ecksteine zu dem Tempelbau der Geistesförderung auch ich will ein solcher werden, und koste es mein Blut." Die Mutter unterbrach sein Selbstgespräch und brachte das Geld und den schon versiegelten Brief, den sie als unnütz bei Seite legte. Doch Förster meinte: „Nein Mutter, laß Alles so abgehen wie es ist, die Wittwe erhält das Geld unter der Adresse des verstorbenen Mannes dann sicher." Mit diesen Worten ging er in sein Zimmer, um an den Consistorialrath zu schreiben. Wir wollen nun sehen, was der Thor, wie ihn der Direktor nannte, wohl schreiben wird. „Ich gestehe, es ist kühn, daß ich wage, ein Schreiben dieses Inhalts an Sie, Herr Consistorialrath zu richten. Doch deßhalb um Verzeihung zu bitten, wäre schmachvoll, hieße Zweifel in den Hochsinn, in die Gerechtigkeit und in die Wahrheitsliebe eines Mannes setzen. Ja das Vaterherz wird trauern, aber schweigen, wenn es darauf ankommt, zweihundert Jünglingen, die mit Erwartung auf das Handeln von Männern lauschen, deren geistige Bildung ihnen anvertraut ist, zu zeigen, daß Gerechtigkeit und Wahrheit über allen anderen Interessen des Lebens stehen." Nun erzählt Förster einfach den Vorfall mit dem Sohne des Consistorialraths, indem er zugleich die schönen geistigen Anlagen desselben berührt und falsches Ehrgefühl als den Beweggrund der Mißhandlung des Mitschülers angibt. Er fährt fort: „Der Direktor, sowie alle Professoren und Lehrer, wagen den Sohn des Consistorialraths nicht zu bestrafen, aus Furcht,

dem Vater wehe zu thun, den Vorgesetzten zu erzürnen. „Ich erlaubte mir zu widersprechen und schlug vor, die Entscheidung eben dem Vorgesetzten, dem Vater, der seinen Sohn dereinst als ein nützliches Mitglied der Menschen, als einen Bürger der höhern Weltordnung zu sehen wünscht, die Entscheidung zu überlassen. „Sie ruht nun in Ihren Händen, und ich zweifle nicht, daß ich recht gethan habe ꝛc." Dies Schreiben ging augenblicklich ab. Agnes befand sich gegen Abend im Gesellschaftszimmer, die Freunde des Hauses erwartend, welche sich gewöhnlich diesen Tag einzufinden pflegten. Ihr edles Gesicht zeigte einen tiefen Ernst und ihr Auge eine innere Bewegung. Ihr Vater saß vor ihr, sie aufmerksam betrachtend, und wie zum Spiel eine noch versiegelte Rolle Papier durch seine Hände schiebend. „Agnes" unterbrach er das Schweigen, Dich hat die Nachricht von Förstern ja recht verstimmt. — — Ich habe schon oft gefunden, daß Du ihm in gewisser Hinsicht sehr gleichest." „Ich, und in welcher?" „Ei nun, Förster will alle Menschen vollkommen haben, Du auch; — er gibt allen kleinen Ereignissen des Lebens eine hohe Bedeutung, Du etwa nicht? — Förster läßt sich tödten der Wahrheit zu Liebe, — Du — nun da mögt ihr wohl etwas verschieden denken." „Vater, wie so?" fragte Agnes gedehnt, indem hohe Röthe ihre Wangen färbte. „Kurz, er ist ein Thor und Du eine Thörin. Aber ich bin doch sehr irre an seinem Charakter geworden, und ich wünschte sehr, daß es ihm gefallen möchte, mein Haus zu meiden, bis man weiß, ob er in der Sache mit dem Justizkommissarius unschuldig ist." „O Vater, das ist er!" „Woher weißt Du das!" „Ich weiß nichts, aber Du schildertest ja eben seinen Charakter, und ist es denkbar, daß ein solcher Mensch sich zu einem gemeinen Betruge verleiten lassen kann?" „Du vergissest, daß er damals noch sehr jung war. Es ist wohl sehr möglich: Försters Eltern waren arm, der Sohn wollte studiren, — wo nun Geld hernehmen. Meine Tochter, Du kennst die Welt nicht!" „Nein Vater, die Welt nicht, aber Förstern. Es ist unmöglich!" Der Vater lachte und meinte: „Du glaubst ihn zu kennen, weil er Dir auf seine Weise den Hof macht. — — Aber sieh, ich habe Dir ja etwas abzugeben, und halte es so lange in der Hand. — Hier Agnes." Agnes löste das Siegel entrollte das Papier, — — ihr Auge fiel auf Romeos glühenden Blick und ein Ausruf der höchsten Ueberraschung entglitt ihren Lippen. Der Vater fragte, wer ihr das Geschenk mache, da er es einem unbekanntem Burschen abgenommen habe, — da klopfte es und die Gäste traten ein. Agnes ging, sobald es ihr vergönnt war, in ihr Zimmer. Sie legte das Bild still, ohne es noch einmal zu betrachten, bei Seite, drückte ihr Tuch fest auf die nassen Augen, als wenn sie den Thränen das Hervorbrechen wehren wollte, und versank in tiefes Denken. Ein Weib und den-

ken? — es wird ihr oft abgesprochen, nämlich das Denken können; aber Agnes konnte und wollte es. Die Grundlage, die den Reiz dazu gibt, eine wissenschaftliche Bildung, hatte sie erhalten und benützt.

Obwohl sie bereits das zwanzigste Jahr erreicht hatte, war es noch keinem Manne gelungen, ihr Herz heftiger schlagen zu machen; denn keiner von den Männern, die sie kannte, kam dem Ideal ihres Herzen gleich. — Mädchen haben ihr Ideal im Herzen, Männer deren mehrere, jedoch im Kopfe. — Agnes machte eine Ausnahme. Das Bild des Mannes, dem sie sie ihr ganzes Sein widmen wollte, hatte ihr Herz geformt, doch ihr Verstandes ausgestattet. Es stand hoch, ein Gott im Glanze der Verklärung, ohne den kleinsten geistigen Makel; doch Ansprüche an körperliche Schönheit bei einem Manne zu machen, fand sie lächerlich, obwohl sie selbst eine liebliche Schönheit war. Försters Erscheinen in ihrer Nähe hatte sie Anfangs kalt gelassen, doch diesem hatte die Natur, außer einer edlen Persönlichkeit, zwei Gaben verliehen, die sie nur ihren Lieblingen als Talismann auf den Weg des Lebens gibt. Nämlich ein Auge, wo der Geist sein Fluidum absetzt, und eine Stimme, deren Klang einer Friedensbotschaft gleicht. Agnes horchte diesen Klängen, las in diesem Auge, und gestand sich endlich selbst: dieser Mann sei mehr als ihr stummes Ideal. Sie sah in seiner Seele den Frühling der Liebe einziehen, die Knospen schwellen, hörte die ersten schüchternen Töne der Nachtigall — indeß sich in ihrem Herzen schon die Rose entfaltete! — Und nun! — Förster angeklagt eines gemeinen Verbrechens! — Schon die Anklage, auch wenn er unschuldig wäre, verhüllte wie ein Nebel all seinen geistigen Gehalt in ihren Augen; nicht ein Schatten sollte die Ehre des Mannes verdunkeln, den sie liebte. Sie knikte grausam die Rose, die so schön in ihrem Herze erblüht war, und brach damit ihr Lebensglück. So kann ein Irren unseres Geistes, eine einzige schroffe Seite unseres Charakters uns eines Herzens berauben, welches uns auf die Höhen des Lebensglückes, in das blühende Eden der wahren Liebe geleitet hätte. — Arme Agnes, du willst besser sein als gut und verlangst dein Glück im Spiegel der Welt zu schauen. Heute war nun des Direktors Geburtstag. Förster sandte das versprochene Gedicht am frühen Morgen an Agnes und erhielt mit demselben Boten zu seinem Erstaunen ein zweites Bild von Romeo und Julie, mit der Bemerkung: Das Fräulein lasse bitten, dem Bilde seinen alten Platz zu geben. — Der Liebende sann und sann der Bedeutung dieser Gabe, sowie den dunklen Worten nach, versenkte sich in ein Meer von wonnigen Möglichkeiten, doch keine wollte passen. Endlich glaubte er den Sinn gefunden zu haben, „ja, ja, so ist es, sie will mein Bild, — ein sinnvoller Tausch!" — rief er aus, nahm schnell die stummen Liebenden aus ihrem Rahmen, tauschte die Bilder und be-

schloß bei der Uebergabe des Bildes seine ganze Seele sprechen zu lassen. Der Gang zum Criminalrath störte ihn nicht in seinem Glück, es war ja Alles klar wie die liebe Sonne, er durfte nur die Wahrheit sagen. Des Freundes Geist war gewiß durch seinen Kummer verdüstert gewesen, als er sagte, seine Ehre vor den Menschen könne in Zweifel gezogen werden. — Er ging. — Doch fand er es dort etwas anders; selbst der greise Criminalrath schüttelte seinen Kopf, nachdem Förster vernommen worden war, und fragte ihn ernst fixirend: „Würden Sie Ihre Aussage beschwören können, wenn man Ihnen den Reinigungseid erlaubte? — Der Justizcommissarius sagt aus: Sie würden wohl gewußt haben, daß Sie die fremde Unterschrift zu einer Benützung geschrieben, da er Ihnen bald darauf Geld gegeben, auch später mehr versprochen habe; außerdem aber werde durch Ihr plötzliches Wegbleiben aus seinem Dienste Ihre Mitwissenschaft hinreichend bekundet."

(Fortsetzung folgt.)

Die Heirath durch den Regenschirm.

(Fortsetzung.)

Während des Gespräches, das sich um den festlichen Empfang der Königin von England und die ihr zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten drehte, blickte Sperlchen nach der Königin seines Herzens, und es that ihm wohl wahrzunehmen, wie die jüngern Geschwister sich um sie drängten, daß sie noch nicht ihr Butterbrod empfangen, bald um Auskleidung mahnend und dergleichen Dinge mehr. Und dann der liebliche Ton ihrer Stimme, womit sie sich so liebvoll entschuldigte und Abhülfe versprach: Ein so gutes, häusliches Geschöpf hatte er längst vergebens gesucht.

Erst gegen Mitternacht verließ er die ehrenwerthe, brave Familie, wo er einige wahrhaft glückliche Stunden verlebt. Noch an der Thüre wurde der Herr Assessor eingeladen, dann und wann einmal wieder das Haus mit seinem Besuche zu beehren. Alle reichten ihm die Hand und — auch Henriette. Ihm war zu Muthe, als läge der ganze Himmel in seiner Hand, und wonnetrunken hüpfte er über die Schwelle.

Der Regen hatte die Straßen schmutzig gemacht, Assessor aber merkte nichts davon; er hinkte heim auf Blumen, mit welchen die Hoffnung seinen Weg bestreut.

Da saß er denn noch sinnend und träumend an seinen vier Pfählen. Rings umher starre, todte Bücher und Akten; kein lebendes Wesen, als ein Kanarienvogel, welcher schon längst auf seinem Stängelchen saß und schlief. — Ach! es ist doch recht bitter, so ein alter Hagestolz zu bleiben. Kalt

„Nein! er wagte es nicht, die Schwelle des Hauses zu überschreiten und begnügte sich mit einem Blick auf dasselbe. Blos ein Blick? Nein! fest und unerschütterlich sah er in der stets belebten Straße nach den Fenstern empor, und wenn vom Scheine des Lichtes irgend der Umriß einer menschlichen Gestalt sich auf dem weißen Vorhange abmalte, so dachte Assessorchen, es könne Niemand Anders als Henriette sein. Still, doch mit klopfendem Herzen hinkte der Verliebte von dannen, indem er sich noch unzählige Mal umsah, allen Bewohnern des Hauses, vorzüglich aber der Königin seines Herzens, eine gute Nacht wünschend. Mit der festen Bestimmung, morgen Abend sein Vorhaben in Ausführung zu bringen und wenn sich ihm auch alle Präsidenten und Oberappellationsgerichtsräthe der Monarchie in den Weg stellen sollten, fiel er dem süßen Schlafe in die Arme.

Er hielt Wort. Fest und männlich, als ob er den Draht der Klingel prüfen wollte, zog er mit seinem lahmen Arme an der Hausschelle und überschritt, freilich etwas hinkend, die Schwelle des biedern Stärkeverkäufers.

Aus der Begrüßung, die ihm zu Theil wurde, vernahm er, daß sein Besuch ein willkommener war. Henriette, in wirthschaftlicher, doch sauberer Kleidung, drückte ihm noch weit schöner, als am letzten Abend, die Hand, und ihr heller Gruß war Musik für sein Ohr. Der Herr Assessor mußte heute Abend Gast sein und auch die Tabakspfeife wurde ihm wieder dargereicht, als wenn er sich im Casino befinde, wo Jeder seinen gewohnten Platz hat.

So sah man Sperlchen fast täglich in die Familie gehen. — Henriette empfing ihn stets mit Wohlwollen, doch konnte er sich nicht verhehlen, daß bis jetzt für seine Zukunft aus dem Blau ihrer Augen noch nichts herauszuklauben war. Die Aeltern sahen ihn schon bedeutender an, denn sie hatten sich nach ihm erkundigt und vernommen, daß er nicht allein ein braver und religiöser, sondern auch ein wohlhabender Mann sei. Darum entzifferten sie mit Vergnügen die Hieroglyphensprache seines einzigen Auges und ließen ihn öfters ohne Bedenken mit Henriette allein.

Wie oft schon hatte sich in solchen Stunden der Assessor vorgenommen, dem Mädchen einmal sein Herz auszuschütten. Wenn er jedoch auf dem Punkte war, mit der Sprache herauszurücken, so wurde er durch ein Etwas eingeschüchtert, das er sich nicht zu erklären vermochte. Doch, er wußte wohl, woran es eigentlich lag. Immer schreckte ihn der Gedanke zurück: „Du bist ein gebrechlicher Mensch, hast nur einen gesunden Arm, nur ein gesundes Bein und nur ein Auge; wie darfst du dich der Hoffnung hingeben, ein Mädchen zu gewinnen, welches zwei so schöne Augen, zwei so gesunde Arme und zwei so niedliche Füßchen hat!"

das Zimmer, wenn er nach Hause kommt; stets allein und immer nur für sich selbst von Früh bis Abends, und so Tag für Tag, Jahr für Jahr. Wie ruhig und gemächlich schlürfen Andere des Morgens ihren Kaffe an der Seite eines treuen Weibes, das denselben einschenkt und mit munteren Reden versüßt. Der Garçon, der Hagestolz muß sich eine Tasse im Kaffehause kaufen, wo seines Gleichen hustend und fröstelnd einhergehockt kommen mit bleichen, griesgrämigen Gesichtern. Und wenn er alt und krank wird, wer pflegt ihn dann? Eine Wartefrau, ein alter Bedienter, die für jeden Weg bezahlt sein wollen und mit Freuden auf seinen Tod warten, um Etwas zu erben, wäre es auch nur das Bischen Wäsche oder eine alte wurmstichige Kommode.

Erfüllt von solchen Gedanken schlief der Sohn der Themis ein — und träumte von der lieblichen Blondine. In der Frühe weckte ihn die Reveille, Trommeln und alle Instrumente der Militärmusik wirbelten durcheinander. Stärker aber als alle Tambours schlug heute sein Herz. Ein Glück, daß er nicht an diesem Tage in's Bureau gehen mußte, denn er hatte für nichts Anderes Sinn, als für das schmucke Töchterlein des Stärkehändlers.

Die Poesie des Lebens ist Liebe, und Liebe führt zu Poesie. Sperlchen war so begeistert, daß er den kühnen Gedanken faßte, ein Gedicht auf seine Schöne zu fertigen. Um seine Phantasie durch etliche Dichtungen anzuregen, hinkte er an sein Bücherbrett und suchte emsig nach etwas Schöngeistigem. Da stand aber unter alten Folianten das Corpus juris, Steinbecks gemeinnütziges Justiz- und Polizeiblatt der Deutschen u. dgl. mehr. Nachdem er erst zehn bis zwölf Bände von Glücks Erläuterungen der Pandekten hinweggeräumt, gelang es ihm, einen Band von Schillers Gedichten zu erhaschen, wo er das Gedicht „An Laura" still vor sich hin las.

Der verliebte Assessor war aber nichts weniger als Dichter, und so mußte er seinen Plan aufgeben; beschloß jedoch, heute der Familie einen Besuch abzustatten, selbst, wenn man sein Erscheinen für aufdringlich erklären sollte.

Sobald der Abend angebrochen war, setzte sich Sperlchen in Bewegung, natürlich mit dem Regenschirme unter dem Arme, der ihm jetzt doppelt theuer war, weil er nur ihm allein die so erfreuliche Bekanntschaft zu verdanken hatte.

Als er an das Haus kam, fing sein Herz heftig an zu klopfen und er gestand sich selbst, was für ein Wildfang, was für ein kühner Mensch er gewesen, als er den Gedanken gefaßt, schon heute wieder seine Schritte in das Haus zu lenken, das alle seine Wünsche umschloß und ihm ein Tempel däuchte, in dessen Mitte sein Herz von den heiligsten Gefühlen ergriffen worden.

„Was deinen lahmen Fuß anlangt,“ dachte Sperlchen bei sich weiter „so tröste dich mit Englands größtem Dichter mit Lord Byron. Der Dichter der Louisiade, Camoens, hatte ja auch nur ein Auge. Petrarka soll nach Urbildern aus seiner Zeit ein Prototyp der Häßlichkeit gewesen sein und doch hing seine Laura mit ganzer Seele an ihm. Hinweg also mit dem Satze der Alten, daß nur in einem schönen Körper eine schöne Seele wohnen könne. Und bin ich denn übrigens etwa gar so häßlich? Nein! der Spiegel ist Wahrheit, und was ich mir schon längst gewünscht, es muß Wahrheit werden, damit mir eine Zukunft werde, voll des wahrsten und reinsten Glückes.“

Ermuthigt durch diesen Gedanken, zog er sich fein säuberlich an, um freie Luft zu schöpfen. Da erblickte er an einer Straßenecke den Theaterzettel, welcher für diesen Abend Halm's: „Sohn der Wildniß“ ankündigte.

„Ha! zwei Seelen ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag!“ ertönte es wiederklingend aus seinem Innern, indem er der Aufführung dieses Stückes schon einmal beigewohnt. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft, dachte Sperlchen, ging in das Theater-Bureau und kaufte zwei Logen-Billets, wovon er das eine augenblicklich zu Henriette trug und sie Abends in das Theater führte. Scene für Scene betrachtete der Getreue seine Angebetete, welche ergriffen von der herrlichen Dichtung nachher dem Assessor herzlichen Dank wußte, daß er ihr diesen geistig- reinen Genuß verschafft. Da Sperlchen hiebei Gelegenheit fand, das Mädchen nach Hause zu begleiten, so kam er noch einige Mal mit Concert- und Theaterbillets und suchte sich auf alle Art beliebt zu machen.

Henriette, ein kluges Mädchen, errieth wohl längst im Stillen seine Absicht. Obwohl sie selten in Gesellschaft kam, so fehlte es ihr doch nicht an Bekanntschaften, und schon mancher Referendar, mancher Commis war nicht ohne Ursache an ihrem Hause vorübergegangen. Nur allzugut wußte sie, daß dergleichen Bekanntschaften meist zu keinem Ziele führen, daß nur leichter tändelnder Sinn hier im Spiele und das Vermögen ihres sonst thätigen und redlichen Vaters durchaus nicht von der Art war, um Freier ins Haus zu locken, die ihr eine glänzende Zukunft versprechen konnten.

Als sie so eines Sonntags bei trübem Regenwetter im Zimmer saß, sah sie von fern den Assessor mit seinem getreuen Regenschirme auf das Haus zukommen. Das Gehen wurde ihm schwer, denn unter dem linken Arm hatte er einen Pack Bücher aus der Leihbibliothek, womit er Henriette seit einiger Zeit die Stunden kürzte und sich an dem guten Geschmack freute, den das Mädchen bei der Auswahl der Bücher bewies. „Er muß es doch recht gut mit mir meinen,“ sprach Henriette zu sich selbst, als sie ihn so ankommen sah. „Du bist ein armes, geringfügiges Mädchen, und er ein

studirter Mann in Amt und Würden, ein Mann, der schon Vieles in seinem Leben erfahren. Was kann er dafür, daß er gebrechlich ist." Erfüllt von diesen Gedanken lief sie ihm entgegen und geleitete ihn vom Vorsaal in das Zimmer.

Das heitere Entgegenkommen Henriettens stimmte ihn ungemein froh. Außen war es dunkel und trübe, in seiner Seele aber helle wie noch nie, und er gelobte sich, heute endlich einmal sein Herz von der schweren Last zu befreien. „Es sei gewagt", rief er, als er neben ihr saß; „Sie haben da eine Geschichte gelesen, die Sie gewiß wenig angesprochen hat; wenn Sie mir erlauben, so will ich Ihnen meine Geschichte erzählen."

„Herzlich gern!" erwiderte Henriette und machte sich bereit, auf jedes seiner Worte zu lauschen.

„Meine Geschichte, ich muß es bevorworten," sagte Sperlchen, „ist ein wenig seltsam; denn sonderbar genug sind in allen meinen Haupt- und Staatsaktionen Regenschirme verwebt."

(Schluß folgt.)

Nachtisch.

(Eine gestohlene Lokomotive.) Schwieriger ist wohl nichts zu stehlen als eine Lokomotive; und doch haben vier Knaben, von denen drei vierzehn, der vierte zwölf Jahre alt, in den Vereinigten Staaten von Amerika es ausgeführt. Um von Freesold nach Jamesbury zu fahren, beschlossen sie, sich einer Lokomotive zu bedienen. Sie stiegen zur Nachtzeit in Freesoold durch's Fenster des Lokomotivenhauses, sie heitzten die Lokomotive Monmouth, öffneten die Thore des Hauses von innen und traten ihre nächtliche Reise ordnungsmäßig an, denn sie pfiffen bei den Weichen und läuteten auf den Uebergängen. Die Beamten der Bahn waren über den ungewöhnlichen Zug um so mehr erstaunt, als derselbe mit rasender Geschwindigkeit vorüberjagte. Vor Jamesbury ging der Lokomotive das Wasser aus: drei Knaben liefen davon, der vierte nahm eine Laterne mit und legte sich in der Nähe schlafen. Als am andern Morgen die Lokomotive vermißt, und deßhalb telegraphische Anfragen erlassen wurden, suchte man auch in Jamesbury, wo man dieselbe sammt dem schlafenden Knaben fand, der das Unternehmen erzählte und nur betheuerte, er habe die mitgenommene Laterne nicht stehlen wollen.

* * *

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 47.

Drei Tage aus dem Leben eines Mannes.

(Fortsetzung der drei Tage aus dem Leben eines Lehrlings.)

Förster erstaunte, erklärte sich jedoch zum Schwur bereit. Der Criminalrath fragte noch: ob denn Niemand weiter um die Sache wisse. Förster nannte seine Mutter. Diese wurde geholt und vernommen, indeß Förster in ein anderes Zimmer treten mußte. Die alte erschrockene Frau erzählte mit pünktlicher Genauigkeit die Erlebnisse der drei Tage ihres Sohnes als Lehrling, und wollte augenblicklich schwören, daß er unwissend die falschen Unterschriften gemacht habe. Der Criminalrath lächelte und beruhigte sie: „Nein, nein, gute Frau, das ist nicht nöthig, ich sehe schon die Sache ganz klar, gehen Sie jetzt mit Ihrem Sohne nach Hause und seien Sie ganz unbesorgt.“ Jetzt war es Zeit, dem Herrn Direktor die Geburtstagsgratulation abzustatten.

Förster nahm das Bild zu sich und ging. Er fand das Zimmer voll Herren und Damen. Sein Erscheinen brachte eine Bewegung in der ihm wohlbekannten Gesellschaft hervor, obschon sein Eintritt so unbemerkt als möglich geschah. — Man wird gefunden haben, daß recht oft Männer von gediegenem Gehalt bei ihrem Erscheinen unter vielen Menschen eben keine glänzende Figur machen; eine gewisse Schüchternheit, ich möchte sagen, körperliche Befangenheit hindert sie, auch wenn ihnen das gesellige Leben nicht fremd ist, sich frei zu bewegen, was wohl an der Verachtung, mit der sie stets die kleinlichen gesellschaftlichen Formen von sich gewiesen haben, liegen mag. — Förster war frei von dieser Aengstlichkeit, seine Erscheinung war eine gar herrliche. Wer sah nicht gern den Mann mit dem offenen seelenvollen Auge, der freien Stirn der schönen kräftigen Gestalt; wer horchte

nicht mit Vergnügen der klangvollen Stimme, mit welcher er die herzlichsten Worte dem Vater seiner Agnes sagte. Der Direktor dankte feierlich, aber frostig, und sein Blick überflog die Gesellschaft, während Förster sprach. Dieser, gern Aug' in Auge sprechend, ließ die Hand des Direktors die nur lose in der seinen lag, fallen und näherte sich der Gemahlin desselben, die ihn scherzend ihren Spartaner zu nennen pflegte. Aber die Dame sprach eben eifrig mit ihrer Nachbarin, und schien ihn nicht zu bemerken. Förster wollte sich sogleich zurückziehen, da schien ihn die Dame plötzlich wahrzunehmen und rief beinahe laut: „Ei, Herr Förster, Sie kommen wohl eben vom Verhör oder haben schwören — sollen —, Sie sind ja so blaß.“ Försters Herz zog sich krampfhaft zusammen, Gluth bedeckte sein Gesicht, und einer weitern Antwort nicht mächtig, sagte er leise „ja.“ Die Direktorin zuckte die Achseln, wandte sich wieder zu der Dame neben ihr und meinte: „Jugendfehler muß man später büßen!“ Förster hörte diese Aeußerung nur wie im Traume, da seine ganze Seele Agnes suchte, indem er leise seufzte: „Ist es möglich, sollte man mich hier verkennen!“ Agnes stand, umgeben, von einer Gruppe Herren, doch nicht so entfernt, daß sie das kurze Gespräch zwischen der Mutter und dem Geliebten nicht hätte hören können, da sie überdies eifrig lauschte. Bei Försters Annäherung stockte die Unterhaltung, und Agnes bedeckte ihre Augen tief mit den langen Wimpern. Man suchte nach einem neuen Stoff zum Gespräch, aber es wollte nicht gelingen, und die Herren entfernten sich nach und nach, so daß Agnes und Förster allein, etwas entfernt von den Uebrigen standen. Letzterer bückte sich ein wenig zu ihr und fragte leise, aber mit zitternder Stimme: „Meine theure Agnes, habe ich alle diese Menschen hier recht verstanden? Agnes schwieg und wandte ihr Antlitz von ihm. Förster rief erbleichend: „Agnes, auch Sie? - nachdem Sie mich heute morgen durch den Tausch der Bilder so beglückt haben?“ Nun sah Agnes befremdet auf und sagte kalt: „Ich habe nur Ihr Geschenk zurückgeschickt, weiter nichts.“ „Mein Geschenk? welch' Geschenk?“ „Das Bild.“ „War nicht von mir,“ sagte Förster stolz sich aufrichtend, und eilte, nach einem langen Blicke, der wie ein ewiger Abschied aussah, auf die liebe Gestalt, die stumm und kalt vor ihm stand, — mit schnellen Schritten nach Hause. Ein Zittern durchbebte seinen ganzen Körper, wie es nur bei jungen, körper- und geistesstarken Menschen möglich ist, denen etwas Außergewöhnliches entgegentritt, heiße Thränen rollten über seine Wangen. — Soll er sich deren schämen? — Erbeben nicht in diesem Augenblicke die Grundfesten seiner Seele? — Sind nicht in ihm Wahrheit, Ehre, Liebe, Vertrauen entweiht? — Sie, die Engel seines Lebens, wandten sie nicht ihr Antlitz von ihm? — Nein, vergieße immerhin solche Thränen, Mann, sie sind die Edelsteine in der Krone, die Dich zum

Fürsten der Geister krönt! — Förster drückte die Hände gegen seine klopfende Brust, da knitterte das Bild, er nahm es vor, betrachtete es und rief schmerzlich: „Hat mich so lange Zeit ein Phantom geneckt? Klangen unsre Seelen nicht in einem Tone, in dem Tone der höhern Liebe! — Aber müssen Liebe und Vertrauen nicht wie die ewigen Dioskuren am Himmelszelte wandeln? — Dann hat sie mich nie geliebt! — Sie liebt vielleicht den Geber des Bildes! — Er wird keinen Makel an seiner Ehre haben; er wird sie glücklich machen. — — Aber ich? — ich! — ich! ha, wie der Egoismus sich einschleicht, ja, an der Hand des Schmerzes kommt er gewöhnlich!"

Förster stand auf, seine Brust hob sich, sein Auge wurde weit, „was klage ich?" rief er aus, „welch hohe Wahrheit geht verloren? — welche Ungerechtigkeit ist gut zu machen? — wo ist die Ehre eines Nebenmenschen zu retten? wo ist die Freiheit in Banden? — wo bricht ein Herz, das zu heilen wäre? — nichts von dem Allen, und ich klage? — Nein, nur meine Ehre leidet, aber ich bin rein, — meine Liebe ist todt! — was zuckst Du Herz? sei ruhig. — — — Aber ich bin Lehrer! Die mir anvertraute Jugend muß glauben können an meine Reinheit, wenn ich ihr das sein soll, wozu ich mich berufen fühle. O heilige Wahrheit, laß deine Strahlen auf mein Leben fallen! — und bis dahin? — recht thun und Niemand scheuen." — Still nahm nun Förster die Verwechslung der Bilder abermals vor, und suchte seine Mutter auf. Diese, wähnend, es sei ein Geschenk für Agnes, band in der Eile ein schwarzes Band um die Rolle und sandte sie nach dem Willen des Sohnes in das Haus des Direktors. Förster ging in's Freie, die alte Mutter setzte sich an's Fenster, welches die Aussicht auf einen kleinen Garten hatte, dessen Hinterthüre auf eine wenig besuchte Straße führte. Durch diese Thüre kam der Assessor Werner noch im Reisemantel, sein Gesicht voll bittern Kummers.

(Schluß folgt.)

Die Heirath durch den Regenschirm.

(Schluß.)

Henriette lächelte, wollte jedoch den Erzähler nicht unterbrechen.

„Ich war", begann der Assessor, „noch ein kleiner Knabe, als mein Vater einst bei einem Wetter, wie das heutige, nach Hause kam. Er spannte seinen Regenschirm aus und stellte ihn in's Vorzimmer, damit er daselbst abtrockne. Ich lief, als es bereits dunkel geworden, durch das

Vorzimmer, fiel über den Schirm und stieß mir einen von den mit Messing beschlagenen Rohrstäben in's Auge; darum sehen Sie, daß ich nur noch ein Auge besitze, dessen Sehkraft jedoch, dem Himmel sei Dank, sich ungeschwächt bis auf den heutigen Tag erhalten hat. — In meinen Jünglingsjahren, ich war in Berlin Student, stand ich einst unter den Zuschauern eines Seiltänzers im Thiergarten. Die Sonne stach, aber ich hatte, wie gewöhnlich einen Regenschirm bei mir, den ich über mich hielt. Ohnweit vor mir stand ein Offizier mit einer jungen Dame, die zum Schutze ihres Hauptes nur einen kleinen Sonnenschirm hatte, der ihr im Gedränge zerbrochen worden war. Der Offizier bat mich sehr höflich um meinen Schirm für die Dame. Studenten und Offiziere standen damals gerade nicht im besten Vernehmen, und dessen eingedenk war ich so unhöflich, dem Lieutenant die Bitte abzuschlagen. Der Cavalier wurde unhöflich, ich nicht minder, und da ein Wort das andere gab, so glaubte ich nach den damals geltenden Begriffen von Ehre nicht anders, als ich müsse ihn fordern, was auch auf der Stelle und im Beisein mehrerer meiner Commilitonen geschah. — Das Duell ging vor sich, und als Erinnerung an dasselbe blieb mir hier mein lahmer Arm. Aber nicht genug, daß mir eigene Regenschirme Unglück brachten, nein: auch noch fremde mischten sich hinein. Hören Sie an. — Ich ritt einmal auf einem schulgerechten Gaule, d. h. das Pferd hatte mehr gelernt, als ich. Plötzlich machte es allerlei Sprünge, die mir sehr ungelegen kamen und ich keineswegs verhindern konnte. Ich dachte in meiner Einfalt: wart, du willst ihm die Sporen und einen Pfitzer mit der Reitgerte geben. Ich that es, und gerade in dem Augenblicke, wo ich bei einer Obsthändlerin vorbei reiten wollte, deren werthe Person unter einem rothen Regenschirm Platz genommen, vor welchem das Pferd sich wohl scheute. Ich gab ihm unbedacht die Sporen, es bäumte sich empor, sprang auf die Körbe los und warf den Schirm um, dessen sich die Höckerin als Vertheidigungswaffe bediente. Der Schirm fiel auf die Obstkörbe, die Körbe auf die Frau, die Frau fiel auf die Erde und ich zu gleicher Zeit auf sie alle und zwar höchst unsanft, denn — ich brach ein Bein, welches schlecht kurirt wurde, und davon bin ich lahm."

Diese Erzählung hatte beinahe dem Mädchen ein Lächeln abgezwungen; doch siegte das Mitleid in ihrer Brust und sie erquickte den Erzähler durch eine gutmüthige Theilnahme.

„Ach!" fuhr der Assessor fort, „das ist noch lange nicht Alles. Die Regenschirme haben noch weit mehr auf ihrem Gewissen, indem sie mich mein Leben lang verfolgt. Den ersten Dienst, welchen ich suchte, erhielt ich

nicht, weil ich auf der Straße einem vornehmen Gecken, der mir begegnete, mit meinem Regenschirme den Hut vom Kopfe stieß und ihm seine Haartour zerstörte. Ich spitzte mich auf einen zweiten Dienst, aber — der Mensch denkt und Gott lenkt. Ich mußte deßhalb eine Visite machen, wobei natürlich mein Regenschirm nicht fehlen durfte, denn es goß an diesem Tage gerade vom Himmel herunter. Im Vorsaale stellte ich den Schirm hin, welcher eine Pfütze machte, die den langen Gang hinunterlief und der gnädigen Frau, welche eben aus dem Zimmer trat, das lange, seidene Schleppkleid einwässerte. Die Hochwohlgeborne machte ihrem Ingrimm durch unzarte Worte Luft und faßte einen solchen Widerwillen gegen mich „lahmen Hans,“ wie sie mich nannte, daß ihr Herr Gemahl einen Andern mit der Stelle beglückte. Kurz darauf bewarb ich mich um einen dritten Dienst und hatte selbigen so zu sagen schon an allen vier Zipfeln, als ein Secretär mir einen Strich durch die Rechnung machte, indem er es nicht vergessen konnte, daß ich ihn einmal in Verlegenheit gebracht, als er auf dem Clubb statt seines alten Regenschirmes meinen neuen mitgenommen und und es sehr übel empfand, als ich ihn zu einem Umtausche veranlaßte.

Jetzt kommt der Dienst Nummer Vier, den mir der Präsident schon ganz gewiß zugesagt. Ich wurde sogar zu einer Abendgesellschaft bei ihm eingeladen. Unglücklicherweise fiel es mir ein, früher aufzubrechen, als die übrige Gesellschaft. Ich suchte meinen Regenschirm im Vorzimmer und fand ihn nicht. Ich dachte, die Bedienten werden ihn wohl in ein anderes Zimmer getragen haben, und öffnete daher die nächste Thüre, ohne zu wissen, daß es das Schlafzimmer der Frau Präsidentin sei, welche eben die falschen Zähne aus ihrem Munde nahm. Ich stand wie vom Donner gerührt und stammelte, daß ich meinen Regenschirm suche. Da herrschte sie mich unfreundlich an und meinte, ich solle mich sammt meinem Regenschirm zum Kukuk scheren. — Jetzt wußte ich, wie viel es geschlagen. Als ich mich einige Tage darauf nach dem Dienste erkundigte, war derselbe bereits einem Andern übertragen worden.

Ich faßte Muth und hatte Hoffnung; denn wenn man warten kann, fügt sich am Ende Alles zum Besten. Zum Glück haben meine Aeltern mir ein artiges Vermögen hinterlassen: ich konnte also warten, und so kam endlich auch der Dienst. Aber noch oft habe ich die Tücke meines Regenschirmes erfahren müssen. — Ich war schon einmal in Berlin halb und halb mit einem Mädchen versprochen und hatte diesen Schritt auch schon halb und halb bereut, denn sie konnte über jede Kleinigkeit gewaltig kritteln und nergeln. Ich dachte: geschieht dies am grünen Bräutigams-

holze, was wird da am dürren Ehestandsbaume werden! Ganz besonders zog sie mich mit meinem Regenschirme auf, der ihr nicht schön und nobel genug war, obgleich er mit Seide überzogen war. Ich ließ mir dies gefallen und lächelte dazu; dies nahm sie übel und meinte, ich sollte nicht lächeln, wenn sie verdrießlich wäre.

Da zu jener Zeit in Berlin das neue Opernhaus das Tagesgespräch bildete, so glaubte ich es meiner Zukünftigen schuldig zu sein und fragte sie, welcher Platz ihr der genehmste wäre. Sie bestand auf eine ganze Loge, indem die Tante, sowie ihre Schwestern und die Cousine schon lange davon gesprochen hätten. Ich machte mich eines Vormittags auf den Weg nach dem Kassenlocale. Da es regnete, hatte ich wieder den unvermeidlichen Regenschirm bei mir. Im Kassenlocale war ein fürchterliches Gedränge, und da mein Regenschirm, den ich unter meinem Arme trug, den Andern im Wege war, so wurde mir sehr deutlich zu verstehen gegeben, „meine Krautstaude" herunterzunehmen. Ich machte „Regenschirm beim Fuß" und erkämpfte mir mit Gefahr meines Lebens sechs Billets zu einer Parterreloge. Als ich mein Paraplue hinwegnehmen will, war mir eine dienstfertige Hand zuvorgekommen. Ich nahm vor der Thüre eine Droschke, fuhr in die Königsstraße und kaufte mir daselbst einen neuen Regenschirm von der schönsten und zugleich größten Art, indem derselbe doch baldigst zwei Häupter bedecken sollte: des Abends führte ich die ganze Sippschaft in die Loge. Für meine Person blieb mir nur ein kleines Plätzchen, für meinen Regenschirm gar keiner. Ich stellte ihn bescheiden in die Ecke; da hieß es: „Thuen Sie doch den Regenschirm da weg!" Ich stellte ihn in die andere, da hieß es ebenso. Ich legte ihn unter die Bank; da fiel er den Füßen beschwerlich. Herr des Lebens! mein Paraplue, glich dem verlorenen Sohne, und es blieb mir nichts übrig, als ihn in die Hand zu nehmen. Ich glaubte so meine Sache recht gut zu machen, als es den Damen beliebte, wegen des Schirmes sich an mir zu reiben; besonders ließ es meine Braut nicht an Sticheleien fehlen, und das Geflüster und Gewisper nahm immer mehr überhand. Die Eine meinte, ich sähe aus wie der Magister Lämmermeier, die Andere nannte mich einen zweiten Mengler, der in der Posse: „Endlich hat er's doch gut gemacht!" beständig mit dem Regenschirme auftritt. Die Dritte meinte, ich gleiche einem Talapion aus dem Königreiche Siam und müsse mich vortrefflich auf einem Elephanten ausnehmen. Das Lachen und Kichern währte noch fort, als bereits die Ouvertüre begonnen, und meine Braut wollte sich über die Späße fast zu todt lachen. Mein Herz erkrankte bei diesem bösen Spiele; nach dem ersten Aufzuge verließ ich die Loge und — kam nicht wieder.

So wanderte ich des Abends nun wieder allein. Um mich zu zerstreuen, erging ich mich später unter den Linden. Die Menschenmasse wogte hinaus nach dem Thiergarten. Andere gingen heimwärts. Alle Ellenbogen waren rührig, denn es stand ein leichtes Gewölk am Himmel. Nicht lange darauf fing es an zu sprühen, und alle Regenschirme schwebten empor, natürlich auch der meinige.

Während ich so in der Stille dahinwandle und mich meines geschützten Hauptes erfreue, rennt mir Einer plötzlich entgegen, der wahrscheinlich große Eile hatte. Im Vorbeigehen verwickeln sich unsere Regenschirme, und der seinige riß mir den meinigen mit Gewalt aus der Hand. Auf die Erde konnte er nicht fallen, weil der Köpfe zu viel da waren: er humpelte also wohl zwanzig Schritte lang immer von einem Kopfe auf den andern. Hier nahm er diesem den Hut mit fort, Jenem die Brille von der Nase. Mehreren Damen frisirte er die Haare auf eine ganz polizeiwidrige Weise; mit einem Worte: mein Schirm richtete unter einem wahren Zetermordio eine jämmerliche Verwüstung an. Endlich packte ihn eine derbe Faust, Stock auf Stock paukte auf den Armen ein und endlich zerriß man ihn in tausend Fetzen. Ein Glück noch war es, daß die Leute nicht wußten, wem er angehörte, sonst hätte ich noch eine Menge Hüte und Brillen ersetzen müssen. Dieses war das Leiden und Ende meines noch ganz nagelneuen Regenschirms. Was seine Nachfolger anbelangt, so könnte ich ebenfalls noch Geschichten auftischen."

„Armer Assessor!" ließ sich Henriette vernehmen, „Sie sollten sich ferner gar keines Regenschirmes mehr bedienen, da er einmal zu Ihrem Unheil erfunden zu sein scheint."

„Nicht doch", entgegnete Sperlchen. „Des Schicksals Tücke ermüdet doch einmal, und ich gebe der Hoffnung Raum, daß ich mein ganzes künftiges Glück einzig und allein auf Rechnung meines Regenschirmes bringen darf. Schon vor einigen Monaten hatte ich die Freude, daß ein Kind aus dem Fenster gerade auf meinen Schirm fiel. Der Sturz warf mich freilich zu Boden; hingegen hatte mein Schirm die Gewalt des Falles gebrochen, das Kind kam unbeschädigt zur Erde. So lange, als ich lebe, gedenke ich der Mutter des Kindes, die mir weinend um den Hals fiel. Ach! die Freude, ein Menschenleben gerettet zu haben, macht mich unaussprechlich glücklich."

Eine ungemeine Heiterkeit sprach hier aus seinen Zügen, so daß Henriette nicht umhin konnte, ihm einen wohlwollenden Blick zu schenken.

— „Ha!" fuhr der Assessor fort, „da dachte ich, jetzt ist vielleicht die Unglücksepoche meines Regenschirms vorüber, und von nun an wird er mir

nur Heil und Segen bringen. Und sehen Sie, Jettchen! das gab mir den Muth, heute mit Ihnen zu sprechen. Da steht der Regenschirm vor mir, mein einziger Freund und Begleiter auf allen meinen Wegen. Ihm verdanke ich Ihre Bekanntschaft, und nur von Ihnen wird es abhängen, ihn zum Urheber meines Glückes zu machen. Ich habe nur ein Auge, aber es wird, so lange es offen steht, mit inniger Liebe auf Ihnen ruhen. Mein rechter Arm ist lahm, doch hat er Kraft genug, Sie an ein redliches Herz zu drücken. Ich habe nur ein gesundes Bein, doch gäbe ich auch das mit Freuden, wenn ich nur auf Krücken an Ihrer Seite durchs Leben hinken dürfte."

Durchdrungen und gerührt von so wahrhaft herzlichen Worten, reichte ihm Henriette erröthend die Hand und — schwieg. In ihren Augen aber las der überglückliche Assessor die Gewährung seines Wunsches, und noch in selbiger Stunde bat er die braven Aeltern um ihre Einwilligung, welche längst mit sich abgeschlossen und der Ueberzeugung lebten, daß ihr Kind mit ihm einer ungetrübten Zukunft entgegengehe. Obgleich man es nicht Liebe nennen konnte, was Henriette zu ihm hinzog, so fühlte sie doch, daß sie recht glücklich mit diesem gutmüthigen Manne leben würde. So recht ein Herz und eine Seele wurde der Sonntagabend vollbracht. Das vertrauliche „Du" erklang zum ersten Male von den Lippen, und dem alten ehrlichen Stärkehändler ging ein Neublau am Abendhimmel seines Lebens auf, als er mit dem Herrn Assessor Smollis trank und seine herzige Alte ein Gläschen auf das Wohl des künftigen „Schwiegersöhnchens" leerte.

Mehrere Wochen darauf, als Henriette das gute Herz ihres Bräutigams immer mehr kennen gelernt hatte, als wiederum feierlich am Tage des Herrn vom Thurme herab die Glocken erklangen, stand sie mit ihrem Bräutigam vor dem Altare, reichte ihm ihre Hand und hat es bis jetzt noch nicht bereut.

Nachtisch.

Ein Candidat gab den Kindern eines jüdischen Kaufmannes Klavier-Unterricht, wofür er freien Mittagstisch erhielt. In der Familie wurde Mittags Schlag 12 Uhr gegessen; der Candidat, der sich nie an die Zeit hielt, kam aber immer erst um 1 Uhr. „'S ist grausig!" rief der Hausherr eines Tages voll Mißmuth, „Sie kommen immer um Eins und essen für Zwölfe; kommen Sie lieber um Zwölfe und essen Sie für Einen."

In Nr. 46 des Hausschatzes wurden die Seiten 365 und 366 unliebsam verwechselt.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 48.

Drei Tage aus dem Leben eines Mannes.

(Schluß.)

Die Nachricht, daß sein Freund nicht zu Hause sei, schien ihn zu beunruhigen, treuherzig reichte ihm Frau Förster die Hand und fragte:

„Haben Sie gute Nachrichten gebracht! Sie können mir immer Alles sagen, ich weiß am Ende die Sache besser, als mein Sohn, und habe dem Herrn Criminalrath Alles gesagt.“ „Sie? — auch Otto schon?“ „Ja, Herr Assessor.“ „Nun, was haben Sie ausgesagt, was Otto?“ Ei, was anders, als die Wahrheit?“ „Nun freilich, ich verdenke es weder Ihnen, noch Ihrem Sohne.“ „Was verdenken Sie uns nicht?“ „Wie können Sie so fragen, Sie müssen mich doch verstehen! „Sie, meines Sohnes Freund, kennen ihn nicht besser? Sie können denken, wenn er wissentlich den Jugendfehler begangen hätte, er würde jetzt ein Haarbreit von der Wahrheit abweichen?“ „Mein Vater hat alle Ursache zu glauben, daß ein so gewandter Knabe, wie Otto war, ein Geldgeschenk mit einer Namensunterschrift wird zu verbinden gewußt haben.“ „Nein mein Herr, das hat er nicht, daß Ihr Herr Vater auf solche Gedanken kommt, solche Schlüsse macht, kann mich nicht wundern. — Doch still, Sie sind ja sein Sohn.“ „Nun, mit meines Vaters Angelegenheiten steht es nicht so schlecht, er hat Freunde gefunden.“ „Das will ich Ihnen und Ihrem Herrn Vater sehr wünschen. Aber was wird mein Sohn sagen, wenn er erfahren wird, daß Sie ihn einer solchen Lüge fähig halten! Sie! sein einziger Freund!“ „Liebe Frau Förster, Sie hören ja, daß ich ihm das nicht verdenke. Auch soll die Geschichte unsere Freundschaft nicht im mindesten stören, und da ich seine Empfindlichkeit in diesem Punkte kenne, will ich gern thun, als

glaubte ich seinen Worten. Grüßen Sie ihn herzlich von mir, und leben Sie wohl."

Werner ging. Frau Förster schüttelte den Kopf und seufzte: „Damit ist es nicht gethan, du armer Otto." — Dieser kam spät nach Hause, die Mutter erzählte, verschwieg jedoch, was den Sohn kränken konnte; aber er errieth Alles, und als er fragte: „Mutter, glaubt mein Freund an mich?" schwieg die alte Frau und der Sohn auch. Es war noch früh am Morgen, als Förster von dem Direktor zu einer zweiten Conferenz eingeladen wurde. Förster sah sich genöthigt, demselben zu schreiben, daß er bereits gestern dem Consistorialrath in einem Briefe den Vorfall mit seinem Sohne gemeldet habe, was er für seine Pflicht gehalten, da die ihm anvertraute Klasse mit großer Spannung einem gerechten Urtheil entgegen sehe. Er erwarte mit Zuversicht, daß der Herr Consistorialrath die Pflicht des Vorgesetzten in sich so hoch halte, als die des Vaters. Der Direktor war außer sich, suchte seine Frau und Tochter auf, um seinem Aerger Luft zu machen. Sein Zorn ging so weit, daß er Förstern, den er sonst als seinen tüchtigsten Lehrer pries, von seinem Gymnasium fort wünschte. Er fürchtete eine Ansteckung seiner übrigen Lehrer, und über Alles Unannehmlichkeiten mit dem Consistorialrath. Die Conferenz konnte nun ohne den Lehrer der Klasse, in welcher der zu Bestrafende sich befand, nicht gehalten werden. Das war ein großer Uebelstand! Der gute Mann war so verdrießlich, daß er ausrief: „Förster soll an mich denken!" Die Frau Gemahlin meinte: die criminalistische Untersuchung sei ihr das Fatalste an ihm, aber sein Stolz werde durch die Entdeckung jener Betrügerei schon gedemüthigt werden. — Agnes schwieg verdüstert, sie nahm mit keinem Worte den einst Geliebten in Schutz, ja, sie sagte sich von ihm los. Sie kannte nun auch den Geber des Bildes, und ein Gefühl von Scham, daß sie Förstern dafür genommen, und er dies wußte, kam ihrem Stolz zu Hülfe. Klar stand es in ihrer Seele: was sie an ihm verlor, sei der unersetzlichste Verlust ihres Lebens, und doch wollte sie ihre Liebe keiner Probe unterworfen sehen. Förster war den Tag über viel beschäftigt gewesen, und die späte Abendstunde fand ihn noch die Arbeiten seiner Schüler mit seltener Genauigkeit durchsehend. Schon wurde es dunkel, der helle Lampenschein mußte mit dem Dämmerlichte des langen Tages streiten. Da klopfte es stark an Försters Thür, und der Consistorialrath Kraft trat in's Zimmer. Wenige Worte genügen, einen Mann zu zeichnen und wieder zu erkennen, der die Achtung und Liebe seiner Mitmenschen in so hohem Grade genossen, von welchem Gelehrte wie Laien noch jetzt mit Ehrfurcht sprechen, dessen Leben für seine Mitbürger wie ein schöner Stern auf-, und wie eine wohlthätige Sonne unterging. Dieser trat in Försters kleines Studirzimmer. Beide

Männer standen sich kurze Zeit Aug' in Auge stumm gegenüber. Der Consistorialrath nahm das Wort: „Lieber Herr Förster, Sie haben an mich geschrieben, ich bringe Ihnen selbst die Antwort." „O Herr Consistorialrath, habe ich den Vater betrübt, dann verzeihen Sie mir, — aber" — „Aber?" „Als Lehrer konnte ich nicht anders handeln." „Mein guter Förster, ich habe Sie als Lehrer kennen gelernt, als Mensch in so weit, als er sich im Lehrer aussprechen muß; doch seit Kurzem ist mir so manche Stelle aus der Geschichte Ihres innern Lebens zur Kenntniß gekommen, daß ich wohl wünschte, das ganze Buch kennen zu lernen! „O, könnte ich Ihnen meine ganze Seele wie ein Buch aufschlagen, Sie würden mit Flammenschrift den guten Willen, das Göttliche zu fördern, darin lesen können; doch auch den tiefen Schmerz, daß Hindernisse, die zu besiegen außer der Möglichkeit liegen, diesen meinen guten Willen nur eben zum Wollen herabsinken lassen, gewahren." „Ist der Muth sobald gebrochen, mein junger Freund, sagte lächelnd der Rath. Die Augen Försters erglänzten, mit der Schnellkraft solcher Charaktere gab er zur Antwort: „Nein, gebrochen ist er nicht, nur gehemmt. Wehe dem, der das Gute nicht um des Guten selbst willen thut, der die Felsen scheut, die im Wege liegen, oder sich durch Anerkennung seiner guten Thaten ein Verdienst zu erwerben hofft." „Ja wohl, mein lieber Freund, das ist der rechte Glaube, mit ihm wird nie die hohe Freudigkeit aus unserer Seele weichen, und wenn nur ein Samenkorn von alle dem von uns ausgestreuten Samen aufgehen sollte. Ich bin eben gekommen, Ihnen eine schöne Frucht Ihres Strebens zu überbringen." „Mir, Herr Consistorialrath?" „Ja. — Sie haben in Ihrem Schreiben an mich sehr recht, daß mein Sohn die Strafe, die sein Vergehen verdient, erleiden müsse, eben weil er mein Sohn ist. — Er wird relegirt." „Herr Consistorialrath! er bat: nur das nicht!" rief erschrocken Förster. „Ich weiß es, aber es muß sein. Doch bestimmte nicht seine Bitte die Liebe zu Ihnen?" „Ja, so sagte Ihr Sohn." „Nun wohl, würden Sie die Stelle Ihres Freundes, des Doktors Friedrich am dortigen Gymnasium ausschlagen, wenn sie Ihnen angetragen würde?" „O Gott nein, und Ihr Sohn kann mich dahin begleiten?" „Ja. Auch wünscht die Wittwe Ihres verstorbenen Freundes, daß Sie ihre zwei Knaben in Ihre Obhut nehmen möchten, wozu die gute Frau durch Ihren Brief an ihren seligen Mann bestimmt wurde, und den sie mit tiefer Rührung gelesen hat. — Auch ich habe ihn gelesen, mein lieber junger Mann."

Hier reichte der Rath dem tief Ergriffenen die Hand, welche Bewegung so gewöhnlich, so nichts sagend im geselligen Leben, hier eine Bedeutung erhielt, die das Herz Förstern schwellen machte. Der Consistorialrath fuhr fort: „Noch Eins, mein lieber Förster. Mit Ihrem Briefe an meinen

Cousin schickten Sie dreihundert Thaler. Nun haben sich in den Papieren des Verstorbenen Briefe von Ihnen vorgefunden, in welchem dieser Schuld gedacht ist, wo aber stets die Bemerkung von Friedrichs Hand steht: „Nichts schuldig, ist geschenkt." Die Wittwe ehrt den Willen ihres Mannes, und sendet Ihnen das Geld durch mich zurück." „Aber, sie ist jetzt Wittwe, die Kinder haben ihren Versorger verloren, sagte Förster fast traurig. „Von dieser Seite ist sie alles Kummers überhoben. Benützen Sie das Geld zu Ihrer Einrichtung in Ihrem neuen Wohnort. - Aber, lieber Förster, können Sie nicht schon morgen dorthin abreisen, es wäre sehr gut. — Ich habe die fatale Geschichte mit dem Justizkommissarius Werner gehört, auch, insoferne Sie in dieselbe verflochten sind, und war, ehe ich zu Ihnen kam, bei dem Criminalrath, um mich in den Stand zu setzen, Ihre Abreise bestimmen zu können. Er ist überzeugt, die Sache verhalte sich so, wie Sie sagen und wird seine Maßregeln darnach nehmen. Sollte Ihre Gegenwart noch einmal hier nöthig sein, nun so rechnen Sie die kleine Reise mit meinem Sohne hierher als einen Besuch bei mir." Förster war erglüht bei der Berührung der für ihn in ihren Folgen so schmerzlichen Angelegenheit; Agnes, sein Freund, Alle, die ihn verkannten, traten vor seine Seele, und dieser Mann, dem sein tiefstes innerstes Leben so fern gestanden hatte, kannte ihn besser als jene? „O," rief er begeistert, „Sie Sie glauben an mich, an die Wahrheit meiner Aussage?" Lächelnd, seine Hand auf die Schulter Försters legend, erwiederte der Consistorialrath scherzend, wie man wohl thut, wenn man sich einer Rührung erwehren will: „Ei meiner theurer Freund, hat man denn umsonst Logik studirt? — Sie werden doch nicht etwa bestreiten wollen, daß zur Menschenkenntniß diese nöthig ist? Nun packen Sie nur noch heut Ihre Sachen zusammen, schreiben Sie Ihre Abschiedskarten, zu Besuchen mangelt Ihnen ja ohnehin die Zeit, und lassen Sie Ihr altes Mütterchen mit dem Uebrigen nachkommen. Der Wagen wird morgen früh um vier Uhr mit meinem Sohne vor Ihrer Thüre stehen. Dem Direktor, den Lehrern und Ihrer Klasse werde ich selbst Ihr Lebewohl in bester Form bringen. Leben Sie wohl, mein junger Freund, vertreten Sie Vaterstelle an meinem Sohne, aber vergessen Sie nicht, ihm manchmal die Kehrseite der Welt zu zeigen, übrigens soll er werden wie Sie." Jetzt umarmte der Consistorialrath den in seiner Dankbarkeit stummen Förster, und ging. Dieser war nicht der Mann, lange zu grübeln, wie das Alles gekommen, nein, seine ganze Thatkraft war gespannt; neue Entwürfe, neue Pläne trieben Knospen, ganze Fruchthaine standen vor seiner Phantasie. — Der Sohn dieses Mannes, die Söhne seines theuern Freundes waren ja seiner Erziehung übergeben. Welch ein Feld für sein Wirken! — Nur Agnes und sein Freund Werner

warfen tiefe dunkle Schlagschatten auf dies lichtvolle Bild, und wehmüthig sinnend fand ihn seine Mutter vor Romeo und Julie.

Ueber das Erdbeben auf der Westküste von Südamerika.

Am 16. August wurden die Städte, welche an der Küste von Peru und Ecuador liegen, von einem fürchterlichen Erdbeben heimgesucht, welches 32,000 Menschen das Leben kostete und Eigenthum im Betrage von 300 Millionen Dollars zerstörte. Dem Erdbeben ging ein unterirdisches Donnern voraus; die See war so gewaltig erregt, daß sie das Ufer auf viele Meilen weit unter Wasser setzte. Die Stadt Arequipa, die 35,000 Einwohner zählte, ist fast vollständig von der Erdoberfläche verschwunden. In Arequipa sind 400 Menschen umgekommen. — Die Stadt Arica, die 25,000 Einwohner zählte, ist ebenfalls durch das Erdbeben zerstört worden; nicht ein einziges Haus ist übrig geblieben, von den Einwohnern sind 500 umgekommen. Die Springfluth, die sich 40 Fuß über Mittelwasser erhob, stürzte mit fürchterlicher Gewalt gegen das Ufer und warf die an der Küste liegenden Fahrzeuge aufs Land. Das den Ver. Staaten gehörige Fahrzeug „Fredonia", welches Marineartikel im Werth von 1,800,000 Dollars an Bord hatte, schlug um und wurde an den Felsen zerschellt; die ganze Bemannung des Fahrzeuges ertrank.

Das amerikanische Schiff „Wateree" wurde durch die See so weit auf das feste Land geschleudert, daß es jetzt eine halbe Meile von der Küste liegt und nie wieder flott gemacht werden kann. Mehrere andere Fahrzeuge wurden von einem ähnlichen Schicksal betroffen. Die Städte Iquique, Moquega, Lerumba und Pisaqua sind vollständig zerstört worden; in Iquique sind 600 Menschen umgekommen. Mehreren anderen Städten ging es nicht besser; an der Stelle, wo vordem die Stadt Cotacachi stand, erblickt man jetzt einen See. Von den Einwohnern der genannten Städte sind nnr wenige dem Tode entgangen. Die Zahl der Leichen ist so groß, daß die überlebenden Einwohner, um in Folge des fürchterlichen Geruches der verwesenden Körper nicht zu erkranken, die Flucht ergreifen mußten. — In Guayaquil wurde das Erdbeben ebenfalls verspürt, doch that es dort keinen Schaden. — Nach Briefen aus Quito verspürt man dort in Zwischenräumen noch immer Erderschütterungen. Der Präsident von Ecuador hat eine Proclamation erlassen, worin er zur Unterstützung der Nothleidenden und zur Hülfeleistung auffordert.

Wie Briefe aus Lima besagen, begann das Erdbeben um halb sechs am 13. August und erstreckte sich von Bolivia bis nach dem südlichen Theile von Chili und auf eine Strecke von 100 Meilen landeinwärts. Die in vorhergehenden Depeschen erwähnten Städte wurden vollständig zerstört: die wenigen Gebäude, die noch stehen, sind so sehr beschädigt, daß sie abgerissen werden müssen: in Arica wurden alle öffentlichen Gebäude darunter das Zollhaus, zerstört, in welchem Waaren im Werthe von mehr als 4 Millionen Dollars aufgespeichert waren.

Ueber das Schicksal der beiden amerikan. Fahrzeuge „Fredonia" und „Wateree" wird noch Folgendes berichtet: Beide Fahrzeuge lagen bei Arica nebeneinander vor Anker. Nach der ersten Erderschütterung, die auf beiden Fahrzeugen große Bestürzung hervorrief, begab, sich Dr. Dubois und der Zahlmeister der „Fredonia" in einem kleinen Boot ans Land, um zu sehen, ob sie den Küstenbewohnern Hülfe bringen könnten. Sie hatten ihr Fahrzeug kaum verlassen, als die See anfing, fürchterliche Wogen gegen das Ufer zu werfen; die „Fredonia" wurde gegen einen Felsenriff geschleudert und zerschellt; die ganze Bemannung des Fahrzeuges, die aus 27 Personen bestand, kam um; von dem Fahrzeug selbst konnte nichts gerettet werden.

Der Werth der Artikel, welche die „Fredonia" an Bord hatte, wird auf 2 Millionen Dollars veranschlagt; es konnte davon nicht das Geringste gerettet werden. Die „Wateree", die sicherer am Lande befestigt war als die „Fredonia", wurde von der Hochfluth 450 Ellen landeinwärts geschleudert und liegt jetzt zwischen zwei Sandhügeln in der Art fest, daß sie nie wieder flott gemacht werden kann.

Admiral Turuer hofft übrigens, daß es möglich sein wird, die Geschütze und die andern auf der „Warteree" befindlichen Werthgegenstände wieder zu erlangen und zu verwenden. Blos einer der Matrosen der „Warteree" wurde von den Wellen über Bord gerissen und ertrank. Lieutenant Johnson von der „Warteree" war, als das Erdbeben sich ereignete, am Land und war gerade im Begriffe, seine Gattin auf seinen Armen nach einem Orte zu tragen, wo ihr weniger Gefahr drohte, als er von den Mauern eines einstürzenden Gebäudes getroffen und getödtet wurde.

Der peruanischen Corvette „America" widerfuhr ein gleiches Schicksal wie der „Wateree"; es kamen drei Offiziere und 30 Matrosen der Corvette ums Leben. Der „Commander" Gillis von der „Wateree" sowie Dr. Wincow und Dr. Dubois von demselben Fahrzeug leisteten den hülflosen Einwohnern der durch das Erdbeben zerstörten Städte durch Vertheilung von Lebensmitteln und auf andere Weise die anerkennungswerthesten Dienste. Sie retteten durch ihre Bemühungen vielen Menschen das Leben. Außer

den genannten Fahrzeugen sind noch mehrere andere während des Erdbebens zerstört worden.

Die Scene in den Gegenden, wo das Erdbeben sich ereignete, spottet aller Beschreibung; wohin man auch blicken mag, sieht man tausende von Leichnamen, Hausgeräthe, Eisenbahnwaggons, Kanonen, Lafetten, Fässer und Gegenstände jeder Art auf einander gehäuft umherliegen. Was von den Städten nicht durch das Erdbeben zerstört wurde, fiel den Flammen zum Opfer. In Lima that das Erdbeben verhältnißmäßig nur wenig Schaden, obgleich die Erdstöße, die man dort verspürte, vier Minuten lang dauerten; die Einwohner der Stadt wußten sich vor Schrecken und Bestürzung kaum zu fassen; sie eilten nach den öffentlichen Plätzen und riefen dort den Schutz des Allmächtigen an.

Das amerikanische Fahrzeug „Kearsage" war gleichzeitig mit zwei französischen Fahrzeugen bei Arica eingetroffen, um den Nothleidenden Hülfe zu bringen. Der amerikanische Gesandte Hevey in Lima hat sich um die Nothleidenden sehr verdient gemacht und große Selbstaufopferung bekundet. Der Congreß von Peru hat dem Präsidenten der Republik unbeschränkte Befugniß ertheilt, den Einwohnern der von dem Erdbeben betroffenen Städte jedwelche Hülfe zu bringen. Der Erzbischof von Peru hat einen Aufruf im Interesse der Nothleidenden erlassen, und es ist bereits eine Million für den Zweck aufgebracht worden.

In Callao wurde durch die mit dem Erdbeben verbundene Hochfluth in der Nacht des 13. August große Bestürzung unter den Einwohnern hervorgerufen; am Morgen nach dem Erdbeben brach in der Stadt ein Feuer aus, durch welches 57 Häuser in Asche gelegt wurden; ein Verlust an Menschenleben ist in Callao nicht zu beklagen. Auf den Chincha-Inseln wurde das Erdbeben ebenfalls verspürt; doch richtete dieses sowie die Hochfluth dort nur wenig Schaden an. Die Einwohner von Callao flüchteten sich nach Lima; der Dampfer „Santiago", der sich auf der Fahrt von Callao nach Valparaiso befand, lag zur Zeit des Erdbebens im Hafen von Chala; er wurde (am 13ten) von einer gewaltigen Woge erfaßt, von seinen Ankern losgerissen und dann über einen hart am Ufer gelegenen Hügel auf's Land geworfen, ohne daß einer der Passagiere umkam.

Bei Arequipa sind mehr als 600 Personen ertrunken; das Erdbeben begann dort kurz nach 5 Uhr Abends, und in weniger als fünf Minuten lag die ganze Stadt in Ruinen.

Die Städte San Pablo, Atimtaqui, Imantid, liegen in Ruinen und an der Stelle, wo die Stadt Cotacachi sich vordem befand, erblickt man jetzt einen See, was von mehreren Seiten bestätigt ist.

Die gesammte Bevölkerung der genannten Städte sowie anderer hier nicht genannter Orte kam während des Erdbebens um; die Zahl der Getödteten beträgt 30,000 Seelen. In Quito hat das Erdbeben 18 Kirchen und öffentliche Gebäude zerstört; die noch stehenden Gebäude sind so beschädigt, daß sie unbewohnbar sind; die Einwohner haben Zelte aufgeschlagen, die sie temporär bewohnen. Die nicht weit von Quito gelegenen Städte Perucho, Puebaro und Cachiguargo sind sammt ihren Einwohnern vollständig von der Erdoberfläche verschwunden.

Die wenigen zurückgebliebenen Einwohner mußten die Gegend verlassen, da sie sich in Folge der massenhaft umherliegenden, in Verwesung übergegangener Leichen von der Pest bedroht sahen; die Städte Pimcho und San Antonio sind ebenfalls von der Erdoberfläche verschwunden.

Die Stadt Maquega, 9 Meilen von Grequippa, wurde ebenfalls zerstört; in Pecua, das in derselben Gegend liegt, wurden 60 Häuser zerstört und 150 Menschen getödtet; die Getödteten sind meistentheils Kinder, die gerade aus der Schule heimkamen; die Stadt Meija ist vollständig von der Erdoberfläche verschwunden; von 500 Einwohnern überlebten blos 20 die Katastrophe; die Erde öffnete sich an mehreren Stellen zugleich und aus einigen der Oeffnungen schoß heißes Wasser empor.

Unter andern merkwürdigen Erscheinungen, von welchen das Erdbeben begleitet war, befand sich auch die, daß der Hafen von Los Lamos plötzlich eine ganz andere Gestalt angenommen und daß sich in demselben eine Insel erhoben hat, die mit andern außerhalb des Hafens gelegenen Inseln durch eine Landzunge verbunden ist. In Folge des fürchterlichen Naturereignisses sind 300,000 Menschen obdachlos und brodlos geworden. Es werden von allen Seiten die energischsten Anstrengungen gemacht, um den Nothleidenden alle mögliche Hülfe zu bringen.

Nachtisch.

Als sich ein Bauer im Theater befand und vernahm, daß die eben als Elfe agirende Solotänzerin jährlich 2000 Thaler bekäme, mithin auf jedes Bein 1000 Thaler komme, entsetzte er sich gewaltig und rief: „Element, das ist theures Elfenbein!“

* * *

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann

Der Hausschatz.

№ 49.

Ein Giftmörder.

Von Charles Dickens.

Einer von jenen angenehmen Winterabenden, an welchem das Feuer frostig blau brennt und die Herzen wärmer werden, je grimmiger draußen die Kälte schneidet, es ist ein Abend bald nach der Thronbesteigung Georgs IV., Königs von England.

Eine fröhliche Gesellschaft in der Literatur berühmter Männer speist in der Wohnung der Herausgeber des London Magazins auf dem Waterloo-Platz, um den Uebergang dieses berühmten Journals in neue Hände zu feiern. Das Tafeltuch ist abgeräumt; die Gläser funkeln in dem Licht der Wachskerzen; der Wein glüht rubinroth oder golden in den schnellkreisenden Flaschen; die eingemachten Früchte glänzen von juwelenartigem Reif; die Kastanien bergen in ihren ledernen Hülsen ihr warmes wohlschmeckendes Mahl für die Gaumen der Dichter und Denker; Witze zucken durch die Luft wie Feuerwerk, und sogar die ernstesten Gesichter erwärmen die Luft und Heiterkeit. Die Gesellschaft gleicht einem Ring von Brillanten, denn an dem wohlbesetzten Tisch befindet sich keiner, dessen Namen nicht in der Welt der Wissenschaften oder des Tons einen guten Klang hätte. Da ist Charles Lamb, heute nicht mit seiner Elia beschäftigt, den schönsten Abhandlungen, die je geschrieben wurden — ein kleiner ernster Mann in Schwarz, mit einem genialen Gesichtsschnitt; Hazlitt verbreitet sich über die Schönheiten eines Titian, den er besitzt; Thomas Hood mit den Zügen eines invaliden Plato, paßt auf ein Wortspiel, wie der Angler auf das Anbeißen eines Fisches. Der hochwürdige Herr Cary (Uebersetzer von

Dante) erklärt dem schottischen Dichter Allan Cunningham eine Stelle aus dem Inferno, und Mr. Procter (Barry Cronwell) vertheidigt in seiner humoristischen Weise ein Werk von Ben Johnson gegen den Kunstrichter des Magazins Janus Weathercock, im Familienregister als Thomas Griffiths Wainewright eingezeichnet.

Der letztere ist eine leichte Natur, ein Dandy, aber gescheidt, von feingebildetem Geschmack und einer der gutherzigsten Menschen von der Welt. Er hat ein Vermögen durchgebracht, hat in einem Dragonerregiment gedient und würde sich ohne Zweifel gegen die Franzosen ausgezeichnet haben, wenn ihm dazu eine Gelegenheit geboten worden wäre. Er ist über die dreißig hinaus, und der militärische blaue Rock mit Schnüren und Quasten deutet auf seine frühere Stellung. Die Halsbinde trägt er in der elegantesten Weise, und in seinem Benehmen erscheint er äußerst gewinnend. Sein Gesicht ist übrigens keineswegs das eines bloßen Dandy's; der große Kopf erbreitet sich nach hinten: seine Augen liegen tief und sein Kinn ist breit und massiv. Der Person, mit welcher er redet, sieht er selten wohl in das Gesicht. Sein Haar wird jeden Morgen gekräuselt: auch hinkt er ein wenig. Kurz, der Eindruck, den er macht, ist zu gleicher Zeit abstoßend und bezaubernd.

Man begegnet ihm überall. Geht man in den Park, so sieht man seine rahmfarbigen Handschuhe und weit zurückgeschlagenen Manschetten auf die Spritzlederleiste seines Phaetons sich stützen. Besucht man am nämlichen Abend den Ball der alten Lady Fitzrattle, so ist der bezaubernde Mann zugegen und dreht sich mit der Belle des Abends in anmuthigem Walzer. Er gehört zu den eifrigsten Besuchern der Clubbibliotheken, und bei Soupè-Partien ist er der heiterste und redseligste der Gäste.

Betrachten wir diesen bezaubernden Mann an einem Novemberabend 1822. Die Kostgänger in George's Kaffeehaus, 213 Strand, damals von den Kentischen Advokaten und den Herren des Temple sehr frequentirt, sind bereits fort bis auf drei, zwei Anwälte, die in der vorletzten Loge am Kamin sitzen, und ihnen zunächst ein fashionabel gekleideter Mann mit der exquisiten Halsbinde, dem breiten Kinn und den tiefliegenden Augen, den wir sogleich erkennen. George's Kaffehaus war berühmt wegen seiner Kraftbrühen und Weine, und Mr. Wainewright hat ein leckeres Mahl zu sich genommen, nebenbei auch mit hochmüthigem Behagen eine Flasche des feinsten Weines geschlürft. Er hält jetzt in affektirter Weise, um seine weißen, mit Brillantringen geschmückten Finger zu zeigen, ein Gläschen Danziger Wasser gegen das Licht und betrachtet mit mattem Blicke die kleinen Flocken oder goldenen Partikelchen, wie er es nennt, welche gleich den Schuppen eines Goldfischchens auf der öligen Flüßigkeit schwimmen und

glitzern. Die Stimmen aus der nächsten Loge schlagen an sein Ohr; er lauscht. Der eine Templer liest dem andern mit Salbung einen Artikel von Janus Weathercock aus dem letzten London Magazin vor. „Eingewiegt in jene wünschenswerthe Art von Selbstbefriedigung, so nothwendig für die Verkörperung der köstlich genußreichen, von Sehnsucht durchdufteten Ideen, welche gelegentlich gleich Silberwölkchen über das Gehirn der kaltblütigsten Menschen undulirend hinschwimmen, streckten wir die eine Hand aus nach dem Folioband, der auf dem Sessel neben dem Sopha lag, und entnahmen auf Gerathewohl Lancrets bezauberndem Gastmahl die Stelle:

„Ein Sommermahl im dunklen Waldes-Schatten,
Zum Tafeltuch der Erde grüne Matten;
Der Wein gewürzt vom Lachen schöner Damen,
Rimini.

Dies vollendete den Zauber."

Der Autor lauscht mit halb hingeneigtem Haupt, verschlingt jedes Wort und zieht langsam den Weihrauch ein, der seiner Eitelkeit so wohl thut, nimmt sich aber dabei wohl in Acht, daß es von dem Kellner nicht bemerkt wird. Die beiden fahren fort zu sprechen

Erste Stimme: Wie glühend, wie exquisit, wie elegant — der echte und gerechte Westend-Stil. Der junge Mann besitzt einen ausgezeichneten Geist. Oh, er wird sich machen." — Zweite Stimme: „Mir gefällt dies nicht. Geckenhafte Anmaßung und eitles Dilettantengedresch. Beiläufig, wann kömmt, der Fall von Badger versus Beaver an die Reihe? Ist nicht heute der fünfzehnte?"

„Gemeines Geschöpf — niedrige Natur!" denkt Janus. „Auf Ehre, diese Kaffeehäuser werden nachgerade die Tummelplätze für die ordinärsten Klassen. Der fünfzehnte? ja, wahrhaftig. Und auf heute habe ich den Artikel für das Magazin zugesagt. Ich muß fort nach Turnham-Green.

Folgen wir diesem Entzücken der Gesellschaft nach dem weißen Roß und nehmen neben ihm einen Sitz in der zweispännigen Droschke, bis sie vor der Thüre von Linden House, Mr. Wainewrights eleganter Wohnung, Halt macht. Seine Frau kömmt ihm entgegen, begleitet von ihren beiden jüngeren Stiefschwestern Phöbe und Madelaine, zwei lebensfrischen blühenden Mädchen. Sie küssen ihn, hätscheln ihn und überhäufen ihn mit weibischen Liebkosungen, denn er ist der Abgott, dessen Genius sie bewundern und den sie als ihren nächsten und theuersten Verwandten lieben. Lachend und mit affektirten Unwillen weist er sie zurecht, daß sie die geistigen Anstrengungen eines populären Autors und großen Kritikers nicht zu würdigen wissen, und reißt sich endlich los von ihnen, um sich in sein Sanctum einzuschließen. Es ist ein mit allem Luxus ausgestattetes Gemach, das wir fast mit seinen eigenen bombastischen Phrasen schildern können.

Er entledigt sich seines patenten, wespenleibigen Schnürenrocks, in welchem er den vormaligen Dragoneroffizier so würdevoll zu spielen weiß, und wirft einen rauschenden, geblümten Schlafrock mit rothen Bändern um. Dann zündet er eine neue, elegant vergoldete französische Lampe an, deren matte Glaskugel mit bunten Blumen und Schmetterlingen bemalt ist, langt mit matter Bewegung, als habe angestrengte Arbeit ihn fast erschöpft, das Portfolio Nummer 9 hervor und nestelt sich in die mit Kissen belegte Ecke eines „griechischen Ruhebettes“; nachdem er seine „schildkrottfarbige Katze“ durch Streicheln in die Stimmung lauten Schnurrens versetzt, rafft er sich mühsam auf, um die Klingel neben dem Kamin anzuziehen. Ein lächelndes, „venetianisch gebautes“ Mädchen tritt ein und setzt auf den Tisch eine Flasche mit so köstlichem Montepulciano, wie er nur je aus dem schönen Italien hervorgewandert ist. Nachdem er seine elegante Figur in einem großen Spiegel, welcher ächt artistisch dem Kaminspiegel gegenüber angebracht wurde, gemustert hat, macht er eine neue Anstrengung, um mit der einen Hand in das geschliffene Glas Wein einzugießen, während er mit der andern die Katze streichelt. Die Spiegelfläche reflektirt die scharfgeschnittenen Bilder eines bunten, geblümten Teppichs, einen Abguß der mediceischen Venus (denn Mr. Wainewrigt ist Artist), ein Tom Vinson'sches Piano, einige Louis Quinze-Romane in französischen Marockineinbänden, auserlesene Werke von Rogers, Payne und Charles Lewis, etliche Azaleen voll scharlachrother Blumen, die auf weißem Marmorsims stehen, und einen großen, friedlichen Neufundländer Hund. Ein schöner Damascenersäbel (aus der Dragonerzeit) hängt an der Wand; ebenso ein nicht ganz geschmackreines Gemälde von Kusali, jenem lebenslustigen Hagestolz in Somerset House (einen Freund des populären und begabten Kunstkritikers), und schließlich der exquisite Weltmann selbst, voll Herz, voll Seele und gebadet in dem Korregio-Licht der vorbesagten elegant vergoldeten französischen Lampe.

Endlich nimmt der große Autor seine Feder auf, wirft einen Blick nach der gelben Zimmerdecke und beginnt mit einem Schwung der Rede, welcher in der That des Zeitalters der Taschenbücher würdig ist: „Dies vollendete den Zauber. Wir tauchten eine gutgehärtete Primafeder dreimal in unser silbernes Tintenfaß uud schüttelten langsam die Tinte wieder aus, während wir, das Buch fest in unserer Linken haltend, mit halbgeschlossenen Augen weiter lasen unserer Wonne Raum gebend. Schneller und schneller kam der zündende Drang; er rann wie Quecksilber aus unserem Sensorium in die Feder, die wir nun endgiltig eintauchten, um im Flug folgende Schilderung couleur de rose hinzuwerfen.“

Einige Zeit nachher theilte dieser bunte Schmetterling der Mode seiner entzückten Welt in dem London Magazin mit, er habe ein neues Pferd und ein neues Buch gekauft. Neues weiß ich nicht mehr zu berichten, als daß ich ein schönes Exemplar von den Emblemen des Bochius, (meinen Lesern durch Bonasone bekannt), erste Ausgabe, Bologna 1555, aufgetrieben habe. Vortrefflich erhalten, in blauem französischem Marokin, von De Rome, für den ich noch immer eine kleine Zuneigung bewahre, trotz der Anathema des hochwürdigen T. F. Dibden. Auch ein neues Pferd (Vater ein Barbar, Mutter arabische Race), auf dessen Erziehung ich fast alle meine Morgenstunden verwende, wenn ich gleich sehr zweifle, ob ich es über die manège militaire hinaus bringen werde."

(Fortsetzung folgt.)

Monte Cassino.

Nahezu vierzehn Jahrhunderte ward von dieser ehrwürdigen Stätte christlichen Geistes der Samen der Kultur nach allen Weltgegenden getragen und der Name der Stiftung des h. Benedikt ein von allen Völkern gepriesener. Der Kultur des 19. Jahrhunderts ist es vorbehalten, die fast anderthalbtausendjährige Pflanzstätte wahrer Bildung und ächter Humanität unter dem Hammer des Auktionators zu zertrümmern und seine literarischen und historischen Schätze an Trödeljuden zu versilbern. Es ist der König-Ehrenmann von Italien, der, da er sein Geburtsland um das Phantom eines italienischen Königreichs verschacherte, es für eine Kleinigkeit hält, eine Perle um die andere aus seiner Krone zu brechen, um mit dem wucherischen Erlös die Dauer seines Raubs zu fristen. Eine der schönsten dieser Perlen ist Monte Cassino. Es ist darum ein Akt der Pietät und dankbar anzuerkennen, daß ein gelehrter Reisender, welcher kürzlich das berühmte Kloster besuchte, in der Wochenausgabe der A. Z. einen Abriß der Geschichte von St. Benedikts Stiftung und eine Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes der Abtei gibt, die bald nicht mehr sein wird. Wir sind gewiß, daß dieser letzte Abschnitt unsern Lesern willkommen sein wird.

Als im Jahre 1798 die französische Republik den für sie so vortheilhaften Exporthandel mit Freiheit trieb, wurde auch den Italienern der Sanskultotismus auf der Spitze der Bajonette präsentirt und dafür das Land geplündert. Auch dem Kloster Monte Cassino ward eine Zwangskontribution von 100,000 Dukaten auferlegt .... im Weigerungsfalle dem Abt mit dem Tode, dem Stifte mit Zerstörung gedroht. Um diesen Anforderungen zu entsprechen, mußten die werthvollsten Gegenstände des

Schatzes veräußert werden; manches Kunstwerk ging so für immer verloren. Wenn die frommen Väter jedoch geglaubt, durch ihre Opferwilligkeit sich von ferneren Bedrückungen befreit zu haben, sollten sie sich bitter getäuscht sehen. Mit den frühern Erpressungen nicht zufrieden, kamen sie noch einmal gezogen, plünderten, was zu nehmen wahr, und hausten überhaupt auf unverantwortliche Weise; nichts war ihnen heilig; was nicht mit konnte, ward zertrümmert, unter den heilig gehaltenen Schätzen der Bibliothek grauenhaft gewirthschaftet. Die Mönche flohen; ein junger Benediktiner, der Neffe des alten gelehrten Gattola, blieb allein pflichttreu zurück, um wenigstens das kostbare Archiv wo möglich zu schützen. Umsonst war seine Ueberredung, vergeblich seine Bitten und Flehen! Da warf der muthige Jüngling sich vor die Thüre und rief: nur über seinen Körper führe der Weg hinein! Im selben Augenblicke war sein Wort erfüllt . . . . der edle Jüngling schwamm, von Säbelhieben zu Boden gestreckt, in seinem Blute und fügte den zahlreichen Märtyrern des Glaubens, die aus seinem Orden hervorgegangen, das neue Martyrium des Wissens hinzu. — Nun war das äußerste geschehen, die Abtei gänzlich vernichtet. Im Jahre 1806 säkularisirt, wurden fünfzig Mönche ihr zur Obhut der trotz allem noch immer sehr bedeutenden Bibliothek belassen, und still fristeten diese unter Mürats Regierung ihr Dasein.

Nach der Restauration trat ein günstigerer Zeitpunkt ein, in dem sie ihre Verluste wieder einzubringen suchten. Aber auch hierin wurden sie durch die Revolution von 1820 und die dadurch bedingte militärische Besatzung gestört, bis sie nach Ueberwindung dieser Zwischenfälle ruhig zum Jahre 1848 weiterlebten. Auch das damalige Interregnum ward nochmals überwunden: allein es ließ sich von einseitigen Köpfen nicht leugnen, daß die Zeiten sich verändert, daß neue Bestrebungen die alten verdrängten und die Geister in andere Bahnen trieben, daß mit einem Worte die Frist ihrer Existenz eine gezählte sein dürfte. Der große Einheitssturm von 1859 blies zwar schadlos über die Abtei hinweg, denn gleich der Weide hatte sie ihr Haupt geneigt, um es unverletzt darnach zu erheben. Von 50 Brüdern war ihre Zahl indeß auf die Hälfte geschmolzen, die gleich ihren Vorfahren ihr Leben der Erfüllung des Wahlspruches widmeten: ora et labora, auch andere zu diesem Behufe unterweisend, wie sie es bis vor kurzem durch die Leitung ihres Diözesanseminars und einer kleineren Privaterziehungsanstalt bethätigt haben. Der literar-historische Ruf eines Tosti, durch seine Monographie von Monte Cassino, Leben Christina's von Schweden u. s. w. begründet; der kirchlich-musikalische eines Abela haben guten Klang in der italienischen Welt; des ersteren Namen ist sogar schon über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgedrungen. Auch manch nützliches Werk ist schon

aus ihrer Druckerei hervorgegangen, bei der sie bis in die neueste Zeit arme Kinder zu verwenden pflegten. Allerdings wird der Feldbau seit Jahrhunderten nicht mehr von ihnen betrieben. Stillschweigend kam diese Bestimmung St. Benedikts in Vergessenheit nach der menschlichen Anschauung: andere Zeiten, andere Sitten! Ihre alte Tugend der Gastfreundschaft wird hingegen der frommen Regel gemäß nach Kräften noch geübt und steht manchem deutschen Landsmanne in dankbarer Erinnerung; denn auf die blitzenden Kavalkaden der regierenden Herren sind nun die anspruchsloseren der Gelehrten aller Nationen gefolgt, darunter manch rein beschaulicher Vergangenheitsenthusiast mitläuft, wie die mit dem Prädikate „Unkraut" bezeichneten Kornblumen aufschließen unter dem Früchte tragenden Weizen. In diesem Vergleiche meine eigene Berechtigung suchend, um anzupochen am Thore der ältesten Abtei des Abendlandes, hatte ich mich ihr bis auf kurze Entfernung genähert. Wie ich sie in großartiger Ruhe inmitten Sonnenglanze so vor mir liegen sah, schlug es weithin vernehmbar tief und voll zwölfmal von der Klosteruhr. Diese sonoren Klänge gewannen für mich die Bedeutung historischer Hammerschläge, die nach allen Winden es verkünden sollten, daß die zwölfte Stunde für Monte Cassino erschienen. Und in der That: hatte das Dekret der italienischen Regierung (1866), das die Auflösung aller geistlichen Orden befiehlt, nicht auch dieses Stift getroffen? War es nicht bloße Duldung, die den Insaßen gestattete, darin vorderhand weiter zu leben? Dankbarkeit gehört bei Nationen wie bei Individuen zu den seltensten Eigenschaften, und eines guten Gedächtnisses rühmen sie sich nur zur Erinnerung bestandener Unbill. Was also war ihnen Monte Cassino? Wollte man doch anfangs bei der gewaltigen Reaktion gegen Kirche und Klerus, die sich im italienischen Parlament erhob, nicht einmal von bloßer Duldung der benediktinischen Chorherrn hören und wurde die Petition, die um Erhaltung dieses ehrwürdigsten historisch-kirchlichen Denkmales sogar aus dem Schooße des realistischen englischen Parlamentes auf diplomatischem Wege an das Florentiner Kabinet gelangte, mit kühler Verneinung ad acta gelegt! Der leichte Sinn dieser modernen italienischen Patrioten begriff nicht, daß sie kein Kloster politisch-intriganter Mönche, sondern einen Denkstein und zwar einen der größten ihrer eigenen Vergangenheit vernichten wollten, der auf einsamer Warte, mitten durch die Zeiten nationalster Verwirrung, muthig das Licht der Wahrheit hatte leuchten lassen.

Nun war ich am Ziele während des Gebetläutens angelangt! Auf dem weiten Vorplatze abgestiegen, ließ ich mich vom Pförtner durch den langen und breiten überwölbten Eingang geleiten, der durch felsenartige Mauern langsam empor zu den eigentlichen Klosterräumen erst führt. Auf

halbem Wege in diesem dunklen Gange bemerkte ich rechts ein Kapellchen eher Schrein zu nennen, mit marmornem Brustbilde der Madonna aus der guten alten Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts. Dieser Punkt bezeichnet die Stelle, wo St. Benedikt der Legende nach zu allererst seinen Wohnort aufschlug. Zuletzt noch etliche Stufen ersteigend, stand ich in einem großen weiten Hofe mit einer Cisterne inmitten, welche leichte luftige Bogengänge, von korinthischen Pilastern unterbrochen, nach drei Seiten umsäumen, indem sie zugleich den Uebergang zu zwei Nebenhöfen rechts und links vermitteln, aus denen in dichter Fülle das satte Immergrün hoher Orangenbäume glänzte und die goldenen Früchte verlockend winkten.

Im Hintergrunde, hoch über allem anderen, wölbt sich die Kuppel der Kirche, die durch einen abgeschlossenen Vorhof noch meinen Blicken sich entzog und nur durch eine ziemlich ansehnliche Treppenflucht zu erreichen ist, vor der auf hohen Postamenten die faltenreichen Gestalten der Jungfrau Maria und St. Benedikts Wache halten. Rings herum schließen in ausgedehntem Viereck die weitläufigen Klostergebäude sich an. Ganz unvorbereitet auf diese Harmonie der Anordnung wirkte der Gesammteindruck vom ersten Augenblicke an überraschend und imposant. Mit beflügelten Schritten eilte ich die Stufen hinan, trat durch eine der drei Thüren in das kirchliche Atrium, das, von einer Säulenhalle umgeben, gleichsam die verjüngte Fortsetzung der unteren Bogengänge ist und in Nischen ringsum die Wohlthäter des Stiftes im flatterndsten Zopfstile bewahrt, was sich besonders bei Gestalten wie unsern ersten wuchtigen Kaisern vorzüglich charakteristisch macht! Nach flüchtigem Blicke im Kreise trat ich unverweilt in die Kirche, um von da in die Klausur der frommen Väter zu gelangen. Doch wurzelte ich fest, als mir vom Chore vielstimmiges Gebet entgegentönte, das indeß bald verstummte, worauf nacheinander im geordneten Zuge hinter dem Hochaltare hervor die ernsten Benediktiner in ihren langen schwarzen Talaren, die Kapuze über den Kopf gezogen, erschienen, von ihren ebenso gekleideten, halb gewachsenen Zöglingen begleitet und durch eine Seitenthüre verschwanden. (Fortsetzung folgt.)

Nachtisch.

(Eine Grabschrift eigener Art.) Auf einem Kirchhofe bei Wien findet sich folgende Grabschrift: „Hier ruht Herr Kaspar Vogel, Vater und Metzger von zwölf Kindern."

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann

Der Hausschatz.

№ 50.

Ein Giftmörder.

(Fortsetzung.)

Dieser frohlockende Egoismus und diese Freude an schönen Einbänden ist charakteristisch für den Mann, desgleichen auch die anmuthige Hinweisung in der letzten Zeile auf des Schriftstellers militärische Begabung, die von Napier so schmählich verkannt worden war.

Später entzweite sich Wainewright mit dem weisen Denker und gründlichen Kritiker William Hazlitt, der gleichfalls für das London Magazin schrieb. Hazlitt, der inflammabelste von allen alten Jungesellen, lobte den Tanz der Miß Dennetts; Janus verspottete sie als unförmliche kleine Kreatur, der nur die Einwohnerschaft von Whitechapel Geschmack abgewinnen könne; er rief: „Pfui!" wenn Hazlitt das Koburg- oder Surreytheater besuchte, und höhnte, wenn sein Nebenbuhler Miß Valancy herausstrich — „diese quatschelige Kolumbine bei Astley und an ähnlichen Plätzen, wie ihm sein Barbier mittheilt." Alles dies zeigte die Eitelkeit und seichte Frechheit, den gemeinen und unverschämten Hochmuth des Pseudokritikers. Er trug dafür einen Knüttelhieb über den Kopf von Seiten Hazlitts davon, der dann nichts mehr von ihm wissen wollte und ihn seiner Thorheit überließ.

Als Hazlitt 1825 von dem Londoner Magazin zurücktrat, hörte auch Janus Weathercock auf, die Welt zu entzücken! doch führte er noch immer das große Wort in Gesellschaften, fuhr in dem Park umher und ließ in den Straßen sein Araberroß courbettiren. Er kaufte noch immer schön gebundene Bücher, Gemälde und Treibhauspflanzen und verschwendete seine Liebkosungen an seine Katze. Der ehrliche Charles Lamb mit seinem kind-

lichen Gemüth bedauerte den geschmackvollen Dandy, den aufgeweckten Sentimentalisten des Boudoirs. Eine edle Othello-Natur schenkt nur zu gerne einem Tage Vertrauen. Einer von jenen Gentlemen, die gemein genug sind, ihr Brod durch Schriftstellerei zu verdienen, dabei aber sich das Ansehen geben, als verachten sie dieses Gewerbe — wir meinen Wainewright, muß der Verlust seines schönen Monat-Salairs schwer empfunden haben; denn er besaß kostspielige Liebhabereien und eine große Geschicklichkeit im Gelddurchbringen.

Das Lindenhaus auf dem Turnham-green, so genannt von den schönen dort stehenden Linden, in welchem unser Dandy noch acht oder zehn Jahre nach dem obenerwähnten Diner auf dem Waterloo-Platz in seiner kosigen Weise lebte, hatte eine kurze Zeit dessen Onkel, einem Doktor Griffiths, gehört, einem wohlhabenden Mann, der eine Reihe von Jahren eine Monatschrift herausgegeben. Dieser Onkel starb nach einer nicht langen Krankheit während eines Besuches, welchen ihm Wainewright und dessen Frau abgestattet. Letztere hielt im Lindenhaus ihr Wochenbett; es war dies ihr einziges Kind. Doktor Griffiths war nicht gerade an einem Schlagfluß, auch nicht an einem Herzleiden gestorben; aber damals konnten auch Aerzte bisweilen über organische Komplikationen in Verwirrung gerathen. Soviel ist sicher, die Krankheit war tödtlich und Doktor Griffiths starb unter gehöriger medicinischer Behandlung, gepflegt von den liebevollsten Verwandten. Wainewright erbte nach dem Tode seines Onkels dessen Vermögen, beklagte ihn unter Thränen und verbrauchte lächelnd das Geld. Am Ende blieben Rechnungen unbezahlt; die Dienstboten mußten oft lange auf ihren Lohn warten; gelegentlich wurde der Credit verweigert; das Lindenhaus kam bei den Bäckern und Fleischern der Nachbarschaft in's Gerede, und sie begannen von Leuten zu sprechen, die zwar schrecklich viel aus sich machten, aber doch sich nicht benähmen, wie es der ordnungsmäßige Brauch sei.

Die Dinge standen nicht ganz gut bei einem Mann, der seinen Wein haben mußte, seine Cigarre, sein Danziger Wasser, neue Bücher, alte Denkschriften und eine Kleidung nach neuester Mode. Die Thatsache konnte auch nicht auf die Dauer ein Geheimniß bleiben. Wainewright war ein ungeheurer Egoist und nicht gewöhnt, seinem Appetit oder seinen Liebhabereien Abbruch zu thun. Er brauchte Geld zu Champagner und Brod, zu Büchern und Fleisch. Lieber wäre er hungrig zu Bette gegangen, als daß er seine Cotelettes ohne Trüffel gegessen hätte. Die ehernen Mauern der Armuth umschlossen ihn enger und enger; aber er zuckte die Achseln, knöpfte seinen betroddelten Rock fester zu, verpfändete seine Ringe, und es ging eine Weile.

Das Lindenhaus mußte ein besonders ungesunder Platz gewesen sein, denn um diese Zeit starb Mrs. Abercrombie, die Mutter von Wainewrights Frau, gleichfalls nach sehr kurzer Krankheit: wahrscheinlich fehlte es irgendwo im Gehirn oder im Herz. Mrs. Abercrombie hatte zum zweitenmal einen verdienten Offizier geheirathet und hinterließ zwei Töchter, Helene Frances Phöbe und Madeleine, schöne Mädchen, die eben in das Alter der Jungfräulichkeit eingetreten waren. Die Pensionirungskommission hatte den armen Waisen für die Verdienste ihres Vaters (sie mußten in der That nicht hoch angeschlagen worden sein) jährlich nur zehn Pfunde zuerkannt und Mr. Wainewright, der Gatte ihrer Stiefschwester, sie in der liebevollsten, edelmüthigsten Weise eingeladen, sein angenehmes und prächtiges, aber entschieden ungesundes Haus zu theilen.

Helene Frances Phöbe Abercrombie, die ältere von den beiden Schwestern, erreichte am 12. März 1830 ihr einundzwanzigstes Lebensjahr. Bald nach ihrem Eintreffen in dem Lindenhaus und schon einige Tage nach ihrem Geburtsfest kam Mr. Wainewright auf einen sonderbaren Gedanken, indem er seiner Schwägerin den Vorschlag machte, ihr Leben für die kurze Periode von zwei oder drei Jahren mit einer sehr ansehnlichen Summe zu versichern. Eine solche Maßregel war allerdings sehr beliebt von Personen, die sich entweder zeitweilig oder nachhaltig in Verlegenheit befinden. Dergleichen Versicherungen müssen oft einem vorsichtigen Gläubiger als Bürgschaft für Wechsel oder Anlehen dienen. Darin lag sonach nichts Auffallendes, obgleich Miß Abercrombie nur ein armes Mädchen war, das nichts zu erwarten hatte, wenn sie nicht mit der Zeit eine vortreffliche Partie machte.

An einem angenehmen Märzmorgen wurde, so zu sagen als eine Vergnügungspartie, welche Gelegenheit bot, die Gewohnheiten und Bräuche der dortigen seltsamen Menschen zu sehen, ein Ausflug nach der City gemacht. Der feine, fashionablen Schnürenrock heiterer und muthwilliger als je war, führte seine Frau und das schöne Mädchen, seine zeitweilige Mündel, deren Bänder fröhlich in dem Märzwind flatterten, durch die Gassen und Labyrinthe der geschäftlichen City. Seine witzigen Bemerkungen über Versicherungsgesellschaften waren in der That höchst unterhaltlich, und die Damen konnten den Ausflug eigentlich als ein Abenteuer betrachten. Allerdings mag es auffallend erscheinen, daß Mr. Wainewright, der ohnehin in großer Geldklemme war, sich auf eine Spekulation einließ, welche große jährliche Einlagen forderte, ohne einen wahrscheinlichen soliden Ertrag in Aussicht zu stellen. Das arglose Mädchen meinte aber ohne Zweifel, es handle sich um einen auf ihr Wohl abzielenden vorsorglichen Akt, und bemühte sich nicht mit Fragen über den Grund eines Geschäfts, das sie nicht verstand; sie kostete es ja nichts, und es machte sie glücklich, den Wünschen eines so

wohlwollenden Verwandten nachzukommen. So erschien Miß Abercrombie am achtundzwanzigsten, sechzehn Tage nach Antritt ihrer Volljährigkeit, mit Mr. und Mrs. Wainewright in dem Bureau der Assekuranzgesellschaft Palladium und ließ ihr Leben auf drei Jahre mit dreitausend Pfunden versichern. Als Grund dafür (ob richtig oder nicht) wurde angegeben, sie wolle ihre Beschützer in die Lage versetzen, für sie ein Vermögen, an das sie ein Anrecht habe, zurückzugewinnen. Das Leben wurde als ausgezeichnet gut erkannt und der Antrag acceptirt. Am 20. April erschienen Mrs. Wainewright und Miß Abercrombie wieder in dem Bureau, um die erste Jahreseinlage zu machen und die Police in Empfang zu nehmen. Am nämlichen Tag wurde ein ähnlicher Versicherungsvertrag mit der Adlergesellschaft auf dieselbe Summe, aber nur für zwei Jahre, abgeschlossen. Miß Abercrombie erlegte die erste Einzahlung und die Stempelgebühr im Beisein ihrer jüngern Schwester.

Im nächsten Oktober wurden vier weitere Policen erworben, eine von der Providentia auf 1000, eine zweite von der Hoffnung auf 2000, die dritte von der Imperial-Kompagnie auf 3000 und die vierte vom Pelikan auf 5000 Pfunde (die größte zulässige Summe), je für einen Zeitraum von 2 Jahren, im Ganzen also einen Betrag von 18,000 Pfunden. Die ersten Einzahlungen sammt Stempelgebühr beliefen sich auf mehr denn 220 Pfunde, die natürlich verloren waren, wenn Miß Abercrombie mehr als drei Jahre lebte.

(Fortsetzung folgt.)

Monte Cassino.

(Fortsetzung.)

Nun ich schon zum Stillstand gekommen, benutzte ich die Ruhe der jetzt ganz leeren Kirche, sie näher zu betrachten. Dies geschah nicht ohne manchen Stoßseufzer vergleichender Gedankensprünge zwischen einst und jetzt. Der dreischiffige Raum wirkt fast blendend durch die Fülle reichsten Florentiner Pietradura-Mosaiks, womit die Wände, Pilaster und Altäre buchstäblich überzogen sind in allen erdenklichen Windungen und Schnörkeln. Die hievon verschonte Deckel und die meisten Altarbilder, sowie die Kuppel hat Luca Giordano (Fapresto genannt) für seinen flinken Pinsel in Anspruch genommen. Doch muß ich wahrheitsgemäß zugeben, daß man bemerkt, wie der farbenlustige leichtblütige Neapolitaner sich hier, der Größe der Aufgabe bewußt, nach Kräften zusammengenommen und sein Bestes zu leiten gesucht hat.

Trotz der allgemeinen Unruhe dieser Umgebung fiel das Tageslicht durch vorgezogene Behänge so mild verklärend ein, daß in diesem warmen Dämmerlichte die grellsten Töne sich abdämpften und die ruhigeren hoben, wodurch eine seltsame harmonische Stimmung über dem Ganzen lag. Zum Transept unter der Kuppel vorschreitend, stand ich an den Stufen des Hochaltares, unter dem die Gebeine St. Benedikts und seiner Schwester, der heiligen Scholastika, ruhen. Ein goldenes Gitter an der Rückseite gestattet die Durchsicht in die heilige Stätte. An den Wänden zu beiden Seiten machen sich zwei Grabmäler bemerkbar: ich lese darauf die Namen Guido Fieromoska's und Peters v. Medicis! Rufen ihre bloßen Schatten nicht schon Schwerterklang und Kriegsgetümmel wach? Wie friedlich ruht im Gegensatze zu ihnen nicht des großen Desiderius irdische Hülle unter dem nächsten Seitenaltare linker Hand! Um mich waren die Geister der großen Todten; fernab lag in dieser Stunde das emsige Treiben der Welt, und ganz der großen Vergangenheit hingegeben, wanderte ich dem Chore zu, den köstliche Reliquien schönerer Tage in doppelter Reihe, die Betstühle der Mönche, umgeben, auf deren hohen Lehnen die ganze Phantasie des Mittelalters sich in der frischesten Blüthe der Renaissance geäußert hat. In der Mitte des Raumes fehlte nicht auf dem hohem Fuße der alterthümliche, ebenso schön geschnitzte Doppelpult, auf dem der zum Chorgesang bestimmte Foliant breit aufgeschlagen lag und mich mit seinen riesigen Kirchennoten nnd altem lateinischen Texte so absonderlich anmuthete in dieser Umgebung, daß mir däuchte, die strengen liturgischen Tonfolgen gemessen singen zu hören von den Trefflichen allen, die einst diesen Chor durch ihre Gegenwart belebt. Und wahrhaftig, meine Einbildung kam der Wirklichkeit nahe: ein Klang, wenn auch kein rhythmischer, darum doch nicht minder wohllautender, schlug an mein Ohr, und als ich aufsah, stand ein graublonder freundlicher Benediktiner vor mir, dessen treuherziges Aussehen augenblicklich den Germanen verrieth. Der einsame Fremde war nicht unbemerkt geblieben, und der gastfreien Ordenssitte gemäß kam nun Bruder Bonifacius (so nannte er sich mir), von seinem Obern abgesandt, nach meinem Begehren zu fragen und einen Imbiß anzutragen, „da der Weg hier herauf ein weiter sei." Ich frug nach dem Abte und nach Tosti. Zu meinem Bedauern vernahm ich, daß sie in Geschäften nach Neapel gereist, meine Empfehlungsbriefe an beide also unnütz seien. Dennoch zog ich vor, sie als Legitimation abzugeben, worauf vom interimistischen Oberhaupte der kleinen Gemeinde, dem Pater Superior abgeschickt, ein gleichfalls deutscher Mönch erschien, welch feine Höflichkeit ich dankend erkannte, denn nirgends erfreuen die heimathlichen Laute mehr, als wo sie nach langer Entwöhnung einen unerwartet begrüßen. Pater Bonifacius (wie auch er zur Feier des

deutschen Heiligen hieß) ersuchte mich, ihm in die Foresteria zu folgen, da im Refektorium schon halb abgespeist und man vermuthe, daß es in den Fremdengemächern mir vorderhand behaglicher auszuruhen sein werde. Willenlos ließ ich mich zum ersten Klosterhofe zurück geleiten, wo wir links in die Arkaden abbiegend, durch den gartenartig abgegrenzten, reich bepflanzten Raum zu ebener Erde eintraten und nach Ueberschreitung eines kurzen Ganges in der Foresteria, dem ältesten Theile des Klosters, standen. Von Sonne überfluthet, boten diese kleinen Zimmer einen wohnlichen Anstrich trotz ihrer Einfachheit. Ansichten verschiedener Gegenden, darunter auch deutscher Städte hingen lithographirt an den Wänden. Ans Fenster vortretend, schweifte mein Auge wie trunken über das Panorama hinweg das die Ausbreitung des Liristhales mit seinen Windungen, Höhen und Tiefen, vom blauesten Aether überwölbt, von hier aus bot!

Mit welch' feinem Sinn hat der heilige Benedikt vor allen andern Orten diese einsame Bergeshöhe gewählt, die doch wiederum so hoch nicht ist, daß sie im Hintergrunde nicht von ganz anderen Berghäuptern noch überragt und umschlossen wurde! Nach vornen gibt es kaum einen mit ihr zu vergleichenden Luginsland! Mein Entzücken schien meinen Begleiter zu freuen, der mir nun anbot, die anstoßenden Thurmzimmer zu zeigen, in denen ihr Stifter in der späteren Zeit gelebt und gestorben. Die zwei kleinen Gemächer, mit achteckigen kleinen Steinplatten gepflastert, bieten denselben weiten Horizont aus ihren kleinen alterthümlichen Scheiben und bergen die spärlichen Reste der einst ziemlich umfangreichen Gemäldegallerie der Abtei. Bei ihrem Plünderungszuge hatten die Franzosen zu Beginn dieses Jahrhunderts auch hier das meiste mit fortgeschleppt. Unter dem vielen Unbedeutenden strahlte mir ein Carton entgegen, trotz arger Beschädigung auf den ersten Blick als Raphaels Selbstporträt erkennbar. Die Kohlenskizze ist ganz mit der so wunderbaren, weichen Kühnheit hingeworfen, die Raphaels Hand besonders eigen. Er blickt hier strenger, fast möcht ich sagen bedeutender, als auf den mir bekannten Oelbildern; auch liegt ein großartigerer Zug um den Mund und läßt die sonst darin ausgeprägte Sinnlichkeit nicht so sehr hervortreten. Raphaels innerstem Wesen steht man hier näher, fühlt sich davon wie von Schwingen erfaßt und in höhere Regionen getragen. Der Unfug, der hingegen in ganz Italien mit den Namen unserer großen deutschen Meister aus kompleter Unkenntniß derselben getrieben wird, sollte mir neuerdings sogar hier oben störend auffallen. Im zweiten Kämmerlein starrte mich eine steife „Genitrix Virgo" landsmännisch unschön an und die legen sie unserm Dürer zur Last! Meine Aufmerksamkeit zog aber bald ganz ein kleines Bildchen auf sich, das mich eigenthümlich berührte. Glaubte ich es doch vor wenigen Monaten ruhig

im Basler Museum verlassen zu haben, wo es im Zimmer der Linder'schen Sammlung mich trotz seiner Unbeholfenheit durch die frische Naivetät der Empfindung ganz besonders angemuthet hatte und vollkommen zu meinen Lieblingen zählte! Hier nun stand es in einer Ecke von St. Benedikts Zelle plötzlich wieder vor mir! Mein unterrichteter Begleiter wußte mir nur zu sagen, daß das Bildchen, welches mit rührender Ungeschicklichkeit das Wunder von St. Benedikts Legende erzählt, „wie der heilige Maurus als Knabe auf Befehl des heiligen Benedikt den kleinen St. Placidus aus dem Weiher zieht und dazu im Eifer des Gehorsams ohne Anstand über das Wasser läuft," von Giusti gemalt und seit undenklichen Zeiten Eigenthum des Klosters sei. Täuscht die Erinnerung mich nicht, so fand ich bei genauerer Ansicht, daß das Basler Exemplar größeren Anspruch auf Alter und Originalität wohl machen dürfe als dieses hier und setzte mich darauf beruhigt und hungrig zu Tische. Wie bewährten auch in diesem kritischen Punkte die feinen Benediktiner ihren alten Ruf, und wie mundete die gewürzige Kost nach der vorangegangenen Hungerkur zu San Germano! Obschon nur für den „Fremdling" gedeckt, gestattete die Artigkeit des Klosters Vater Bonifazius nicht, sich zu entfernen. Bald lernte ich ihn durch die rückhaltlose offene Art seines Gespräches hoch achten. Eine Frage folgte der andern; immer lebendiger vertieften wir uns in Materien, die den kirchlichen und politischen Tagesinteressen nahe lagen. Als wir im besten Zuge, unterbrach uns der freundliche Laienbruder, der mich zuerst begrüßt, um dem Pater einen Befehl seines Obern zu bringen und ihn inzwischen bei mir abzulösen, da die frommen Herrn denken mochten, ich sei ihrer Sprache nicht mächtig. Der Gegensatz von dem aufgeweckten, mit allen Schattirungen der Zeitläufe genau vertrauten Benediktiner, dessen Fuß schon zwei Welttheile betreten in christlicher Mission, zu dem einfachen milden Bruder, der mir nun gegenüber saß in frommer Bescheidenheit und sich sichtlich anstrengte, zu meiner Unterhaltung beizutragen, konnte nicht größer sein!

Und so erzählte er mir denn, daß er aus Rheinerz in Schlesien gebürtig sei und schon seit zehn Jahren sich auf Monte Cassino befinde. Er meinte kopfschüttelnd: „Es seien schlimme Zeiten! Eigentlich solle der Mensch von nichts wissen, was in der Welt sich ereigne, und nun würden sie dazu gezwungen! Da sei kürzlich erst ein frecher Mensch erschienen und habe auf das neue Edikt sich berufend, die Schlüssel zu den Archiven und allem andern Klostergute begehrt. Der Abt aber, schnell gefaßt, habe erklärt: Keinen Schritt weiter, ehe ihm die besondere königliche Sanktion nicht vorliege. Und somit sei das Unglück für den Augenblick wenigstens abgewendet. Es sei doch viel werth, einen so weisen Abt zu besitzen!" Nun

aber war dem Körper Genüge geschehen, Pater Bonifacius wieder zur Stelle, und von ihm begleitet zögerte ich nicht länger, meine Ungeduld in Besichtigung der Abtei zu befriedigen.

Als ich die Klausur betrat, ward ich in deren Eingang feierlich artig vom Pater Superior nebst mehreren andern Benediktinern begrüßt, die mich den hohen Klostergang hindurch zu ihren Staatsräumen geleiteten. Der mit Arpino'schen Fresken ausgemalte Kapitelsaal war bald gesehen. Die nächste Thüre schon führte in die Bibliothek. Von den seltenen Drucken dieses hohen wohlgefüllten Raumes, dessen weiteres Detail sich dem Zwecke dieser Blätter entzieht, war mir am interessantesten das heilige Offizinio des Durandus im guttenbergischen Drucke vom 6. Oktober 1459.

(Schluß folgt.)

Nachtisch.

(Was kann man durch Dummheit werden.) Ein Herr, der den Bedienten in seinem Armsessel schlafend fand, weckte ihn mit den Worten: „He, er bildet sich wohl gar ein, er sei hier der Herr! Dumm genug ist er wahrlich dazu!"

Als ein Menageriebesitzer bei der Fütterung in den Käfig der Hyäne ging, und ihre Zahmheit produzirte, sagte ein Schusterjunge: „Das ist nichts! Aber wenn meine Meisterin in dem Käfig wäre, so würde er sich wohl hüten, hinein zu gehen.

Ein Kellner hatte beim Serviren das Unglück, einen galanten übelgelaunten Herrn zu stoßen. „Ochs" fuhr der Aufgebrachte ihn an. „Entschuldigen Sie," entgegnete der gelassene Diener, „es passirt gar manchmal, daß einer den andern stößt."

(Uebergroße Höflichkeit.) Ein übertrieben höflicher Mann, schrieb am Schluße eines Briefes: „Entschuldigen, Euer Gnaden, wenn ich bei der heutigen drückend schwülen Hitze, an Sie in Hemdärmeln schreibe.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 51.

Ein Giftmörder.

(Fortsetzung.)

Daß sie verloren sein mußten, bezweifelte Niemand. Der Aktuar der Providentia schildert sie als ein „merkwürdig gesundes, frisches, schönes, junges Frauenzimmer, dessen Leben tausend gegen eines werth war." Alten Sekretären, die über ihre Brillen weg lächelten, muß es gewesen sein, als habe ein Sonnenstrahl durch das düstere Geschäftslokal gezuckt; sie dachten wohl seufzend, wenn die Antragstellerin ihr Leben auf 50 Jahre versichert hätte, so dürfte selbige Miß Abercrombie noch alljährlich frisch und gesund ihre Einzahlungen in dem Bureau machen, nachdem sie selbst längst heimgegangen und die Inschriften auf ihren Gräbern bereits vom Wind und Regen ausgetilgt wären. — Seltsam, daß Mr. Wainewright diesen außerordentlich nutzlosen Aufwand in einer Zeit machte, zu welcher er tief in Schulden stack und gemeine schmutzige Wucherer jeden Augenblick bereit waren, über ihn herzufallen. Er verbrauchte mehr als je und verdiente weniger. Mit seinen literarischen Freunden Lamb und Reynolds kam er jetzt selten mehr zusammen, und ebenso verhielt sichs mit seinen artistischen Bekanntschaften Fuseli, Rothard, Westall und Lawrence. Eine Krisis schwebte über dem Mann mit den eleganten Liebhabereien. Im August hatte er eine Vollmacht zum Verkauf seiner Möbel im Lindenhaus ausgestellt, und die Pfändung stand bevor. Die Gläubiger konnten jedoch (von der elegant vergoldeten Lampe, den Büchern und den alten Drucken) nur bis zum 20. oder 21. Dezember zurückgescheucht werden.

Auch bei einigen Versicherungsgesellschaften erhoben sich Bedenken, die nicht so leicht zum Schweigen zu bringen waren. Die Imperial-Kompagnie

ließ bei Miß Abercrombie durch ihren Aktuar Mr. Ingall anfragen, „da sie sich nur für zwei Jahre assecurirt habe, so sei wohl anzunehmen, daß sie es gethan, um sich ein Eigenthum zu sichern, das nach Ablauf dieser Zeit ihr zufallen werde.“ — Mrs. Wainewright antwortete darauf, dies sei nicht der Fall, sondern die Assecurirte habe die Absicht, ihrer Schwester eine Geldsumme zu sichern, die sie derselben, wenn sie nach Ablauf dieser Zeit noch lebe, aus einer andern Quelle zufließen lassen könne; sie wisse indeß nichts von den Angelegenheiten ihrer Schwester und müsse daher die Fragen an diese selbst verweisen. Darauf erklärte Miß Abercrombie, daß Mrs. Wainewright den wahren Grund genannt habe.

Durch welche Mittel die Damen bewogen wurden, solche Angaben zu machen, läßt sich nicht einmal errathen. Die Summe von 18,000 Pfunden sollte noch nicht die Grenze der Spekulation sein, denn im Oktober wurde dem Adler das Ansinnen gemacht, die Versicherungssumme um zweitausend Pfunde zu erhöhen, der Antrag aber abgelehnt; das gleiche Schicksal hatte ein Versicherungsantrag auf fünftausend Pfunde bei dem Globe und bei der Alliance. In dem Bureau des Globe wurde Miß Abercrombie, die wie gewöhnlich von Mrs. Wainewright begleitet war, nach dem Zweck der Versicherung gefragt; sie antwortete darauf, sie wisse es selbst kaum und wolle damit nur einem Wunsch ihrer Freunde entsprechen. Als man weiter in sie drang, berief sie sich auf Mrs. Wainewright, welche erwiderte, daß es zu Ordnung einer Geldangelegenheit geschehe; indeß verständen Damen nicht viel von solchen Dingen. Auf die Frage, ob sie schon bei einer andern Gesellschaft versichert sei, antwortete Miß Abercrombie mit nein. Von der Alliance wurde sie auf eine noch schwerere Probe gestellt durch die rücksichtsvolle Güte des Mr. Hamilton, welcher sich nicht mit der Angabe begnügen wollte, daß es sich um einen Prozeß handle, der wahrscheinlich zu ihren Gunsten ausfallen werde; sterbe sie in der Zwischenzeit, so komme das Eigenthum an eine andere Familie, und gegen eine solche Folge wolle sie ihre Angehörigen schützen. „Ich habe übrigens geglaubt,“ fügte die reizbare junge Dame bei, „daß Sie sich nur um meine Gesundheit, nicht um den Zweck der Versicherung zu kümmern hätten.“ Darauf entgegnete Mr. Hamilton mit gedankenvoller Miene: „Eine junge Dame gerade so wie Sie, Miß, kam vor zwei Jahren in dieses Bureau, um eine Versicherung für kurze Zeit zu erwirken, und es war die Ansicht der Gesellschaft, es sei bei ihrem Tod nicht mit rechten Dingen zugegangen.“ — Die arme Miß Abercrombie versetzte: „Ich bin überzeugt, daß Niemand um mich ist, der eine schlimme Absicht gegen mich hätte.“ — Mr. Hamilton erwiderte ernst, er wolle dies wohl glauben; indeß könne er sich mit dem angegebenen Zwecke der Versicherung nicht zufrieden geben, und wenn

sie denselben nicht schriftlich vorlege und die Direktoren sich für einverstanden erklärten, müsse der Antrag zurückgewiesen werden." — Die Damen entfernten sich und die Gesellschaft wurde nicht weiter behelligt; auch erfuhr die letztere nichts weiter von Miß Abercrombie, bis sie hörte, daß dieselbe todt sei und andere Versicherungskompagnien die Ausbezahlung der Beträge beanstandeten.

In der ersten Hälfte jenes Monats verließ Wainewright das ungesunde Lindenhaus und bezog eine möblirte Wohnung bei dem Schneider Nicoll in Konduktstreet, begleitet von seiner Frau, seinem Kinde und seinen beiden Schwägerinnen. Hier gab es noch ein weiteres Rechtsgeschäft für Phöbe, die Ausfertigung eines Testaments, das für unvorhergesehene Fälle Madeleine zu gut kommen sollte. Ohne Zweifel brach über diesen Vorschlag Phöbe in ein helles Lachen aus und legte ihren Abscheu vor den „staubigen alten Advokaten" an den Tag. Doch am 13. erschien sie bei einem Rechtsanwalt, Namens Lys, der ihr fremd war, und verlangte von ihm die Abfassung ihres Testaments, da sie zu verreisen beabsichtige. Der Mann that, wie sie verlangte, und sie unterzeichnete zu Gnnsten ihrer Schwester Madeleine ein Testament, in welchem Mr. Wainewright zum Vollstrecker ernannt werde. Am 14. besuchte sie einen andern, ihr gleichfalls fremden Sachwalter, Namens Kirk, um durch ihn ihre Palladiumpolice auf Mr. Wainewright übertragen zu lassen; dies that Mr. Kirk, indem er das, was Wainewright ihm mit Bleistift vorgezeichnet hatte, mit Tinte überschrieb und die Unterschrift der jungen Dame beglaubigte.

Abends gingen, vielleicht als Belohnung, die beiden Schwestern ins Theater, wobei sie von ihren liebevollen Verwandten Mr. und Mrs. Wainewright begleitet wurden. Trotz des Lauerns der Schuldvögte fiel es dem liebenswürdigen Mann im Schnürenrock nicht ein, sich in seinen Vergnügungen etwas abzubrechen. Es ist in der That hart, daß die Pfleger der Kreditgesetze so wenig Einsicht haben prächtigen, fashionablen Männern gegenüber, die wenig verdienen und viel ausgeben.

(Fortsetzung folgt.)

Monte Cassino.

(Schluß.)

Auf dem Titelblatte steht in besonderen Lettern, daß es zu Mainz von Fustus (Faust, der Genosse Guttenbergs) für das Monasterium von Monte Cassino gedruckt worden sei. Dasselbe las ich auf den Titelblättern

der meisten andern Bücher religiösen Inhalts, was einem das vornehme Ansehen der Abtei aus jenen Tagen recht plausibel zu Gesichte brachte.

Durch breite, hohe Gänge führte der Weg nun zum Refektorium. Das ist ein der Größe der Abtei würdiger Saal! Seine Dimensionen kommen denen einer mittleren Kirche fast gleich und wirken belebend auf den Eintretenden. Einst entsprach dieser riesige Raum nur der Proportion der an seinen Tischen tafelnden Mönche, deren kleine Anzahl sich jetzt bei den täglichen Mahlzeiten darin fast verlieren muß. Im weitgeschwungenen Halbkreise läuft der Tisch auf Stufen erhöht um die fernere Hälfte der Wand, so daß keiner dem andern den Rücken kehrt, alle aber den Vorleser zu sehen vermögen, welcher von hoher Ambone (deren Pult auf einen Marmoradler gestützt rechts in einer Mauernische der halben Saallänge steht und die Jahreszahl 1461 trägt) während der Mahle ihnen auch geistige Speise reicht. Die ganze Breite der hintern Saalwand, wo der Abt seinen Sitz hat, nimmt ein Riesenbild der beiden Bassano (Vater und Sohn) ein, dessen Umfang nur jenem noch immenseren des jüngsten Gerichtes von Tintoretto im Dogenpalaste von Venedig nachsteht. Vollkommen erhalten, stellt es mit warmem Kolorite im obern Theile das Wunder der Vermehrung der Brode, im untern dessen symbolische Anwendung auf St. Benedikt dar. Handgreiflich ist die Fruchtbarkeit seines Wortes geschildert, die von hier, diesem Ursitze desselben, ausgegangen. Lächelnd wies meine Umgebung mir zur äußersten Rechten des Bildes das finstere Profil Calvins, das lebendig hervortritt und mißmuthig diesem Treiben zuschaut, ohne es hindern zu können Wären doch alle Malicen der Menschheit so unschädlich wie diese! An den übrigen Wänden vertheilt hängen die kolossalen Originale von des Kavalerie d'Arpino zwölf Aposteln, die in Mosaik übertragen die Kuppel von St. Peter füllen. Jetzt ging es zum Hauptziele meines Besuches, dem weltberühmten Archive. In drei hohen Gemächern wird es sorgfältig bewahrt, und wie ich eintrat, erschollen die Klosterglocken, um anzuzeigen, daß ein Fremder diesen kostbar bewahrten Schatz betrete. Mahagonischränke nehmen alle Wände ein und sind deren tiefe Schubladen mit Cedernholz gefüttert zur Bewahrung der Pergamente, weil es weder Feuchtigkeit einläßt, noch dem Holzwurme unterliegt. In größter Ordnung sortirt liegen in diesen Laden die alten und ältesten Rollen und Dokumente, wichtige und minder bedeutende Schriftstücke, über die im vorigen Jahrhundert das benediktinische Brüderpaar Federici aus Genua seinen bekannten Inventar mit genauer Inhaltsangabe nebst Bezeichnung des Alters der Manuskripte aufgenommen hat .Inmitten der Säle stehen mit allem Nöthigen versehen, schon einladend die Tische, an denen die Gelehrten, vor allen die Geschichts-

forscher ihre Exzerpte machen, aufs zuvorkommenste von den Mönchen, insbesondere dem Archivare unterstützt, einem noch jugendlichen Pater, der mit ganzer Seele an seinen Schriften hängt und große Gewandtheit im Entziffern der schwierigsten Schriftzeichen besitzt. Besondere Seltenheiten wie des Origenes Originalhandschrift seines Kommentars über den Römerbrief, eine der ersten Abschriften der göttlichen Komödie mit lateinischen Randglossen u. s. w. sind theilweise unter Glas gestellt.

Die schmächtige Gestalt des eifrigen Archivars bewegte sich hier in ihrem Elemente: Leiter auf, Leiter nieder stieg er leuchtend vor Freude, als er mein Interesse gewahrte, um mir bald eine historische, bald eine künstlerische Seltenheit zu zeigen. Nun waren es fein ausgeführte Miniaturen, prunkvoll verbrämte Initialen und die von einem Hildebrand, einem Innocenz oder gar von unsern alten Kaisern unterschriebenen Urkunden, die vor mir lagen, meistens mit trefflich erhaltenen, sorgfältig verwahrten Sigillen versehen. Allein von derartigen Bullen, kaiserlichen Erlassen u. s. w. besitzt das Stift über sechstausend Pergamentrollen, deren älteste von Grimuald v. Benevent stammt. Wunderlich weht es einen aus diesen vergilbten Blättern an, wo ein langer, schwankender steifer Federstrich mit dem Namen der Hand, die ihn einst geführt, jene ganze gewaltige Zeit sammt der bedeutenden Persönlichkeit vor Augen zaubert, von der dies flüchtige unbeholfene Merkmal ihres Daseins hier allein geblieben ist! Das ist die Gerechtigkeit der Geschichte; von solchen leben die Namen, von andern nur die Werke fort. Ein großes, von unbekannter Hand mit wundervollen Federzeichnungen geschmücktes Missale liefert an Ort und Stelle gleich den Beweis dafür. Augenscheinlich sollten sie ihrer Anlage nach später illuminirt werden. Vielleicht starb der Künstler darüber? wer wüßte es zu sagen? Ganz versenkt in ihre Arbeit, mit der Verherrlichung ihres Glaubens beschäftigt, leisteten die Urheber solcher Werke alles nur ad majorem Dei gloriam. Daher der geheimnißvolle Zauber, der ihre Persönlichkeit meist in so bescheidenes Dunkel hüllt! Stunden waren auf diese Weise unbemerkt vergangen. Jetzt beschlossen wir den Rundgang des Archivs (von dem, wie ich vernehme, eine Menge wichtige Schriften schon nach dem Vatikan gewandert sind), um dem kleinen Privatseminar (das seitdem obrigkeitlich aufgelöst worden) und den übrigen weitverzweigten Räumen des komplizirten ausgedehnten Baues die übrige Zeit zu widmen.

Die ganze Schaar kleiner Kuttenträger kam uns gerade freundlich grüßend entgegen. Pater Bonifazius hatte sie unter seiner speciellen Obhut. Man sah ihnen die vernünftige nichts weniger als kopfhängerische

Leitung an; deßgleichen schienen sie mit offenbarer Vorliebe an ihrem biedern Führer zu hängen. Die Zellen der größeren Zöglinge sahen sehr wohnlich und studiermäßig aus; die der kleineren glichen übergitterten Vogelkäfigen. Im Ganzen mochten es etliche zwanzig Schüler sein. Ueberall war für Luft und Reinlichkeit gesorgt, aus jedem Fenster ein zauberhafter Blick und das noch vollständiger auf der offenen Galerie am Ende des Ganges dieser Abtheilung, von wo aus das Liristhal nur mehr einen Theil der unbeschreiblichen Aussicht bildet, die man von dieser Höhe genießt, denn unbegrenzt fast schweift das Auge von einem Höhenzuge zum andern! Während die Apeninnen in ihren Verzweigungen sich hier trennen, dort einen und thürmen und also sich gen Süden in der Ferne verlieren, sieht man weit drüben über der vom Garigliano klar durchschlungenen Thalebene Gaëta emporsteigen und am blauen Horizonte den Ocean erglänzen! Vorher war ich schon im Musikzimmer gewesen, das nichts Sonderliches bot außer der in ihren Harmoniefolgen wirklich ansprechenden Komposition eines Ave Maria des Pater Bonifacius, die er uns recht gewandt vorgetragen. Nun sollte ich noch den musikalischen Stolz der Abtei, den Pater Don Placido Abela, kennen lernen, von dem ich schon im Nagel rühmlich reden hören. Endlose Gänge auf und nieder brachten uns endlich zu seiner Zelle. Ein munterer, etwas augenleidender kleiner alter Herr kam uns lebhaft entgegen und gab den Musiker von Fach durch sein Auftreten vom ersten Momente an zu erkennen. Eine echte Künstlerseele guckte aus diesem bewegten Gesichte. Don Placido war gerade ganz besonders guter Laune durch ein kürzlich erhaltenes Schreiben Rossini's, das er mir auf Zureden seiner freundlichen Kollegen nicht nur zu lesen, sondern abschriftlich zum Andenken mitgab. Darauf holte er mir das Originalmanuskript von Pergoleses Stabat Mater herbei mit allen Korrekturen, wie der Meister sie selbst darin angegeben. Er sagte, die musikalische Bibliothek sei an Manuskripten guter Meister ziemlich reich, und lud mich sehr zu längerer Wiederkehr ein, um seine Lieblinge zu studiren, indem er mir sagte, Thalberg sei schon öfters auf länger bei ihnen gewesen und habe mit Vorliebe auf ihrer großen Orgel gespielt; ich solle bei meiner Rückkehr nach Rom doch auch Liszt zu einem Besuche bereden, sie wollten den großen Mann gewiß über alles ehren und sich seiner Gegenwart gleich eines Festes freuen. Damit legte er eine Partitur seiner letzten Messe auf den Klavierpult, die in der That (soviel flüchtig zu bemerken war) wenigstens ernst und kirchlich gearbeitet schien und gewiß vollkommen das von Rossini gespendete Lob verdient.

In dem kontrapunktischen Germanien ahnt man aber kaum das Verdienst und die Bedeutung einer solchen soliden Richtung, die in dem leicht-

fertigen Treiben der ganzen jetzigen italienischen Tonkunst wohl isolirt steht. Die Ehrfurcht gebietenden Werke eines Palestrina und seiner Zeit sind den heutigen Italienern chinesische Räthselspiele, die keiner weder Lust noch Ausdauer genug hat, zu lösen. Deßhalb besitzt Pater Abela die doppelte Achtung aller, die diese Zustände kennen, und ich ließ mich aus seinem behaglichen Studirzimmer (daran erst seine Schlafzelle stößt) gern nach der Kirche ziehen, wo er bald in vollen Tönen auf der Orgel präludirte und sich in recht gelungenen Phantasien erging. Die Zeit drängte. Heute war mir nur beschieden, zu nippen an dem Reichhaltigen, was geboten. Ich stieg noch hinab in die Gruft der Abtei. In der schmucklosen einsamen kleinen Grabkapelle bezeichnet nur ein großer viereckiger Stein im gepflasterten Boden den Fleck, der jedesmal geöffnet wird, um einen neuen Gast zu empfangen. Am Altare ruhen die Aebte, aber auch sie ohne jede individuelle Auszeichnung. Mir fröstelte Angesichts dieser endlosen Knochenhügel, die ich mir da unten angesammelt dachte, des Staubes so vieler hunderte und tausende von Männern, die, durch ein und dasselbe Gelübde gebunden, trotz dem Gange der Zeiten in unveränderter Form hier gelebt und geendet haben. Welche Leidenschaften, welche inneren Kämpfe und Zwiespalte mögen hier zur Ruhe gekommen sein, aber auch wie manch friedliche Existenz dazwischen versöhnend liegen! Die feuchte Moderluft trieb mich düster gestimmt zurück.

Pater Abela ließ sich in seinen Schnurren darum nicht stören und schlug den Anderen vor, mich zum Abschied auf die Loggia del Paradiso zu geleiten. Wie Jehovah Moses vor seinem Ende den Einblick in das gelobte Land eröffnet, so däuchte mir das Schauspiel, das sich von dieser hohen Terrasse über den Bogengängen des Klosterhofes vor meinem Scheiden bot; eben tauchte die Sonne im fernen Westen unter; ihre letzten Strahlen ruhten noch auf den Höhen und übergossen die ganze Bergkette, die sich unter der Abtei, neben und hinter ihr bald höher, bald niederer, grandios dahinzieht, mit so tiefem Pupur, daß es wahrem Alpenglühen glich.

Tief unten in den Thälern lagen schon graue Schatten, nur wir auf unserer Loggia des Paradieses waren noch von Glanz und Licht umflossen und schwebten gleichsam in den Lüften frei, wie der Adler allem Erdenweh und Erdenleid für solche Augenblicke wenigstens entrückt. Von den zahllosen Burgen, die einst Monte Cassino's Macht weithin verkündet, spähte ich vergeblich im ausgedehnten Liristhale mehr als die kümmerlichsten Reste zu entdecken. Anfang und Ende reichen sich so die Hände; die Auswüchse des feudalen Mittelalters werden darüber vergessen, und dankbar nur gedenkt man dessen, was der Fleiß, die Tüchtigkeit der Nachfolger St. Benedikts hier geleistet und der Nachwelt erhalten haben. Mit dem

Sturze des Römerreiches entstanden, schwingt Monte Cassino sich trotz der schwersten Zeitläufte bis zur höchsten Blüthe auf. Benedikt, Desiderius sind sein Doppelgestirn; muthig kämpft es sich bis zur Neuzeit durch, um beim Morgendämmern eines sich neu ankündenden Römerreiches nach vollendetem Tagewerk ruhig unterzugehen. Die Existenz von Monte Cassino bezeichnet in ihren 13¼ Jahrhunderten gerade die Dauer der Fremdherrschaft in Italien. Mit ihr gestiegen, durch die Gunst unserer deutschen Kaiser vornehmlich zu Ansehen und Reichthum gelangt, mußte es den allgemeinen Gesetzen der Natur gemäß mit ihr auch wieder fallen. Ehre seinem Andenken und Friede den Trefflichen, die es so würdig zu Grabe tragen!

Nachtisch.

Ein Mann beobachtete im Vorbeigehen an einem Kürschnerhaus, daß beim Ladenschlusse das als Aushängeschild dienende Bärenfell wahrscheinlich aus Versehen hängen geblieben sei. Nach wiederholtem Läuten an der Hausthürglocke wurde endlich geöffnet und die Frau des Kürschners rief barsch: „Was will man denn?" Der Mann entgegnete ganz artig: „Madame entschuldigen, ihre Haut hängt noch unten."

(Das wörtliche Verhalten.) Ein Arzt verordnete einem Kranken, Pillen in Wasser zu nehmen. Dieser setzte sich in eine Badwanne und nahm die Pillen ein.

Bei Gelegenheit eines Viehmarktes entkam einem Bauern sein Ochse und durchrannte in wilden Sprüngen die Straße. Ein feiner, junger Herr, der ihm entgehen wollte, trat mit den Worten in einen Kaufladen: „Verzeihen Sie mein Herr, ein Ochse kommt."

Ein Söhnlein ging mit seinem Vater bei einem Galgen vorbei. „Was ist das für eine Stellage?" fragte das Söhnchen. — „Daran hängt man die armen Sünder am Halse auf, bis sie todt sind," erklärte der Papa. — „Die armen Sünder," fuhr das Söhnchen fort, „wo hängt man denn die reichen hin?"

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 52.

Ein Giftmörder.

(Fortsetzung.)

Das Theater ist entzückend. Nach demselben halten sie einen Austernschmaus, und Mr. Wainewright erweist sich heiterer und witziger als je. Nachts jedoch wird Miß Phöbe krank; augenscheinlich hat sie sich auf dem weiten Gang vom Drurylanetheater nach Haus in dem nassen windigen Wetter erkältet. Im Haus herrscht großes Bedauern, und Mr. Wainewright erkundigt sich alle Augenblicke an der Thüre nach ihrem Befinden. Zum Diner steht sie auf; da sich aber die Sache in zwei oder drei Tagen nicht geben will, so wird Doktor Locock herbeibeschieden. Mr. Wainewright, der sich auf alles, darum auch auf solche Dinge versteht, verordnet ihr, ehe nach dem Doktor geschickt wird, einen schwarzen Trank. Der Doktor ist freundlich und theilnehmend, macht indeß nicht viel aus der Krankheit und verschreibt die einfachsten Mittel. Da es am siebenten Tag noch immer nicht besser werden will, so gibt ihr Mr. Wainewright, ungeduldig über den Arzt, ein Pulver, das sie in einer Gelée nimmt. Darauf wird es entschieden besser und das Deliriren hört auf; sie befindet sich überhaupt so ordentlich, daß Mr. Wainewright seiner Frau einen artistischen Ausflug vorschlägt, um der Kranken Gelegenheit zu ungestörtem Schlaf zu geben. Das Ehpaar entfernt sich um 12 Uhr. Gegen zwei wird Phöbe von heftigen Krämpfen befallen. Doktor Locock, der bei den Versicherungscertifikaten eine Rolle gespielt, wird sogleich herbeigerufen. Wie der Arzt erscheint, hat sich der Anfall gelegt; aber die Kranke klagt über schweren Druck im Kopf. „Oh, Doktor, ich sterbe!" sagte sie. „Diese Schmerzen bringen mich um. Ich bin überzeugt, daß ich nicht wieder aufkomme." Der Doktor antwortet, es werde schon besser werden. Sie ruft: „Meine arme

Mutter — oh, meine arme Mutter!" Wie der Doktor sich entfernt, liegt sie ruhig da; dann sagt sie, es sei ihr, als gehe ein kleiner Knabe, der nicht herein gehöre, durch das Zimmer, fängt an zu weinen und bricht abermals in Konvulsionen aus.

Eine Dienstmagd, die zwanzig Jahre bei Doktor Griffiths gelebt und Mr. Wainewright von Kindsbeinen an gekannt hatte, sandte sogleich in die nächste Apotheke, von der aus man einen Mr. Hanks hersandte; dieser sah Miß Abercrombie in ihrem Anfall. Sie hatte zu Doktor Locock gesagt: „Doktor, ich war im Himmel und Sie haben mich auf die Erde zurückgebracht." Hanks reichte ihr in Gegenwart des Doktor Locock, der inzwischen erschienen, eine Arznei; die Konvulsionen gingen vorüber und die Aerzte entfernten sich. Bald nachher trat ein neuer Anfall ein, und um 4 Uhr verschied sie.

Wer malt das Entsetzen, den Schmerz des Mr. und Mrs. Wainewright, als sie zurückkamen und das schöne Mädchen, das vor einigen Tagen noch frisch, fröhlich und muthwillig gewesen, todt fanden? — Als Doktor Locock mit traurigem Herzen das Haus verließ, in dem er jetzt nutzlos geworden, begegnete er Mr. Wainewright, der, heiter und wohlgemuth ein Liedchen vor sich hinsummend, nach Haus zurückkehrte. Der liebevolle Verwandte zeigte bei der traurigen Kunde eine tiefe Erschütterung und fragte den Arzt, was er von der Todesursache halte. — „Etwas im Gehirn", antwortete Doktor Locock und erbat sich, den Kopf zu öffnen, ein Vorschlag, auf den Mr. Wainewright bereitwillig einging. Am andern Tag fand die Oeffnung des Schädels durch Mr. Hanks statt, und die Aerzte fanden als, wie ihnen schien, ausreichende Todesursache eine beträchtliche Menge Wasser in den Häuten der Schädelbasis; dieser Erguß, der auf das verlängerte Mark einen Druck übte, bewirkte nach der Ansicht der Techniker die Konvulsionen, welche den Tod herbeiführten. Austern haben schon oft bei reizbaren Konstitutionen ähnliche Zufälle veranlaßt und die Durchnässung der Füße vielleicht die Konstitution schwach und empfindlich gemacht.

Zwei Tage später fand eine weitere Untersuchung der Leiche statt, welche diesmal namentlich den Inhalt der Gedärme betraf. Es fand sich nichts vor, was den Tod hätte erklären können, jenen Wassererguß in der Schädelbasis ausgenommen. An einzelnen Stellen erschienen zwar die Blutgefäße stärker injicirt, als gewöhnlich: doch ähnliches konnte man bei plötzlichen Todesfällen häufig bemerken. Die Magenschleimhaut zeigte einige leichtgeröthete Stellen, doch das war alles.

Der plötzliche Todesfall gab mit einemmal den geheimnißvollen Versicherungsgeschäften eine neue, ganz unerwartete Bedeutung. Es sollten jetzt an den von Gläubigern bedrängten und etwas desperaten eleganten

Mann achtzehntausend Pfunde ausbezahlt werden. Einen Theil des Geldes hatte er als Vollstrecker von Phöbe's Testament zu beziehen, und zwei Policen waren ihm unter dem geheimen Einvernehmen cedirt, daß die betreffenden Versicherungssummen Madeleine zu gut kommen sollten.

Bald erhob sich ein unchristlicher Argwohn, der nach Mr. Wainewright natürlich nur diejenigen schänden konnte, die ihn hegten. Sämmtliche Versicherungsgesellschaften wurden wüthend über den Verlust, welcher ihnen der Tod des armen Mädchens bereitete, und verweigerten schändlicherweise die Bezahlung. Die Krisis kam: doch Wainewright war zu arm, um zuzuwarten und seine Ansprüche auf dem Rechtswege zu verfolgen; er zog sich daher heimlich nach dem freundlichen Asyl Frankreich zurück, wo man lebt und leben läßt, wo der Bordeaux entzückend wohlfeil ist, wo man immer eine sonnige Luft hat und wo man zwar mageres Fleisch essen muß, dafür aber nicht viel zu bezahlen braucht.

Nach vielen Zögerungen, die hauptsächlich durch die Verhandlungen vor den Billigkeitsgerichten herbeigeführt wurden, kam die Frage über die Giltigkeit der Policen vor das Schatzkammergericht, welchem Lord Abinger präsidirte. Dies geschah am 19. Juni 1835. Mr. Wainewright als Testamentsvollstrecker der Miß Abercrombie klagte gegen die Imperial-Assecuranz auf Ausbezahlung von dreitausend Pfunden. So außerordentlich auch die Umstände waren, welche die Vertheidigung sich zu nutze machte, stand sie doch nach der Erklärung des Sergeanten Talfourd auf einer schmalen Grundlage, da sie sich bloß auf die Einwendung beschränkte, die Versicherung sei nicht, wie angegeben worden, durch Miß Abercrombie in ihrem Interesse, sondern durch Mr. Wainewright und auf dessen Kosten zu eigenen Zwecken eingegangen worden, wobei sich erstere falsche Angaben in Betreff der Versicherung bei andern Gesellschaften erlaubt habe. Im Falle die Versicherung wirklich ihr galt, war natürlich die Todesursache ein unwesentliches Moment.

Lord Abinger, um seiner Geneigtheit willen bekannt, eine Sache nicht aufs äußerste treiben zu lassen, lehnte es ab, auf die Todesursache einzugehen, und deutete an, daß die Vertheidigung nur sich selbst schade, wenn sie unerweisbare Unterstellungen eines verbrecherischen Handelns vorbringe.

Sir William Follet vertrat den Kläger, der Staatsanwalt Sir F. Pollock und Mr. Thesiger die angeklagte Gesellschaft. Der wirkliche Kläger war nicht Mr. Wainewright, sondern Mr. Wheatley, ein achtbarer Buchhändler, der die Schwester der Verstorbenen geheirathet hatte. Die Geschworenen, welche die Abneigung des Richters theilten, auf das Protokoll eines Untergerichts hin einem Kläger die allerschwerste Schuld beizumessen, und vielleicht sich kaum klar waren, wie sie für den unterstellten Antrag auf

anderem Weg ein begreifliches Motiv finden könnten, vermochten sich nicht zu einigen und mußten ohne Abgabe eines Wahrspruches entlassen werden. Soviel war indeß jedermann klar, daß es sich hier um ein schnödes Spiel handelte. Der Prozeß wurde am 3. Dezember vor demselben Richter abermals verhandelt, wobei sich der Anwalt für die Vertheidigung enthielt, den furchtbaren Bezicht anzuregen; jetzt erhielt er ohne Anstand einen Wahrspruch zu Gunsten seiner Partei, sanctionirt durch den offenen Beifall des vorsitzenden Richters. Mittlerweile (erzählt Sergeant Talfourd) hatte Mr. Wainewright, der sein Weib und Kind in London zurückgelassen, sich in das gastliche Vertrauen einer in Boulogne lebenden englischen Familie eingeschlichen. Während er sich dort aufhielt, ging der Pelikangesellschaft ein Versicherungsantrag auf das Leben seines Wirthes zu und wurde, da das ärzliche Gutachten günstig lautete, angenommen. Das Bureau erhielt jedoch nur eine einzige Einzahlung, denn der Versicherte überlebte die Ausstellung der Police nur um einige Monate und starb nach kurzer Krankheit unter Erscheinungen, welche auffallenderweise eine große Aehnlichkeit hatten mit den Symptomen, die man beim Verscheiden des Doktor Griffiths, der Ms. Abercrombie und der armen Phöbe wahrgenommen. Wie viel sich doch in der Welt ganz in ähnlicher Weise fügen muß.

(Schluß folgt.)

Todt und lebendig.

Ein Schwank.

Tobias Wind war ein blutarmer Schneider, dazu noch verheirathet und immer in Verlegenheit, wie er dem Mangel und den Nahrungssorgen steuern sollte. Etwas leichtsinnig war der Geweihte der Scheere, aber zu bösen Streichen war sein Herz nicht fähig, nein! Dieses konnte ihm Niemand nachsagen.

Eines Morgens hatte er schon in aller Frühe Besuch von Leuten, welche — mahnten. Vorzüglich grob war der Metzger, welcher gar mit dem Schuldthurme drohte und das arme Schneiderlein durch seine Reden und Bewegungen ordentlich in den Harnisch brachte.

„Solch' grobes, malitiöses Volk!“ murmelte Tobias Wind, als die Quälgeister zur Thüre hinaus waren; „welche einfältige Frage: wann ich bezahlen werde? Wann? Das kann morgen, übermorgen, in 2 Jahren sein oder auch gar nicht; das ist am allerwahrscheinlichsten.“

Während er so monologisirte, kam seine Frau Therese oder schlechtweg Röse, in früher Zeit vor der Verheirathung auch Rosa und in zärtlichen

Augenblicken auch Röschen genannt. — Hu! Diese sah heute bitterbös aus und meinte, daß sie wegen der Schuldleute jetzt mit Zittern und Zagen um jede Ecke biegen müsse. — „Schöne Auftritte habe ich erlebt," polterte sie eintretend. „Der Viktualienhändler, der Schuster, der Bäcker haben ein wahres Donnerwetter gemacht."

„Da haben wir alleBeide ein Gewitter gehabt," sprach der Schneider, „das muß heuer ein fruchtbares Jahr werden." Seine Frau legte jetzt die Worte auch nicht auf die Goldwaage, und der häusliche Zwist war fertig. — Nachdem das Weiblein etwas ausgetobt, trat ihr Ehegatte vor sie hin und rief: „Hab' Geduld! ich gehe mit einem Plane um, der mir auch gelingen wird. Gelingt's, dann sind wir aus der Klemme, denn 30—40 Thaler nenne ich dann mein."

„Wie? 30—40 Thaler? Da wäre ja gleich Hülfe. Alles könntest Du freilich nicht bezahlen, aber Du könntest Dich doch mit deinen Gläubigern setzen."

„Setzen? Unüberlegtes Geschwätz. Wie kann ich mich mit meinen Gläubigern setzen? Wir haben blos einen Stuhl, und wenn das lahme Bein bricht, ist das Fallissement da."

„Nein, bei solchen Reden kann kein Glück und Segen einziehen."

„Ach, was Glück! wenn nur erst der Segen des Mansfelder Bergbaues eingezogen ist, dann setze ich mich fest."

„Ja, das glaube ich; bei Biermanns oder im blauen Helme, wo noch Mehrere deines Gelichters einkehren. — Nein! so, so weit ist es mit uns gekommen. Keinen Pfennig Geld im Beutel, keinen Ofen mehr in der Stube, — wahrhaftig! ein Eisbär ist besser daran."

Mit diesen Worten entfernte sich die fast zu Thränen gerührte Ehehälfte. Der Herr Gemahl durchmaß mit großen Schritten die Stube und sprach dann: „Sie hat Recht; es ist eine miserabele Zeit. Ich baute auf die Lotterie. Nichts! gar Nichts! Ich habe eine Niete, und draußen der Pappenmacher soll das große Loos gewonnen haben. — Ganz unwahrscheinlich, ganz widernatürlich; wie kann ein Pappenmacher das große Loos gewinnen! Was soll ich nun anfangen? Die Arbeit ist alle, vorzüglich jetzt in der sauren Gurkenzeit. Es hilft Nichts; ich muß ein kleines Prello versuchen, denn unter der Firma: „Ehrlichkeit" lassen sich jetzt wenige Geschäfte machen. Ich führe einen Putsch aus; Herr Fröhlich ist ein reicher und lustiger Mann; dieser ist dazu erkoren, und ich weiß, daß es ihm auf etliche Thaler nicht ankommt. Zu was auch zögern, zumal in unserer Zeit, wo so viel gefordert und so viel bewilligt wird! Jetzt, wo ganze Völker auftreten und Ansprüche machen, da, dächte ich, wäre es wohl auch einem Schneider erlaubt, so einen kleinen Antrag zu stellen. — Aber wie gelange

ich zum Ziele? — Hä! es fiel mir schon gestern so eine Schnurre aus meiner theatralischen Carriere ein, d. h.: wie ich noch Theaterschneider und Statist war; aus den humoristischen Studien, wo die zwei Studenten den alten Onkel mit dem Todtenscheine prellen. Ich versuche ein Aehnliches mit dem Herrn Fröhlich; ich gehe zu ihm, schnalle mir ein trauriges Gesicht um und erzähle ihm mit gebrochenem Herzen, daß meine Frau gestorben ist. Wenn dieses geschehen, bitte ich ihn um etliche 30 Thaler zum Vergraben. Element! die Sache wird sich machen; ich binde einen Flor um Arm und Hut; er hört mich an, ich weine, schluchze; er fühlt Mitleid, gibt seinem Herzen einen Stoß und — zahlt mir das Geld aus. — Hurrah! der Plan ist fertig, und jetzt rücke ich ihm vor's Quartier."

Er eilte zur Thüre hinaus und hätte beinahe seine Frau umgerannt, welche unterdessen zurückgekehrt und durch die halb geöffnete Thüre das ganze Plänchen erlauscht.

„Was muß ich hören?" rief die Schneiderin. „Ich soll todt sein, ohne darum gefragt zu werden? ohne meine Erlaubniß? — Warte! Dieses Plänchen hast Du nicht für Dich allein ersonnen. Mag es mir der Himmel verzeihen, daß ich zu so etwas die Zuflucht nehme, aber — die Noth bricht Eisen. Wenn ich nur wüßte, wo sich mein Mann hinwenden will; die Stadt ist groß, und eine mitleidige Seele wird sich wohl finden. Halt! wie wäre es, wenn ich meine Schritte zu Herrn Fröhlich lenkte; er ist ein guter Mann. Doch besser ist's wohl, wenn ich mich an seine Gemahlin wende, welche mich seit langer Zeit kennt und mir öfters aus der Verlegenheit geholfen hat. Es bleibt dabei, Madam Fröhlich, ich kehre die Sache um und spreche: „mein Mann ist gestorben."

Madame Wind war eine Frau, von der es hieß: „ich darf nicht lange prüfen und wählen!" Ungesäumt machte sie sich zur Ausführung ihres Entschlusses auf den Weg.

* * *

Was sich der Schneider in der Stille gelobt, war geschehen. Schon befand er sich im Hause des Herrn Fröhlich und stand in dem Vorsaale. — „Da wäre ich denn in den heiligen Hallen," sprach er leise, „wo ich mein Stückchen ausführen will. Ich habe mir's hin und her überlegt, es geht nicht anders, die Armuth drückt gar zu sehr. Nirgends eine Aussicht, überall guckt Küchenmeister Schmalhans in's Haus, — mit einem Worte, ein Hamster auf dem Stoppelfelde ist ein Rothschild gegen mich. Doch still! Jetzt kommt er, nun recht traurig gestellt!"

Herr Fröhlich ließ den bereits Angemeldeten in sein Zimmer kommen, welcher sein Schnupftuch hervorgezogen und seine Thränedrüsen bereits in Contribution gesetzt.

„I, guten Tag, Wind!" ließ sich Herr Fröhlich vernehmen, „woher so früh?"

„Aus meinem Hause, aus dem Hause des Jammers, des Unglücks. Ach! mich hat ein harter, schwerer Schlag getroffen!"

„Nun, was ist denn passirt?"

„Ach! meine Frau, meine einzige Frau, meine innigst geliebte vergeßliche Röse ist gestorben."

„Wie? Seine Frau? nicht möglich! Wenn mir recht ist, habe ich sie noch gestern vor dem Thore nach dem Felde hingehen sehen."

„Jawohl! — Ach! Sie werden sie nicht mehr sehen, sie ist nun in die elysäischen Felder gegangen."

„Erzähl' Er, Wind! auf welche Weise?

„Ach! es war gestern Abend um die achte Stunde, da bekam sie auf einmal einen starken Schwindel, ich achtete aber nicht darauf, weil ich das Schwindeln von ihr gewöhnt war. Die Sache wurde aber immer schlimmer, ich lasse ihr eine Kanne Wein holen, sie trinkt sie glücklich aus, verfällt in große Hitze und fängt in der Phantasie an, furchtbar zu predigen."

„Was? sie trank die Kanne Wein allein aus?"

„Ja! nur ein Glas trank ich davon auf ihre Gesundheit, die aber nicht wieder kommen wollte, denn sie fing an zu taumeln und legte sich ganz. Endlich wurde sie immer schwächer, lallte mit den Augen und starrte mich mit der Zunge an."

„Warum rief Er nicht nach einem Arzte?"

„Ach! dies war zu spät. — Es konnte so ungefähr 9½ Uhr sein, es blies gerade ein Postillon, da war es schon ziemlich alle mit ihr. Ach! da stand sie blos noch mit einem Beine auf der Erde, mit dem andern aber schon im Himmel."

„Und dann?"

„Ja! dann dauerte es nicht lange mehr, sie machte noch eine selige Verbiegung, und — denken Sie sich, wie — der letzte Athem aus war, da . . . . ."

„Nun, was geschah?"

„Da schrie sie noch einmal um Hülfe."

„Wie? sie schrie um Hülfe?"

„Nein! ich habe mich geirrt; sie war noch nicht ganz todt, erst auf einer Seite. Aber kurz darauf, ach! da starb sie ganz und hat mich armen kinderlosen Familienvater zurückgelassen."

„Hm! hm! traurig. Hat sie denn noch Anverwandte? Wenn ich nicht irre, muß noch ein Bruder von ihr leben?"

„Ja! er hat aber auch nur noch das Küchenleben?"

„Was betreibt er denn?"

„Er ist ein Maler."

„Ganz recht, ich besinne mich, ein Viehmaler."

„Ja! ein Viehmaler. Er hat mich auch einmal gemalt."

„Nun, der wird vielleicht das Geld zum Begräbniß vorschießen?

„Vorschießen? — Du lieber Himmel, der hat keinen rothen Heller in seinem Vermögen."

„Man lobt ja aber allgemein das Nachtstück, welches er unlängst gemalt."

(Fortsetzung folgt.)

Nachtisch.

(Unerwartete Lösung räthselhafter Worte.) Vor einigen Jahren wurde in der Bamberger Flur, diesem ächten Kraut- und Rübenlande, gelegentlich einer Canalisirung, die man auf einem Krautacker vornahm, eine Steinplatte aufgefunden, auf der blos die Worte „rotarum senatorum" zu entziffern waren. Ueber die Bedeutung dieses anscheinend bedeutungsvollen Fundes zerbrachen sich gelehrte Alterthumsforscher fast den Kopf; keine der kundgegebenen Ansichten — und deren waren es viele — schien den endgültigen Sieg über die anderen davonzutragen, Die Sache drohte hitzig zu werden. Da erschien endlich ein deus ex machina und löste mit Meisterhand diesen gordischen Knoten. Ein alter Praktikus erklärte nämlich diese beiden zweifelhaften Worte „rotarum senatorum" für deutsche, im reinsten „Gärtnerdialekte" gesprochen: „rota rum sen a to rum (d. h. rothe Rüben sind auch da herum). Der Streit ward hiedurch beendet.

(Styl-Proben aus den „Neuesten Nachrichten".) Verschiedene Putzsachen werden wegen Gesundheitsumständen gegen baare Bezahlung öffentlich versteigert. — Eine sehr große Gasthausköchin vom Lande, erst hier angekommen, empfiehlt sich 2c. 2c. — Ein Malerrecht ist wegen vorgerückten Alters zu verpachten. — Eine geschickte Köchin sucht einen Dienst bei einer Herrschaft, die sich der häuslichen Arbeit unterzieht. — Grünes Futter für Milchleute. Zu erfragen Löwengrube Nr. 4, 1 Stiege.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 53.

Ein Giftmörder.

(Schluß.)

Und nun sehen wir uns genöthigt, plötzlich die Maske abzuwerfen und gegen das Entzücken der Boudoirs und Salons von Mayfair zu kehren, den Burschen am Kragen zu packen und ihn für einen Giftmischer zu erklären — für einen der grausamsten, schlauesten und erfolgreichsten geheimen Mörder seit den Tagen der Borgias. Es ist jetzt wohl bekannt, daß er stets einen Ring trug, in welchem er Strychnin mit sich führte, ein pflanzliches Alkali, der Frucht von Arychnos nux vomica entnommen, von dem ein halbes Gran, in den Kehlkopf eingeblasen, ein Kaninchen binnen zwei Minuten tödtet. In der Nacht, in welcher der Norfolker Gentleman zu Boulogne starb, hatte Wainewright darauf bestanden, für seinen Freund den Kaffee anzufertigen, und das Gift dem Zucker beigemischt. Vorher war es ihm gelungen, der Tochter seines Freundes eine Neigung einzuflößen und einen allgewichtigen Einfluß im Haus zu gewinnen.

Nachdem er die Versicherungssumme eingestrichen, verließ er Boulogne und wanderte in Frankreich umher, zog aber die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich und wurde, weil er unter falschem Namen reiste, festgenommen. Man fand ihn im Besitz von Strychnin, was, obschon keine besondere Anklage gegen ihn vorlag, Anlaß gab, daß er in Paris sechs Monate im Gefängniß bleiben mußte. Nach seiner Befreiung wagte er es, nach London zurückzukehren, wo er bald nachher von dem Polizeibeamten Forester verhaftet wurde auf den Grund verübter Fälschung.

Am 5 Juli 1837 (sieben Jahre nach dem Tode der Miß Abercrombie) stand Wainewright, damals 42 Jahre alt, „ein Mann mit Schnurrbart

und gentlemanischem Aussehen," vor den Schranken des Centralkriminalhofs wegen Fälschung gewisser Vollmachten zum Ausverkauf von Bankaktien im Werth von zweitausend zweihundert und fünfundzwanzig Pfunden, welche bei seiner Heirath ihm und seiner Frau als unveräußerlich zugeschrieben worden waren. Dies war damals ein Capitalverbrechen; allein da die Bank keine Todesstrafe veranlassen wollte, so gab er auf den Rath seines Rechtsgelehrten unter fünf Klagepunkten für zwei von untergeordneter Bedeutung seine Schuld zu und wurde daher nur auf Lebenszeit deportirt.

Sobald die Hauptversicherungsgesellschaften erfuhren, daß Wainewright wegen Fälschung zur Deportation verurtheilt sei, beschlossen sie, sich mit dem Elenden in Unterhandlungen einzulassen, um von ihm gewisse, für ihre Interessen werthvolle Bekenntnisse zu erzielen, indem sie nicht zweifelten, daß er sich für eine Geldberücksichtigung dazu heranlassen dürfte. Nachdem er den Handel geschlossen, entsprach er dem Ansinnen bereitwillig genug. Er befand sich zu jener Zeit in einer Zelle von Newgate, die er mit einem Mauerer und einem Gassenkehrer theilen mußte. Nachdem ihm der Agent der Versicherungsgesellschaften entlockt hatte, was er zu wissen wünschte, bemerkte er zum Schluß gegen den Verbrecher: „Es wäre nutzlos, Mr. Wainewright, mit Ihnen von Menschlichkeit oder von göttlichen und menschlichen Gesetzen zu sprechen: allein ist Ihnen nicht schon der Gedanke gekommen, daß selbst vom Standpunkt bloßer Spekulation aus betrachtet das Verbrechen ein schlechtes Geschäft ist? Sie sehen, wohin es führt. Ich begegne Ihnen in einem elenden Gefängniß, in dem Sie als ein herabgewürdigter Verurtheilter sitzen." Wainewright drehte seinen Schnurrbart und erwiderte: „Ihr Cityleute macht euere Spekulationen und müßt euch den Erfolg derselben gefallen lassen; die einen gelingen, die anderen schlagen fehl. Mir ist zufällig das letztere, aber auch das erstere begegnet; dies macht den ganzen Unterschied zwischen uns aus. Aber eines will ich Ihnen namhaft machen, was mir bis zum letzten Augenblick gelungen ist. Ich war entschlossen, mein ganzes Leben über die Stellung eines Gentleman zu behaupten. Dies habe ich immer gethan und thue es noch jetzt. Es ist an diesem Platz Brauch, daß von den Insassen einer Zelle am Morgen abwechselnd jeder das Auskehren besorgt. Ich bin hier mit einem Maurer und einem Gassenkehrer eingeschlossen; allein bei Gott, keiner hat es noch gewagt, mir den Besen anzubieten."

Als er bei derselben oder bei einer anderen ähnlichen Gelegenheit gefragt wurde, wie er es über sich habe gewinnen können, das arme Mädchen, das ein so unbedingtes Vertrauen in ihn setzte, zu ermorden, besann er sich einen Augenblick und antwortete dann mit einem kalten Lachen: „Bei meiner

Seele, ich weiß es selbst nicht, es müßte denn sein, daß ihre Beine zu dick waren."

Einen unausstehlicheren Schurken hat die Erde nie getragen. Er pflegte ein Tagbuch zu führen. Die Versicherungsgesellschaften kamen in den Besitz desselben durch den schlauen Zug, daß sie in einem französischen Gasthaus, welches er verlassen, ohne seine Zeche zu berichtigen, die Rechnung zahlten und sich dafür die zurückgebliebenen Effekten ausfolgen ließen. Es ist nicht möglich, von diesem dämonischen Dokument eine Beschreibung zu versuchen; es enthielt eine Art Register über die Details seiner Verbrechen und war mit einer wohllüstigen Grausamkeit, einem eckelerregenden Jubel geschrieben, würdig der kranken Eitelkeit eines solchen Ausbundbösewichts.

Inzwischen (erzählte Sergeant Talfour in seiner Darlegung des Falles) that Mr. Wheatley, der Gatte von Miß Abercrombies Schwester, Schritte, um den Versicherungen im Interesse Madeleine's Geltung zu verschaffen. Dieß veranlaßte den boshaften Schwager, mit den Versicherungsgesellschaften Unterhandlungen einzugehen, welche den Zweck hatten, Bemühungen zu vereiteln, die so wenig in seinem Plane gelegen; auch hoffte er durch Vermittlung der Assecuranzbanken eine Milderung der über ihn verhängten Strafe zu erwirken. In letzterer Beziehung sah er sich allerdings schwer getäuscht; denn obschon die Bankdirektoren ihrer Zusage nachkamen und sich an das Ministerium wendeten, hatte dies statt einer Strafminderung den Befehl zur Folge, den Verurtheilten in Eisen zu legen und in der Susanna, einem Schiff, das für den Transport von dreihundert Verbrechern bestimmt war, nach dem Strafplatz abzuführen.

In Newgarte benahm sich der liebenswürdige Mann großartig, indem er den Dichter, den Philosophen und Martyrer spielte. Besaß er nicht eine Seele, deren Nahrung Liebe war und die sich nur in der Kunst, in der Musik, im göttlichen Gesang und in der noch heiligeren Philosophie äußerte? Als er aus dem Raum des Deportirtenschiffes schrieb, um sich zu beklagen, daß man ihn mit Ketten belastet hatte, bediente er sich der Worte: „Man hält mich für einen Desperado. „Ich, der Freund der Dichter, der Philosophen, der Künstler und Musiker, ein Desperado! Man lächelt darüber. Nein, — ich denke, man wird Mitgefühl haben mit einem Mann von der Erziehung eines Gentleman, der zur Genossenschaft von gemeinen Strolchen und Bauerntölpeln verdammt ist."

Im Jahr 1842 wurde der Dandy-Deportirte wegen leidender Gesundheit in das General-Hospital von Hobart-Town versetzt, in welchem er einige Jahre verblieb. Während seines Aufenthaltes im Spital richtete er an den Gouverneur Sir Eardley E. Wilmot ein Gesuch, in welchem er

um Ertheilung eines Ticket of leave (Urlaubspaß) bat; die Bitte wurde als unverträglich mit der Parlamentsakte lakonisch abgeschlagen; das Schriftstück selbst aber wimmelt von Unschuldsbetheuerungen, bombastischer Hervorhebung seiner Leistungen und spricht von den großartigen Produktionen, die noch in seinem schöpferischem Geiste gähren. „Alle diese Schriften sind vorbereitet," schließt er, „und eine davon befindet sich bereits unter der Presse. Stellen sich Eure Excellenz meine wirkliche Lage während der abgelaufenen sieben Jahre vor. Ohne Freund, ohne guten Namen (den Athem des Lebens), ohne die Kunst (den Brennstoff für mich), gequält von Erinnerungen und Ideen, die um äußere Formung und Realisation ringen, abgeschlossen von jeder Erweiterung des Wissens und der Gelegenheit beraubt, eine bildende oder auch nur eine anständige Sprache zu hören. Haben Sie Mitleid mit mir, Excellenz, und versetzen Sie mich in die Lage, meine Augen zu schützen gegen den Anblick des Lasters in seiner empörendsten und schmutzigsten Phase, meine Ohren gegen den Jargon von Unflätherei und Gotteslästerung, der selbst den Cynismus eines Parny empören würde. Wohl mag das Haften an der Hefe eines schmalen Lebens als schnöde und unmännlich, als unwürdig einer edlen Abkunft erscheinen; aber, Excellenz, der unglückliche Verbannte hat ein Kind, und die Eitelkeit (geweckt durch das Lob eines Flaxmann, eines Charles Lamb, eines Stothard, Westall, Delaroche, Cornelius, Lawrence und des von ihm angebeteten Fuseli) flüstert ihm zu, daß dem Verehrer des Idealen noch ein anderer Ruf vorbehalten sein dürfte, als der eines Faussaire. Sieben Jahre eines musterhaften Verhaltens mögen wohl eine Bürgschaft geben, daß die ertheilte Gnade nie mißbraucht werden wird von Euerer Excellenz unterthänigstem unglücklichen J. G. Wainewright."

Nach der Entlassung aus dem Spital that sich der Giftmischer mit den eleganten Manieren als Maler in Hobart Town auf, wo noch Skizzen von ihm existiren. Seine Unterhaltung mit den Damen, die ihm saßen, war oft undelikat. Ein Artikel in einer Melbourne-Zeitung vom 6. Juli 1847 sagt über diesen gefährlichen Elenden: „Er sah selten Jemand in's Gesicht. Seine Unterhaltung und sein Benehmen war im höchsten Grade gewinnend; er übersah sich nie im Trinken, war aber doch eine grob sinnliche Natur und ein Opiumesser. In moralischer Beziehung stand er auf der niedrigsten Stufe. Seinem Charakter wohnte eine eingefleischte Bösartigkeit inne, die fast bis an die Grenzen des Mordes streifte, wie es denn auch ihm die größte Lust bereitete, Personen, die sich ihm freundlich erwiesen, zu verrathen. Einen Beweis von seiner teuflischen Bosheit gibt ein Vorfall aus der Zeit, als er sich noch im Spital befand. In dem Spital lag ein Deportirter auf den er einen Groll hatte, auf dem Sterbe-

bette. Als die Extremitäten desselben zu erkalten begannen, glühten bei dem Anblick dieses Zeichens eines nahenden Todes Wainewrights Schlangenaugen von einem unterirdischen Feuer; er schlich an das Lager des Mannes und zischte demselben frohlockend in's Ohr: „Elender, du stirbst. In vierundzwanzig Stunden ist deine Seele in der Hölle, und diese meine Arme (er streifte sie bis zu den Ellenbogen auf) werden in deinen Eingeweiden wühlen, wenn man deinen Leib secirt."

Dies charakterisirt die satanische Bosheit des vierfältigen Mörders, dem noch außerdem zwei Vergiftungsversuche gegen Personen, die ihm anstößig geworden waren, zur Last fallen. Selbst in jenem befleckten Erdwinkel wurde er gefürchtet, gehaßt und gemieden. Sein einziger Freund und Gefährte war ein Kater, dem er eine eigentlich sentimentale Zuneigung erwies. Im Jahre 1852 traf dieses gentlemanische Ungeheuer plötzlich ein Schlagfluß; er hatte seine Opfer um sechzehn Jahre überlebt.

Vielleicht hat nie eine schwärzere Seele ihren Körper verlassen, als an dem Tag, an welchem der Giftmörder Wainewright zur Rechenschaft abgerufen wurde. Sergeant Talfourd sagt über ihn: „Sicherlich bietet selbst der abenteuerlichste Roman, in welchem sich der in den Kreisen von Palermo oder Neapel gefeierte Cavalier plötzlich als Bandit und Dämon der Wälder entpuppt, keinen so schroffen Gegensatz, als in Wainewright der äußere und innere Mensch.

Sir Lytton Bulwer hat in seinem ergreifenden Roman Lucretia dieses Ungeheuer in der Figur des Gabriel Varney verewigt.

Todt und lebendig.

(Fortsetzung.)

„Ach, was Nachtstück! hätte er sich lieber ein Frühstück gemalt. Ich sage Ihnen, der ist ganz herunter, und seitdem sein ältester Junge gestorben, hat er nicht einmal einen Pinsel mehr."

„I, der arme Mann! er dauert mich."

„Deshalb ist mir alle Hülfe abgeschnitten, und ich faßte in der Verzweiflung den Gedanken ....

„Nun, Er will sich doch kein Leid anthun?"

„Gott bewahre! Ich wollte Sie um etliche Thaler zum Begräbniß bitten, denn ich bin so pauvre, daß ich nicht einmal meiner Frau ein Frühstück ..."

„Was, ein Frühstück?"

„Ach! Sie haben Recht! der Schmerz, der große Verlust, er macht

mich ganz dubiös. Ich finde keine Worte! Bedenken Sie meine Noth, meine schauderhafte Lage."

Hier ließ ihn der Schmerz nicht weiter sprechen; alle Thränendrüsen waren in Thätigkeit, so daß Herr Fröhlich sich ihm mitleidsvoll näherte und rief: „Tröste Er sich. Fügung des Schicksals. Ich erkenne sehr wohl die trübe Lage. Wie viel braucht Er wohl?"

„Tausend Dank, mein guter Herr Fröhlich! Es heißt zwar: umsonst ist der Tod; der Todtengräber wird das Grab aber wohl nicht zu seinem Vergnügen machen. Ach! wenn ich einmal sterben sollte, ich gehe auswärts. — O Je! meine arme, gute Frau!"

Der alte Papa war tief gerührt und murmelte bei Seite: „Es hilft nichts, ich muß . . ." — Er ging in sein Zimmer.

Jetzt blickte der Schneider auf, sein ganzes Gesicht erheiterte sich. — „Was? er ist hinweg? Meiner Seel', er beißt an," hauchte der Schneider. Er schlich sich nach der Thüre und horchte. —„Wahrhaftig, da, er schüttelt die alten Schweden!"

Plötzlich sprang er aber zurück, denn Herr Fröhlich kam wieder herzu. — „Hier hat er 30 Thaler. Er weiß, daß ich gerne aus der Noth helfe."

„Edler, großmüthiger Mann! Sie rühren mich bis zu Thränen. Sehen Sie hier, links Zähren der Wehmuth und hier rechter Hand Thränen der Freude."

„Na! Seine Aufrichtigkeit freut mich. Laß Er seine Frau recht hübsch begraben."

„Ja, ich will gleich in das Wein — nein! auf das Rathhaus gehen und Alles bestellen. Dann schnell nach Hause, der Todten möchte sonst die Zeit lang werden, sie möchte sonst — verdammte Geschichte, ich weiß gar nicht mehr, was ich rede; der Schmerz macht mich ganz perplex; verzeihen Sie, die Freigebigkeit, nein, die Freimuth, so ich mir genommen, die Schuldleute, ach, ich will nun zum Fleischer gehen und den Sarg bestellen."

„J, der arme Schelm ist ganz verwirrt," ließ sich Herr Fröhlich vernehmen. „So schnell, so unvermuthet; da muß ich gleich zu meiner Frau hinauf gehen und ihr die Geschichte erzählen. Na! Adieu, leb' Er wohl!"

Er ging in sein Zimmer. Der Schneider legte jetzt den Daumen an die Nase und streckte die andern Finger parallel in die Luft. — Nun, der konnte jetzt ausreißen!

Laufen wir ein wenig mit, wenn auch nicht so rasch, damit wir in seiner Wohnung anlangen, um hier die fernere Comödie mit anzuschauen. Also das kleine Zimmer wie früher mit dem dürftigen Meublement.

Die Thüre geht auf, und herein springt höchst vergnügt und mit freudestrahlendem Gesichte — Frau Wind.

Was war der Grund ihres Vergnügtseins? Sie hatte ein gleiches Plänchen bei der Madam Fröhlich ausgeführt, sie ganz allein auf ihrem Zimmer getroffen und auf die Aussage, daß ihr Mann gestorben, sich ein kleines Sümmchen erborgt. Während sie lustig im Zimmer auf- und abging und darüber grübelte, welche Schuld zuerst getilgt werden sollte, erschien plötzlich ihr Gemahl.

„Hurrah!“ gröhlte dieser bei seinem Eintritte. „Röse sei vergnügt, ich habe 30 Thaler.“

„Und ich 40 Thaler!“

„Was? 40? Das macht ja zusammen .... Ach! komme her und lasse Dich umarmen. Weibel! sage mir, woher dieses Sümmchen?

„Ich hörte dein Plänchen unbemerkt mit an und führte ein Gleiches aus.“

„Wer ist der edelmüthige Pumpier?“

„Ich ging zu Madame Fröhlich.“

„Zu Madame Fröh ... in der Bretzelgasse?“

„Ja!“

„Aus! aus! Ich ging zu Herrn Fröhlich.“ Beide ließen jetzt vor Schrecken das Geld fallen, und der Schneider rief mit geknickten Kniekehlen: „Gott sei uns armen Sündern gnädig!“

„Jetzt sitzen wir erst ordentlich in der Patsche!“ rief seine Frau; durch Dich, durch deine dummen Streiche. An was soll ich denn gestorben sein?“

„An Altersschwäche.“

„Was? ich, eine Frau von 30 Jahren, an Altersschwäche? O! mich so zu blamiren. Solch' eine Verwirrung, solch' eine Confusion. Wenn es ihm nun seine Frau erzählt?“

„Was sicherlich schon geschehen ist.“

„Da wird sie behaupten, Du seiest todt, und er umgekehrt.“ Man denke sich Beider Schwulität, welche jetzt den höchsten Grad erreichte; denn Madame Wind blickte durchs Fenster und sah das Stubenmädchen der Madame Fröhlich ins Haus treten.

„Jetzt wird die Comödie losgehen!“ heulte Schneiders Ehehälfte. „Das Stubenmädchen, das schnippische Ding; ich laufe davon.“

„Nein, bleib' da!“ brüllte der brodlose Flickschneider. „Lege Dich hin, stirb auf eine Viertelstunde; stell' Dich todt.“

„Das geht nicht; ich habe Dich für todt ausgegeben, Du bist älter als ich, Du mußt sterben.“

„Mach' keine Sperenzien! Du hast 10 Thaler mehr besehen als ich, also mußt Du sterben. — Schnell! schnell!“

„Ach! was das Sterben nicht für Umstände macht!“

Mit diesen Worten legte sie sich in das Bett, welches mit einer Gardine versehen war. Wind trat heran und lispelte: „Mach' die Augen zu, nicht gemuckst!"

In selbigem Augenblicke trat das Stubenmädchen Lisette herein.

„Nein! das ist ein kauderwelsche Geschichte. Sagen Sie mir, mein lieber Herr Wind, ist denn ihre Frau todt? Unsere Madame spricht: Sie wären gestorben, und der Herr behauptet das Gegentheil. Ich sehe aber, daß der Herr Recht hat und . . .

„Ach, Lisettchen! meine gute, brave Frau, sie ist sanft und selig entschlafen."

(Schluß folgt.)

Nachtisch.

(Außerordentliche Stärke.) Im ungarischen Feldzuge 1659 verlor das Pferd des Prinzen von Sachsen zwei Hufeisen. Er forderte den Schmied eines kleinen Ortes auf, es zu beschlagen. Dieser brachte die Hufeisen; der Prinz nahm sie ihm ab, zerbrach sie ohne alle Anstrengung, und warf sie verächtlich mit den Worten zu Boden: „Was für elendes Eisen habt ihr doch hier zu Lande. Der Meister und der Knecht machten große Augen, schlugen andere Eisen auf und empfingen hiefür zwei Thaler. Der Prinz hatte sich wieder aufgesetzt und wollte eben davonjagen, als ihn der Schmiedknecht bat, einen Augenblick zu warten, damit er erst die Thaler probiren könne. Neugierig hielt August an. „Was für elendes Silber ist bei diesem Gelde!" rief der Knecht ebenso verächtlich, indem er jeden Thaler in 4 Stücke brach. Der höchst erstaunte Fürst gab die doppelte Summe und nahm den Knecht in seine Dienste. Er behielt ihn indeß nicht lange, denn er fiel noch im nämlichen Feldzuge unter den Säbeln der Türken.

(Schlauheit der marokkanischen Richter.) Ein Statthalter von Fez ließ eines Tages 3 junge Männer vor sein Gericht fordern, welche des Diebstahls seltener Tauben angeklagt waren. „Setzt euch!" sprach er mit lächelnder Miene und fuhr dann fort: „Wenn man läugnet Tauben gestohlen zu haben, so sollte man sich wenigstens hüten, deren Federn auf dem Kopfe zu tragen." Einer der Angeklagten fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Kopfe, um die Federn abzuschütteln. Es war der Thäter.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 54.

Todt und lebendig.

(Schluß.)

„Wirklich? seit wann denn?"

„Allewei — Gestern Abend, hier, hier liegt sie."

„So wahr ich lebe, sie ist todt!"

„Todt auf immer! ach, welch' ein Verlust!"

„Fassen Sie sich, mein lieber Wind! das Schicksal ist wunderbar; ich meine, dieser Verlust läßt sich schon ersetzen. Es wird sich Alles finden, wenn nur Ihre Frau erst unter der Erde liegt. Sie sind noch jung."

„Zwei und dreißig Jahre und fünf Monate."

„Jung und ein properer Mensch. Es ist nicht gut, daß der Mann allein sei. Sie werden, Sie müssen wieder heirathen."

„Ich? — Ja! nein! Himmel! ich bin ganz zerstreut. Meine Frau..."

„Sprechen Sie doch nicht von diesem Zankteufel. Ich bin längst Willens mich zu verändern und kann dieß mit Recht. Ich bin nicht bloß; ich habe 20 Thaler in meiner Lade und einen gehenkelten Dukaten."

„Einen Dukaten! Wo?"

„Hier an meiner Halskette! Und dann die Ausstattung . . ."

„Zwanzig Thaler, einen Dukaten und eine Ausstattung?"

„Wahrlich, mein guter Wind, goldene Berge sollte Er bei mir haben, und wenn sein Geschäft nicht recht auf die Beine will, verschaffe ich ihm ein stilles, ruhiges Leben; in rede ein Wörtchen mit dem alten Postmeister und will sehen, daß Er Briefträger werden kann. — Na! jetzt will ich gehen und es dem Herrn vermelden, daß Ihre Xantippe wirklich todt ist. Adieu! Adieu! auf baldiges Wiedersehen."

Der Schneider drückte ihr freundlich die Hand und — gab ihr einen Kuß.

Kaum hatte die Geschwätzige den Fuß über die Schwelle gesetzt, als die zum Scheintode gestempelte Schneidersfrau emporsprang und ihren Herrn Ehegemahl ziemlich unsanft am Kragen packte.

„Was hab' ich gehört?" geiferte sie, indem die Spitzen der Ellenbogen eine Hauptrolle spielten. „Diesem Stubenmädchen schneidest Du die Cour? Du liebkosest Eine, die auf meinen Tod gewartet. Warte! Dieser Gans zum Trotze will ich nun recht lange leben."

„Sei froh, daß die Sache so friedlich abgelaufen."

„Was, Du glaubst, die Comödie ist aus? Noch lebt Madame Fröhlich, und von der . . . Ach, ich wollte jetzt ich wäre ernstlich todt!"

„Was gibt's?"

„Da schau' hinaus, da kommt der Bediente."

„Wahrhaftig, und gerade der Gescheidte; wenn es nur der Dumme wäre, dem wollte ich schon eine Nase drehen. Geschwind, spiele deine Rolle noch einmal."

„Wie? ich soll mich zum zweiten Male ärgern?"

„Schnell, stirb noch einmal, ich gebe Dir 8 Groschen dafür."

„Das geht nicht; den schickt wahrscheinlich die Madame, um nachzufragen, ob Du noch lebst."

„Hast Recht! O Thorheit! soll sterben, jetzt, wo ich 30 Thaler in der Tasche habe."

Eilig legte er sich auf die Lagerstätte. „Schnarche nicht so," rief die Frau, „wie es deine Mode ist. Still! er kommt."

Die Thüre öffnete sich, der Bediente Heinrich trat ein.

„Bon jour!" rief dieser athemlos, „das ist ja eine Verwirrung, größer als wie beim babylonischen Thurmbaue. So eben kommt die Lisette und berichtet, daß Sie das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt hätten, unsere Madame behauptet aber das Gegentheil."

„Ach!" schluchzte Rosa, „mein armer Mann, er hat ausgelitten; hier liegt er."

„Wahrhaftig! So hat die Madam doch gewonnen."

„Er ist dahin, meine Stütze, meine Hoffnung!"

„Aber wunderbar, er sieht noch ganz frisch, er hat ja noch ganz rothe Wangen."

„J, es — ist — nur der Wiederschein — von seiner Nase."

„Richtig! Rosa, weinen Sie nur nicht so sehr. Ich dächte mit der Stütze wäre es nicht weit her gewesen. Ein Saufaus war er, ein lieder-

licher Bruder. Wahrhaftig, wenn er noch lebte, wollte ich ihm schon den Text lesen."

„Ja wohl! Ich habe oft mein Molest mit ihm gehabt."

„Na! hin ist hin! Ich an Ihrer Stelle guckte mich nun schon so ein wenig um. Ich suchte mir Einen, den ich mir nach der Hand ziehen könnte, so Einen, der etwas schüchtern, ungefähr wie unser . . . ."

„Crispin!" rief erschrocken die Schneiderin; denn in diesem Augenblicke trat langsam der zweite Bediente, Namens Crispin ein.

„Nun, was willst Du denn hier?" ließ sich sein Kamerad Heinrich vernehmen.

Crispin streckte den Hals vor, warf einen ängstlichen und dabei etwas lächelnden Blick und stotterte: „Ist es denn wahr, Madame Wind, daß Sie gestorben sind?"

„Nein! dieses Mal nicht, sondern mein Mann."

„Na, da nehmen Sie es nicht übel, die Lisette hat es so ausgesagt. Ach! die springt deckenhoch, die hat einmal eine Freude."

„Worüber? Weshalb?"

„Sie will, hähä! — Sie will Ihren gestorbenen Mann heirathen."

„Heirathen?"

„Ja! ich bin schon zur Hochzeit geladen. Sein Sie froh, daß er ins Gras gebissen; der hatte ja ein Gesicht wie ein Hamster."

„Eine Nase, wie ein Pulverhorn!" fügte Heinrich hinzu, welcher jetzt sich mit Crispin an die vermeintliche junge Wittwe hervordrängte. Aber in demselben Augenblicke, wo der tölpische Crispin es wagen wollte, der Madame Wind einen Kuß auf die Wange zu spenden, kam der Schneider, wie ein Rachegeist in das weiße Leichentuch gehüllt, herbei. Die Bedienten schrieen laut auf; denn sie glaubten seinen Geist zu erblicken, und stürzten wie besessen zur Thüre hinaus.

In höchster Aufregung ergriff der Schneider seine Ehehälfte, setzte sie unsanft auf einen Stuhl und rief: „Was? von einem Bedienten läßt Du Dir die Cour schneiden? Ich brech' dem Kerl das Genick und — dann verklag' ich ihn."

Noch viel der Worte erklangen jetzt herüber und hinüber. Endlich versöhnten sich Beide und der Ehegatte schlug einen Spaziergang auf eine Tabagie vor, damit man sich von der Angst und den Strapazen erhole. Indem er den Hausschlüssel einsteckte und seine Frau im Begriffe war, nach dem Wetter zu sehen, zog ein neues Gewitter herauf. Mit den Worten: „Verloren! verloren!" sank die Gattin dem Nadelhelden in die Arme.

„Was gibt's? was ist wieder los?"

„Dort kommt Herr Fröhlich, seine Frau, das Stubenmädchen, die Bedienten.“

„Was? Die ganze Schweiz? — Da? — Da! sie sind schon alle fünf zum Hause herein. — Weib! was fangen wir an? Schnell, nicht gezögert; es gibt nur noch ein Rettungsmittel: wir müssen uns Beide todt stellen.“

„Bist Du bei Sinnen? Dies müssen sie ja auf der Stelle merken.“

„Der Schein trügt; vielleicht erschrecken sie und nehmen Reißaus.“

„Sie kommen, sie sind schon auf der Treppe!“

Mit den Worten: Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin! legte sich der Schneider auf den Fußboden und die Frau schlüpfte ins Bett. — Immer näher kamen die Schritte; es klopfte an die Thüre und — der Schneider rief: Herein!

Die Gesellschaft trat in's Zimmer; sämmtliche Eingetretene prallten anfangs zurück, denn sie wußten nicht, ob sie ihren Augen trauen sollten. Aber jetzt entstand ein Meinungsstreit, wobei jedes seine Aussage behauptete. — „Alle Beide todt?“ ließ sich Herr Fröhlich vernehmen, „dieß ist mir außer'm Spaß. Ich hörte aber noch ganz deutlich, als ich an die Thüre klopfte, daß eine Stimme „Herein“ rief. — Ich glaube, hier ist eine Posse im Werke und ihr seid gestempelt.“

„Gestempelt?“ rief Crispin, „wir sind doch keine Kalender und Spielkarten.“

„Esel seid ihr!“ kreischte der Darleiher der 30 Thaler und rückte den Bedienten auf den Pelz. Madame Fröhlich trat dazwischen und sprach: „Ruhig! es ist möglich, daß diese Leutchen hier der Schlag gerührt.“ — Die Andern stimmten mit ein, und als Madame Fröhlich den Vorschlag machte, augenblicklich einen Arzt herbeizurufen, sprangen Heinrich, Crispin und das Stubenmädchen gleichzeitig zur Thüre hinaus. — Jetzt war der Alte mit seiner Gemahlin noch allein im Zimmer, und als er bemerkte, daß der Todte ein wenig mit dem linken Arme wackelte, da stoben alle Zweifel und Bedenken von hinnen. Muthig preßte er sein großes spanisches Rohr in die Hand und sprach: „Es heißt: für den Tod ist kein Kraut gewachsen; aber ich will doch einmal hier den Hingeschiedenen mit diesem Stengel streichen.“ — Somit erhob er das Stöcklein und wollte eben seine Wucht am Geweihten der Scheere prüfen, als plötzlich der Schneider wie ein Stück Gummielasticum emporsprang und mit den Worten: „Gnade! Gnade!“ auf beide Kniee sank.

„Was? Er lebt?“

„Ja! ich bin so frei!“

„Aber die Frau — — —"

In demselben Augenblicke raffte sich die Todtgeglaubte Nummer Zwei auf, sank ebenfalls theatralisch in's Knie und stammelte: „Gnade! Gnade!"

„Wie? Sie lebt auch noch? Bin ich ein Narr, oder ist heute der jüngste Tag?"

„Barmherzigkeit, mein guter Herr Fröhlich!"

„Stehet auf! — Todt! Lebendig! Jetzt Alles bekannt und Nichts verschwiegen."

„Sehen Sie", jammerte der Schneider, „die vielen unverschuldeten Schulden haben uns dazu bewogen, ganz ohne unser Wissen so ein kleines Prello in Ehren zu riskiren. Ach! wir haben mehr Angst dabei ausgestanden, als der ganze Kram werth ist. Herr Fröhlich! Verzeihen Sie uns nur dieses Mal; ich gestehe, daß ich ein wenig zu weit gegangen; aber auf Ehre: einmal todt gewesen, aber — in meinem Leben nicht wieder."

Der reiche, joviale Mann kniff den Schneider in's Ohr und sprach: „Er ist ein ausgefeimter Schelm! hat da mit seiner Schelmerei mein ganzes Haus in Alarm gebracht. Ich will mir aber heute meinen Geburtstag nicht verderben und deßhalb die Sache mit dem Mantel der christlichen Liebe zudecken. Als Beweis meiner Großmuth will ich Ihm die 30 Thaler schenken; wende Er solche gut an; sei Er fleißig, denn Arbeitsamkeit ist des Glückes Mutter und einem Betriebsamen guckt die Sorge nicht in's Haus."

Der Schneider war tief gerührt und preßte den edelmüthigen Mann stumm an sein Herz. Dann wendete er sich an die Gemahlin seines Wohlthäters und sprach: „Madame Fröhlich, wie steht es denn mit Ihnen, haben Sie nicht auch solche Beweise Willens?"

Die komische Situation entlockte der splendiden Frau ein Lächeln. „Nun," sagte sie. „weil die Sache sich so verhält und noch spaßhaft abgelaufen, so will auch ich das Geld als Geschenk betrachten."

„Hurrah!" rief der Schneider und wollte der Madam die Hand küssen, als sich plötzlich die Thüre öffnete und Lisette, sowie Heinrich und Crispin durch dieselbe hereingestürzt kamen. Im Nu war die Scene verändert, ein ganz neuer Auftritt, ein Bild Hogarth'scher Manier; Lisette eilte auf den Schneider und Crispin auf Frau Wind zu.

„Hei! was sind denn das für Capriolchen?" rief Herr Fröhlich, der über den neuen Stand der Dinge abermals in Erstaunen gerieth. — Der Schneider hauchte „Miß — Mißverständnisse. Aber — dies ist der letzte Sturm. Hier, die Lisette hatte sich, da meine Frau weiland ein Bischen gestorben war, Rechnung auf mich gemacht und der Crispin auf meine Frau."

„Was? der ist auch noch verliebt?"

„Ja! und nun sind Beide betrogen."

„Ja! ja!" tönte es durcheinander. „Betrogen durch seine Lügenhaftigkeit, — durch seine Todtgeschichte! — durch seine Ränke, durch . . .

„Ruhig! ruhig!" gebot Herr Fröhlich, versöhnend in die Mitte tretend. „Ich sehe schon, daß ich mich hier wieder in das Mittel schlagen muß. Die Amourschaft mit meinen Leuten will ich erstens dem Schooße der Vergessenheit übergeben und darüber wiederum den Mantel der christlichen Liebe decken."

„Der Himmel segne den Schneider, der den Mantel erfunden hat," lispelte Wind mit gefalteten Händen und lauschte den ferneren Worten.

„Hinsichtlich der Heirath soll der Wunsch in Erfüllung gehen. Lisette! ich weiß für dich einen Mann, eine gute ehrliche Haut; er hat ein Kapitälchen und ist ein Mann in den besten Jahren."

„In den besten Jahren?" schmunzelte Crispin, „hä! das bin ich am Ende?"

„Ja, so ists!"

„Aber — ich bin doch kein capitaler Mensch?"

„Das bist Du von heute an. Ich und meine Frau haben Jedes um 100 Thaler gewettet, daß dieses Paar hier todt sei. Wir haben aber Beide verloren und schenken Euch diese 200 Thaler."

Lisette warf einen gnädigen Blick auf Crispin, und Beide reichten sich schmunzelnd die Hände.

Der Schneider jubelte und drehte sich vor Freude um seine eigene Achse. Nicht minder jovial geberdete sich Herr Fröhlich, der gerne muntere und frohe Gesichter sah, und als die Glückseligkeit im kleinen Schneiderzimmer den Culminationspunkt erreichte, da rief der Urheber all' dieses Glückes: „Kinder! so froh habe ich meinen Geburtstag noch nie gefeiert uud da ich einmal im Zuge bin, so laßt uns jetzt Alle nach meinem Hause gehen und heute bei einer Bowle Punsch Geburtstag, Verlobung und Auferstehung feiern, daß noch dereinst Kinder und Kindeskinder davon reden sollen."

„So endete die Geschichte. Jedem Leser derselben wünschen wir, wenn er vielleicht Schulden haben sollte, einen so guten Gläubiger und einst — eine so fröhliche Auferstehung.

Eine unvergeßliche Scene.

Von Josephine v. Borell.

Oft schwinden Jahre unseres Lebens dahin, an die sich auch nicht eine bleibende Erinnerung knüpft: wir wissen vielleicht noch, daß der Frühling kam, der Sommer und Herbst manche Annehmlichkeit brachten, und der Winter uns ein fröhliches Weihnachtsfest verleben ließ, aber die weiteren Erlebnisse können wir nicht aufzählen. Ein Beweis, daß nur flüchtige Freuden, nur kleine Leiden an uns vorüberzogen! Dagegen kann eine Scene aus der Vergangenheit, die nur wenige Augenblicke faßte, ein unauslöschliches Andenken werden. So bleibt eine Begebenheit aus der goldenen Zeit meiner Kinderjahre für mich unvergeßlich, und so oft ich eine Sterbeglocke läuten höre, tritt sie so klar vor meinen Geist, als wäre kaum ein Tag darüber vergangen, ein eisiger Schauer läuft dabei noch jetzt über meine Glieder, obgleich schon zwanzig Jahre seitdem hinter mir liegen.

In einem kleinen schlesischen Städtchen, wo ich meine Kinderjahre verlebte, glaubten die Leute ganz fest an Gespenster, und jeder Hausbewohner wußte wenigstens ein Dutzend Spukgeschichten zu erzählen, die er natürlich selber erlebt zu haben versicherte. Am meisten bewandert war darin unsere alte Köchin, ihr waren fast alle Todten erschienen, die sie je lebend gekannt hatte, und sie wußte diese Erscheinungen so deutlich mit dem ehrlichsten Gesichte zu schildern, daß Jeder, der nicht ganz frei von Aberglauben war, keinen Zweifel in ihre Erzählungen setzte, sondern sie als Wahrheiten weiter erzählte. Ihre getreuesten Anhänger waren wir Kinder ins Besondere, und ich hatte nichts lieber, als die Abendstunde kurz vor dem Schlafengehen, wo die alte Köchin in der Kinderstube ihre Feierstunden hielt. Wir belagerten sie dann förmlich und lauschten brennend nach jedem Worte, was von Todtenerscheinungen oder sonstigen Spukgeschichten handelte; sie erzählte dann tüchtig drauf los, ich zitterte oft vor Furcht und Entsetzen, und doch hörte ich nicht auf, sie zu quälen, weiter fortzufahren. Diese Abendunterhaltungen aber wirkten zum großen Nachtheil auf mich ein, ich wurde so furchtsam, daß ich nie, auch nur einen Augenblick allein im Zimmer sein konnte, stets war es mir, als müßten Gespenster aus allen Winkeln hervorkommen, mit Zittern und Zagen blickte ich ängstlich um mich herum und bebenden Schrittes schlich ich zur Thür, die ich nicht schnell genug öffnen konnte, um wieder frei zu werden von der Qual des Alleinseins. Abends fürchtete ich mich so, daß, wenn ich im erleuchteten Zimmer mit Eltern und Geschwistern zusammen war, doch noch den Mittelplatz suchte, um nicht an einer Seite zu sein, wo sich in meiner

Einbildung ein Gespenst hinschleichen könnte. Meine Bettstelle mußte zwischen die meiner beiden jüngern Schwestern gestellt werden, und nie anders konnte ich einschlafen, als meine Hände fest in den ihren haltend. Es war eine schreckliche Pein für mich, und wenn ich jetzt noch höre, daß ein Kind furchtsam ist, so bedauere ich es von ganzem Herzen, da ich das Gefühl als eines der qualvollsten kennen gelernt habe.

Meinen Eltern wurden die Abendbesuche der alten Köchin so viel wie möglich verheimlicht, und besonders der Stoff ihrer Unterhaltung, da es sämmtlicher Dienerschaft untersagt war, uns Kindern Spukgeschichten zu erzählen. So ahnten die guten Eltern auch nichts von meiner fabelhaften Furchtsamkeit, und waren sehr überrascht, als sie diese Entdeckung machten. Bei uns im Hause wohnte die Schwester meiner Großmama, die in ihrer Altersschwäche fast immer zu Bette lag. Sie wurde von allen Hausbewohnern die „Tante Rose" genannt, und da sich immer Zucker und Bonbons in ihrem grünen Strickbeutel befanden, der an der Stuhllehne dicht vor ihrem Bettte hing, so machte ich der Tante Rose recht gern, öfter als einmal, den Tagesbesuch. Tante Rose aß gern Bratäpfel und, als Revanche für die Bonbons brachte ich ihr täglich einen solchen Bratapfel mit, von denen ich in der Ofenröhre einen großen Vorrath hielt. Eines Abends, als ich unten bei den Eltern saß, und mit einem sauren Gesichte die Maschen von den Nadeln abstrickte, schickte Tante Rose ihre Dienerin herunter und ließ mich bitten, ihre Bratäpfel zu bringen. Das Mädchen verschwand gleich wieder nach ihrer Bestellung. Ich saß wie versteinert da, alles Blut drang in mein Gesicht; denn ich sah voraus, jetzt müsse der fürchterliche Moment kommen, wo ich allein im Finstern die Treppe hinaufgehen sollte. Bebend und zitternd strickte ich weiter, als endlich Papa mit strenger Stimme rief: „Nun, wird es bald? Du sollst ja der Tante Rose Aepfel bringen!" Ich stand vom Stuhle auf, nahm einen Apfel aus der Röhre und fing meine Wanderung an. Schon hatte ich das Treppengeländer erreicht, als plötzlich ein Gepolter entstand und etwas über meinen Fuß lief. Ich schrie gewaltsam und geberdete mich, wie von Sinnen. Papa stürzte mit der Lampe in der Hand heraus. „Gespenster! Gespenster!" rief ich verzweifelt aus, und klammerte mich an seine Beine fest. Eine Ratte, antwortete Papa ruhig, da läuft sie noch! und wirklich, ich sah eine große Ratte den Corridor entlang laufen.

(Schluß folgt.)

* * *

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 55.

Eine unvergeßliche Scene.

(Schluß.)

Nun wurde Alles entdeckt, ich selber mußte erzählen, was mich zu dem Ausrufe „Gespenster" veranlaßte und Jeder aus dem Hause wußte nun ein Probestück von meiner Furchtsamkeit zu sagen. Was ich damals gelitten, läßt sich nicht durch Worte wiedergeben, ich kannte die energische Strenge meines Papa's und wußte genau, daß sie jetzt zu meiner Heilung in ihrer ganzen Schärfe verwendet würde. So war es denn auch. Noch am selben Abend sah ich meine Bettstelle in das Schlafzimmer der Eltern tragen und an die Wand stellen, die der gegenüber lag. wo die Eltern schliefen. Um neun Uhr mußte ich wie gewöhnlich zu Bette gehen. Mama begleitete mich mit der Lampe in der Hand und blieb bei mir, bis ich mich entkleidet hatte, was ich gern etwas in die Länge gezogen hätte, jedoch ich witterte Papa's Nähe im Nebenzimmer, und ohne einen Muck zu thun, beeilte ich mich, so schnell wie möglich in's Bett zu kommen, aber meine Thränen flossen dabei geräuschlos über das Gesicht. Mama sagte mir „gute Nacht" und ging mit der Lampe in's Wohnzimmer, die Thür aber nun anlehnend, so daß noch ein Lichtstrahl zu mir hineindrang. Der Angstschweiß trat mir auf das Gesicht, ich wagte kaum zu athmen, faltete krampfhaft meine Hände zusammen und betete. Alle Gegenstände, die durch den einen Lichtstrahl sichtbar waren, erschienen mir wie Gespenster darum schloß ich die Augen, aber ohne zu schlafen. Ich gedachte der alten Köchin, die vielleicht in der Kinderstube saß und erzählte. Mir fielen alle Geistergeschichten ein und meine Furcht verdoppelte sich. Erst um zehn Uhr begaben sich die Eltern zur Ruhe, und als Mama sich über mich beugte,

um zu sehen, ob ich schlief, da schlug ich erst wieder meine Augen auf, denen auch sogleich große Thränen entfielen. Was weinst Du, Kind? fragte sie. Ich aber konnte nicht sprechen, und mein leises Weinen ging in ein lautes Schluchzen über. Da trat Papa heran und auf seine durchdringende strenge Frage: „Was weinst Du?" antwortete ich zitternd: ich fürchte mich so sehr! Dann wirst Du Morgen allein im Saal schlafen, entgegnete er mit voller Bestimmtheit, und jetzt still, oder ich bringe Dich gleich heraus! So nahm mein Schluchzen nicht nur allmählich ab, sondern hörte schnell ganz auf; aber die Nacht war furchtbar lang, die erste, die ich im Leben durchwacht hatte. Als die alte Köchin früh den Ofen heizen kam, war ich noch nicht eingeschlafen, und ich rief sie leise zu mir heran, und fragte sie, ob sie gestern in der Kinderstube erzählt habe? Nein, wird nichts mehr erzählt, antwortete sie ärgerlich, was bist du solch' ein furchtsamer Hase, nun schlaf' nur immer allein. Gott, die dumme Ratte! der alberne Bratapfel! die habgierige Tante Rose! wären die nicht, so könnte ich noch glücklich sein, aber nun ist's aus mit mir! sagte ich vor mir hin, und warf mich von einer Seite zur andern im Bette umher, bis ich endlich, da das knisternde Feuer im Ofen doch etwas Leben in die schaurige Stille brachte, einschlief.

Alle Abend mußte ich im Finstern die Treppe hinaufgehen und der Tante Rose Bratäpfel bringen. Auch hielt Papa Wort, ich mußte allein im Saal schlafen, der an das Schlafzimmer der Aeltern stieß; aber die Thüre wurde nicht angelehnt, sondern fest zugedrückt.

O, was waren das für entsetzliche Stunden! Nun suchte ich den lieben Gott in der einsamen Finsterniß, ich rief ihn zu mir, und es kam mir vor, als könnte ich mich wirklich näher und inniger an ihn schmiegen, ich bekreuzte mich von allen Seiten, und gab dem allgegenwärtigen Gotte die süßesten Namen. So erinnere ich mich, daß ich einmal ziemlich laut rief: „Mein einziger verzuckerter, goldener, lieber Gott, schlaf nur recht wohl!" Dabei war mein eigentlicher Wunsch wohl, daß er mich recht gut schlafen lassen möge.

Nachdem eine Woche vergangen war, ging ich schon ohne Grauen in meinen Schlafsaal, und wenn auch noch mich bekreuzend, so doch schon ziemlich dreist des Abends mit den Bratäpfeln zur Tante Rose. Die Cur vom guten Papa hatte mich nicht nur von der Furchtsamkeit geheilt, sondern lehrte mich auch besser beten, was ich früher nur auf Befehl that, und jetzt aus eigenem Antrieb des Herzens. Ich liebte meinen himmlischen Vater täglich mehr; denn er schützte mich ja vor den bösen Geistern und war bei mir, wenn ich allein in tiefer Mitternacht erwachte! —

Daß die Todten uns nicht wieder erscheinen können, wurde mir nun fest eingeschärft, ich verlor auch schon den Glauben daran, und konnte ganz ruhig davon sprechen hören, wenn Tante Rose als Leiche bei uns liegen würde, was wohl als baldige Thatsache vorauszusehen war, da sie täglich schwächer wurde. An ihrem acht und achtzigsten Geburtstage sagte ich ihr noch ein Gedicht auf und bekränzte ihr Bett, überreichte ihr auch eine Flasche Ungarwein, von welchem sie täglich ein Gläschen zu ihrer Stärkung versuchen sollte, wofür sie ihren grünen Strickbeutel, der an dem Tage reichlicher als je, mit den herrlichsten Bonbons gefüllt war, ganz leerte. Wir waren, bis es dunkel wurde, an ihrem Bette, und ich holte ihr noch, wie gewöhnlich, den beliebigen Bratapfel.

Am andern Morgen, als ich in's Wohnzimmer trat, stand der Arzt vor den Eltern, und ich hörte, wie er sagte: ja, sie ist todt, sie muß sehr ruhig eingeschlafen sein! Ein Schrecken durchzuckte mich, der Thränenblick meiner guten Mama sagte mir, daß Jemand aus unserer Familie todt sei. Ist Tante Rose todt? fragte ich, und schmiegte mich zitternd an die Seite der betrübten Mama. Ja, mein Kind, gestern hast du ihr den letzten Bratapfel gebracht! antwortete sie und küßte mich auf die Stirne, auf die sofort trübe Wolken traten. Da kam auch schon Lisette, die Dienerin von Tante Rose, mit der Nachricht, sie habe die Todte fest zugedeckt, und da es in dem Städtchen so Sitte war, daß Niemand erst die Leiche berühre, als bis die Leichenwäscherin sie angezogen, und diese erst, nach dortigem Gebrauche, den nächsten Tag ihr Amt zu versehen kam, so kümmerte sich weiter Niemand um die todte Tante. Aber ich hing mich an den Arm der Lisette, und ging mit nach Oben, die Fenster zu öffnen. Lisette zog das Tuch vom Gesichte der Tante Rose. Da lag sie mit offenem Munde, starr und regungslos! Ich küßte ihre Hände noch einmal, die mir so oft Bonbons gereicht, und weinte dann fast eben so viel, wie damals, als ich die erste Nacht allein schlafen mußte; ich hatte Tante Rose ja so lieb!

Mama saß bereits und nähte an ihrem weißen Sterbekleide, der Tischler hatte schon das Maß genommen zum Sarge für sie; — da tönte ein langsames, tiefes Läuten, es waren die Sterbeglocken, die jeden Tag drei Mal nach dortiger Sitte geläutet wurden. Mir war so eigen zu Muthe, als ob die Sterbeglocken mit jedem Tone an mein Herz schlügen, und meine Thränen erneuerten sich heftiger. Zum ersten Male beschlich mich eine Wehmuth, zum ersten Male erschien mir der Tod als die größte Strafe, die Gott der ersten Sünde wegen den Menschen auferlegt hatte. Tante Rose war die erste Todte, die ich aus der Familie betrauerte, und nun stürmten die Gedanken auf mich ein, daß auch Papa und Mama denselben Weg einst gehen würden, da wir ja Alle sterben müssen! Es war eine ernste Stunde

über mich gekommen, ich war tief bewegt, das Leben erschien mir nicht mehr wie ein unerschöpflicher Freudenborn, wie ich es bis dahin nur kennen gelernt hatte; ich senkte den Kopf herab und dachte nach über den Tod, der uns von einander trennt und uns doch einst Alle ewig wieder vereinen soll! ich kauerte den ganzen Tag in einer Ecke und meine Augen wurden gar nicht mehr trocken.

Als der Abend kam, versammelten wir uns um den Tisch bei den Eltern. Es herrschte eine unheimliche Stille in dem sonst munteren Kreise. Jeder schien mit ernsten Gedanken beschäftigt. Da brach Mama endlich das Schweigen, indem sie den Befehl ertheilte, daß Lisette die Fenster bei der Leiche schließen möchte, da sich leicht eine Katze hineinschleichen könnte. Laß Josephine gehen! gebot Papa, sie wird beweisen, daß sie nicht mehr furchtsam ist! Mein Herz pochte schneller, wie je, aber ich wollte mich bekämpfen und zeigen, daß ich mich wirklich nicht mehr fürchtete, und zumal vor der guten Tante Rose kein Grauen hatte. Es war nicht dunkel; denn der Mond schien so klar, wie lange nicht, der Himmel war besonders hell gestirnt. So ging ich eiligen Schrittes die Treppe hinauf, faßte die Thürklinge, öffnete sie mit einer selbstbewundernden Kühnheit und ging gerade aus auf die Fenster zu, ohne auch nur einen Seitenblick nach dem Bette, worin die Leiche ruhte, zu thun. Ich schloß die Fenster so leise als möglich, um Geräusch zu verhindern, aber sie klirrten doch etwas, deshalb stand ich noch einige Minuten still und blickte auf die Straße hinab, um nicht gleich wieder durch meine Tritte die Todesstille zu unterbrechen. Da schlugen die Sterbeglocken ihr drittes Geläute an und in demselben Augenblicke rief eine Stimme aus dem Todtenbette: „Nun, bringt ihr mir heute gar kein Frühstück?" Mein Athem stockte, meine Knie zitterten, ich war wie gelähmt und warf einen Blick nach der Richtung, wo die Stimme herkam. Siehe da: Tante Rose sitzt hoch auf im Bette, das helle Mondlicht fiel auf ihr bleiches Antlitz und ihre großen Augen stierten aus ihren tiefen Höhlen hervor zu mir herüber. Mich aber packte ein Grauen, alle meine Kräfte sammelnd, stürzte ich zur Thür hinaus der Treppe zu, aber meine Schritte versagten, ich sank zusammen und ein Schrei des Entsetzens rang sich aus meiner Brust! Alles kam aus den Zimmern wie geflogen, Eltern, Geschwister, Dienstmädchen Diener, und versammelten sich um mich. Papa nahm mich in seine Arme, und die Frage: was ist geschehen? entschlüpfte allen Lippen. Die Tante Rose will Frühstück haben! stammelte ich und sank bewußtlos in die Arme meines erschrockenen Papa's zurück.

Alle glaubten natürlich, ich hätte nur in meiner Furchtsamkeit die Todte reden hören; als ich aber nach allen Mitteln, die man zu meiner Wiederbelebung angewendet hatte, wieder zu mir kam, und dabei verharrte,

was die Tante gesprochen, entschlossen sich Alle, insgesammt hinaufzugehen um sich zu überzeugen, ob die Todte wieder aufgelebt sei. Auch ich ging mit und klammerte mich fest an den Arm der Mama. Kaum hatte Papa der an der Spitze des Zuges war, die Thür geöffnet, so rief ihm auch gleich Tante Rose entgegen: „Nun, bringt ihr mir denn gar kein Frühstück?" Alle schauderten zusammen, nur Papa behielt die Geistesgegenwart und sagte: „Aber liebe Tante, Sie haben den ganzen Tag geschlafen, wir wollten Sie nicht wecken, jetzt ist es 9 Uhr Abends." „So? antwortete sie, und lachte hell auf, das hat der Geburtstagswein gemacht, den mir Josephine geschenkt, ich trank erst ein Glas und fand ihn so vortrefflich, daß ich auf einmal die ganze Flasche leerte! Alle brachen in ein herzliches Lachen aus und jeder ging und küßte die Hände der wiederaufgelebten Tante Rose, aber ich zitterte noch immer und ging auch später mit einer gewissen Scheu zu ihr. Sie durfte nie erfahren, daß man sie todt geglaubt, und noch zwei Jahre hindurch brachte ich ihr jeden Abend Bratäpfel. Acht Tage nach ihrem neunzigsten Geburtstage starb sie wirklich und lebte nicht wieder auf. Wenn aber eine Sterbeglocke läutet, so ist es mir immer noch, als drängen die Worte durch deren Töne: „Nun, bringt ihr mir heute gar kein Frühstück?" dann durchlebe ich wieder im Geiste die „unvergeßliche Scene."

Der edle Krieger.

(Wahre Begebenheit aus dem Jahre 1866.)

Der 27. Juni des Jahres 1866 entstieg den fernen Bergen, fröhliche Klänge begrüßten ihn und wehten die Fahnen durch die Morgenluft. Das Regiment Gorizutti marschirte gegen Neustadt an der Mettau, um dem bei Nachod anrückenden Feinde zu begegnen und mit ihm den Waffentanz zu tanzen. Vor dem Kloster der Barmherzigen zu Neustadt wurde kurze Rast gemacht. In bunten Gruppen lagerten die Krieger und trieben ihre Scherze, als ging's zum Hochzeitstanze. Auch drinnen im Kloster herrschte reges Leben. Die Brüder machten Lagerstätten zurecht für Verwundete, die der heiße Kampf ihnen senden werde. „Wo ist der Herr Pater Prior?" scholl mitten durch die Geschäftigkeit die Stimme eines bärtigen Kriegers.

„Was ist Ihr Begehr?" fragte der nächststehende Bruder.

„Hier eine Karte vom Herrn Regiments-Kaplan."

Der Frater nahm sie ihm aus der Hand und verschwand. Nach wenigen Minuten standen barmherzige Brüder an der Pforte und reichten den daselbst lagernden Offizieren Wein und Brod.

„Ah, das stärkt, das erquickt!“ rief Hauptmann A. P—ka, indem er sich den Schnurbart strich. „Schönen Dank dem Herrn Prior; sagen Sie ihm, Bruder, es kann vielleicht das letzte Frühstück sein, das wir noch genießen; denn bald werdet Ihr und wir die Kugeln pfeifen hören. Macht Euch gefaßt, Bruder, auf ungebetene Gäste.“

„O, Herr Hauptmann, tapfere Krieger sind bei uns stets willkommene Gäste. Wir wünschen Ihnen Sieg und gesunde Glieder, sollte es aber anders ausfallen, so werden Sie mit offenen Armen empfangen. Gott schütze Sie, meine Herren.“

So der Bruder und verschwand. Das Signalhorn rief zum Aufbruch. Fort ging es gegen Nachod, wo der Feind in großen Schaaren anrückte. Bald hörte man das Knattern der Büchsen, bald den Donner der Kanonen. In Kurzem wälzte sich die Schlacht über die Gefilde bei Nachod und Neustadt. Alle Herzen pochten. Alles wartete auf die Nachricht: Die Preußen sind geschlagen. Aber leider, gar bald kam der hinkende Bote mit der Kunde: Die Oesterreicher sind geschlagen, und schon — es war nach wenigen Stunden seit dem Frühstücke beim Kloster — bewegten sich lange Züge mit Verwundeten gegen Neustadt zum Kloster der Barmherzigen hin.

„Da, Bruder, seht, da bin ich wieder,“ rief eine Stimme von der Tragbahre her, „habe mein Frühstück schon bekommen.“ Es war die Stimme des Hauptmannes A. P—ka, der mit zerschossenem Unterschenkel auf der Tragbahre lag. „Nun, Bruder, ein gutes Lager für mich und zwar auf längere Zeit. Ihr habt mir heute Früh so guten Wein eingeschenkt, nun will ich lange Zeit Euer Gast bleiben.“

„Willkommen, Herr Hauptmann, Sie sollen sich über unsere Gastfreundschaft zu beklagen nicht Ursache haben,“ antwortete ihm der Bruder und wies die Soldaten an, wohin sie den Hauptmann tragen sollten. Sogleich eilten Aerzte, Barmherzige mit ihren Krankenwärtern wie Bienen unter den Blessirten herum, um jedem ein möglichst gutes Lager zu bereiten und jedem die nöthige Hilfe zu leisten. Auch am Bette des Hauptmanns P—ka standen die Aerzte und untersuchten seine Wunden.

„Nun, wie finden Sie mich, Herr Doktor?“ fragte rasch der Hauptmann.

„Herr Hauptmann, Sie sind Kriegsmann, und da Sie vor Kurzem bereit waren, Ihr Leben für das Vaterland zu opfern, so werden Sie auch meine Aeußerung mit dem ruhigen Muthe eines Mannes hinnehmen.“

„Nur heraus mit der Farbe, Doktor, wie steht's?“

„Es stehen Ihnen zwei Wege offen, entweder Ihr Bein zu behalten, einem raschen oder schmerzlich langsamen Tode entgegenzusehen, oder das Bein zu opfern, um Ihr Leben zu erhalten!“

„Bein weg, Leben erhalten? — Weg damit! Ich habe nicht für mich allein zu sorgen, ich habe noch einen alten Vater, der von einer geringen Pension als Lieutenant kaum leben kann, mit ihm will ich meine Beine und meine Pension theilen. Eines ihm, eines mir. Doch schicken Sie mir erst den Pater, damit ich nicht, wenn es unglücklich ausfiele, mit dem Beine die Seele verliere."

Der edle Mann empfing zur Erbauung Aller die heiligen Sakramente.

Eben schlug es Mitternacht, als die Aerzte an ihr Werk gingen, es in Kurzem vollendeten und dem alten Vater den braven Sohn retteten. Welch' eine Scene, als nach wenigen Tagen der alte Vater, der seinen Sohn, den Zeitungsberichten zufolge, unter den Gefallenen gelesen, bereits zu den Todten gezählt hatte, von den barmherzigen Brüdern benachrichtigt, im Kloster angekommen, ihn unter den Lebenden und auf dem Wege glücklicher Genesung fand. Die Beschreibung dieses Wiedersehens erlasse mir der Leser. Aber ergriffen von so edler Gesinnung rufe ich: „Ehre dem edlen Krieger, Ehre dem guten Sohne, Ehre dem Major ad honores A. P—ka."

Nachtisch.

(Keine Hoffahrt.) „Schau einmal deine Kameraden an," sagte ein Hauptmann zu einem Soldaten seiner Kompagnie, „wie schön sie aussehen, und betrachte die Flecken auf deiner Montur!" „Halten zu Gnaden, Herr Hauptmann, ich bin halt nicht so hoffährtig als die andern," entgegnete der Soldat.

(Zur Geschichte der Wurst.) Schon bei den alten Griechen und Römern ist die Wurst eine beliebte Speise gewesen. Aus der griechischen Benennung der Wurst, welches Wort an allium, Knoblauch, erinnert, scheint hervorzugehen, daß die Alten Knoblauchwürste fabricirt haben. Auch bei den Römern erzählt Martial und Seneca von botularius oder Wursthändler. Die Blutwurst scheint zuerst zur Zeit des morgenländischen Kaisers Leo IV. (886—911) das Licht der Welt erblickt zu haben. Genannter Kaiser erließ nämlich gegen dieses harmlose Fabrikat folgenden, wahrhaft blutwürstigen Erlaß: „Wir haben in Erfahrung gebracht, daß die Menschen geradezu so toll geworden sind, theils des Gewinnes, theils der Leckerei wegen, Blut in

eßbare Speisen zu verwandeln! Es ist uns zu Ohren gekommen, daß man Blut in Eingeweide, wie in Säcke, einpackt, und so als ein gewöhnliches Gericht dem Magen zuschickt. Wir können nicht länger ausstehen und zugeben, daß die Ehre unseres Staates durch eine so frevelhafte Erfindung blos aus Schlemmerei freßlustiger Menschen geschändet werde. Wer Blut zur Speise umschafft, er mag nun dergleichen kaufen oder verkaufen, der werde hart gegeißelt und zum Zeichen der Ehrlosigkeit bis auf die Haut geschoren. Auch die Obrigkeit der Städte sind wir nicht gesonnen, frei ausgehen zu lassen; denn hätten sie ihr Amt mit mehr Wachsamkeit geführt, so wäre eine solche Unthat nie begangen worden. Sie sollen (jetzt kommt die Moral) ihre Nachlässigkeit mit 10 Pfund Goldes büßen. — Da noch heute die Blutwurst nicht ausgestorben ist, scheint doch dieses furchtbare Edikt den allerunterthänigsten Unterthanen sehr — „wurscht" gewesen zu sein.

(Häusliches Appellationsgericht.) Vater (zu seinem kleinen Jungen): „Bleib' jetzt zu Hause, Fritz! Du sollst nicht den ganzen Tag draußen herumlungern!" — Fritz: „Papa, wenn Du mich nicht fortläßt, so sag' ich's der Mama, dann mußt Du Abends auch zu Hause bleiben!"

(Ein junges Gänschen), das gern in gewählten Ausdrücken sprach, hatte öfters in Gedichten statt des Wortes „Flügel" das Wort „Fittich" gelesen. Einst aufgefordert, Etwas auf der Guittare zu spielen, antwortete sie: „Ich muß bedauern, Guitarre kann ich nicht zupfen, ich werde Ihnen aber Etwas auf dem Fittich vortragen."

(Eine Schauspieler-Rechnung.) Zur Zeit des Burlesken-Unfuges auf dem Wiener Burgtheater, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, waren Prügel und Fußtritte gesuchte Artikel, denn der Empfänger wurde dafür besonders belohnt, ein Beweis also, daß Beides auf die Gefühlsnerven einen wirklichen Eindruck ausübte. Nachstehende noch erhaltene Rechnung aus jener Zeit dient zum Beweis: „Diese Woche sechs Arien gesungen 6 fl. 7 kr., Einmal in die Luft geflogen 1 fl. Einmal in's Wasser gesprungen 1 fl. Einmal begossen worden 34 kr. Zwei Ohrfeigen bekommen 1 fl. 8 kr. Einen Fußtritt bekommen 34 kr., worüber dankbarlichst quittirt N. N."

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 56.

Ein Wildfang.

1.

„Ein seltsamer Bursche, dieser Othmar!“ — „Er ist ja ein Achtundvierziger! In dem spuckt der Revolutionsgeist.“ — „Ja wohl, ja wohl!“ sagte Meister Moorhut, diesen Urtheilen seiner Freunde zustimmend. „Othmar ist ein arger Wildfang. Kein Tag vergeht, ohne daß er irgend einen tollen Streich macht. Seit seiner frühesten Kindheit bis jetzt, da er in das gereifte Jünglingsalter eintritt, erscheint mir sein Leben als eine fortlaufende Kette von frechen Schwänken und bübischen Unternehmungen. Ein Wildfang ist er!“ Die ehrsamen Bürger, Allem, was man abenteuerlich oder romantisch zu nennen pflegt, von Natur wie aus Prinzip abhold, nickten nun ihrerseits mit den Köpfen.

Wir befinden uns in der Gaststube des Posthauses einer kleinen Stadt an der bayrisch-österreichischen Grenze. Der Postmeister Moorhut ist daher zugleich Gastwirth. Er ist ein behäbiger Mann, etwa sechszig Jahre alt, dem man es ansieht, daß er dem guten bayerischen Bier all' sein Lebtag wacker zugesprochen hat. Besonders im Winter hat er gute Zeiten. Seine Ferien beginnen im Oktober und währen bis März oder April, in welchen Monaten das Postgeschäft wieder seine Kräfte in Anspruch nimmt. Denn da wird es auf der Straße lebendig von Badereisenden, welche nach Reichenhall sich begeben, dem wegen seiner wundervollen Lage in einem der schönsten Gebirgsthäler berühmten Badeorte Bayerns. So belebt nun das Grenzstädtchen wegen der vielen hin- und herfahrenden Leute während der Sommersaison ist, so öde und trostlos zeigt es sich im Winter. Die Einförmigkeit des Lebens wird dann selten unterbrochen, wenn nicht etwa ein Schmuggler eingebracht, eine Jagd- oder Schlittenfahrt veranstaltet oder

ein Tanzkränzchen abgehalten wird. Den guten Bewohnern des Städtchens ginge wohl manchmal der Gesprächsstoff aus, wäre nicht des Postmeisters Pflegesohn, Othmar, der zum Glück dafür sorgt, daß sie „Etwas zu reden haben.“ Er ist der kleine Alkibiades des Ortes. Ein schlanker und doch kräftiger Jüngling mit nußbraunen Locken und dunklem Auge zieht er die Blicke Aller auf sich, wo er immer erscheint. Seine Lieblingstracht besteht in einem grauen Jägerrock mit grünen Vorstößen, eng anliegenden Lederbeinkleidern, Reitstiefeln, und einer Art von französischem Käppi mit geradem Schirm, welche Kopfbedeckung ihm ein kühnes, fast herausforderndes Ansehen verleiht. Sein Charakter zeigt ein Gemisch von Gutmüthigkeit und Bosheit, welch' letztere Eigenschaft jene tollen Streiche verursacht, über die ehrsame Spießbürger sich entsetzen. „Der Mensch ist ihnen ein Räthsel.“ Sie fürchten ihn fast, denn man ist nicht sicher vor ihm. Er ist im Stande, Jemandem zum Zeitvertreib die Fenster einzuwerfen, oder in der Nacht erdichteten Feuerlärm zu schlagen und die schon behaglich Schlummernden aus den warmen Betten zu jagen, oder sich als Gespenst zu verkleiden und die Leute zu erschrecken. Er ist im Stande, doch was ist der „tolle Junge,“ der „Teufelsbraten“ nicht im Stande? Seltsamer Weise waren ihm die Menschen trotz alledem nicht eigentlich abgeneigt, ja bei dem weiblichen Theile der Bevölkerung hätte er sogar auf recht starke Sympathien rechnen können, wenn er sich um dergleichen jemals bekümmert hätte. Manches schöne Auge blickte ihm sehnsüchtig nach, wenn er, ein Liedchen pfeifend oder seinen Neufoundländer zum Apportiren aneifernd, die Straße entlang schritt. Er schien für die Reize des schönen Geschlechtes keinen Sinn zu haben. Nicht einmal das holde Töchterlein des Bürgermeisters, Rosalie, vermochte ihn zu fesseln, obschon sie ein eben so schönes als liebenswürdiges Geschöpf war, das nur zu deutlich merken ließ, wie sehr es sich über die Gleichgültigkeit Othmars ärgere. Unter den jungen Männern der Stadt hatte Othmar einige Freunde, welche, wenn sie auch nicht das Talent und die Energie Othmars besaßen, doch seine Gesinnungen theilten. Zu diesen gehörte eben der Bruder Rosaliens, Robert, sodann der Sohn des Braumeisters Hugo, und Viktor, der Försterjunge. Es war ein hübsches Kleeblatt, Othmar mit seinen „Spießgesellen“, wie man seine Freunde respektwidrig nannte. Diese Vier waren fast immer beisammen. Sie kletterten auf den Bergen herum oder verzechten die Nächte im Wirthshause. Robert, Hugo und Viktor waren Othmars gefügige Werkzeuge, wenn er irgend einen Streich vollführte, sie schafften Geld, wenn es ihm daran gebrach, sie schützten ihn, wenn er in Gefahr kam. Sie ließen sich Othmars Superiorität gerne gefallen und schienen glücklich, in seiner Gesellschaft sein zu können. Othmar schonte übrigens nicht einmal diese seine Kumpane.

Wenn es ihm gerade behagte, so ließ er auch an ihnen seinen Witz aus. Wenn man nun fragt, was denn der Lebenszweck dieses seltsamen Jünglings war, so scheint es, daß man keine genügende Antwort darauf zu geben vermag. Hatte er, vermöge seines bösartigen Naturells, seine Freude daran, die Leute zu quälen? Oder trieb ihn eine eigenthümliche Sucht nach absonderlichem Zeitvertreib? War ein romantischer Zug in seiner Natur, dessen er selbst sich nicht klar bewußt wurde? Sein Benehmen bewies es, daß er unter die „soliden, bürgerlich-einfachen" Menschen wenig taugte. Wie war er aber in diese Gesellschaft gerathen? Da müssen wir schon wieder zum Herrn Postmeister zurückkehren, von dem wir vielleicht einige Aufklärungen erhalten. Es ist jetzt die Zeit, in der er wieder zu leben beginnt. Ende Oktober. Er kann nun in Ruhe sein Glas Bier trinken und seine Cigarre rauchen. Da ist er denn auch gesprächiger als sonst, und seine Stammgäste, die zugleich seine Freunde sind, locken ihm dann unschwerer „allerlei Geheimnisse" ab. Heute sind sie zum Glück für unsere Neugierde ganz besonders erpicht, endlich etwas Bestimmtes über den Wildfang zu erfahren. Er hat es gerade in den letzten Tagen wieder arg getrieben und ist schon wieder, wie so oft Gegenstand des Stadtgespräches. Einem Bürger, der mehr wegen seines Reichthums als seiner geistigen Befähigung halber von den Vätern der Stadt zum Gemeinderath gewählt worden war, ließ er in der Nacht ein paar Hirschgeweihe über dem Thor befestigen. Der Mann wollte wegen Ehrenbeleidigung Klage führen; seine Frau, klüger als er, hielt ihn jedoch davon ab. Sie ahnte, daß er sich nur noch lächerlicher machen könnte, wenn Othmar vor Gericht zitirt, um die Ursache dieses Spaßes gefragt würde. Am selben Tage erschien in dem städtischen Lokalblatte, das wöchentlich einmal ausgegeben wurde, ein Eingesendet, von dem Jedermann behauptete, daß es von Othmar Moorhut herrühre, obwohl es mit Simplicius Springinsfeld unterzeichnet war. In diesem Eingesendet wurde Protest eingelegt gegen das Projekt, die Stadt mit einer Gasbeleuchtung zu versehen. Denn, hieß es, wozu scheine dann der Mond? Ueberdies seien die Väter der Stadt so hoher Erleuchtung voll, daß sie nur das Opfer zu bringen brauchten, sich des Abends an verschiedene Plätze zu stellen, um die Stadt mit einem Strom von Licht zu versehen. Dieser Spaß war dadurch hervorgerufen, daß zwei Drittel der löblichen Gemeinderäthe sich gegen die einzuführende Gasbeleuchtung erklärt hatten. Ein dritter Spaß galt einem fremden Herrn, der von Reichenhall kommend, nach Böhmen reiste.

(Fortsetzung folgt.)

Des Tigers Rache.

Historische Novelle von Lothar St. . .

I.

Der Sehnsucht und der Träume Weben,
Sie sind der weichen Seele süß;
Doch edler ist ein starkes Streben
Und macht den schönen Traum gewiß.

Uhland.

Es war gegen das Ende des vorletzten Jahrzehntes des zwölften Jahrhunderts, mitten in jener glanz- und geräuschvollen Zeit, in der das Ritterthum seine höchste Ausbildung fand, in der die mächtigsten Herrscher Europa's zugleich die ritterlichsten waren, wo jene großen Völkerbewegungen stattfanden, die unter dem Namen der Kreuzzüge bekannt sind, als im südlichen Frankreich, nicht weit von Montepellier, ein prunkvolles Turnier gehalten ward, zu dem sich fast alle durch Waffenruhm ausgezeichneten Herrn und Grafen des Landes begaben.

Ritter Fulko von Redemoire war es, der dieses Fest veranstaltete. Noch nie vielleicht waren die Anordnungen zu irgend einer Festlichkeit ausgedehnter und großartiger als hier. Denn außerdem, daß das Schloß des gastlichen Ritters den Geladenen alle Bequemlichkeiten darbot, daß die edelsten und schönsten Frauen das Fest mit ihrer Gegenwart verherrlichten, hatten sich auch viele provençalische Sänger und Troubadours eingefunden, um das Fest der Waffen auch zu einem Musenfeste umzuschaffen. Aber es waren auch vielleicht noch nie so viele wackere Kämpen zu einem Wettstreite der Tapferkeit und Gewandtheit herbeigeeilt, als diesesmal; kaum war je ein Siegespreis werthvoller und reizender als bei diesem Kampfspiele — es war die Hand der schönen Adelaide, der einzigen Tochter des greisen Burgherrn.

Dem wackeren Ritter hatte der Tod frühzeitig die Gattin entrissen; ein Pfand ihrer Liebe hatte sie ihm hinterlassen in der lieblich aufblühenden Tochter. „Bald (so dachte Adelaidens Vater) werde auch ich zu meinem Weibe hinübergehen; deßhalb muß ich mein Kind einem edlen Ritter vermählen, der sie zu schützen vermag. Wer kann aber dies besser als der Tapferste?" Und diesen, den Tapfersten unter den Tapfern, wollte er heute auslesen aus den vielen Heldensöhnen Frankreichs, die da zum Kampfe erschienen. Wer Sieger über Alle ward, der sollte sein Eidam, der sollte der Erbe seiner Güter sein.

Nach seiner Meinung handelte Ritter Fulko ächt väterlich. Er dachte ganz im Sinne seiner kriegerischen Zeit, die den Tapfersten jederzeit auch für den Besten ansah. Allein wie wenn der Sieger im Tournier ein rau-

her abstoßender Mann war, für den Adelaidens Herz keine Liebe fühlen konnte? Wie, wenn sie bereits einen Andern liebte? — Daran dachte der gute Ritter nicht.

Wirklich war Adelaidens Herz nicht mehr frei. Graf Hugo von Montpertuis war der Glückliche, dessen heiße Liebe sie mit der wärmsten Gegenliebe erwiederte.

Auch er fand sich auf dem Turnier ein, aber fast nur gezwungen. Vor wenigen Wochen war sein Vater dahin geschieden, und obgleich er ihm ein reiches Erbe hinterließ, um dessen Besitz ihn mancher Ritter beneidete, so war er doch ein viel zu gefühlvoller und zartliebender Sohn, als daß seine Freude über die ererbten Güter das Uebergewicht über seine Trauer erlangt hätte. Er war also wenig geneigt an einem Waffenspiele, der Hauptergötzung des ritterlichen Adels, Theil zu nehmen. Dazu kam, daß es seinem edlen Gemüthe und seinem freisinnigen, und über seine Zeit hervorragenden Geiste höchst unziemlich vorkam, seine Braut sich durch die Waffen zu erringen, denn so lieb ihm auch diese als einem wackeren Recken sein mochten, so stand ihm doch die Geliebte seines Herzens weit höher; hatte er doch einmal ihre Liebe, ihre Einwilligung; war dies nicht das Höchste? Oder konnte es für ihn noch eine andere Art geben, sich in den Besitz der Geliebten zu setzen?

Dennoch trat er in die Schranken, da ihn einer seiner Freunde, Ritter Charles, dringend dazu aufforderte, indem er es ihm als sträfliche Schlaffheit und Unthätigkeit vorwarf, so leichten Kaufs seine Geliebte aufzugeben und durch Verweigerung der Theilnahme am Kampfe sie einem Andern gleichsam in die Hände zu spielen. Diese Worte fingen Flammen in Hugos feu'rigem Herzen; schnell war er entschlossen und bereit, im ritterlichen Kampfe mit Jedem eine Lanze zu brechen.

Nicht leicht war ein solcher Strauß zu bestehen. Unter den Kämpfenden war mancher Degen, dem das Waffenhandwerk einzige Lust, ja Leidenschaft war; Mancher, der die Kühnsten besiegt, die Gewandtesten aus dem Sattel gehoben. Unter Anderen war auch Ritter Henry von Verguignaux, ein kampflustiger großer Mann anwesend, ausgezeichnet durch ungewöhnliche Muskelkraft nnd ein hohes, furchteinflößendes Ansehn. Seine Burg befand sich im tiefsten Südosten Frankreichs, in der Gegend, wo der Var die Gränzscheide gegen das heutige Königreich Sardinien bildet. Selten kam der Ritter in die Gegend um Montpellier; gewöhnlich vergnügte er sich auf Jagden in den Gebirgsgegenden, besonders nahe bei der Rhone, oder auf Streifzügen, die er in die italienischen Gebiete unternahm. Der Ritter war, wie es hieß, Wittwer und wahrscheinlich sollten die heute abzulegenden Proben seiner weitgerühmten Tapferkeit ihm ein neues Ehegemahl in

die Heimath bringen. Wenigstens hörte man ihn zu einem Ritter, der sich seiner nähern Bekanntschaft zu erfreuen schien, die Worte sagen: „Ich muß sie haben. Erhält sie ein Anderer, so trifft — — —" Und das Weitere sprach er nicht aus, aber ein bedeutsames ironisch triumphirendes Lächeln ergänzte die Rede, so er unvollendet gelassen.

Auf des Heroldes Ruf begann das Turnier. Der alte Ritter, seine Tochter, die anwesenden Damen und die übrigen hohen Gäste, die an dem Kampfe nicht Theil nahmen, schauten von reich verzierten Gerüsten herab das glänzende Waffenspiel an. Um die Schranken drängte sich die schaulustige Menge, die trotz der gebotenen Stille von Zeit zu Zeit, je nach dem Stande der Kämpfe und der Kämpfenden sich in Ausrufungen der Theilnahme, des Mitleids, der Freude und der Bewunderung ergoß.

II.

Stets ist der Sieg des tapf'ren Mannes Freund;
Das starke Schicksal will vor Starken nur sich neigen.
E. Schulze.

Wir enthalten uns unsern Lesern eine Schilderung des Turnieres zu geben und auf eine umständliche Erzählung der einzelnen Kämpfe einzugehen; wir begnügen uns das hervorzuheben, was für den Verlauf unsrer Erzählung bedeutsam und wichtig ist.

Graf Montpertuis hatte alle Mitbewerber besiegt; nur Einer war noch zu überwinden übrig; es war der Ritter Verguignaux. Selten hatte noch ein Kampf soviel Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt, als dieser. Aller Augen waren unabläßig auf die beiden Streiter, die bereits als die Helden des Tages galten, gerichtet. Alles hielt ängstlich den Athem an und horchte jedem Laut der aneinander klirrenden Waffen. Zerbrochen waren die Lanzen der beiden Kämpfer; da kämpften sie mit dem Schwerte zu Fuß. Hier entwickelte sich die fast unglaubliche athletische Stärke des Ritters Verguignaux, vor der den Grafen Montpertuis nur seine Gewandtheit schützte. Immer hitziger ward ihr Streit; ihre Waffen, wie ihre Blicke sprühten Zornesfunken. Endlich trug Graf Hugo den Sieg davon, sein Gegner sank verwundet nieder. Er blutete. Der Kampf war geendet. Montpertuis eilte auf ihn zu, löste den Brustharnisch ab, um nach der Wunde zu sehen. Sie war auf der Brust und nicht sehr bedeutend. Der Sieger bemerkte aber oberhalb der blutenden Wunde auf seiner Brust ein Zeichen eingegraben, ähnlich den durch Tätowiren hervorgebrachten der wilden Völker; es schien ein wildes Thier vorzustellen. Indessen kam man sogleich herbei, der Verwundete ward aus den Schranken getragen.

Froher Jubel umbrauste den wonnetrunkenen Sieger. Der alte Fulko führte ihn hin zu der Tochter, wo er den Verlobungsring erhielt. Wer könnte die Lust des edlen Hugo beschreiben? Wer seine Seligkeit? Laut pries das Volk den jungen, glücklichen Helden. Schmetternde Trompeten verkündeten sein Glück und ein Meer von Freuden erschloß sich des Ueberseligen trunkenem Blicke. Erfüllt war ja die Hoffnung seines Lebens, Wirklichkeit war der herrliche Traum, der ihm so manche Stunde versüßt.

Das glückliche Paar ward auf's Schloß geführt. Alles beeilte sich, ihnen Glückwünsche darzubringen. Dem Turnier folgte eine glänzende, kostbare Mahlzeit, deren Genuß die anwesenden Sänger durch ihre heiteren minniglichen Lieder erhöhten.

Ritter Verguignaux blieb in seinem Zimmer; der Schloßgeistliche, der Arznei kundig, hatte seine Wunde verbunden. Als er am andern Morgen den kranken Ritter wieder besuchen wollte, war dieser mit seinem Knappen, ohne von Jemand Abschied genommen zu haben, abgereist.

III.

— — Et tout chretien, tout digne chevalier
Pour sa religion se doit sacrifier.

Voltaire.

Der verstorbene Graf Montpertuis hatte seinen letzten Willen in die Hände seines greisen Verwandten, des Erzbischofs von Toulouse, gelegt. Des verblichenen Vaters letzte Befehle an seinen einzigen Sohn, den Erben seiner Güter, waren in einem Schreiben enthalten, das erst fünfzig Tage nach des Geschiedenen Tod eröffnet werden sollte. Bereits war diese Frist verstrichen und der Prälat hatte den Grafen zu sich entboten. Hugo würde ungesäumt sich zu ihm verfügt haben, hätte nicht sein ungestümer Freund ihn zu dem bereits geschilderten Waffenspiel fortgerissen.

Am folgenden Morgen nahm der junge Held Abschied von seiner Braut und ihrem Vater, schwang sich auf sein Roß und ritt heiter, von zwei Knappen begleitet, hin zu der erzbischöflichen Stadt.

Mit Würde empfing der Greis den jungen Verwandten, sprach tröstende Worte zur Beruhigung des betrübten Sohnes und schloß mit einer salbungsreichen Mahnung, er möge, des thatkräftigen Vaters erhebendem Beispiele getreu, die Pflichten eines Ritters, der zugleich Lehensherr und Vasall, gewissenhaft vollziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtisch.

(Das niesende Standbild.) Von dem kürzlich in einem Irrenhause verstorbenen Schauspieler Dotter, der sowohl in Wiener und Berliner Theaterkreisen, als auch in Stuttgart sehr bekannt war und Erinnerungen aus seinem Leben meisterhaft zu erzählen wußte, erzählt man sich einen ergötzlichen Schabernack, den er einem Collegen spielte, in nachfolgender Weise: Er war mit einem gegenwärtig in Magdeburg als Weinhändler lebenden ehemaligen Bassisten engagirt, und eines Abends spielte dieser den Komthur im „Don Juan". Nun ist aber der genannte Bassist ein leidenschaftlicher Schnupfer, und auf diese Leidenschaft hatte Dotter einen schwarzen Plan gebaut. In der Kirchhofsscene, wo der Komthur, hoch zu Roß, den Marschallsstab in der Hand als „steinernes Gebilde" erscheint, kam der Plan zur Ausführung. Dotter, eine Dose mit Nieswurz in der Hand, stellte sich da auf, wo sein Kunstkollege vorüber mußte, um sein steinernes Roß zu besteigen; als Letzterer nun den mit größtem Behagen eine Prise zur Nase führenden Dotter erblickte, griff er ebenfalls in dessen Dose, versorgte seine Nase reichlich und nahm dann seinen Platz ein. Jetzt erscheint Leporello, wendet sich mit seiner Einladung an das Steinbild, stutzt aber nicht wenig, als er im krampfhaft verzerrten Gesichte dessen Kampf mit den Wirkungen der Nieswurz wahrnimmt. Der Reiz wird immer größer, die Anstrengungen, einen Ausbruch zurückzuhalten, immer verzweifelter, endlich aber ist die Wirkung des Reizmittels so überwältigend, daß das Steinbild zum anfänglichen Erstaunen, späteren hohen Gaudium des Publikums in ein ununterbrochenes „Hatschi! Hatschi!" ausbricht. Der Vorhang muß unter unauslöschlichem Gelächter der Zuschauer fallen. Der Direktor versucht umsonst den wüthenden Komthur wegen des Vorfalles zur Rede zu stellen; einzelne Flüche, von fortwährenden „Hatschis" unterbrochen, sind die ganze Antwort, die er erhält. Inzwischen hat Dotter den Inhalt seiner Dose fortgeschüttet und mit unschuldigem Tabak vertauscht, der denn auch, auf die Anklage des wüthenden Bassisten von der Direktion und Sachverständigen untersucht, als unfähig, ein solches Niesen zu erzeugen, befunden wird. Erst lange Zeit später hat Dotter diesen von ihm gern erzählten Streich seinem Collegen geoffenbart und dessen Verzeihung erhalten. Dieser gerieth aber noch nach Jahren in Wuth, wenn ihm ein College „Helf Gott!" zurief.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 57.

Ein Wildfang.

(Fortsetzung.)

Der Postillon, der ihn hieher geführt, klagte, daß der Reisende ein Fenster gebrochen, es jedoch abgeläugnet und überdies kein Trinkgeld gegeben habe. Othmar war eben zugegen, als umgespannt wurde, um den „Schmutzian" von Touristen nach der nächsten Poststation zu befördern. Er hörte die Auslassungen des Knechtes. „Wart", sagte er, „den Kerl wollen wir kuriren; die Peitsche her!" Othmar, als ausgezeichneter Kutscher, fand keinen Wiederspruch. Es war schon oft vorgekommen, daß er „im Geschäfte" aushalf. Nun schwang er sich auf den Kutschbock, hing das Posthorn um, und vorwärts ging es. Da der fremde Herr der einzige Passagier war, so hatte man einen kleinen Wagen genommen; auch fuhr der Kondukteur nicht mit. Der Reisende war völlig in der Gewalt Othmars. Wohl selten hat ein Postreisender in der kurzen Frist einer Meile so viele Qualen ausgestanden als der norddeutsche Commis voyageur, denn das war der Herr. Schon eine Viertelstunde außerhalb des Städtchens hielt der Wagen vor einem Wirthshause. Othmar stieg ab und ging in die Gaststube. Dort ließ er sich Wein geben und unterhielt sich mit den Bauern, die ihn alle kannten. Er erzählte ihnen, wie es komme, daß er heute Postillon sei und fügte hinzu: „Der schäbige Filz soll Jesum Christum kennen lernen!" Endlich verlor der Mann draußen im Wagen die Geduld. Er rief nach dem Kutscher. Da dieser that, als höre er nicht, so begann der Reisende zu schelten und zu fluchen. Nun erschien Othmar. „Was verbringen Sie denn für ein Geschrei?" rief er. „Glauben Sie, ich lasse mich dadurch einschüchtern? Uebrigens sollen Sie Ihre Zeit nicht verloren haben. Ich will jetzt um so besser fahren." Und nun hieb er in die Pferde,

daß sie in rasendem Galopp davonsprengten. Othmar jagte sie über Stock und Stein, am Rande der Gräben hart vorbei, ohne den Radschuh einzulegen, in wilder Eile die Anhöhen hinunter. Der Reisende schrie, trommelte an den Fensterscheiben, pfiff; Alles umsonst. Endlich schlug er mit dem Stock so heftig an das Wagenfenster, daß es zersprang. Nun hielt Othmar. „Sie haben eine Fensterscheibe gebrochen" rief er in den Wagen hinein. — „Ja wohl! sagte der Reisende. „Wenn Du aber glaubst, daß ich sie bezahle, so irrst Du Dich. Fahre, wie es sich gehört, nicht wie der leibhafte Satan." — „Ich fahre schnell und gut!" erwiderte Othmar. „Was kann ich dafür, daß die Straße in so schlechtem Zustande ist? Sie aber sollten sich schämen wegen ihres Benehmens. Zwei Tafeln haben Sie gebrochen und wollen keine bezahlen. Nun hören Sie. Bis zur nächsten Ortschaft ist es eine Stunde Weges. Die Dämmerung ist bereits hereingebrochen, in einer halben Stunde ist es Nacht. Weit und breit kein Haus. Die Straße selbst ist um diese Zeit ganz verödet. Hier nun laß' ich den Wagen stehen, wenn Sie nicht die zwei Tafeln bezahlen. Die Pferde spann' ich aus und reite im Galopp ins Dorf. Und Sie können bis morgen Früh nachdenken über Ihre „Filzigkeit' oder die Karette selber fotrziehen." — „Das darfst Du nicht thun." — „Ich werde es thun. Uebrigens ersuch' ich Sie, mich nicht zu dutzen. Ich bin nicht Ihr Dutzbruder, verstanden? Ich bin des Postmeisters Sohn, der nur aus Gefälligkeit für Sie kutschirt." — „Für diese Gefälligkeit bin ich Ihnen wenig dankbar." — „Das ist mir egal. „Doch ich habe schon zu viel geredet!" Othmar schickte sich an, die Pferde auszuspannen." — „Sie werden doch nicht im Ernst —?" — „Ja wohl, wenn Sie nicht augenblicklich zahlen." — Der Reisende zog nun schweigend seine Börse. Nachdem sie hierauf die nächste Ortschaft erreicht hatten, begab sich der Reisende zum Bürgermeister und führte Klage über die infamen Streiche seines Postillons. Dieser hatte sich indeß mit einem Fuhrmanne in das Einvernehmen gesetzt, der einen sogenannten Leiterwagen mit einem Brette versah, das Gepäck auflud und dem Reisenden, der nach einer Weile in Begleitung des Bürgermeisters erschien, um die Sache zu erledigen, mittheilte, Othmar lasse sich empfehlen. Der fremde Herr möge der neuen Gelegenheit sich zur Weiterreise bedienen. Der Wagen sei ganz für ihn geeignet, da er der Fenster entbehre; der Fuhrmann verlange auch kein Trinkgeld. Othmar war mit seinem Gespann über alle Berge. Die Nacht war hereingebrochen, eine Kalesche in dem kleinen Dorfe nicht aufzutreiben. Der Reisende, welcher Eile hatte, mußte also mit den Leiterwagen weiter fahren.

Die Geschichte wurde bald bekannt und im Allgemeinen Othmars Verfahren gebilligt. Aufgebracht in vollem Ernste war jedoch der Post-

meister, denn er fürchtete mit der Oberpostbehörde in Konflikt zu kommen, was indeß nicht geschah. „Er ist ein Wildfang!" sagte er daher, als er an einem stillen Abende im Kreise seiner Freunde saß: „Ein unverbesserlicher Wildfang! Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, daß in dem Burschen solch' ein Schlingel stecke, ich hätte mich seiner niemals angenommen! Wahrhaftig nicht!" — „Wie sind Sie denn überhaupt zu dieser Aquisition gekommen, Herr Postmeister? Sie haben Othmar angenommen, Sie haben ihn mit Sorgfalt erziehen lassen, als sei er Ihr eigenes Kind. Alle Welt weiß das. Ueber seine Herkunft ist jedoch nichts bekannt und Sie haben immer reinen Mund in dieser Hinsicht gehalten. Ist's denn ein so großes Geheimniß, das Niemand wissen darf?" — Auf diese Frage erwiderte der Postmeister: „Es muß wohl ein Geheimniß sein, weil ich es selbst nicht kenne. Was ich weiß, will ich indeß erzählen. Hören sie denn, meiue Herren!"

(Fortsetzung folgt.)

Des Tigers Rache.

(Fortsetzung.)

Endlich ward das Testament des Grafen Philipp von Montpertuis herbeigebracht. Der Erzbischof erbrach es und las es dem Ritter vor. Es enthielt mehrere an sich gleichgiltige Bestimmungen über einzelne Theile seiner Güter, Aussetzung von Belohnungen für einige treue Diener, Stiftungen von Messen, die jährlich für das Heil seiner Seele gelesen werden sollten. Am Schlusse aber befand sich die Anordnung, daß, weil er durch Krankheit verhindert sei, seinem Gelübde gemäß in das gelobte Land zu ziehen, er seinem Sohn und Erben Hugo hiemit auftrage, nach Eröffnung dieser seiner letzten Willensmeinung und sogleich nach Uebernahme seiner Besitzungen, ohne vorher eine andere Verbindlichkeit einzugehen, ohne vorher eine Ehe zu schließen, als Streiter des Herrn gegen die Ungläubigen in den heiligen Kampf sich zu begeben und wenigstens drei Jahre in Palästina zu verweilen.

So sehr auch der ritterliche und männliche Charakter des Grafen Hugo von Montpertuis von jenem allgemeinen Enthusiasmus seiner Zeit, von jener religiösen Begeisterung entflammt war, die unbedingt dem Tode für den heiligen Glauben entgegen zu gehen hieß; so sehr die in ihm erwachende Ruhmbegierde längst schon eine Gelegenheit gesucht hatte, sich geltend zu machen, ja so innig er selbst wünschte, unter den christlichen Helden gegen die Sarazenen zu streiten: so schien doch diese väterliche An-

ordnung, weit entfernt, in ihm eine kriegerische Lust hervorzurufen, eine ganz entgegengesetzte Wirkung auf ihn hervorgebracht zu haben.

Hugo erblaßte. Vergebens suchte er zu verbergen, was in seinem Innern vorging. Eine Braut hatte er sich errungen und durfte sie nicht als Gattin in die Arme schließen. Er mußte ausziehen, um vielleicht nie wieder zurückzukehren. Und welche Veränderungen konnten in seiner Abwesenheit eintreten!

Konnte nicht Ritter Fulko bei seinem Tode, um die Tochter nicht hilflos zu lassen, ihr einen andern Gatten bestimmen? Diese Trennung galt ihm für einen Verlust. Ach! Liebenden scheint eine Trennung von einigen Jahren — Trennung für eine Ewigkeit.

„Was ist Euch?“ fragte der Erzbischof. „Ihr werdet blasser.“ „Nichts, hochwürdigster Herr!“ erwiederte Hugo.

„Es hat Euer weiches Herz sehr gerührt und angegriffen,“ fuhr der Prälat fort, „die letzten Worte eines so geliebten Vaters zu hören. Beendigen wir darum diesen Akt. — Wohlan denn, Graf Hugo von Montpertuis, gelobt Ihr mir, diesem Willen Eures seligen Vaters, diesen seinen letzten Wünschen in Allem treu nachzukommen? Versprecht Ihr es?“

Hugo's Geist war umdüstert, seine Sinne schwanden. Er hörte nichts als die gebrochene Stimme des Sterbenden, nichts als den Jammer der Diener; er sah nichts als das Todbett des Vaters, nichts als Trauergewänder, nichts als seine offene Gruft.

Er streckte die Hand schwörend aus und sprach: „Ich gelobe es.“

Und er folgte dem Erzbischof in die Kirche und ließ sich ein großes rothes Kreuz auf die Brust heften, als ein dem Herrn geweihter Streiter.

Der Erzbischof entließ den Ritter mit freundlicher Rede und vielen Segenswünschen. Dieser aber ritt hinweg, ohne sich eine Erholung zu gönnen. Jetzt erst fühlte er, wie viel er verloren, wie viel er aufzuopfern genöthigt war. Es tauchte in seinem Innern eine leidenschaftliche Gluth auf, deren Flammen anfangs weit umsich Verderben spieen, dann aber sich immer mehr minderten und endlich in eine gemäßigte Wärme und in ein sanft loderndes Feuer sich auflösten.

Nachdem der Sturm im Innern ausgetobt, war der Graf gefaßt und bereit genug, seiner Braut und ihrem Vater diese unangenehme Kunde zu bringen.

IV.

Cherche, si tu le peux, ta consolation dans ton propre coeur.

Fènèlon.

Als Graf Hugo bei Ritter Fulko anlangte, war große Lebendigkeit im Schlosse, die auf Gäste hinzudeuten schien. Der Burgherr bewillkommte den Ankommenden freundlich und stellte ihm seine Schwester, die Gräfin La Bruyère vor, die ihn zu besuchen gekommen war. Man war eben im lebhaftesten Gespräche, so daß dem bekümmerten Hugo kein Augenblick verstattet war, dem Ritter und Adelaiden die schmerzliche Nothwendigkeit des Scheidens mitzutheilen. Die Gräfin zeigte sich als eine ahnenstolze, mit Strenge und Gewissenhaftigkeit an den hergebrachten Lebensformen hängende Dame, die ihre rigorosen Theorien ungescheut und mit einer für ein Weib etwas zu großen Härte aussprach, selbst mit ihrem milder gesinnten Bruder, der doch ein ächter Rittersmann genannt zu werden verdient, in Streit gerathend. Wohl war sie eine seltene Erscheinung in einer Zeit, welcher das Gefühl so vorherrschend war und der hingebungsvolle zarte Sinn des Weibes, in dem sich das Gefühl repräsentirt, den harten kriegerischen Sinn der kühnen Recken milderte. Indessen mochte diese Frau, die bereits die Blüthenjahre überschritten hatte, durch manche bittere Erfahrung in eine so trübe, ernste, ihrer Umgebung größtentheils fremde Stimmung, versetzt worden sein. Sie sprach über Alles, wenn auch mit vieler Feinheit bitteren Tadel aus, und selbst der junge Ritter, den sie erst vor wenigen Augenblicken kennen gelernt hatte, mußte dessen Schärfe empfinden, wozu sie sich um so mehr berechtigt glaubte, da er ja der Gatte ihrer Nichte werden und somit in nähere Berührung mit ihr kommen sollte. Die Unterhaltung war für Hugo sehr lästig, und da es schon spät am Abend war, entfernte er sich aus dem Saale, um sich zur Ruhe zu begeben. —

Welche Gedanken erfüllten sein Herz! Voll Beklemmung schritt er in seinem Schlafgemach auf und nieder. Der gegenwärtige Zeitpunkt schien ihm der wichtigste und bedeutsamste seines Lebens. Wichtige Ereignisse hatten sich in wenigen Wochen zusammengedrängt: Tod des Vaters — Uebernahme so vieler Güter — Sieg im Turnier — Verlobung — Verpflichtung zu einem Kreuzzuge.

„Grausames Geschick!" so rief er, „siegte ich darum im Turnier, erwarb ich mir darum eine holde Braut, um sie sogleich wieder zu verlieren? Das war mein finsterer Dämon, der mich zu dem Kampfspiele hinzog, der mir das reizende Bild Adelaidens vorhielt und nun höhnisch grinzend es meinen geblendeten Augen entrückt, ja es so weit von mir entfernt, daß

ich es nicht mehr erreichen kann. Bin ich dazu geboren ein Leben der Täuschung zu verleben? Ward ich darum so über alle Maßen glücklich, um nachher in das bodenlose Meer des gräßlichsten Jammers zu versinken?"

Endlich fiel er ermattet auf sein Lager und schlief ein. Aber selbst im Schlafe fand er die ersehnte Ruhe nicht. Kein friedlicher Schlummer war ihm vergönnt. Düstere Bilder umgaukelten ihn und verscheuchten die Ruhe; fieberhafte Träume ängstigten ihn und übergossen seine Stirne mit kaltem Angstschweiß. Die wichtigsten Erlebnisse der vergangenen Tage gingen in furchtbaren Bildern an ihm vorüber. Bald sah er den sterbenden Vater, der voll Sehnsucht die Hände nach dem Sohne ausstreckte, und er konnte nicht kommen; bald wurden ihm die erst ererbten Güter entrissen, so daß er wild auffuhr, um sie zu vertheidigen; bald sah er den Leichenzug Adelaidens; bald sah er sie am Altare stehend, im Begriffe einem Andern die Hand zu reichen; bald war er im heiligen Lande und ward im Kampfe bezwungen; bald sah er, wie der riesige Verguingnaux, den er im Turnier überwunden, ihn höhnte und verlachte; bald sah er dessen entblößte Brust, und gewahrte mit Schaudern das von ihm schon früher entdeckte Zeichen eines Tigers.

Endlich erwachte er. Es war heller Tag. Die Sonne stand schon hoch am Horizont und von dem benachbarten Kloster drangen Glockentöne herüber.

Hugo's wild aufgeregtes Gemüth war da besänftigt; er ward weich, die frühere leidenschaftliche Hitze hatte einer stillen Wehmuth Platz gemacht. Er betete innig und gelobte, den Zug ins heilige Land treu des Vaters Gebot zu unternehmen, möge auch kommen, was da wolle, seiner Verlobten unverbrüchliche Treue zu bewahren und im Uebrigen den walten zu lassen, der mit mächtiger Hand die Loose aller Sterblichen regiert.

Neu gestärkt und an Muth gekräftigt, trat er aus dem Gemach, dem Ritter Fulko und seiner Verlobten den Morgengruß und mit ihm die Kunde von seiner Kreuzfahrt zu bringen.

V.

Auf Erden hier erblüht der Himmel nicht;
Der größte Sünder ist, wer Gott verklagt;
Ergebung ist des Menschen höchste Pflicht;
Denn Gott gebeut: Erdulde und ertragt!
Lord Byron — nach Ortlepps Uebersetzung.

Ritter Fulko war noch in seinem Schlafgemach mit Ertheilen verschiedener Befehle an den Burgvogt beschäftigt, als Hugo eintrat. Freund-

lich hieß er ihn willkommen, den zukünftigen Eidam, dessen edler männlicher Sinn sein ganzes Herz gewonnen hatte. Hugo erzählte einfach das, was seine gestrige Reise bezweckt und was sein sterbender Vater ihm geboten, ohne dabei zu verhehlen, wie unangenehm, ja schmerzlich es ihm sei, fortziehen zu müssen, bevor ihm noch seine geliebte Adelaide als Eh'gemahl angetraut sei.

Der alte Ritter schwieg eine Weile; dann begann er: „Heilig sei dem Sohne des Vater letzter Wille. Thut denn, was er Euch gebeut. Zieht hin ge'n Jerusalem, helft die heilige Stadt befreien aus der Gewalt der Ungläubigen. Gott wird mit Euch sein. Meine Tochter ist Euch verlobt, sie werde die Eure, wenn auch erst nach einigen Jahren. Ich und meine Schwester werden für sie besorgt sein. Freilich wäre es dem alten Fulko, dessen Tage gezählt sind, lieber gewesen, wenn er die Hochzeit in einigen Tagen hätte veranstalten können. Da aber nun dem so ist, so wollen wir uns darein ergeben. Doch möget Ihr Adelaiden selbst davon in Kenntniß setzen.

Hugo ging zu ihr. Bebenden Herzens trat er in ihr Gemach. Adelaide war blaß und verstört; auch sie mußte ähnliche Schreckensträume gehabt haben, wie Hugo. Ihr Blick ruhte ängstlich auf ihm. Er aber erwiderte ihn frei und offen und theilte ihr die Trennungsnachricht mit.

Adelaide hatte nicht den starken Sinn ihres Vaters oder ihrer Tante; sie war ein Weib, gefühlvoll und zart. Sie war noch zu sehr Kind der Natur, als daß sie ihre Gefühle, um den ohnehin tief betrübten Verlobten zu schonen, hätte verbergen können. Ihr jugendlich leichter Sinn flößte ihr zwar die gewisse Hoffnung ein, ihr Geliebter werde unversehrt und glücklich vom Kreuzzuge zurückkehren; aber die lange Trennung war es, die ihr, solcher Stürme noch ungewohntes Herz, so heftig erschütterte.

Laut weinend sank sie ihm an die Brust. Er umschlang sie gerührt und versuchte, selbst des Trostes bedürftig, sie zu trösten. Zwei Herzen, die sich nicht lange gefunden, sollten sich wieder verlieren. Das war zu viel! Das war hart und schmerzlich!

Endlich sprach Hugo: „Klage die Vorsehung nicht an, theure Adelaide! Sie zeichnet uns mit fester Hand unsere Bahnen vor, die uns zum glücklichen Ziele führen müssen. Sieh, ich will allen Gefahren, allen Beschwernissen mit freudiger Seele mich unterziehen, allen Hindernissen Trotz bieten, wofern ich nur deiner unwandelbaren Liebe und Treue gewiß bin. Deine Liebe sei mein Trost, wenn Kummer mein Herz beschleicht; deine Liebe sei mein Licht, wenn mich Nacht umgraut; sie sei der Talisman, der mich unverletzt durch die dunklen Pfade geleite, die meiner harren."

„Ewig bleibe ich dir treu; nur dir will ich angehören, mein Hugo!" betheuerte Adelaide.

Und sie gaben sich wechselseitig den Schwur fester, unauflöslicher Liebe, einer Liebe, die keiner äußeren Pfänder bedurfte, war sie ja mit Flammenschrift eingeschrieben in das Innerste ihrer Herzen.

Die Gräfin La Bruyére suchte die Nichte mit ernsten Worten zu trösten; es wollte ihr nicht gelingen.

Hugo aber nahm von Allen Abschied und verließ das Schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtisch.

(Reicht nicht.) Gar nicht selten ereignet sich auf den deutschen Postämtern der Fall, daß derjenige, welcher einen frankirten Brief empfängt, noch Porto nachzahlen muß, wo dann auf dem Couvert dicht bei dem Worte „franco" immer mit Tinte geschrieben die Worte stehen: „Reicht nicht!" — Ein Student schreibt seinem Vater, daß er nächstens 50 fl. haben müsse, da er Collegiengelder und Schulden zu bezahlen habe. Schulden zu contrahiren hatte ihm der Papa streng untersagt und schickte dem flotten Studio nur 30 Gulden. Da ereignet es sich, daß ein Versehen bei der Portoberechnung geschieht und als der Brief zum Studenten gelangt, liest solcher unter den Worten: „Inliegend 30 fl." das ominöse „Reicht nicht!" welche Floskel er natürlich nicht kennt. — Schon höchst ärgerlich, daß sein Wunsch hinsichtlich der erwarteten Summe nicht in Erfüllung gegangen, ist er ganz ergrimmt, daß die Post auch noch ihre Bemerkungen dazu macht. Wüthend läuft er in die Expedition, und spricht zum Postsekretär: „Herr! da hat sich Jemand einen schlechten Witz erlaubt und ich werde deßhalb beim Herrn Oberpostamts-Direktor Klage führen. Reicht nicht! das weiß ich wohl, daß ich nicht damit auskomme, aber das geht die Post gar nichts an, die hat sich durchaus nicht um meine Moneten zu kümmern."

Der Postsecretär hatte Mühe, dem Studio die Sache auseinander zu setzen und als dies geschehen — lachten sie alle Beide.

Ein Bauer hatte fast sein ganzes Vermögen zur Erziehung seines Sohnes aufgeopfert, und als er sah, daß er nichts dafür gelernt hatte, seufzte er: „Ach wie viel Kühe habe ich für diesen einzigen Ochsen hingegeben!"

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischman



№ 58.

Ein Wildfang.

(Fortsetzung.)

2.

Der Postmeister berichtete nun, wie folgt: „Es war ein nebeliger Oktoberabend, wie heute. Aber wir schrieben damals: „Eintausendachthundert achtundvierzig." Sie wissen, meine Herren, was das bedeutet. Die Wiener=Revolution war zu Ende. Fürst Windischgrätz hatte ihr den Garaus gemacht. Die des Hochverraths Verdächtigen wurden erschossen oder gehenkt, wenn sie sich nicht durch die Flucht retteten. Solcher waren jedoch, trotz der strengen Wachsamkeit der Militärbehörden nicht Wenige. An jenem Abend nun kam mit der Post ein Herr hier an, den ich sogleich für einen politischen Flüchtling hielt. Darauf versteh' ich mich. Ich ließ dem Reisenden jedoch nichts merken, sondern behandelte ihn mit aller Ehrfurcht, denn er schien ein ziemlich Hoher zu sein. Er war sehr ermüdet und wünschte ein Zimmer, um ein wenig ruhen zu können. Ich selbst sperrte ihm das Gastzimmer auf, zündete die Lichter an und brachte auf sein Begehr eine Flasche Wein und kalte Küche. Er bat mich, Extrapost nach zwei Stunden in Bereitschaft zu halten, was ich versprach. Hierauf warf er sich laut seufzend auf das Sopha hin. Er konnte noch nicht eingeschlummert sein, als ein Wagen in den Hof rasselte. Eine verschleierte schwarzgekleidete Dame stieg aus. Sie trug ein Kind auf den Armen, welches sie sorgfältig eingehüllt hatte. Sie ließ mich sogleich rufen und fragte mich, ob ein Herr hier abgestiegen oder etwa mit der Post schon weiter gereist sei und beschrieb mir ihn so genau, daß ich sogleich meinen geheimnißvollen Gast erkannte. Ich konnt' es natürlich nicht läugnen, hatte auch gar keine Ursache, dies zu thun. Auf ihr dringendes Bitten führte ich die Dame in das Zimmer des ge-

wissen Herrn. Kaum war sie in dasselbe eingetreten, als er vom Sopha aufsprang, mich hinausschob vor die Thür und dieselbe verriegelte. Hierauf entspann sich ein überaus heftiger Wortwechsel zwischen den Beiden, welchen ich jedoch, weil dies gegen meine Gewohnheit ist, nicht behorchte. Ich weiß daher auch nicht, was die Beiden mitsammen zu verhandeln gehabt. Nach beiläufig einer halben Stunde wurde geklingelt und ich begab mich wieder hinauf, da ich, einem Ansuchen des Fremden entsprechend, nicht gestattete, daß jemand Anderer mit ihm verkehre. Als ich im Gastzimmer erschien, zog die Dame den Schleier schnell über das Gesicht, welches so viel ich im Momente ersehen konnte, von außerordentlicher Schönheit war. Mir schien auch, als sei die Dame noch sehr jung, höchstens siebzehn oder achtzehn Jahre alt. Der Herr, eine hohe, elegante Gestalt von einnehmenden Gesichtszügen, in denen sich jedoch tiefer Gram abspiegelte, schritt auf mich zu, nahm mich bei der Hand und führte mich zum Bette hin, in welchem ein Knäblein lag, das etwa vor drei oder vier Wochen das Licht der Welt erblickt haben konnte. „Sehen Sie dieses arme Würmchen an", sagte er zu mir, „es ist mein und dieser jungen Frau, meiner Gattin, rechtmäßiges Kind. Zweifeln Sie nicht an meinem Worte. Ein Unglücklicher spricht die Wahrheit. Der Knabe ist getauft und heißt Othmar. Traurige Verhältnisse, die Sie vielleicht errathen werden, zwingen mich, das Land, mein theures, heißgeliebtes Vaterland zu verlassen. Ich versuchte es, ohne meine Frau zu entfliehen. Es hat mich einen furchtbaren Kampf gekostet, aber ich schwöre es, nur die Liebe für sie und mein Kind haben mir dieses Opfer abgerungen." Bei diesen Worten warf er der Dame einen schmerzlichen Blick zu. — „Ich glaube es, ja, ich glaube es!" rief diese nun, indem sie vor dem Bette niederkniete, das Händchen des Kleinen ergriff und dasselbe mit heißen Thränen benetzte. — „Es wird die Zeit kommen," fuhr der Herr, zu mir sich wendend, fort „in der Sie Alles erfahren werden. Es wäre entweder zu meinem Verderben oder zu Ihrem Schaden, wenn ich jetzt Alles sagte. Nur das vernehmen Sie noch: Meine Frau eilte mir sammt dem Kinde nach. Hier hat sie mich, wie Sie sehen, eingeholt. Sie will sich von mir nicht trennen." — „Nein, nein!" seufzte die Dame. „Ich trenne mich niemals von Dir." — „Wie aber ist es möglich, mit dem Kinde zu reisen, ohne entdeckt zu werden? Ich darf aber nicht entdeckt werden. O Gott, o Gott! Was ist da zu thun?" — Nun ergriff die Dame das Wort: „Bester Herr, sagte sie zu mir mit einer, wenn auch von Thränen halb erstickten, dennoch überaus weichen, herzgewinnenden Stimme: Erbarmen Sie sich! Nehmen Sie sich des Kindes einstweilen an, bis bessere Zeiten kommen. Dort auf dem Tische liegt Geld. Wir werden, wenn wir, vielleicht in England oder in Amerika ein Asyl gefunden haben, regelmäßige

Erziehungsbeiträge schicken. Hier ist mein Schmuck, meine Ringe, meine Uhr, Alles. Nehmen Sie, aber behalten Sie das Kind. Seien Sie ihm ein guter Vater, bis wir es wieder zu uns nehmen können. Erbarmen Sie sich!" Und sie weinte und schluchzte, daß es einen Stein hätte rühren müssen. „Ich kann meinen Mann nicht lassen"; rief sie dann. „Ich weiß, er würde ohne mich verderben in der Fremde. Das Kind aber trennt uns jetzt!" — „Ja", fügte der Herr hinzu. „Ohne Kind magst Du mir folgen, wenn Du die Strapazen einer Flucht aushalten willst. Das Kind jedoch darf nicht einer solchen Reise zum Opfer fallen. Nehmen wir aber Rücksicht auf dasselbe, so bin ich verloren, denn die Reise verzögert sich dann zu sehr." — „Erbarmen Sie sich!" schluchzte die Frau. Was sollt' ich thun? — Ich war in peinlichster Verlegenheit. Seit Jahren Wittwer und kinderlos hatt' ich mich nie mit kleinen Kindern befaßt. Alles, was die Zwei erzählten, klang überdies so eigenthümlich, daß ich, als praktischer Mann, wohl ein Recht hatte, mich darüber zu verwundern. Andererseits war ich vom Mitleid ergriffen; man hat ja doch auch ein Herz. So schlug ich denn nach kurzem Bedenken ein. Nun verließen der Herr und die Dame, nachdem sie mich gesegnet und mir tausendmal gedankt hatten, mit der bestellten Extrapostchaise die Stadt. So war ich Vater geworden. Wär' nicht das Revolutionsjahr gewesen, die Geschichte hätte viel größeres Aufsehen erregt, als es in der That der Fall war. Dennoch, Sie erinnern sich ja, wurde viel davon gesprochen und ich sogar mehrmals vor Gericht zitirt. Ich gab Alles an, wie es sich zugetragen. Man behelligte mich endlich nicht mehr weiter, da man sich überzeugt haben mochte, ich sei ein redlicher Kerl, der es gut mit der Menschheit meine, ohne ein Freund der Feinde des Kaisers oder ein Freund der wiederkehrenden Reaktion zu sein. Ich übertrug die Pflege Othmars einer alten Gevatterin von mir, die recht emsig für den Kleinen sorgte. Ich habe nichts versäumt, ihm eine anständige Erziehung geben zu lassen. Seit zwölf oder vierzehn Jahren sorg' ich sogar schon aus eigenen Mitteln für ihn, da seitdem die Sendungen, die mir früher durch ein Wiener Handlungshaus zugegangen waren, ausblieben. Daß Othmar ein so arger Schlingel ist, liegt in seiner Natur. Die Erziehung ist daran unschuldig; es müßte denn sein, weil er der Leitung einer Mutter entbehrte. Die alte Gevatterin konnte freilich die Stelle einer gebildeten, liebreichen Mutter, trotz des besten Willens, nicht vertreten. Ueberdieß starb sie, als Othmar erst das siebente Jahr erreicht hatte. Das ist Alles, was ich über die Herkunft Othmars weiß. Doch halt! Noch Eins. In der Wäsche des Kleinen waren die Buchstaben M. und W. eingestickt. Einer von den goldenen Ringen, die ich sammt dem übrigen Schmuck, welchen die fremde Dame zurückließ, aufbewahrt habe, trug die

Inschrift: „Liebe und Freiheit.“ In einem andern waren die Buchstaben A. und M. eingravirt. Ich bin fertig.“

(Fortsetzung folgt.)

Des Tigers Rache.

(Fortsetzung.)

VI.

Der Geist, den gläub'ger Muth mit heil'ger Kraft beseelt,
Der zittert nie vor irdischen Gefahren!

E. Schulze.

Das durch Gottfried von Bouillon gegründete, von ihm mit mächtiger Hand geschirmte, auch noch von seinem Bruder Balduin I. zusammengehaltene Königreich Jerusalem gerieth unter den späteren Beherrschern immer mehr in Verfall, ganz vorzüglich unter Balduin IV.

Saladin, der tapfere und kluge Kurde, hatte sich auf den ägyptischen Thron geschwungen und behauptete ihn nicht blos durch seine Gewandtheit und Großmuth, sondern vergrößerte auch sein Gebiet durch bedeutende Eroberungen. Anfangs waren seine Angriffe auf das christliche Königreich in Palästina glücklich abgewehrt worden; allein bald erhielt er das Uebergewicht im heiligen Lande, so daß die Christen immer besorgter für ihre Herrschaft beim heiligen Grabe werden mußten. Balduin IV., der seine Schwester Sybilla, Wittwe des starken Wilhelm mit dem langen Schwerte, an Guido von Lusignan vermählt hatte, starb im Jahre 1184. Nach dem bald darauf erfolgten Tode Balduins V., eines Neffen von Balduin IV., ward Guido von Lusignan Beherrscher des kleinen Reiches, ein Mann, der nicht genug Talent, Erfahrung und Manneskraft besaß, um des großen Gottfrieds Eroberungen erfolgreich behaupten und dem immer mächtiger um sich greifenden Saladin mit fester Hand ein Ziel setzen zu können. Durch den Verrath des Grafen von Tiberias gerieth er in der Schlacht bei Tiberias in Saladins Gefangenschaft. Die geistlichen Ritterorden konnten nicht mehr jene großen Streitkräfte in das Feld stellen, wie früher, trotzdem, daß sie sich bedeutend vermehrt und bereichert hatten; denn ihre innere Kraft war gelähmt und die erhabenen Tugenden dieser bei ihrem Entstehen und in ihrem Zwecke so großartigen Institute waren den wildesten Leidenschaften, dem Neid, der Habsucht, dem Stolz und Hasse gewichen; so daß die besseren Glieder mit tief verwundeten Herzen den Verfall ihrer sonst so blühenden und segensreich wirkenden Vereine betrachteten. Je mehr aber die Macht der Christen durch ihre Uneinigkeit, durch Vergessen ihres eigentlichen Zweckes über irdischen und niedrigen Interessen, durch Stolz

und unedle Herrschbegier, dahin schwand, desto mehr erhob sich die Macht des Halbmondes. Ja, Saladin eroberte im Jahr 1187 die heilige Stadt, um derentwillen so viele Ströme Blutes geflossen waren. Papst Gregor VIII. ließ eine dringende Mahnung an die abendländische Christenheit ergehen, dem heiligen Lande allen möglichen Beistand zu leisten und Jerusalem dem gefürchteten Saladin wieder zu entreißen.

Wie bei früheren ähnlichen Aufforderungen, brachen auch diesesmal die heldenmüthigen Männer aus Europas verschiedenen Ländern zur Befreiung des heiligen Grabes auf; an ihrer Spitze der rothbärtige Friedrich, Deutschlands kraftvoller Kaiser, nicht minder reich an Großthaten, denn an Jahren, der stolze Philipp August von Frankreich, ferner der löwenherzige Richard von England. Noch nie waren zugleich drei so mächtige Herrscher, noch nie so viele Ritter und Mannen nach Palästina gezogen. Glänzende Hoffnungen wurden rege; schon glaubte man Saladin gedemüthigt, Jerusalem erobert, das Land befreit, das Reich erweitert; aber leider! blieb der Erfolg weit hinter diesen Erwartungen zurück.

Bekannt ist, daß Friedrich Barbarossa schon im Jahre 1190 in Syrien den Tod fand; bekannt sind ferner die unseligen Zerwürfnisse zwischen den Königen von Frankreich und von England und einigen deutschen Fürsten, die den glücklichen Fortgang dieses Unternehmens gar bald in Zweifel stellten.

In dem Gefolge des französischen Königs befand sich auch der Graf von Montpertuis mit vier und vierzig Dienstleuten.

Wie war es ihm zu Muthe, den der eherne Arm des Schicksals hinweg geschleudert hatte aus den Armen der Liebe, oder den vielleicht auch eine liebevoll waltende Vorsehung zu seinem Heil, von Allem, was ihm theuer war, für einige Zeit losriß — wie war es ihm zu Muthe, als er das heilige Land betrat! Mit der Inbrunst einer gläubigen Seele küßte er den geweihten Boden, auf dem einst der Gottmensch gewandelt und sandte fromme Gebete empor zum Herrn. Muthvoll und tapfer, wie er war, sehnte er sich nach Kämpfen, dürstete er nach Gefahren. Er wollte Thaten verrichten, die eines christlichen Ritters werth waren. Jerusalem selbst konnte er damals nicht sehen; nur einige Gegenden, die der Aufmerksamkeit des christlichen Pilgers nicht unwerth waren, konnte er besuchen. Seine übrige freie Zeit (es war nämlich, kurz vor der Ankunft der europäischen Fürsten ein Waffenstillstand mit Saladin abgeschlossen worden) benützte Montpertuis, um die Ritter der verschiedenen christlichen Nationen kennen zu lernen. Von den Engländern, die mehrere Tage später ankamen, lernte er den Grafen Salysbury, einen der mächtigsten Lords und beson-

dern Günstling König Richard's kennen. Durch das Glück der Freundschaft suchte er sich einigermaßen für die Leiden seiner Liebe zu entschädigen.

Unter den englischen Rittern, mit denen er durch Salysbury's Freundschaft bekannt ward, befand sich auch ein großer stark gebauter Britte, Ritter Newcastle, der fast nie anders, als in voller Waffenrüstung und mit nur halb geöffnetem Visir zu sehen war. Dieser Mann hatte für Graf Hugo etwas Unheimliches, Grausenerregendes, so daß er fast unwillkührlich seine Nähe mied. Je mehr aber Montpertuis den Umgang mit ihm scheute, desto mehr schien jener ihn zu suchen.

Einst war Hugo mit mehreren, theils französchen, theils englischen, auch einigen wenigen deutschen Rittern beisammen bei einem fröhlichen Trinkgelage. Er erzählte da Manches aus seiner Jugendgeschichte, von seinem Vater, von seinen Lebenshoffnungen; und mehrmals unterbrach ihn ein rohes, ächt satanisches Lachen, das ihm durch Mark und Bein drang und sein Inneres heftig erschütterte. Der Ritter Newcastle war es, der dies Hohngelächter aufschlug. Endlich fragte ihn Hugo gereizt, warum er so gewaltig lache, worauf dieser sich damit entschuldigte, es sei eine böse Gewohnheit, daß er zu Zeiten laut auflachen müsse, von der er nicht ablassen könne. Hugo, der in seinem Leben schon ein, diesem Unhold ähnliches Gesicht, wo wußte er nicht mehr, erblickt zu haben glaubte, beobachtete den seltsamen Kreuzritter noch einige Tage, bis dieser endlich plötzlich von dem Heere verschwand. Wie man sagte, war er nach England zurück gesegelt.

VII.

La vie est pour nous un clercle des douleurs.
Voltaire.

Adelaiden waren unterdessen, seit der Trennung von ihrem Geliebten, trübe Stunden vorüber gegangen. Nun er wirklich fort war, bemächtigte sich ihres ganzen Wesens eine unaussprechliche Traurigkeit. Es war ihr, als sollte sie ihn nie wieder sehen, dem allein sie angehören wollte und den das unerbittliche Schicksal ihr entrissen hatte. Die Gefahren der Seereise, die verzweifelten Kämpfe mit den Sarazenen schwebten ihr beständig vor Augen und häufige Zähren benetzten ihr Antlitz. Dabei hatte sie nicht einmal den Trost, ihr Herz bei einer gleichgesinnten Freundin, oder bei einer Rath gebenden Mutter ausschütten zu können; ihre Tante war weder das Eine noch das Andere. Vielmehr mußte sie ihre Seufzer, ihre Thränen verbergen vor der strengen Dame, die solchen Verzärtlungen, wie sie es nannte, fremd, sich mit Eiseskälte in alle Umstände zu fügen wußte, indem sie es für eine Edelfrau für entehrend hielt, lebhafte Gemüthsbeweg-

ungen zu äußern, weshalb sie frühzeitig sich derselben zu entäußern und mit einem gewissen stoischen Gleichmuth zu umpanzern gesucht hatte.

Ritter Fulko indessen schien die Schwermuth seiner Tochter zu theilen; er war düster und einsylbig im Gespräche. Um sich zu zerstreuen, ging er öfter, als er sonst gewohnt war, auf die Jagd. Das Waidwerk schien seine einzige Freude geworden zu sein.

Eines Abends — Graf Hugo mochte ungefähr um diese Zeit sich noch auf seiner Seereise befinden — saßen Adelaide und ihre Tante, die auf Ritter Fulko's Bitten immer noch auf der Burg von Redemoire weilte, beisammen, des Ritters Rückkehr harrend, der diesmal eine große Jagd veranstaltet hatte, an der viele Ritter der Nachbarschaft, seiner Einladung zufolge, Antheil nahmen. Adelaide und die Gräfin waren zurück geblieben, beide wohl, weil sie kein sonderliches Vergnügen an der Jagd hatten; Adelaide insbesondere, weil nach ihrer Meinung es ihr, als Braut, besser gezieme, im stillen Gemache und sittiger Zurückgezogenheit für das Wohl des entfernten Verlobten zu beten, als in den betäubenden Taumel der Lustbarkeiten sich hineinzustürzen.

Schon schlug die zehnte Stunde. Die Ritter kamen nicht zurück. Adelaide erfaßte große Angst um den Vater und vergebens bemühte sich die Gräfin, die düsteren Schwermuthswolken, die Adelaidens schöne Stirne umlagerten, zu verscheuchen.

Sie harrten lange. Immer besorgter wurde Adelaide. Endlich verkündete die Thurmuhr die eilfte Stunde und ein Getöse ward im Schloßhof vernehmbar. Der Jagdzug kam zurück, aber nicht mit jenem freudigen Brausen, nicht mit Jubeljauchzen, nicht mit dem stürmischen Hallorufen, das eine reiche Ausbeute und vollkommene Befriedigung kund gibt. Ein stilles, dem Fliegensummen ähnliches Gemurmel verbreitete sich im Schloßhof, Pferdehuftritt und Schritte von Männern waren vernehmlich. Unaufhaltbar, von innerer Angst getrieben, stürzte Adelaide hinaus, hin zu dem Zuge; endlich sank sie ohnmächtig nieder — nieder auf die Leiche ihres Vaters.

Ach! ihre grause Ahnung hatte sie nicht betrogen. So verlor sie auch die letzte Stütze, den ewig unvergeßlichen, unersetzlichen Vater; sie war eine Waise und fern war ihr Verlobter.

Die Jagd war bereits glücklich abgelaufen, als Ritter Fulko, angezogen von unbesiegbarer Jagdbegierde, tiefer in die Waldungen eindrang, um ein schnellfüßiges junges Reh zu verfolgen. Weit zerstreut waren seine Waidgenossen; nur Ritter Verguingnaux, der sich auch bei dieser Jagd eingefunden, jagte in seiner Nähe. Plötzlich hörte man von der Richtung her,

die Ritter Fulko verfolgt hatte, einen dumpfen Schrei; man eilte hinzu und fand ihn in seinem Blute schwimmend, nahm aber auch wahr, wie Ritter Verguingnaux hohnlachend davon sprengte. Ohne Zweifel war er der Mörder. Einige der herzugekommenen Ritter verfolgten ihn. Er aber zeigte auf seinen Schild, wo ein Tiger abgebildet war, und rief den Verfolgern zu: „Scheuet den Tiger!" Bald war er den Blicken der Nacheilenden gänzlich entschwunden.

Die geladenen Ritter wohnten dem Leichenbegängnisse des meuchlerisch gemordeten Fulko bei, sie klagten den Mörder vor dem obersten Gerichtshof für die Reichsvasallen an, seine Burg ward dem Boden gleich gemacht. Er aber war nirgends mehr zu finden. Von seiner früh verstorbenen Gattin hatte er einen einzigen Sohn erhalten, der in einem Kloster in der Nähe erzogen ward. Tief ergriffen von der Schmach und Schande, die nun auf seinem Namen lastete, entsagte er der Welt und trat in den Benediktiner-Orden und wirkte als Pater Bruno segensreich für die leidende, trostbedürftige Menschheit; bittere Thränen vergießend, für seinen Vater betend, war er eifrig bestrebt, seinerseits durch gute Werke das von Jenem angestiftete Böse, so viel als möglich, wieder gut zu machen und zu ersetzen.

Die Gräfin La Bruyerè blieb bei der schwer erkrankten Adelaide auf Schloß Redemoire zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtisch.

Während des amerikanischen Krieges befahl ein Offizier der Unionsarmee seinem Sclaven, einem Neger, beim Zelte zu bleiben und für sein Eigenthum Sorge zu tragen. Während der Schlacht fielen einige Kugeln in die Nähe des Zeltes, und der Sclave brachte seine Haut in Sicherheit. Als der Offizier zurückkehrte, bemerkte er mit Verdruß, daß der Neger davongelaufen. Endlich stellte sich der Flüchtling ein und wurde von seinem Herrn mit harter Strafe bedroht, weil er davon gelaufen und das Zelt nicht bewacht. Der Neger entgegnete seinem Herrn: Massa! Sie haben mir befohlen, für Ihr Eigenthum Sorge zu tragen, und dieses Eigenthum (dabei deutete er auf sich) ist 1500 Dollars werth.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 59.

Ein Wildfang.

(Fortsetzung.)

3.

Im Extrastübchen des Gasthauses zum goldenen Lamm saßen die vier Freunde. Mit Ausnahme Viktors waren Alle lustig und guter Dinge. Othmar erzählte eine Jagdgeschichte, die er selbst miterlebt und die des Drolligen so viel enthielt, daß gerade Viktor, der ja dem edlen Waidwerk sein Leben gewidmet, sich am Meisten daran hätte vergnügen sollen. Der aber war heute sehr ernst, fast traurig. Othmar ließ eine Flasche Wein bringen, von dem Bessern, schenkte ein Glas voll bis zum Rande und hielt es Viktor unter die Nase. „He Duckmäuser!" rief er lachend; was ist's mit Dir? Du schaust ja drein, als hätten Dir die Hennen das Brod weggefressen? Erzähl' ihm zu Liebe ein Petermann'sches Jagdabenteuer und er rührt sich nicht! Da trinke, daß sich Dir die Zunge löst; dann beichte, — „Ich mag nicht!" sagte Viktor. — „Was? In diesem Tone unterstehst Du Dich mit Deinem Hauptmanne zu sprechen? Frisch, Gesellen! Bindet ihn!" Robert und Hugo ergriffen nun den Jüngling trotz seines Widerstrebens, banden ihm mit Servietten die Hände und Füße und legten ihn auf den Boden nieder. Viktor war heute gar nicht gelaunt, solche Späße zu ertragen. Er schimpfte weidlich auf Othmar, während seine Augen vor Zorn und geheimem Herzeleid feucht wurden. — Mir scheint, ließ sich Hugo vernehmen, mit dem da ist's aus. Wenn nicht alles trügt, so ist er verliebt.' — „Verliebt?" schrie Othmar. Wer wagt es dieses Wort hier auszusprechen? Verliebt wäre Viktor, und ist doch sonst so ein gescheidter Junge? Nein, das ist unmöglich. — Alles ist möglich! sagte Robert. Möglich ist sogar, daß Du Dich noch verplemperst, Othmar! — Ich? Ich mich ver-

plempern? Schämt Euch, mir so etwas nachzusagen. Hab' ich mich jemals um das Weibsvolk bekümmert? — Dafür kümmerte sich das Weibsvolk umsomehr um Dich! stöhnte der gefesselte Viktor. Und das ist mein Unglück eben!" — Der Unglückliche hat den Verstand verloren! Bindet ihn los! Nachdem dies geschehen, fuhr Othmar fort: Einen Palm-Esel könnt Ihr mich schelten, wenn ich je nach der Seite nur nach einem Mädchen schiele. Das wär' mir noch ein Geschäft! Da weiß ich meine Zeit besser zu verwenden. Trinken, spielen, jagen, Schabernak treiben, sich des Lebens mit offener Seele und freiem Herzen freuen, sein Glück und seine Freiheit hinausjubeln in die Welt, das ist's, was mich reizt. Ich brauche die Mädchen nicht zu meinem Glück! Man sieht's ja, was die Liebe für erbärmliche Wichte schafft! Da schleichen sie herum, die armseligen, wie angeschossene Hasen und sehen schmachtend zu Boden und fliehen die Gesellschaft lustiger Kumpane. Ein Blick ihrer Angebeteten, ein süßes Lächeln ihres Mundes, ein sanfter Händedruck beseligt sie. Nicht wahr, Viktor? O! mich sollen sie nicht in ihre Netze bekommen, die Schlangen! — Nicht einmal Rosalie? warf Hugo ein. — Nicht einmal sie. So schön, so witzig, so liebenswürdig sie ist, nicht einmal sie. Ist sie doch auch nur ein Weib! — Das lügst Du in Deinen Hals hinein, Othmar! rief Viktor, dessen sonst blaßes Gesicht sich dunkel röthete. Umsonst schlägt die Rosalie auch keinen braven Burschen aus, der es ehrlich mit ihr meint. Pfui! Othmar. Du sitzest warm hinter dem Ofen und spottest über Diejenigen, die draußen frieren. Das ist keine Kunst, nein, wahrhaftig nicht; aber eine Falschheit eine Schlechtigkeit ist es. — Othmar hatte mit einer gewissen Ruhe zugehört. Er ging nun auf Viktor zu, legte die Hand auf dessen Schulter und sah ihm eine Weile in's Gesicht. Daher also bläst der Wind? Dacht' ich mir's doch längst schon, daß die Sali Dir's angethan. Nun Viktor, ich will mich rächen an Dir. Du sollst es noch bereuen, was Du heute gesprochen hast. Othmar wird es beweisen, daß ihm die Frauenzimmer alle, sammt der Rosalie, nicht einen Pfiff Weines werth sind! Damit drehte er dem verblüfften Viktor den Rücken, setzte sein Käppi auf, rief seinen Hund und verließ das Gasthaus.

Er schritt hierauf, mit der Reitgerte fuchtelnd, die Straße hinab bis zu einem Hause mit altväterischem Gesims, Erkern und Giebeln, ehrwürdigen Resten einer schönen Vergangenheit. Es war das Haus des Bürgermeisters. Als Othmar durch den Thorweg ging, kam ihm der Bürgermeister entgegen. „Guten Abend, Herr Moorhut!" sagte er. Gehen Sie nur hinauf. Meine Frau und die Sali sind schon zu Hause. Ich muß mich entschuldigen. — „Bitte, Herr Bürgermeister!" — Und Othmar stieg die Treppe hinan. Rosalie, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, erkannte die Stimme und

rief erblaßend: „Mutter der Othmar!“ Rosalie war klein und zart, aber doch wohl entwickelt. Die Züge des rosigen Gesichtchens waren regelmäßig, besonders schön der Mund und die großen, blauen Augen. Im rechten Augenwinkel konnte man einen braunen Punkt entdecken, ein ganz keines Muttermal, welches recht gut stand. Rosalie war von Natur aus heiter, zum Scherzen aufgelegt. Sie sang mit einer wohlklingenden Altstimme, recht hübsch. Namentlich gelangen ihr jene reizenden Volksweisen, Ländler und Schnadahüpferln ganz besonders, welche im Gebirgsland so beliebt sind. Seit längerer Zeit jedoch waren diese Melodien verstummt im Hause des Bürgermeisters. Salchen war nicht aufgelegt, zu singen. Auch ihr fröhliches Lachen wurde nur selten mehr gehört, seitdem sie gelernt hatte, im Geheimen bittere Thränen zu weinen. Schlug ihr Herz sehnsüchtig einem Mann entgegen, so mußte sie erkennen, daß er sie nicht verstand oder nicht verstehen wollte. Ihm wurde ein Glück zu Theil, um das ihn Viele in der Stadt beneideten; er jedoch benützte es nicht. Als Roberts Freund konnte Othmar nach Belieben im Hause des Bürgermeisters Besuche machen, ein in kleinen Städten nicht immer leicht zu erringendes Vorrecht. Er konnte nach Herzenslust mit Rosalie verkehren, er that es nicht. Anfangs hatte sie, wenn er kam, auf Verlangen der Mutter wohl gerne die Guitarre ergriffen und ein schelmisches Volkslied gesungen. Als er ihrem Gesange jedoch wenig Aufmerksamkeit schenkte, mit der Mutter laut redete oder gar auf die Straße hinab einem Vorübergehenden zurief, während Rosalie sang, da ließ sie sich nie mehr dazu herbei. Ein einziges Mal ausgenommen, als nämlich Othmar auf einige Augenblicke bei ihr allein im Zimmer sich befand. Sie sang damals die Weise: „Du moanst wohl, die Liab loßt sie zwinga!“ mit dem traurig schönem Schluß: „Zertrittst d' wo a Bleamal, steht's nimmermehr auf.“ — „So singt das „Büaberl“, sagte Othmar. — „Ja wohl, aber es könnte auch ein „Diarnoerl“ so singen. Nicht?“ Und Rosalie wandte sich ab. Eben trat die Mutter wieder ein und hinderte den Verlauf dieses Gespräches. Es wurde seitdem nie mehr aufgenommen.

Wie erstaunte nun Rosalie, als Othmar sie erblickend, ausrief: „Mit Ihnen hab' ich zu reden, Fräulein!“—„So, mit mir Herr Moorhut? Was hätten Sie mir zu sagen?“—„Es handelt sich um das Glück eines Menschen, den .. doch lassen Sie mich zuvor zu Athem kommen!“ Er warf sich nun in ein Fauteuil und nachdem er die Frau Bürgermeisterin um ihr Befinden gefragt, wandte er sich lächelnd wieder zu Rosalie, welche, innerlich erbebend, vor ihrem Blumentischchen stand und die schönsten Rosen zerpflückte. „Was haben Ihnen Ihre kleinen Schwestern aus dem Blumenreich gethan“, sagte Othmar, „daß Sie so grausam gegen dieselben sind.“ — „Es ist doch besser, man zerpflückt sie, als daß man sie zertritt.“ „Ei, welche seltsame Antwort!

Es ist doch ein dritter Fall noch denkbar, nämlich, daß sie verblühen!" — „Hm, ja! Aber ein armseliger Fall." — „Nun nun! Sie wird es nicht treffen! Und die es trifft, denen können wir nicht helfen."

(Fortsetzung folgt.)

Des Tigers Rache.

(Fortsetzung.)

VIII.

On pèrit quelque fois par trop de fermeté.
Voltaire.

Unterdessen hatte Graf Hugo mit seinem kleinen Häuflein wackerer Streiter dem christlichen Königreich in Palästina die wesentlichsten Dienste geleistet. Ueberall, wo Gefahren dräuten, überall, wo unbesiegbare Hindernisse und Schwierigkeiten den Unternehmungen sich entgegenstellten, drang er hin und bald war der französische Held im ganzem Kreuzherr bekannt, von allen Gutgesinnten geehrt und geliebt, den Schlechten verhaßt und furchtbar.

König Philipp August entbot eines Tages den thatkräftigen Vasallen, um eine Botschaft an Saladin zu überbringen, mit dem er wegen einiger seiner Untergebenen, die in Saladins Gewalt gekommen waren, unterhandelte. Der Sultan befand sich damals in Jerusalem. Wiewohl der Weg zu dieser Stadt von allen Seiten unsicher und gefährlich war, indem räuberische Beduinenstämme und nicht minder beutegierige, als listige Kurden deren Umkreis umlagerten, die zwar eifrige Muhamedaner, dennoch allzu freiheitsliebend waren, als daß sie Saladin als unumschränkten Herrscher über sich anerkannt hätten, sondern einzig und allein, wann es ihnen beliebte, ihn Hülfe leisteten, außerdem aber ganz unabhängige Leute waren: so nahm Ritter Hugo doch nur zehn Dienstmannen zur Begleitung mit, weil er wohl wußte, daß nicht minder bei den türkischen und arabischen Nationen, als bei den christlichen Europäern, den allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätzen zufolge, die Gesandten für unverletzlich und unantastbar gehalten wurden.

Nichts konnte des Helden Muth beugen oder schwächen. Kühn ritt er auf seinem treuen Thier den Weg zur heiligen Stadt entlang. Sein Geist war heiter und froh; er dachte an Adelaiden. Er sah, gleichwie in einem holden Traume, die drei Jahre verflogen und sich an ihrer Seite. Die Phantasie trug ihn auf raschen Schwingen in die Heimath zurück,

füllte die Kluft der Jahre aus, und zauberte ihm die reichsten Freuden. Geschmückt mit dem Lorbeer unvergänglichen Ruhms, war er nun, nach Ablauf der 3 Jahre, ihrer würdiger; nun gab er sich zufrieden; ja er freute sich seines Zug's ins gelobte Land. Adelaide bewahrte ihm die verheißene Treue; beide konnten, geprüft und geläutert einander wiedergegeben, sich desto inniger lieben, da sie die Schmerzen der Trennung empfunden hatten.

Solche und ähnliche Gedanken beschäftigten das Herz unseres Hugo. Ganz in seine süßen Träumereien versenkt, gewahrte er nicht, daß die Meisten seines Gefolges ängstlich in die Ferne blickten; sie sahen dort einen schwarzen Punkt in der weiten Sandebene, die sie gerade durchzogen. Endlich weckten sie ihn aus seinen Gedanken und theilten ihm den Grund ihrer Besorgnisse mit. Wirklich nahm auch er mit großem Staunen wahr, daß es Feinde, Sarazenen in ungeheuerer Anzahl waren, die sie umzingelten. Noch immer auf seine Unverletzlichkeit als Gesandter sein meistes Vertrauen setzend, befahl er den Seinigen sich ruhig zu verhalten, doch auch auf einen Kampf gefaßt zu sein. Langsam ritten sie nun vorwärts.

Plötzlich umbrauste sie ein tausendstimmiger Ruf von den auf allen Seiten herandringenden Ungläubigen: „Allah“ donnerte es hoch in den Lüften. Große Staubwolken wirbelten empor; der Sand flog den Reisigen in die Augen, und ehe sie noch an's Schwert greifen konnten (was bei so großer Uebermacht der Heranstürmenden ja doch nur fruchtlos und tollkühn gewesen wäre) waren sie sämmtlich entwaffnet und eine Beute der wüthenden Sarazenen.

Die Gefangenen wurden unter lautem Jauchzen der wilden Horde fortgeschleppt. So ging es einige Stunden weit; immer matter wurden die armen Franken, denen keine Rast gegönnt wurde. Der Weg ward immer beschwerlicher. Sie waren weit nordöstlich von Jerusalem, in einer den Gefangenen ganz unbekannten Gegend. Endlich gelangten sie in eine andere Region; sie war wild romantisch; großartige Bergschluchten zeigten sich hier. Bei einer solchen ward Halt gemacht; es befanden sich da mehrere Gezelte und freie Wohnungen. Graf Hugo ward, abgesondert von seinen Begleitern, in ein eigenes Zelt gebracht, dessen Eingang drei Sklaven mit scharf geschliffenen Dolchen bewachten. Er verstand ihre Sprache nicht; sie nicht die seinige; auch schienen sie viel zu ungelehrig, als daß er durch Zeichen ihnen seine Gedanken, seinen Unwillen über seine Mißhandlung hätte kund geben können. So verstrichen mehrere, unserem Ritter peinvolle Tage. Gelähmt war die Kraft seines Armes; treuloser Verrath hatte in ihm das Völkerrecht verletzt; preisgegeben war er allem Hohn dieser rohen Ungläubigen, die ihm vielleicht die ausgesuchtesten Qualen bestimmt und

auserlesen hatten. Kein Wesen war um ihn, mit dem er hätte sprechen können. Flucht war unmöglich, da jene Sklaven beständig wachen mußten. Er härmte sich täglich mehr ab.

Eines Morgens winkten ihm die Sklaven, er solle ihnen folgen. Er that es und kam in das Freie. Da sah er auf stolzen arabischen Rossen eine muselmännische Mannschaft in ihrem kriegerischen Prunke, deren leichte Waffen und leichte Bekleidung einen ganz anderen Anblick gewährten, als die schweren Panzer und Harnische der christlichen Ritter. Auf einem weißen Roße saß ein langer hagerer Mann, den die Uebrigen als Emir begrüßten. Hugo starrte ihn an und auf seinem Gesichte prägte sich ein tiefes Staunen aus. Das war der Ritter Verguingnaux, der plötzlich, wie wir gehört haben, aus Frankreich verschwunden war. Nicht minder hatte er eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Ritter von Newcastle. Mit Mühe behauptete Hugo seine Fassung und Besonnenheit. Bald fiel ihm ein, er möchte sich doch in seiner Vermuthung getäuscht haben; aber der Turban hatte das Zeichen des Tigers, jenes fürchterliche Zeigen, das er auf der Brust dieses Abtrünnigen einst gesehen.

Er ward vorgeführt. Der Fürst redete ihn in einer ihm unbekannten Sprache an; ein dabei stehender Dollmetscher mußte ihm die Rede desselben übersetzen.

„Fremdling,“ so sprach er, „wir haben euch gefangen genommen, dich und deine Untergebenen. Ihr seid ausgezogen gegen die ächten Söhne Ismaels, sowie gegen Alle, die des Propheten (dem dreimal Ehre sei!) hochheiligem Koran folgen. Ihr wollt uns und unsere Stämme vernichten um eines leeren Grabes willen, dessen Besitz euch keinen Nutzen bringt, vielmehr bitteren Schaden, indem es euch eure besten und tüchtigsten Leute entzieht, die dahin zu wallen sich gedrungen fühlen. Der Prophet von Salem ist auch uns ehrwürdig; aber mit dem Kreuze hat er nichts zu schaffen, das eures Glaubens Zeichen geworden ist. Wir aber haben das Gebot von dem, der höher ist als Jesus, wir haben von dem höchsten der Propheten das Gesetz, die Ungläubigen zu vertilgen von der Erde. Darum müßt ihr sterben, du und deine Genossen. Wofern du aber hinfort unserem Propheten dienen willst, magst du leben und geehrt sein unter den Mummemin.“

Hugo antwortete durch den Dollmetscher kurz, aber fest und muthig: „Der große König der Franken, Philipp August, sandte mich zum Herrscher des Morgenlandes, zu Saladin, Eurem Gebieter; ich bin als Botschafter heilig und unverletzbar. Wenn Ihr den schändlichen Frevel auf Euch laden wollt, mich zu tödten, oder wenn Ihr durch Hinschlachten eines Gesandten bei Eurem Propheten ein Verdienst zu erwerben hoffen dürft, so mögt ihr mich tödten; meinem Glauben bleibe ich ewig treu.“

Der Emir faltete das düstere Gesicht in noch düsterere Falten und sprach zornig: „Höre, Christenhund, weil du dich für einen Gesandten ausgibst an Saladin, dem übrigens der freie Sohn der Wüste nicht unterworfen ist, so magst du noch leben, so lang es mir gefällt, deine Gefährten aber, die sicherlich nicht auch Gesandte sind, müssen sterben oder den Turban nehmen. — Führt ihn hinweg!"

Hugo ward in sein Gefängniß zurück gebracht.

IX.

Ueber den Trümmern mit grausender Lust
Fühl' ich den Gott in der pochenden Brust.
Rückert.

Nach einiger Zeit kündete ein Oberaufseher der Sklaven dem gefangenen Ritter an, der Emir beharre fest darauf, daß er unbedingt zum Islam übergehe; daß er ihm das glänzendste Loos verheiße, wofern er ihm willfährig wäre. Der Abgeordnete fügte eine reizende Schilderung der ihm in diesem Falle bevorstehenden Lebensgenüsse bei und bot seine ganze Beredsamkeit auf, den starrköpfigen Giaur für den Antrag, dessen Ueberbringer er war, geneigt zu machen. Nach langen Vorstellungen entfernte er sich, ohne von dem Ritter eine andere Antwort erhalten zu haben, als ein verächtliches Lächeln.

Bald darauf ward Hugo in ein Prunkgemach geführt, das ihm die lieblichsten Wohlgerüche Arabiens entgegen duftete und von nicht minder geschmackvollen als prächtigen Geräthen wiederstrahlte. Kostbare Teppiche bedeckten den Boden; Erfrischungen waren auf zierlichen Tischchen aufgestellt. Der Ritter hatte sich kaum einige Augenblicke umgesehen, als die Thüre sich öffnete und leichtgekleidete Tänzerinen hereinschwebten. Sie waren schön wie Houri's in Mahomeds Paradies, und ihre mannichfachen Reize hätten leicht einen Andern bezaubert; auf Hugo von Montpertuis machten sie keinen Eindruck, nicht einmal den einer starken Ueberraschung. Sie begannen einen jener berühmten Tänze, die im Orient so häufig sind, doch dem minder phantasiereichen, weniger wohllüstigen, dabei von feinem Zartgefühl und Sinn für Würde und Anstand beherrschten Europäer etwas unziemlich erscheinen müssen. Hugo hatte einen Eckel vor der Welt und ihren Genüssen, nur ein Bild erfüllte sein Herz, gleich einer leuchtenden und erwärmenden Sonne, neben welcher keine andere sich zeigen darf; es war das Bild Adelaidens, gegen deren reizvolle Anmuth und sittliche Größe alle üppigen Schönheiten des Morgenlandes weit im Hintergrund standen.

Aehnliche, anlockende Besuche belästigten unseren Dulder noch mehrmals. Er saß da, schweigend und um die Außenwelt unbekümmert, ganz in trübes Hinbrüten versunken. Besuchte ihn zuweilen der Sklavenaufseher, so wiederholte er diesem, er sei Christ und werde es bleiben, er sei Gesandter und müsse zu Saladin kommen, er drohte mit der Rache Gottes, mit dem Zorne der europäischen Helden, mit der Entrüstung Saladins über solche Gewaltthat; doch seine Lage blieb unverändert. Den ihm so räthselhaften Emir sah er nicht mehr; immer aber schwebte ihm dessen Bild vor und die auffallende Aehnlichkeit dieses Raubfürsten mit dem einst von ihm überwundenen Ritter machte die quälendsten Erinnerungen und grauenvollsten Erwartungen in ihm rege. Oft drohte ihm das Herz zu brechen; aber er hielt männlich aus und duldete schweigend.

Da — eines Morgens — brachte ihm ein Sklave die Kunde, er sei frei. Ungläubig schüttelte der Ritter das Haupt. Wie konnte er von einem solchen Feinde solche Großmuth erwarten? Aber der Sklave bedeutete ihm — denn während seiner Gefangenschaft hatte Hugo Einiges von der Sprache seiner Umgebung erlernt — er möge frei mit seinen Waffen hinweggehen.

„Und meine Begleiter?“ fragte der Ritter. „Wo sind sie? Diese treuen Dienstmannen müssen mit mir ziehen.“

„Von ihnen weiß ich nichts zu sagen, weiß auch nichts von ihnen,“ war die Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtisch.

Zu Z.. kam der Junge eines reichen Bauern heulend aus der Schule und klagte, daß ihn der Schullehrer durchgeprügelt habe. Der Vater erkundigte sich nach der Ursache, und als er erfuhr, daß die Züchtigung wegen Widerspenstigkeit ganz am gehörigen Orte war, gab er dem armen Lehrer einen Gulden. Als dieses sein witziger Nachbar hörte, nahm er ihn bei der Rockklappe und rief:

Um Gotteswillen, laß' das Ding
Und mach' den Kerl nicht zahm,
Sonst haut er Dich wahrhaftig arm
Und Deinen Buben lahm.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 60.

Ein Wildfang.

(Fortsetzung.)

Rosaliens Auge leuchtete auf. Als ruhe ein Schimmer von Hoffnung über diesen Worten, so deutete sie sich dieselben nach ihres Herzens Begehr. Grausame Täuschung! — „Sagen Sie mir, Fräulein Rosalie, was halten Sie von Viktor, dem jungen Förster?" — „Von dem? Mein Gott, es ist ein herzensguter Mensch! Ich habe keine schlechte Meinung von ihm, wenn er auch —" „Mein Freund ist, wollen Sie sagen! Nicht wahr?" — „Mag sein; doch warum fragen Sie mich?" — „Weil mich der Bursche dauert. Er möchte in Ihren Augen gerne recht viel gelten? Damit nun, daß Sie ihn einen herzensguten Menschen nennen, wird er schwerlich zufrieden sein." — „Aha!" erwiderte Rosalie, die noch der Meinung war, Othmar wolle sie necken, „Sie spotten darüber, daß der arme Viktor mir den Hof macht?" — „Ich spotte nicht. Es fällt mir gar nicht ein. Im Gegentheile, Niemand würde sich aufrichtiger freuen, als ich, wenn Viktors Huldigungen von Erfolg begleitet wären." — „Und das sagen Sie mir?" — „Ja Rosalie und noch mehr! Ich warne Sie, mit einem liebeskranken Herzen zu spielen. Seien Sie gnädig gegen Viktor! Er ist ein braver — — — „Es ist genug!" rief Rosalie, die es nicht mehr vermochte, die Thränen zurückzuhalten. Sie eilte in ihr Kämmerchen und kam nicht mehr zum Vorschein, so lange Othmar's Besuch dauerte.

„Sie haben das arme Mädchen gekränkt!" sagte die Frau Bürgermeisterin. — „So?" erwiderte Othmar ziemlich gleichmüthig. Rosalie aber weinte bitterlich drinnen in ihrem Erkerstübchen. „Welch' eine abscheuliche Grausamkeit", sagte sie sich. „Er, er warnt mich, mit einem liebeskranken Herzen zu spielen!" — Als Othmar das Haus verließ, hatte er denn doch

das Gefühl, diesmal eine wenig gelungene Rolle gespielt zu haben. „Hm!" tröstete er sich dann wieder. „Was verschlägt's? Was ist mir Hekuba? Lasse mich doch ungeschoren mit dem verwünschten Weibsvolk!"

4.

Die Dämmerung war schon hereingebrochen, als Othmar das Posthaus erreichte. Vor dem Thore stand Herr Moorhut, eine Cigarre rauchend. — „Ah, da bist Du ja endlich", rief er Othmar entgegen. — „Haben Sie meiner bedurft, Vater?" — „Das eben nicht. Es ist jedoch allerlei passirt, allerlei in Erfahrung gebracht worden, was auf Dich Bezug hat." — „Doch nicht von —?" — „Ja, ja, von — Denke Dir, es ist vor zwei Stunden eine Dame angelangt, eine schöne Dame wahrhaftig; eine Engländerin oder Amerikanerin, oder so etwas dergleichen. Diese Dame nun quartierte sich hier ein und zwar, wie sie sagte, auf längere Zeit. Sie erzählte, daß sie Deine Eltern gekannt habe, Du verstehst mich, gekannt habe; Du darfst also nicht mehr erwarten, sie kennen zu lernen. Gott habe sie selig! Sei gefaßt, Junge. Das ist Menschenloos. Du bist darum doch keine Waise; denn noch bin ich da, der, trotz Deiner schlechten Streiche nach wie vor Vaterstelle an Dir vertreten wird. Dafür aber heißt es nun endlich einmal gut thun und solid werden, Othmar. Ein neues Leben beginnen; verstanden?" — „Ein neues Leben", sagte Othmar, wie verloren, vor sich hin. — „Denn nun" fuhr der Postmeister fort, „ist's vorbei mit den Illusionen. Die Romantik ist zu Ende, das bürgerliche Leben beginnt. Doch zurückzukommen auf die fremde Dame. Sie ließ mich sogleich rufen und nachdem sie mir das bereits Mitgetheilte erzählt hatte, erkundigte sie sich auf das Genaueste nach Dir, nach Deinem Charakter, Deiner Lebensart, Deinen Liebhabereien und dergleichen. Sie wolle und müsse Alles wissen, meinte sie, weil es Bezug habe auf Deines Vaters Testament. Ich bin nun ein Mann, der, wie du weißt, die Wahrheit spricht. Wenn das Porträt, das ich von Dir entworfen, nicht sehr geschmeichelt ist, so bin ich nicht Schuld daran." — „Natürlich, Vater! Das Orginal ist Schuld daran." Haben Sie mir noch etwas zu sagen?" — „Gemach' Hitzkopf! Ich habe Deine guten Eigenschaften nicht verschwiegen. Es sind ihrer freilich wenig. Nun gut, sagte sie endlich, ich sehe, Othmar ist ein Wildfang." — „Schön, wenn sie das gleich im Anfang einsieht", sprach Othmar trotzig. „Wenigstens braucht sie mich nicht erst kennen zu lernen." — „Falsch! Gerade recht genau studiren will sie Dich. Sie will Dich recht aus dem Fundament kennen lernen. Nun weißt Du's und nun richte Dich darnach ein. Aber jetzt hinauf zu ihr. Sie erwartet Dich schon."

„Was ist doch heute für ein Tag, daß ich mich mit den Frauenzimmern so viel herumschlagen muß." So sagte Othmar zu sich selbst, während er in das erste Stockwerk hinaufging, wo sich das Gastzimmer befand. Vor demselben blieb er ein wenig stehen. Ein Gefühl des Bangens ergriff ihn, wie nie zuvor in seinem Leben. Von seiner Herkunft wußte er eben so viel, als sein Pflegevater ihm erzählt hatte, und das war sehr wenig. So hatte er denn die lückenhaften Berichte durch seine Phantasie ergänzt und allerlei geträumt von einem glänzenden Leben, wenn einstens der Vater zurückkehre oder die Mutter. Das Wort „Mutter" besonders hatte ihn stets eigenthümlich angefremdet. Der Gedanke an ein solches Wesen, ein Weib, das man nicht blos verehre, wie er den Vater Moorhut, das man auch liebe mit aller Gluth des Herzens, hatte ihn immer geheimnißvoll ergriffen. War es ihm doch nie vergönnt gewesen, seine Arme um den Hals einer Mutter zu legen, von ihrem Munde Liebeswort und Kuß zu empfangen. Er hatte im Stillen gehofft, doch einmal sie zu sehen, welche ihm das Leben gegeben. Nun war sie todt, wie auch der Vater. Da drinnen jedoch im Gastzimmer befand sich Jemand, gekommen aus weiter Fremde, der wenigstens Auskunft geben konnte über die Eltern, die Othmar nie gekannt. Er klopfte an die Thüre.

Auf ein leises „Herein" öffnete er und trat ein. Es war fast dunkel in dem Zimmer. Am Fenster stand eine hohe, weibliche Gestalt, welche mit dem Kopfe dem Eintretenden zuwinkte. Da sie mit dem Gesichte vom Fenster abgewendet war, so konnte Othmar ihre Züge nicht unterscheiden. Doch ging ein „Etwas" von der Gestalt aus, das ihn, der Frauenreiz sonst wenig beachtete, sogleich sympathisch berührte. „Sie wünschen mit mir zu sprechen?" sagte Othmar, nachdem er längere Zeit vor der Dame gestanden, die ihn aufmerksam zu betrachten schien. — „Sie sind Othmar — Moorhut?" — „Zu dienen, der bin ich. Das heißt, so nennt man mich; denn Moorhut ist nicht mein, sondern eigentlich nur meines Pflegevaters Name." — „Ich weiß; doch bleiben wir dabei. Sie sind den Namen ja gewohnt. Nehmen Sie Platz, ich werde Licht machen." Sie schritt zum Nachtkästchen und zündete eine Lampe an, bedeckte die Glaskugel derselben mit einem grünen Schirm und stellte sie auf den Tisch. Hierauf setzte sie sich Othmar gegenüber und betrachtete ihn von Neuem. Aber nun konnte auch Othmar die Dame seinerseits in Augenschein nehmen. Er berechnete ihr Alter auf etwa dreißig Jahre; die Dame war jedoch älter, als es nach ihrem Aussehen den Anschein hatte. Gleichwohl konnte man bei genauerer Betrachtung die Spuren überstandener Leiden und Kümmernisse in ihrem Antlitze finden. Sie war schön, trotz ihrer Jahre, das unterlag keinem Zweifel. Aber diese Schönheit war doch eigentlich mehr Ehrfurcht gebietend als zur Vertrau-

lichkeit reizend. Das fühlte wenigstens Othmar. Und er, der Frauen niemals nahe gestanden, gab sich diesem Eindrucke willenlos gefangen. Nachdem sich die Beiden längere Zeit mit Aufmerksamkeit betrachtet hatten, sagte die Dame: „Lieber Herr Moorhut. Sie entschuldigen mein Benehmen. Indeß kann ich Sie versichern, daß es mir nothwendig ist, Sie genau kennen zu lernen. Warum, das werden Sie bald erfahren. Einstweilen gestatten Sie mir, mit Ihnen zu verkehren. Vielleicht fassen Sie mit der Zeit Zutrauen zu mir. Verdiene ich es doch. Ich kannte ja Ihre Eltern. Ich habe das Testament Ihres Vaters und einige Angedenken an ihn für Sie mitgebracht. Sehen Sie."

(Fortsetzung folgt.)

Des Tigers Rache.

(Fortsetzung.)

Nachdem Beide noch einige Worte gewechselt, trat der Ritter hinaus in das Freie. Er befand sich vor den Gezelten der Räuberhorde. Niemand war sichtbar. Verwundert blickte Hugo umher.

Da öffnete sich der Eingang eines großen Zeltes in der Mitte; heraus trat — der Emir.

Bei seinem Anblicke gerieth Hugo's Gemüth in heftige Aufregung und nur mit Mühe konnte das Andenken an die ihm so eben wieder geschenkte Freiheit seinen auflodernden Zorn einigermaßen zurückdrängen und beschwichtigen.

Unschlüssig und wie von Sinnen blieb er stehen, ohne jenen bemerken zu wollen. Dieser aber trat auf ihn zu, grüßte ihn ernst, dann sprach er:

„Christ! Ihr seid frei! Ihr möcht nun ziehen wohin Ihr wollt. Dort links führt Euch der Weg ge'n Jerusalem. Hier steht ein Roß gesattelt, besteigt es und reiset glücklich."

Und nachdem er dies gesprochen, wollte er gehen.

Aber Hugo hielt ihn zurück. „Ich kann nicht von Euch scheiden," sagte er, „ohne einige Aufklärung erhalten zu haben, warum Ihr mich gefangen nahmt und warum Ihr mich jetzt wieder frei gebt."

Da sprach der Emir aufgebracht: „„Daran habt Ihr nichts zu wissen. Geht und dankt dem Himmel, daß Ihr frei seid. Stolzer Thor, was wollt Ihr höhere Plane ergründen?""

Hugo gerieth in Zorn und rief: „Elender, welche Geheimnisse hast Du? Hülle sie nur in Dunkel ein, an den Tag werden sie doch noch kommen. Ha, ich glaube Dich zu kennen, schon bist Du mir auf meinen

Lebenspfaden begegnet als ein tückischer Verderben bringender Dämon. Dein hämisch boshaft Lachen hat mich früher ebenso erzürnt, als jetzt Deine erheuchelte Großmuth, die doch nur die eines Räubers ist. Ja, Abtrünniger, Renegat, Du thatest nur Deine Pflicht, da Du mir die Freiheit zurückgabst, die Du mir auf so frevelhafte Art entrissen. Dennoch will ich jetzt Deiner schonen. Treffen wir uns wieder auf unseren Lebenswegen, Apostat, Scheusal, dann mag einer von uns fallen. Ich und Du, wir können nicht mit einander leben."

Er schwang sich mit dieser Rede auf das bereit stehende Roß.

Aber der Muselmann, der den langen heftigen Erguß von Hugo's aufwallendem Zorne scheinbar gleichgültig angehört hatte, lächelte kalt und höhnisch. „„Unbesonnener," rief er ihm zu, „Du faselst. Hüte Dich wohl, der Tiger der Wüste lauert auf den trotzigen Panther, um mit ihm seine Kraft zu messen. Wisse, der Sand der Wüste brennt unter den Füßen des europäischen Knaben. O, ich habe gut für Dich gesorgt, Franzmännlein; eile von hinnen, Du wirst es mir einst zu danken wissen.""

Ehe diese Worte, deren Sinn Hugo nicht ganz verstand, beendigt waren, ritt Hugo hinweg, den ihm bezeichneten Weg nach Jerusalem zu.

X.

Informes hiemes reducit Jupiter: idem
Summovet.

Horatius.

Verlassen wir nun den Ritter auf längere Zeit und wenden wir unsern Blick zu Adelaiden, der verlassenen, sehnsuchtsvollen Braut des Grafen von Montpertuis.

Die plötzliche Ermordung ihres Vaters hatte ihre ohnehin schon schwächliche Gesundheit sehr angegriffen; sie sank aufs Krankenlager und war nahe daran, ihre frische Jugendfülle zu verlieren. Sie war ihrem Vater mit wahrhaft kindlicher Zärtlichkeit ergeben; sie hatte ihn geliebt, wie nur immer eine edle Tochter den Vater lieben kann. Ihre Tante konnte ihrem liebebedürftigen, des Vaters und des Bräutigams beraubten Herzen nur schwachen Ersatz geben, zumal da beide Damen in ihren Gesinnungen von einander so verschieden waren.

Nur langsam erholte sich Adelaide wieder. Nachdem sie einigermaßen wieder hergestellt war, zog sie, da die schon über 16 Monate von der Burg ihres Gatten entfernte Gräfin dahin zurückzukehren für nöthig erachtete, mit ihr auf das Schloß des Grafen de la Bruyère, das in den Ardennen lag, indem sie die Aufsicht über ihre Stammburg, sowie die sämmtlichen Güter dem Burgvogt, einem im Dienste ihres Vaters ergrauten Diener, übergab.

Die Reise war Adelaiden besonders zuträglich, bald war sie wieder körperlich gesund, wenn auch in ihrem Innern ein ungemein schwermüthiges, ihr aber doch süßes, sehnsüchtiges Gefühl vorherrschend war, das ihre schönen Augen trübte.

Wenn sie sich auch nicht ganz heimisch fühlte in der finsteren Burg des gräflichen Paares von La Bruyère, wenn sie auch ein unnennbares Etwas hinzog in die schönen Thäler ihrer Heimath, in die lachenden Gefilde Südfrankreichs, hin zu den trauten Plätzen, wo sie ihre Kinder- und Mädchenjahre verlebt, hin zu den freundlicheren Hallen der väterlichen Burg: so war sie doch hier, so weit sie es in ihrer Lage sein konnte, glücklich, sie hatte, was sie bedurfte, Schutz und Obdach, sie konnte ungestört ihren Gedanken nachhängen, ungestört ihren Lieblingsneigungen folgen; sie konnte Wohlthaten austheilen und jenes himmlische Entzücken genießen, welches das Geben so süß und angenehm macht.

Die Nachrichten, welche sie aus dem Morgenlande erhielt, waren sehr dürftig; sie hatte nichts erfahren, als daß Montpertuis mit den übrigen Kreuzfahrern glücklich das gelobte Land erreicht habe. — Jetzt nahten sich die verhängnißvollen drei Jahre bereits ihrem Ende, bald, so durfte sie hoffen, kehrte Hugo zurück in die Arme der harrenden Braut.

Eines Tages kam Graf de La Bruyère aus der Hauptstadt zurück, wohin er sich wichtiger Angelegenheiten halber begeben hatte und brachte die Nachricht, Graf Hugo von Montpertuis sei vor einigen Tagen mit dem König Philipp August nach Frankreich zurückgekehrt, da dieser, in fortwährenden Streitigkeiten mit dem nicht minder stolzen als löwenkühnen Beherrscher von Albion verwickelt, und in der Meinung bei gegenwärtiger Sachlage dem heiligen Lande nichts nützen zu können, unter dem Vorwande, seine Gegenwart sei in Frankreich unerläßlich nothwendig, mit großer Mißbilligung der übrigen Fürsten, sich in sein Reich zurück begeben habe. Graf Montpertuis habe seine Stammgüter besucht, und da er seine Braut nicht mehr auf Schloß Redemoire getroffen, sei er auf dem Wege in den Norden Frankreichs.

Bei dieser Kunde jauchzte Adelaide hoch auf. Ihr schönes, feuriges Auge strahlte noch feuriger, noch schöner. Ungestüm fiel sie der neben ihr sitzenden Tante um den Hals; sie geberdete sich wie ein Kind, bald stürmisch jubelnd, bald weinend. Die ernste Gräfin wies sie zurecht und sprach: „Kind, wozu das Frohlocken? Noch ist es nicht Zeit dazu. Wer bürgt dir, daß jenes Gerücht wahr ist? Wann wirst du einmal Mäßigung lernen! Leicht tödtet allzu große und ungemäßigte Freude. Sprich ein Dankgebet zum lieben Gott, und denke über wichtige ernsthafte Dinge nach. Bald sollst du Hausfrau werden; dein der Sorge ungewöhntes Gemüth wird sich

noch mit vielen Sorgen beschäftigen müssen. Dazu gehört aber ein ernstes, gesetztes und kluges Benehmen."

Adelaide hörte diese Vorwürfe und Ermahnungen ruhig an; sie fühlte selbst, ihre Freude habe nur allzu wenig Grund; jedenfalls aber müsse sie dieselbe gemäßigter äußern, wenn auch nur, um ihre Tante nicht zu erzürnen.

Nach einigen Tagen traf ein Schreiben ein. Es war von Hugo. Adelaide kannte Hugos Schrift nicht. In unseren Zeiten wäre dies freilich etwas Unerhörtes, wenn Verlobte, die einige Jahre durch den Raum getrennt sind, nicht einander sich brieflich mittheilen wollten; allein damals war die Schreibkunst selten und wurde nur zu den wichtigsten und nothwendigsten Dingen gebraucht. Obwohl beide, Adelaide und Hugo des Schreibens nicht ganz unkundig waren, so konnten sie doch nicht daran denken, einander Briefe zu schreiben, weil nur mit größter Mühe und mit höchster Unsicherheit schriftliche Mittheilungen besorgt werden konnten und insbesondere hatte Hugo, theils wegen seiner dringenden Geschäfte, theils wegen seiner späteren Gefangenschaft, wohin wir ihn bereits begleitet haben, nicht schreiben können, Adelaide aber deshalb, weil sie den Aufenthaltsort ihres Verlobten nicht kannte.

Der Brief war von Marseille dem alten Massilien aus geschrieben und lautete folgendermaßen:

„Ich habe als treuer Sohn meines in Gott ruhenden Vaters Gelübde erfüllt; ich habe dem letzten Wunsch des Sterbenden nach Kräften entsprochen. Ich habe gekämpft für den heiligen Glauben und viele Ungläubige getödtet, Viel aber auch erduldet. Nun kehre ich heim, um an meinem Herde auszuruhen; Dich, theuerste Adelaide, hat mir die Vorsehung zur Lebensgefährtin bestimmt. Mit dir vereint will ich durch dies Leben wandeln und in deinen Armen das häusliche Glück in vollstem Maße genießen. Mit tiefer Trauer hat mich der Tod deines wackeren Vaters erfüllt. Ich bin nun hier, um Ritter Fulko's edle Tochter zum Altare zu führen. Aber viele Wunden entstellen mein Gesicht, so daß du mich kaum wieder erkennen wirst. Wird meine Adelaide ihren Hugo darum weniger lieben, weil sein Gesicht entstellt und in so vielen Drangsalen gealtert ist? Nimmermehr; ist doch mein Geist jung geblieben wie meine Liebe. Ich eile dich in meine Arme zu schließen."

Zitternd vor Freude hatte die lieberfüllte Braut diese Zeilen gelesen. Mochten auch Wunden und Narben dem Geliebten ihres Herzens seine frühere Schönheit geraubt haben, was lag daran? Er war um so größer, um so herrlicher, weil er so treu des Vaters Willen vollzog. In dieser Gewissenhaftigkeit gegen Befehle des verblichenen Vaters fand Adelaide eine

sichere Bürgschaft für die Beständigkeit seiner ehelichen Liebe und Treue. Kaum konnte sie die Stunde erwarten, die sie mit dem Heißgeliebten vereinen sollte, in der die Liebe, erst durch die lange Trennung zu einer unvertilgbaren Gluth angefacht und nun riesengroß empor lodernd, ihren schönsten Triumph feiern sollte. Endlich kam sie, die heiß ersehnte Stunde.

XI.

O Frühling, ew'ge Liebesmelodie,
Unausgetönt von allen Nachtigallen,
Unausgeblüht von allen Rosen, wie
Unausgefühlt von Menschenherzen allen!
Rückert.

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen. Hoch wirbelte die freudige Lerche ihren Wonnegesang in die Luft empor, bald stimmten die übrigen gefiederten Sänger in feierlichem Chor mit ein in ihren heiteren Hymnus. Erschienen war am Horizont, dem hell schimmernden, die flammende Königin des Tags und hatte neue Lebenskraft, neue Regsamkeit und Stärke verbreitet. Die Landleute, erfrischt durch den erquickenden Schlummer, eilten mit erneuten Kräften, froh und mit heiteren Gesängen an ihre Arbeit, die wenn gleich mühsam und Schweiß erregend, doch so süß und lohnend, ja eine wahre Wohlthat für den Sterblichen ist, so daß des Vaters Milde jenen Fluch, daß der Mensch im Schweiß seines Angesichts sein Brod verdiene, in eine Segnung umgewandelt zu haben scheint.

Auch Adelaide war frühe aufgestanden, theils um in dem Schloßgarten die erquickende Morgenluft zu genießen, theils um hier, einsam und ungestört, blos in die Betrachtung der Natur vertieft, an ihr Glück zu denken. Und wie jetzt die Blumen ihre Kelche freudig den hehren Sonnenstrahlen erschlossen: so öffnete sich auch ihr Herz, um eine reiche Fülle des Dankes auszugießen vor dem liebevollen Vater aller Wesen und um ihren Jubel Allem, was um sie war, mitzutheilen. War ja doch heute der Tag, an dem Hugo nach dreijähriger Abwesenheit wieder zurück kehrte, an dem ihre Erwartungen erfüllt, ihre Hoffnungen gerechtfertigt werden sollten. O gewiß kehrte der mit freiem und unverändertem Herzen zurück, dem sie so treu ergeben war, auf den alle ihre Gedanken und Wünsche sich bezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 61.

Ein Wildfang.

(Fortsetzung.)

Sie stand nun wieder auf und ging zu einem Koffer, aus welchem sie eine Uhr, ein Buch, einen sehr schönen Revolver und eine Brieftasche nahm. „Das gehört Ihnen. Ihr Vater wünschte, daß Sie die Uhr tragen und das Buch lesen sollten. Es ist sein Tagebuch gewesen. Daraus werden Sie erfahren, daß er ein unglücklicher, aber nicht unedler Mensch war. Er starb in Charlestown in Amerika als ein Verbannter, dem es nicht mehr vergönnt war, die Zeit der Versöhnung zu erleben, das Vaterland wieder zu sehen und seinen geliebten Sohn zu umarmen Sein Andenken sei Ihnen heilig.“ Sie reichte Ihre Hand dem tief ergriffenen Othmar, der sie mit ungewohnter Innigkeit küßte. „Und die Mutter?“ fragte er. — „Die Mutter? Ja, von dieser werde ich Ihnen auch erzählen. Vorerst lassen Sie sich an den Andeutungen genügen, die ich Ihnen über den Vater gab und lesen Sie das Tagebuch. Morgen wollen wir dann darüber weiter sprechen.“ — „Nur Eines heute noch. Wie kamen Sie dazu, mir die Nachricht von dem Tode meiner Eltern, das Testament des Vaters und die theueren Angedenken an ihn zu übermitteln.“ — „Nun — ich war eine Freundin Ihres Vaters. Ich pflegte ihn in seiner letzten Krankheit, ich stand an seinem Sterbebette. Da ich entschlossen war, nach Europa zurückzukehren, wo meine Anverwandten leben, so bat er mich, Sie aufzusuchen, Ihnen Alles zu übergeben und für die Vollziehung des Testamentes zu sorgen. So bin ich dazu gekommen. Doch nun gute Nacht!“

Othmar empfahl sich, jedoch nur sehr ungern. Die Mittheilungen der fremden Dame waren ihm viel zu lückenhaft und befriedigten seine gerechte

Neugier keineswegs. Doch hoffte er im Tagebuche des Vaters nähere Aufschlüsse zu erhalten. Daß die fremde Dame von seiner Mutter fast gar nichts gesprochen, erfüllte ihn mit Schmerz. Wahrscheinlich, so dachte er sich, lebten die Eltern nicht glücklich miteinander. Entweder ist meine Mutter früh gestorben oder hat sie der Vater im fremden Lande verlassen. Wozu sonst die Freundin? Und wenn vielleicht — doch nein! Nein! Das kann im Wesen dieser Frau nicht liegen. In was immer für einem Verhältnisse sie zu meinem Vater stand, es kann nur ein ehrenhaftes gewesen sein. Und nun, als hätte er ein Unrecht abzubitten, das er ihr in Gedanken zugefügt, beschloß er bei sich selbst, des andern Tages um so zuvorkommender gegen die Dame zu sein. Daß diese, die sich Malvine von Aggstein nannte, inzwischen zum Stadtgespräch geworden, versteht sich wohl von selbst. Herr Moorhut erzählte Diesem und Jenem, was er wußte und diese erzählten wiederum den Andern auch das, was sie nicht wußten. Abends erschienen eine Menge Gäste im Posthause, die sich sonst in den verschiedenen Gaststuben des Städtchens zu vertheilen pflegten und Jeder lenkte, nach den ersten Begrüßungen, in feiner oder plumper Weise die Rede auf die fremde Dame. Dann auch wieder auf Othmar, der in so nahen Beziehungen zu derselben stand. So fügte es sich denn immer von Neuem, daß Othmar, der Wildfang, Gegenstand lebhafter Erörterungen in dem Grenzstädtchen blieb.

5.

Des andern Tages früh um 9 Uhr erschien Malvine in Begleitung des Postmeisters im Zimmer Othmars, das sie, wie sie sagte „gerne sähe" Othmar war noch nicht gar lange aus den Federn, daher nichts noch aufgeräumt in seiner Wohnung. „Stehen Sie so spät auf?" fragte sie. Diese Frage trieb Othmar das Blut in die Wangen. — „Er wälzt sich in den Federn" sagte der Postmeister, „bis ihm die liebe Sonne in das Maul scheint, ausgenommen, es geht auf eine Jagd, oder es ist eine Landpartie arrangirt. Ich hab' es ihm oft schon vorgehalten." — Othmar erwiderte nichts. Aber von nun an verließ er täglich um sechs Uhr das Lager. Was die oftmaligen Ermahnungen des Postmeisters nicht bewirkt, das erzielte das einzige Wort: „Stehen Sie so spät auf?"

Othmar hatte übrigens diesmal wenig geschlafen. Er hatte das ganze Tagebuch durchgelesen und erfahren, daß sein Vater, den wir — da sein aus der Revolutionsgeschichte des Jahres 1848 bekannter Name mit W. begann — Alfred Waldburg nennen wollen, ein hervorragendes Mitglied der politischen Emigration war. Nach den Wiener Oktobertagen geächtet und zum Tode verurtheilt, entzog er sich durch eilige Flucht unter tausend Aben-

teuern und Bedrängnissen diesem Schicksale. Alfred war indeß auch Gatte und Vater. Einem angesehenen Kaufmannshause angehörend, hatte Marg. Achenbach den feurigen, eben erst ins Leben tretenden Juristen die Hand gereicht. Es war im Herbste des Jahres 1847 gewesen. Margaretha durch ihre Schönheit berühmt und durch Liebenswürdigkeit, wie sie nur bei einer Wienerin gefunden wird, bezaubernd, zählte damals erst sechszehn Jahre. Sie hing mit schwärmerischer Verehrung an dem Manne, den sie aus Liebe geheirathet. Während ihre Familie wegen der Stürme des Revolutionsjahres die Stadt verlassen hatte, blieb sie allein bei ihrem Gatten. Erst, als der Tag immer näher rückte, an dem sie eines Kindes genesen sollte, und zugleich augenscheinlich war, daß sie unter solchen Umständen unmöglich in der auf das Aeußerste bedrohten Hauptstadt bleiben konnte, ließ sie sich bewegen, zu ihrer Familie zu fliehen, wo sie Othmar gebar. Der Vater blieb. trotz alles Flehens von ihrer Seite, in der Stadt, um wie er sagte, seine Rolle, getreu seiner Ueberzeugung, auszuspielen. Wie sie ausgespielt wurde, wissen wir bereits. Margaretha erhielt ein Briefchen, in welchem ihr Alfred anzeigte, daß er fliehen müsse, wolle er seiner Frau und seinem Kinde zu Liebe das Leben retten, welches ihm sonst, nach dem Mißlingen seiner schönsten Hoffnungen, wodurch sein Herz gebrochen, nur eine Last wäre. Er gedenke vorerst nach der Schweiz, dann nach England oder Amerika zu gehen. Sobald er irgend eine feste Lebensstellung gewonnen, werde er dafür sorgen, daß sie mit ihm sich wieder vereinigen könne, freilich in der Fremde. Bis dahin beschwöre er sie, sich ruhig zu verhalten. Es sei dies in seinem wie auch in ihrem und des Kindes Interesse geboten. Margaretha jedoch, von rasendem Schmerze und der heftigsten Besorgniß um den geliebten Gatten erfüllt, entfernte sich heimlich aus dem väterlichen Hause und nahm das Kind mit sich. Sie, die kaum Genesene, vergaß Alles und reiste Tag und Nacht, überall fragend, überall suchend, bis sie den Flüchtling erreichte. Alfred war auf das Aeußerste betroffen, als er ihrer sammt dem Kinde ansichtig wurde. Ihre Handlungsweise dünkte ihm Wahnsinn. Er beschwor sie, umzukehren; umsonst. Sie erklärte entschieden, von seiner Seite nicht zu weichen, geschehe, was da wolle. Da entschloß er sich denn, sie mitzunehmen in die Verbannung; das Kind jedoch wurde, wie bekannt, dem Postmeister überlassen. Nun setzten Beide die Reise fort und kamen — sie waren sehr vom Glück begünstigt — unbehelligt in die Schweiz. Von hier aus begaben sie sich später über Hamburg nach Amerika, wo für Alfred mehr Aussicht geboten, sich und sein Weib anständig zu erhalten. Er fand in Charlestown Unterkunft in einer chemischen Fabrik, welche Stellung seinen bescheidenen Ansprüchen genügte. Er vermochte so viel zu erübrigen, um durch eine

Reihe von Jahren einen Erziehungsbeitrag für Othmar an ein Wiener Handlungshaus übermitteln zu können. Anfangs hatte Alfred den Plan gehabt, Margarethens Vater zu bitten, sich des Kleinen anzunehmen, was das Natürlichste gewesen wäre. Es war doch zu erwarten, daß der wohlhabende Schwiegerpapa der Reise in die Grenzstadt sich unterziehen und den Knaben abholen werde. Da traf die Nachricht ein, das Haus Achenbach habe Bankerott gemacht, Margarethens Vaters sei vor Kummer gestorben, seine Familie nach Ungarn gezogen und dort verschollen. Diese schrecklichen Zeitungen äußerten nun ihre Wirkung auf Margaretha. Sie kam vor der Zeit in die Wochen, und gebar ein todtes Kind. Hier brach das Tagebuch ab.

(Fortsetzung folgt.)

Des Tigers Rache.

(Fortsetzung.)

Die Natur schien Adelaidens Gefühle zu theilen; holde Töne erschallten aus den Gebüschen und von den Bäumen, um ihre Wonne anzudeuten, edle Blumen entsendeten ihren köstlichen Duft, ihre Liebe und Treue zu verherrlichen. Ja, es war Frühling in der Natur, es war aber auch Frühling in ihrem Herzen.

Wie träge vergingen der Ungeduldigen die Stunden! Unerträglich würde ihr das Zaudern derselben geschienen haben, wäre sie im einsamen Gemache gewesen; in der freien Natur aber konnte sie sich doch angenehm unterhalten, konnte traulich mit den zarten Blümchen kosen und am muntern Gesang der lieblichen Vögel ihr Herz erheben.

Endlich hörte sie Lärm im Schloße, sie horchte, aber es ward wieder still. Noch war er nicht da, auf den sie harrte.

Sie setzte sich auf eine Rasenbank nieder und beobachtete die buntfarbigen Schmetterlinge, die sorglos und heiter sie umflatterten. Sie tanzten muthig durch das Leben, und wenn sie auch ihre jetzt so glänzende Hülle mit einer andern weniger lichtvollen vertauschten, so sah Adelaide doch, daß sie im Wesen dieselben blieben, froh und wonneerfüllt wie vorher. So, dachte sie, können auch Wunden und Narben meines Hugo männlich schönes Angesicht einigermaßen entstellen, immer aber zeigt sich der edle Kern; sein Geist ist immer derselbe, treu und fest.

Auf einmal hörte sie wieder Geräusch; es ward lebhafter. „Das ist er!" rief sie und stürzte behender als ein gescheuchtes Wild aus dem Gar-

ten und in den Schloßhof. Bald lag sie athemlos in den Armen eines Mannes, der eben, vom Burgherrn bewillkommt, vom Rosse gestiegen war.

XII.

Wenn ganz was Unerwartetes begegnet,
Wenn unser Blick was Ungeheures sieht,
Steht unser Geist auf eine Weile still,
Wir haben nichts, womit wir das vergleichen.
Göthe.

Der Graf de la Bruyère hatte den Grafen Hugo von Montpertuis nie gekannt; aber er fand in ihm den Sohn eines seiner besten Freunde und darum schon war er ihm willkommen.

Seine Gemahlin kannte ihn bereits und war sehr verwundert über die Veränderungen, die sie an ihm wahrnahm, und zwar sogleich in den ersten Augenblicken seines Eintreffens, wo Adelaide ihrer selbst unbewußt in seine Arme geeilt war; sie aber, als eine besonnene und scharfsichtige Frau, den Ankömmling mit ihren Blicken gemustert hatte. Die Statur, die Farbe der Augen, der stolze Gang erinnerten sie sogleich an den Grafen Hugo, der vor drei Jahren ihres Bruders Schloß verlassen, um ge'n Palästina zu ziehn, aber wild hing das Haar von dem Scheitel des eben eingetroffenen Ritters; zwei große Narben, eine unter dem rechten Auge und eine auf der Stirne machten seine Gesichtszüge fast unkenntlich. Auch sah die Dame auf seinem Munde ein ironisch-verächtliches Lächeln schweben, das sie vordem an Adelaidens Verlobten bemerkt zu haben sich nicht entsinnen konnte. Seine Rüstung war glänzend und auf dem Schilde zeigte sich das gräfliche Wappen von Montpertuis.

Auch Adelaide schien betroffen, als sie den Blick zu ihm aufschlug; ja sie erschrack fast sichtlich. Der Ritter, der bis dahin geschwiegen, schien es zu merken. „Theuerste Adelaide!" begann er, „wohl bin ich sehr entstellt; auch meine Sprache klingt hohl und dumpf und hat nicht mehr die frühere Weichheit und Annehmlichkeit. Solches kann der Krieg. Er hat meine Züge, selbst meine Aussprache geändert, aber nicht mein Herz. Noch einmal sei mir innigst gegrüßt, du herzliebste Braut!

Und er drückte sie wiederum an seine Brust.

Adelaide aber überfiel ein Schauder, von dessen Ursache sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte. War ihr Hugo so alt geworden? Hatte ein Kriegsdienst von drei Jahren nicht blos seine Haut zu bräunen, sondern auch seine ganze Physiognomie zu ändern vermocht? Er war ihrem Herzen fremd, er war nicht mehr der Auserkorene, der lang Ersehnte, das Ziel ihrer stillen Wünsche. Sie zürnte sich selbst ihres Wankelmuths,

ihrer Schwäche wegen; sie machte sich Vorwürfe, daß sie den Körper höher schätze als den Geist, äußere Schönheit höher als die innere, aber - das mußte sie sich sagen — in diesem so abstoßenden Aeußern konnte kein anziehendes Inneres sich finden.

Adelaidens Verlobter ward hinaufgeführt in den großen Ahnensaal und nahm hier neben Adelaiden, dem gräflichen Paare gegenüber, seinen Platz. Wie natürlich, ward er bald gebeten, die Erlebnisse der verflossenen drei Jahre zu erzählen. Er begann also:

„Mit tiefer Betrübniß schied ich von Dir, vielgeliebte Braut, fest entschlossen, Dir die Treue zu bewahren, die wir einander gegenseitig in feierlicher Stunde angelobt hatten. Ich befand mich, wie Ihr Alle wißt, im Gefolge meines Lehensherrn, des allerchristlichen Königs Philipp August. Wiewohl ich mit heiligem Eifer ausgerüstet nach Palästina kam und mit aller Freude gegen die Ungläubigen mein Schwert zog: so fand doch, wie damals die Sachen standen, ein christlicher Ritter nicht viel Gelegenheit, Proben seiner Tapferkeit und seines Muthes an den Tag zu legen. Meistens waren es Streifzüge, die wir unternahmen. Lange dauerte die Belagerung von Ptolomais; eine pestartige Seuche raffte viele Tausende unseres Heeres dahin. Ich blieb zwar nicht gänzlich von ihr verschont; aber an mir äußerte sie ihre Bösartigkeit nicht so, wie bei den Uebrigen; nach drei Monaten war ich wieder vollkommen gesund. Bald darauf erhielt ich in einem Treffen, wo 400 christliche Streiter gegen 2000 Sarazenen standen, diese beiden Wunden; von Neuem lag ich lange und hoffnungslos darnieder. Gab mir auch der gütige Himmel meine Gesundheit wieder, so sind doch diese Spuren — (Er zeigte auf seine beiden Narben) davon zurückgeblieben. — Da kehrte endlich mein König nach Frankreich zurück; ich folgte ihm. Ein günstiger Wind brachte uns wieder in die Heimath. Das sind in Kürze meine Schicksale seit der Zeit, wo wir uns trennten. Nun, beste Adelaide, steht unserem Glücke kein Hinderniß mehr im Weg. Erlaubt Ihr es, edler Graf, so sei übermorgen, hier auf Eurer Burg das Fest unserer Vermählung."

Graf La Bruyère bezeigte seine Zustimmung und seine Bereitwilligkeit. Adelaide aber sprach: „Ich bin noch zu sehr überrascht — laß uns wenigstens noch zehn Tage warten. Ein wichtiger Schritt ist die Ehe, ein großes Sakrament der Kirche. Ich möchte mich gerne einige Tage auf die heilige Handlung vorbereiten."

Die Gräfin schüttelte mißbilligend den Kopf.

Der Ritter hingegen sagte: „Theuerste Braut, die ich mehr als mein Leben liebe! Es schmerzt mich, daß mein Glück aufgeschoben und verzögert werden soll; lange genug sind wir verlobt und wir sollten die Trennung

nicht auch noch verlängern; aber weil Du es willst, so mag es so sein. Mein Streben ist, auch deiner Wünsche kleinsten wo möglich zu erfüllen."

XIII.

In Kampf mit Gefahr
Erhebt sich machtvoll zur Sonne der Aar,
Der Geist aus kerkernden Schranken
Zu Göttergedanken.
(Matthison.)

Adelaide ging still und nachdenkend in ihr Gemach. Bittere Thränen vergoß die vor Kurzem noch so überselige Braut.

Das war er nicht, der einstens im Turnier über alle Gegner gesiegt, der mit so edlem Anstande vor ihren Vater getreten, den Siegespreis sich zu erbitten; das war er nicht, dem sie in trüber Abschiedsstunde ewige Treue zugeschworen, dem sie ihr ganzes Leben, ihr bescheidenes Denken und Handeln geweiht. Unbegreiflich war es ihr, was da vorgegangen, so viel war ihr aber gewiß: Er ist es nicht!

Sie theilte ihrer Tante ihre Besorgnisse mit. Aber diese schalt sie ein thörichtes und wankelmüthiges Wesen, das blos an äußere Schönheit, der geistigen unbekümmert, sich halten wolle. Sie gab zu, der Ritter komme auch ihr unglaublich verändert vor; allein wie könne man zweifeln, daß er wirklich der sei, für den er sich ausgegeben, da er bereits von seinen Gütern Besitz genommen und überall von seinen Untergebenen als rechtmäßiger Herr anerkannt worden sei. Ueberhaupt, wie könne ein Anderer es wagen, als Graf Montpertuis aufzutreten? Beweise nicht seine Kenntniß des früher Vorgefallenen, die sich selbst auf die unbedeutenden Nebenumstände von jenem Turnier an bis auf die Zeit der Trennung erstrecke, hinlänglich die Wahrheit seiner Aussage? Uebrigens sehe man ihm doch immer an, daß er aus edlem Geschlechte und ein wahrer Ritter sei; nimmermehr aber könne ein Adeliger zu so gemeinem Betruge sich herablassen. Sie schloß mit Vorwürfen und äußerte, sie erwarte von ihrer Nichte, daß sie sich in Zukunft besonnener, zuvorkommender, freundlicher und herzlicher gegen ihren Bräutigam benehme, als am heutigen Tage geschehen sei.

Alles dies machte jedoch auf Adelaide keinen Eindruck. Sie behauptete fest, der Angekommene sei ein Betrüger, sei nicht ihr Hugo. Als sie sah, daß sie ihre Tante von der Richtigkeit ihrer Vermuthung nicht überzeugen konnte, schwieg sie, aber sie ward täglich bleicher.

Noch waren zwei Tage bis zu ihrer Hochzeit. Es war ihr nicht möglich, ruhig diesen furchtbaren Tag zu erwarten.

Adelaide lag in ihrem Gemach auf den Knieen; sie betete. Reichliche Zähren benetzten ihre Wangen und fast hörbar waren die Schläge ihres Herzens. Endlich stand sie auf und ging festen und sichern Schrittes umher. Sie hatte einen Plan gefaßt.

Sie mußte fliehen; wohin? Das wußte sie selbst nicht. Aber nicht als Dame konnte sie in die weite Welt gehen; die Tracht eines Troubadours sollte sie umhüllen. Ihren früheren phantastischen Jugendlaunen zu genügen, hatte sie sich mit einer Kleidung versehen, wie sie die Sänger Südfrankreichs trugen. Schnell legte sie diese Gewänder an, gürtete ein Schwert um die Seite, ihre lang wallenden blonden Locken bedeckte sie mit einem Barret, nahm dann die Zither in die Hand und nahm Abschied von ihrem stillen Gemache.

Es war früher Morgen. Alles war noch in tiefem Schlummer.

Adelaide fühlte in sich hohen Muth; mit den Gewändern schien sie die Sinnesart vertauscht zu haben.

Sie eilte auf wohlbekannten Pfaden durch eine dem Blick eines in der Gegend nicht Bekannten verborgene Thür des großen Schloßgartens in den anstoßenden Park, den sie bald durchlaufen hatte. Zwar hatte der Park zum Theil eine hohe Schutzmauer, zum Theil war er durch dicht verwachsene Gehege umzäunt, aber der leichtfüßige Sänger enteilte ihm an einer Stelle, wo vor einigen Tagen die Umzäunung niedergerissen worden war, an deren Wiederherstellung der saumselige Leibjäger des Grafen noch nicht gedacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtisch.

Eine uralte Prophezeihung lautet:

„Si Marcus pascabit,
Si Antonius pentecostabit,
Si Joannes in corpore stabit,
Totus mundus „vae! clamabit."

Nun nehme man einen 100jährigen Kalender in die Hand und suche das Jahr 1886 aus, dann wird man finden, daß in jenem Jahre Ostern mit dem Markustage, Pfingsten mit dem Tage des hl. Antonius und das Frohnleichnamsfest mit dem Sterbetage des hl. Johannes zusammenfallen. Darnach soll im Jahre 1886 der Jammer recht losgehen. Wir wollen dies ruhig abwarten.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann.



№ 62.

Ein Wildfang.

(Fortsetzung.)

Als nun Malvine, von Othmar um die weiteren Nachrichten gebeten, sagte: „Erlassen Sie es mir, all' die traurigen Ereignisse zu detailliren!" so ergänzte Othmar das Fehlende durch eigene Kombination. Natürlich starb die Mutter sammt dem Kinde, der Vater wurde krank darüber, die Einnahmen versiegten. Darum auch keine weiteren Sendungen an Moorhut. Malvine, eine frühere Freundin Margarethens, war hochherzig genug, diese Freundschaft auch auf deren Gatten zu übertragen, für ihn zu sorgen und ihn zu pflegen, bis sein müdes Auge brach in fernen Landen. Und Othmars Herz wurde weich, seinen Augen entrannen Thränen des Schmerzes um seine unglücklichen Eltern, die er nie gekannt. Es waren vielleicht die ersten Thränen der Wehmuth, die er weinte. In dem Tagebuch fanden sich so manche Aeußerungen in Bezug auf Othmar, die er sich tief zu Gemüthe führte. Der Vater hatte sich von dem Sohne ein ideales Bild gemacht, welchem, Othmar mußte sich das gestehen, er in Wirklichkeit nicht sehr entsprach. „Sollt' es mir je vergönnt sein", so hieß es in einer der zahlreichen Aphorismen, die sich in den Text verstreut fanden, „meinen Sohn wieder in die Arme schließen zu können und find' ich ihn so, wie ich mir ihn vorstelle, talentreich, herzensgut, sanftmüthig, bildungsbedürftig und lenkbar, dem Höhern zustrebend, das Gemeine verachtend, Großes mit Begeisterung erfassend, dem nichtigen Zeitvertreib abhold: o, dann will ich, der Geläuterte, der in schwerer Prüfung gelernt, die höchsten Güter der Menschheit mit Selbstaufopferung zu wahren, ihn den mit ungetrübtem Aug' ins Leben schauenden führen auf der Bahn des Guten, Wahren und des Schönen. Neu aufleben werde ich dann an seiner Seite, verjüngen

mich im Borne seiner Jugend als sein Vater, sein Rathgeber, sein Freund." — Und eine andere Stelle lautete: „Muß ich aber, und leider sagt mir dies eine Ahnung des Herzens, die Welt verlassen, ohne den Sohn an meine Brust gedrückt, ohne den heiligen Boden des geliebten Vaterlandes geküßt zu haben, dann möge doch ein gütiges Schicksal es gestatten, daß diese Blätter vor Othmars Augen kommen, möge sie ihm die mit so schönen Tugenden geschmückte liebreiche Mutter, mein namenlos geliebtes Weib, welches ich erst in der Verbannung recht kennen und verehren lernte, überbringen und ihm erzählen, wie unglücklich ich gewesen, und! — wie ich doch werth gewesen wäre eines besseren Looses. Möge es ihm nicht so ergehen wie mir!"

Othmar faßte den Vorsatz, des Vaters würdig zu werden. Er schwur es ihm noch in das Grab, das jenseits des Oceans gegraben. Er beweinte schweren Herzens, daß er es nicht schwören könne am Mutterherzen, welches nun wohl ebenfalls schon vermodert war. Er sehnte sich, diese seine Gedanken Jemandem mittheilen zu können, der ihn liebe. Er sehnte sich nach Liebe. In dem Herzen des Wildfangs machten sich sanftere Regungen geltend. „Nun", sagt er sich selbst, „es gibt ja doch Jemanden, der deinen Eltern wenigstens nahe gestanden, den sie geliebt und verehrt haben; es gibt eine Person, die auch des Sohnes Liebe um der Eltern willen nicht verschmähen wird, Malvine ist es. Ja, ja, Malvine! Ihr Blick hat mir ja in die Seele geleuchtet und das Dunkel meines Innern aufgehellt. Ihr Wort ergreift mich seltsam und ohne, daß ich es will, lenkt sie mit geheimnißvoller Macht. Ist's das, was die Dichter „die Macht der Frauen" nennen? O dann hab' ich sie freilich nie gekannt. Oder hat meine Natur sich verändert, seit ich sie gesehen? Wer bist Du, Malvine, und was soll's mit mir?" Ein Herzenskult war es, den Othmar der fremden — ihm freilich wie längst vertrauten — Dame widmete. Er vergaß auf seine gewohnten Vergnügungen, seine tollen Streiche, seine Freunde. Diese erschienen einmal, ihn zu einem Ausfluge abzuholen. Othmar stand im Hofe. Er wollte ihrer Einladung schon Folge leisten. Da erschien Malvine auf dem Corridor und rief ihm zu: „Wo wollen Sie hin? Ich dachte,' Sie wollten mich in den Schloßpark begleiten?" Gleich sagte Othmar: „Entschuldigt, Freunde! Ich kann heute nicht mit Euch gehen!" Die drei Kumpane lachten und ließen so etwas, wie Palm-Esel vernehmen. Daraus machte sich Othmar nichts mehr. Er ließ einspannen und lud Malvine ein, auszufahren. „Nach dem alten Schloß ist doch ein Stündchen Wegs," sagte er, „da ist's besser, ich fahre Sie." Malvine war es zufrieden. Als sie, ganz schwarz, aber sehr elegant gekleidet, die Treppe herabkam, rief Othmar voll Bewunderung: „Wie schön Sie sind!" Malvine erröthete.

Sie sagte: „Finden Sie das? Wissen Sie, daß ich bereits siebenunddreißig Jahre zähle?" — „Siebenunddreißig?" erwiderte Othmar scherzend. „Welch' ein hohes Alter!" Sie lachte und stieg in den Wagen. Othmar ergriff die Zügel und sprang, als die Pferde schon im Laufe waren, ebenfalls hinein an Malvinens Seite. Und so ging es durch das Städtchen. Hie und da öffnete sich ein Fenster und ein Paar neugieriger Augen richteten sich auf die Dahinfahrenden. Auch des Bürgermeisters Töchterlein blickte ihnen nach. „Da ist der Weiberfeind!" rief Rosalie, „der Frauenverächter! Mich hat er mit Füßen getreten, hier versteht er, geschmeidig zu sein! Welch' ein unnatürliches Verhältniß! So schön sie erscheint, ist sie doch nicht jung genug, als daß sie zu Othmar passen würde. Nein, gewiß nicht! Und" — dabei sah Rosalie in den Spiegel — „gar so häßlich bin ich doch auch nicht, daß ich neben dieser Fremden mich nicht zeigen könnte! Aber das Fremde reizt diese Männer! O, die Männer! Mir soll keiner mehr in die Nähe kommen. Ich kratze Jedem die Augen aus, der mir von Liebe reden will!" Das arme Salchen sprach diese Worte, unter Thränen lächelnd.

Indeß flogen Malvine und Othmar in dem leichten, eleganten Wägelchen dahin. Othmar fühlte sich so glücklich wie nie. Die Nähe der holden Frau, ihre weiche Stimme, die sein Ohr angenehmer berührte als die schönste Musik, das freundliche Lächeln, welches ihre Lippen umspielte, so oft seine Blicke dem ihrigen begegneten: alles das beseligte ihn. Als sie das Schloß erreicht hatten, sprang er zuerst vom Wagen und hob Malvine herab. Dann bot er ihr den Arm und führte sie in den Hof, während er das Gespann einem Burschen überließ, der zu diesem Behufe mitgefahren war. Das Schloß war halb verfallen und nur von einem alten, halbblinden Verwalter bewohnt. Im ursprünglich sehr sorgfältig angelegten, nun aber gänzlich vernachlässigten Park zeigten sich die Spuren der Verödung und Verlassenheit in noch höherem Maße. Da lagen umgestürzte Bildsäulen im Grase, Symbole gefallener Größe. Da befand sich ein mit grünem Schimmelmoose überzogener Teich, in dessen Mitte eine Röhre verrieth, daß hier einstmals ein Springbrunnen sein Wasser fröhlich in die Höhe geschleudert. Ach, und ein Schwan war da, der träumend den Kopf unter den Flügeln versteckte. Er hatte ja Zeit zum Träumen. In den Baumgängen sah es nicht besser aus. Gelbes und rothes Herbstlaub lag auf dem Boden und raschelte unter den Füßen. Poetisch, aber melancholisch! Für Othmar hatte dieser Ort jedoch nichts Trauriges. Und wie es schien, auch für Malvine nicht. Die Beiden schritten erst Arm in Arm, dann Hand in Hand die einsamen Pfade des Parkes entlang.

(Fortsetzung folgt.)

Des Tigers Rache.

(Fortsetzung.)

Jetzt, da sie so ziemlich sich gerettet sah, stand sie still, sich zu fragen, ob sie auch recht gehandelt, ob sie nicht zu viel gewagt habe. Allerdings erglühten ihre Wangen im Purpur der Scham, wenn sie bedachte, daß sie ihre weibliche Ehre aufs Spiel gesetzt und einer Verbrecherin gleich aus dem Schlosse ihrer Verwandten, denen sie so Vieles zu verdanken hatte, sich weggestohlen habe; aber sie dachte an den nahenden Hochzeitmorgen, an die Vermählung, gegen die ihr ganzes Inneres sich empörte; da bereute sie diesen Schritt nicht, der, was auch immer die Folgen sein mochten, sie vor einer verhaßten Ehe sicherte und ihre Treue aufrecht hielt gegen den wahren Hugo von Montpertuis, dem allein sie ihr Leben zu widmen im Stande war.

Unser junger, holder Sänger, der immer kecker und muthiger wurde, je mehr er sich vor Verfolgung gesichert sah, wandte sich gen Süden, da wo die Natur in ihrer höchsten Freigebigkeit sich zeigte, da, nur da erblühten die Hoffnungen des eilig dahin Wandernden.

XIV.

Verlor'nem nachzustreben, ist schon mehr Gewinn,
Als Neues aufzuhaschen.

Göthe.

Sobald man am Morgen im Schlosse aufgestanden war, erscholl die Kunde, Fräulein Adelaide habe sich aus der Burg entfernt. Große Bestürzung verbreitete sich bei dieser Nachricht. Der Graf ließ sogleich Nachforschungen veranstalten; der erschrockene Bräutigam schickte seinen gewandten Knappen Godefredo nach einer Richtung hin, während er selbst eine andere verfolgte. Er hatte eine große Anzahl Bewaffneter mitgenommen, weil man allgemein glaubte, das Fräulein sei mit Gewalt entführt worden, so wenig Spuren eines nächtlichen Einbruchs sich auch vorfanden, der bei der größtentheils guten Verschanzung und Bewachung des Schlosses sehr schwer auszuführen gewesen wäre. Die ganze Dienerschaft ward verhört; aber Keiner wußte auch nur das Geringste auszusagen, das für die Nachforschungen erheblich gewesen wäre.

Nur die Gräfin mochte den wahren Grund von Adelaidens plötzlichem Verschwinden erkannt haben, da Adelaide nur ihr ihren Widerwillen gegen den vor Kurzem zurückgekehrten Bräutigam geäußert hatte; allein sie ließ nichts davon laut werden, weil es ihre Klugheit und ihr Stolz nicht zuließen, daß man sage, ihre Nichte und Pflegtochter sei trotz der vortreff-

lichen Erziehung, die sie ihr gegeben, heimlich aus dem Schlosse entflohen, wahrscheinlich weil ein Anderer ihren früheren Geliebten, dem sie verlobt gewesen, aus ihrem Herzen verdrängte.

Erst spät am Abend fanden sich die ausgesandten Reisigen, sowie der Herr von Montpertuis wieder ein, ohne eine Spur von der Entflohenen gefunden zu haben. Der Bräutigam schien trostlos. Endlich sprach er: „Wenn ich nur Gewißheit darüber hätte, daß sie ohne ihre Einwilligung und durch Zwang und rohe Gewalt entführt ist, daß sie mir ihre Treue halten wird, so wollte ich mich eher beruhigen und auf bessere Zeiten hoffen, die sie mir wieder in die Arme zurück führen können."

Graf de la Bruyère suchte den Sohn seines Freundes in seinen Hoffnungen zu bestärken, indem er anführte, wie sehr Adelaide sich nach ihrem Hugo gesehnt, was sie geäußert, wie sie sich über seine Zurückkunft gefreut habe u. s. f., woraus, seiner Meinung nach, ohne allen Zweifel resultirte, daß nur eine niederträchtige Bosheit im Bunde mit bübischer List und Tücke ihm die Braut habe rauben können.

Die Gräfin schwieg wohlweislich, weil sie Grund hatte, anders von der Sache zu denken.

Der Gast des gräflichen Paares, den übrigens das Verschwinden seiner Verlobten weit weniger zu befremden und zu schmerzen schien, als man erwartet hatte, traf noch einige Verfügungen behufs der Nachforschungen über die plötzliche Entfernung Adelaidens von Redemoire, sodann verließ er, ziemlich mißgelaunt und verstimmt die Burg.

Er besuchte nur die einzelnen Herrschaften seines Gebietes, traf hie und da Verbesserungen und lebte dann größtentheils auf dem Stammschlosse Montpertuis. Hier besuchten ihn oft vier Ritter, die aus dem heiligen Lande kamen und dort wahrscheinlich seine Freunde geworden waren. Auch aus Spanien kamen mehrere Herrn zu ihm; sogar Muselmänner wollte man auf dem Schlosse gesehen haben. Immer aber hatte er Gäste; Schmausereien und Bankette waren an der Tagesordnung.

XV.

Wer aber heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?

Göthe.

Im Inneren der Kirche des heil'gen Grabes, jenes so ehrwürdigen Tempels der Christenheit, in der kleinen viereckigen Kammer, die des Erlösers Grabstätte umschließt und die von vier und vierzig Lampen erleuch-

tet ist, knieten etwa zehn andächtige Pilger, alle brennende Fackeln in den Händen haltend. Die Meisten von ihnen schienen einem hohen Stande anzugehören; aber Alle lagen da, vergessend der Welt und ihrer Stellung in derselben, den Blick des Geistes gerichtet auf den, der dem Erdkreis das Heil gebracht. Tiefe, heilige Stille herrschte hier. Ja, es war ein heiliger Ort, der so viele Christen des Abendlandes an sich zog, ein Ort der alle Gemüther zur Andacht stimmte, der dem wilden, wogenden Drange der Leidenschaften zu verstummen gebot und mit reinem Himmelsfrieden die Seele erfüllte. Die Religion des Kreuzes war es, welche hier Todfeinde versöhnte, welche hier die hochherzigsten Thaten anregte, welche hier die glänzendsten Triumphe feierte. Und ein frommes gefühlvolles Geschlecht war es, das so eifrig hieher wallfahrte, besser als die meisten unserer Zeiten, wo das Heilige sich nur allmählig wieder aus dem Schutte hervorheben kann, indem man es für immer zu verstoßen sucht, und wenn die Entwicklung der Vernunft damals noch nicht auf jener Stufe stand, auf der sie jetzt steht: so gab doch den damals lebenden Menschen die Reinheit ihrer Ideen und die Begeisterung für deren Ausführung, die hohe Macht des Gefühls und die erhabene Energie des Willens einen eigenthümlichen Vorzug vor den späteren Geschlechtern.

Nach halbstündigem Gebete gingen jene Frommen sämmtlich wieder heraus und andere andächtige Waller gingen hinein. Der Zudrang zum heil'gen Grabe war sehr bedeutend. Denn obgleich die heilige Stadt noch in Saladins Händen war, so durften die Christen doch zu gewissen Zeiten frei und ungehindert die heilige Stätte besuchen; außen vor dem Tempel waren einige Muselmänner aufgestellt, um für Ordnung zu sorgen und den allzu großen Zudrang abzuwehren.

Unter den eben Heraustretenden befanden sich zwei Ritter, deren Bekanntschaft wir bereits gemacht haben und wovon wenigstens der Eine unsern Lesern noch in Erinnerung sein wird; ferner ein Mönch, der den Einen dieser Ritter zu sprechen suchte, aber durch die Anwesenheit des andern daran gehindert zu sein schien.

Jetzt traten sie in das Freie und blieben nicht weit von der Kirche stehen.

Der Mönch ging unruhig und fast ängstlich hin und her.

„Theurer Charles!" sprach der eine Ritter, der sehr bleich und kummervoll aussah, „was für Hoffnungen bietet mir jetzt Europa! Welche schreckliche Nachricht brachtest du mir! Meine Braut, die ich mir errungen mit aller Anstrengung meiner Kraft, um derentwillen ich so manche Versuchungen und Kämpfe aushielt, ist einem Betrüger zum Altare gefolgt.

Wahrscheinlich haben beide diesen feinen Plan schon lange gehegt. Lange konnte ich es nicht glauben; aber ich hörte es nochmals; ich hörte es aus deinem Munde. Nun muß ich daran glauben, wie ein Verdammter an die Ewigkeit seiner Qualen. Aber das ist mir das Unerträglichste, daß der elende Verführer meinen Namen in Europa zu führen sich erfrecht hat, er, der mich so schändlich hintergangen."

„Ja, Euren Namen; bei Gott, das ist stark!" erwiederte der Andere.

„Wenn ich nun," fuhr Hugo fort (bereits werden unsere Leser den Grafen von Montpertuis und Ritter Charles, dessen Freund in den beiden Rittern erkannt haben) „wenn ich nun nach Europa zurückkehre, bei Gott, ich müßte diesen Schandbuben niederstoßen. Und das will ich nicht in ungestümer Hitze. Da drinnen, an heiliger Stätte habe ich es gelobt, noch des Herzens heißen Groll zu bezähmen und für jetzt nur Frankreichs König anzurufen um Gerechtigkeit gegen diesen Bösewicht. Wer aber glaubt mir? zumal da Philipp August von jenem sich hat täuschen lassen; ich habe blos dein Zeugniß für mich, mein Charles. Zehn meiner Getreuen hatte ich bei mir auf jener unseligen Gesandtschaftsreise; ich weiß nicht, wohin sie gekommen sind. Von den übrigen sind zwölf an der Seuche gestorben, sechs sind in dem Kampfe gefallen, die übrigen folgten, ich weiß nicht, wodurch verblendet, dem Pseudo-Montpertuis nach Frankreich. Meine wichtigsten Urkunden sind in den Händen des Verräthers; mein Lehensherr hält den Treulosen, den Wortbrüchigen für den getreuesten seiner Vasallen. Ich habe nichts, bin ein Bettler; wer glaubt mir? Nur ein Gottesurtheil könnte hier entscheiden. Und wer weiß, ob die Hölle ihrem Verbündeten nicht auch hier den Sieg in die Hände zu spielen versteht? Und gesetzt auch ich siege, ich erhalte meine Güter zurück, sehe den Verruchten entlarvt und bestraft, was habe ich davon? Ist mir doch mein ganzes Lebensglück vernichtet. O es ist mir jetzt klar, das war mein böser Engel, der mich in verschiedenen Gestalten umgarnt hat. Alles, Alles ist mir geraubt, das Erbe meiner Väter, die Liebe und der Besitz meiner Braut, die Ehre meines Namens — mir bleibt nichts übrig als zu sterben."

Der Schmerz schien den edlen Mann übermannen zu wollen. Sein Freund suchte ihn hinweg zu führen.

Da trat der blasse hagere Mönch vor und sprach: „Herr Ritter —"

Entsetzt fuhr dieser zurück und schrie: „Blendwerk der Hölle! Wer bist Du? Nahst Du auch unter des Heiligen Larve, ich kenne Dich! Finsterer Dämon, vernichte mich, aber quäle mich nicht länger!"

„Der Ritter ist krank," sprach der bleiche Mönch, „geleitet ihn hinweg!"

Charles riß den Aufgeregten mit sich fort; traurig folgte von ferne der Mönch.

(Fortsetzung folgt.)

Bologneser und Tabakspfeife.

Im Coupe des Dampfwagens 2. Klasse hatte bereits eine feine Dame Platz genommen und es gesellte sich noch ein alter Oberförster hinzu, der jetzt ganz gemüthlich seinen Meerschaumkopf hervorzog und solchen mit Tabak füllen wollte.

„Ich glaube gar, mein Herr! Sie wollen rauchen, hier in 2. Klasse. Nein! dafür schützt das Gesetz, das leide ich nicht.

„Aber Madamchen! nur ein wenig, so ein paar Züge ...."

„Nein! nein! ich rufe sonst den Condukteur." —

Der alte Waidmann steckte verdrießlich seine Pfeife wieder ein und murrte etwas in den Bart. Während dessen sah die Madam immer ängstlich unter ihre Füße, als habe sie da Etwas zu verbergen. Hurrah! plötzlich sah ein Hundskopf da hervor — der Bologneser der tabaksfeindlichen vornehmen Frau.

„Meiner Six!" schrie der Förster, „ich glaube gar, Sie haben da einen Hund mitgebracht. Madam! wissen Sie nicht, daß im Coupe zweiter Classe solches durchaus nicht gestattet ist. Madam! entfernen Sie den Hund."

„Ich bitte Sie, lieber Herr! das kleine Hündchen ...."

„Ach was, das Vieh muß hinter in den Viehwagen; wo ist denn der Herr Conduk ...."

„Ich bitte tausend Mal ...."

„Na jetzt heißt es: Vergleicht Euch. Entweder! oder!" — Hier zeigte er auf seinen Pfeifenkopf und mit dem Auge blickte er nach der Stelle, wo der Hund unbefugter Weise lagerte.

Die Dame gestattete das Verlangen und jetzt stopfte der Jäger seine Pfeife. Auf diese Art war Beiden geholfen.

Nachtisch.

„Dies Bier ist wie Wein," sagte ein Wirth zu einem Gaste, „es hat Feuer durch und durch." — „Das gebe ich zu," entgegnete der Gast. „Schade nur, daß Sie das Feuer immer auslöschen, denn ehe Sie mir dieses Glas brachten, sah ich deutlich, wie Sie erst hinein spritzten."

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 63.

Ein Wildfang.

(Fortsetzung.)

Ein Gefühl des süßesten Friedens war es, das sich ihrer bemächtigte, als sie so allein, von Niemanden belauscht, dahinwandelten. Sie sprachen anfangs wenig. Später ließ sich Malvine auf eine Bank nieder und sah, wie in seligem Traume lächelnd, zu den Baumwipfeln empor, die sich leicht bewegten. Othmar stand vor ihr, den Stockknopf an den Mund pressend und sie betrachtend. „Wie schön mag es hier einst gewesen sein!" sagte nach einer Weile Malvine. — „Das muß wohl schon lange her sein!" erwiderte Othmar. „Man lebte damals, als dieses Schloß noch der Sitz einer Herrschaft war, in den patriarchalischen Zeiten, welche der Spießbürger die „guten Tage Kaiser Franzens" nannte." — „Ach ja!" seufzte Malvine. „Es waren gute Tage!" — „Kennen denn Sie diese Tage?" — „Freilich. Ich war ja damals in Europa. Und ich war Kind, Mädchen, Jungfrau! Ich war glücklich." — „So? Wann kamen Sie dann nach Amerika." — „Gleichzeitig mit Ihrem Vater, Othmar!" — „Also auch im Revolutionsjahre?" — „Allerdings." — „Und warum verließen Sie Europa? Folgten Sie auch einem Flüchtling, wie meine arme Mutter?" — „Wie Ihre arme Mutter? Haben Sie denn Mitleid mit ihr?" — „Wie können Sie so fragen? Ich habe heute Nacht bittere Thränen um sie vergossen und ich schäme mich nicht, es Ihnen zu gestehen. Ach, Ihnen könnt' ich Alles gestehen; vor Ihnen möcht' ich mein ganzes Herz ausschütten!" — „Ist's möglich?" rief Malvine, während ein leises Zittern ihren Körper durchbebte. — „Ja, ja. Ich weiß nicht, was es ist, das mich so innig an Sie fesselt. Ihr liebenswürdiges Wesen, der Blick Ihres Auges, Ihr sanftes Lächeln, die vertrauliche Herablassung, mit der Sie mich behandeln? Ich weiß es nicht. Aber

Ihr Bild hat mein Herz gänzlich bezaubert.“ — „Wird das immer so bleiben?“ — „O! gewiß!“ — „Man sagte mir aber, Sie seien ein wilder unbändiger Geist. Ein Mann, der für die zarteren Gefühle unempfänglich, in tollem Treiben allein sein Vergnügen fände.“ — „Hat man Ihnen das gesagt? Nun, allerdings, bisher war ich so. Mir scheint, die Fähigkeit für das Edlere wurde in mir nicht geweckt. Ach, mir stand nie eine liebende Frau zur Seite!“ — „Lügen Sie nicht. Man hat mir von einer gewissen Rosalie erzählt.“ „Was soll's mit ihr? Doch ich will nicht ungerecht sein! Was ist doch aus mir geworden? Ich habe sie unzart behandelt; aber bei Gott, erst seit ich Sie kenne, Malvine, fühl' ich es, daß ich unzart gewesen. Lösen Sie mir dieses Räthsel.“ — „Vielleicht meinen Sie, daß Ihnen etwas fehlte, was man die Erziehung des Herzens nennen könnte?“ — „Es muß wohl so sein. „Ja, um mein Herz kümmerte sich Niemand. Herr Moorhut ist ein guter Mann, ein rechtschaffener, gewissenstreuer Character. Aber er konnte mir den Vater nicht ersetzen, wie viel weniger die Mutter. Ach, an meiner Wiege stand keine Mutter! Kein Mutterauge bewachte meine Schritte und leitete mich mit sanfter Hand. Wie hätt' ich empfänglich sein sollen für die zarteren Gefühle?“ — Malvine ergriff, tief gerührt, Othmars Hand. Sie weinte so heftig, daß Othmar darüber ganz aus der Fassung kam. „Was ist Ihnen, Malvine?“ — rief er. „Weinen Sie nicht, ich kann es es nicht ertragen!“ — „O, lassen Sie mich weinen! Ich weiß wohl warum! Wenn es mir möglich wäre, das gut zu machen, was . . . . doch was red' ich? Ich bin ganz verwirrt. Kommen Sie! Lassen Sie uns in die Stadt zurückkehren. Es soll Ihnen alles klar werden.“

6.

Während der ganzen Rückfahrt saßen Sie schweigend und tief in Gedanken versunken, nebeneinander. Als sie das Posthaus erreicht hatten, faßte sich Othmar ein Herz und sagte: „Malvine! Sie trennt irgend ein Geheimniß von mir. Ich kann dasselbe nicht ergründen; aber eine Ahnung sagt mir, daß es vorhanden. Sie haben es wohl erkannt, daß ich Sie —“ — „Halt, Othmar! Vollenden Sie den Satz erst, wenn Sie mich gehört. Kommen Sie in meine Wohnung. Es ist höchste Zeit, daß ich Sie aufkläre. Ach, diese Möglichkeit habe ich freilich nicht in das Auge gefaßt.“ — Damit eilte sie die Treppe hinan. Othmar folgte. Zu ihrer Ueberraschung erblickte sie hier den Postmeister, der, ein Kästchen unter dem Arme, vor Malvinens Zimmer stand. — „Sie warten auf mich, Herr Moorhut?“ — „Allerdings, gnädige Frau. Ich habe wichtige Dinge mit

Ihnen zu sprechen." — „Ah? Darf Othmar nicht zugegen sein?" — — „Wenn Sie es erlauben — ja!"

Nun traten die Drei in das Zimmer. Der Postmeister stellte das Kästchen auf den Tisch und sagte: „Gnädige Frau! Verzeihen Sie, wenn ich das, was ich sagen will, etwas ungeschickt vorbringe. Ich bin jedoch ein gerader Michel, der seine Gedanken in allerlei Floskeln einzukleiden nicht gelernt hat. Sehen Sie, mir ist ein Bedenken hinsichtlich Ihrer werthen Person aufgestiegen und das will ich Ihnen gleich mittheilen, damit wir mitsammen in's Reine kommen. Es wird in unserem Städtchen davon gesprochen, daß Sie und Othmar immer beisammen sind und die dummen Leute meinen, das sei eine Art von Liebesverhältniß oder so etwas dergleichen. Sie denken wohl, es gebe nun bald eine Hochzeit. Der Wildfang ist gezähmt. Nun, nun! Wenn es möglich ist! Jedenfalls hab' ich da noch ein Wörtchen zu sprechen." — „Welch' ein Spiel des Verhängnisses", rief Malvine aus. „Nein nein, Othmar hat daran nicht gedacht. Schon mein Alter —" — „Alter? Nun, Ihr Alter schützt Sie nicht. Und Ihre Schönheit auch nicht, gnädige Frau. Wohl aber etwas Anderes vielleicht!" — „Sie meinen?" — „Kennen Sie diesen Ring?" Der Postmeister hatte das Kästchen geöffnet. In demselben befanden sich mehrere Ringe, eine Uhr, goldene Ohrgehänge und ein Päckchen Kinderwäsche. Malvine betrachtete diese Gegenstände und Thräne um Thräne rann über ihre Wange. Sie antwortete nicht. Othmar wohnte höchlichst erstaunt dieser Scene bei. — „Es stehen die Buchstaben A. und M. darauf," sagte der Postmeister. — „Alfred, Margaretha," flüsterte die Dame. — Und hier die Wäsche ist gemerkt mit M. und W." — „Margaretha Waldburg." — „Erlauben Sie nun, dieselben Buchstaben sind auch in Ihrer Wäsche zu finden. Das Taschentuch wenigstens, welches Ihnen, als Sie zuvor wegfuhren, entfiel, trägt diese Buchstaben." — „Ja!" erwiderte Malvine. „Ich könnte nun sagen, es sei ein Andenken an Margaretha Waldburg, wenn ich mein Geheimniß noch länger verbergen wollte. Das wäre aber zu gefährlich." Bei diesen Worten warf sie einen Blick voll der innigsten Zärtlichkeit auf Othmar. „Ich habe meinen Zweck bereits erreicht. Ich wollte Othmar eher kennen lernen, ich wollte sein Herz prüfen, ich wollte mich überzeugen, ob er wirklich ein unverbesserlicher Wildfang sei, bevor ich ihm Alles entdeckte. Ich habe mich überzeugt, daß er der beste Junge von der Welt ist, daß ihm nur die Mutter fehlte, um ihm das zu geben, was er bisher entbehren mußte, ein Herz, das ihn ganz versteht. Nun so komm' in meine Arme, mein Othmar. Ich bin Margaretha Waldburg, Deine Mutter."

(Schluß folgt.)

Des Tigers Rache.

(Fortsetzung.)

XVI.

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!

Göthe.

Es ist nöthig, daß wir um eine bedeutende Zeit zurückgehen, um dem Leser das eben Erzählte klar und verständlich zu machen. Wir müssen anknüpfen bei der Zeit, in welcher Hugo von jenem muselmännischen Häuptlinge, der ihn und die Seinigen gefangen genommen hatte, wieder in Freiheit gesetzt ward, wo wir ihn verließen, um Adelaide von Redemoire zu besuchen.

In wilder Wallung war das Blut Hugo's von Montpertuis, als er nach dem harten Wortwechsel, den wir oben mitgetheilt haben, von dem räthselhaften Emir schied. Nicht wissend, wo er sich befand, und daher gänzlich des Weges unkundig, schlug er den wenig betretenen, noch weniger oft berittenen Pfad ein, der ihm als der nach der heiligen Stadt führende bezeichnet worden war. Er ritt fort, ganz in seine Gedanken vertieft. Den Hauptgegenstand seines Nachdenkens und seiner Betrachtungen bildete noch immer die wunderbare Erscheinung jenes Sarazenenfürsten. Die Gegend betrachtete er wenig. Hätte er indessen sich die Mühe genommen, würde er bald die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ihn sein Weg zwar westlich, aber auch viel zu sehr nördlich führe, als daß er auf ihm Jerusalem hätte erreichen können. Er ritt fort ohne Rast. Endlich fühlte er heftigen Hunger und brennenden Durst. Bald befand er sich bei einer von Dattelbäumen beschatteten Quelle, die ihm süße Labung bot. Von Bergen war fast nichts mehr zu sehen, ringsum breitete sich eine weite Sandebene aus. Nachdem er sich hier gestärkt und hinlänglich ausgeruht hatte, ritt er fort, bis es dunkel wurde. Nun befand er sich wieder in einer belebteren Gegend. Soviel er erkennen konnte, gab es hier eine kräftige Vegetation, angebaute Felder und, wenn auch in ziemlicher Ferne, menschliche Wohnungen. Letztere aufzusuchen, fand er indeß nicht rathsam, weshalb er sein gleich ihm sehr ermüdetes Roß an einen Baum band und sich nicht weit davon eine Ruhestätte ersah.

Nach einem langen und schweren Schlafe machte er sich wieder auf den Weg. Die Hitze ward immer stärker, ja fast unerträglich. Bald gelangte er wieder in ein enges Thal und in eine höchst romantische Gegend, deren immer zunehmende Fremdartigkeit und Wildheit ihm nicht wenig auffiel. Er sah nun wohl, auf diesem Wege könne er unmöglich nach Jeru-

salem kommen. Indeß war er schon zu weit vorgeritten und auch zu sehr darauf gespannt, wohin ihn sein Weg führe, als daß er hätte umkehren können. Er sah zwar hier noch Bäume, aber nur höchst krüppelhafte. Die Vegetation war hier wie ausgestorben; nirgends Leben, nirgends Regsamkeit. Ein starker Schwefelgeruch breitete sich immer mehr aus. Nun ward es dem Ritter klar, daß er sich in der Nähe des todten Meeres befinde. Und so war es auch. Bald sah er die salzigen Fluthen dieser Stätte des göttlichen Fluches, die keinen Kahn auf ihrer Oberfläche duldete. Ernste, trübe Gedanken wurden in unserem einsamen Ritter rege. Sodom's und Gomorrha's schrecklicher Untergang erfüllte seine Seele; es erfaßte ihn ein Schauder vor der Strafgerechtigkeit des Herrn.

Da fühlte er sich plötzlich von hinten angegriffen. Sechs Reiter, gekleidet wie Trabanten des ägyptischen Sultans, hatten ihn angefallen. „Stirb, Christenhund!" brüllte der Eine. Hugo setzte sich zur Wehr, entfliehen konnte er nicht, so mußte er vor der Uebermacht stehen. Schon blutete er aus einer Brustwunde, da erschienen zwei gewappnete Franken und befreiten den kämpfenden Ritter, der ohnmächtig vom Pferde stürzte. Die Sarazenen ergriffen auf ihren schnellen Rossen die Flucht.

Der Eine der Retter Hugo's, vom Kopf bis zum Fuß geharnischt, aus dessen geschlossenem Visir zwei dunkle Augen blitzten, machte den Panzer auf und suchte das Blut zu stillen; der Andere, wie es schien sein Knappe, reichte ihm seinen Mantel hin, womit jener die Wunde verband.

Als Hugo von Montpertuis wieder ins Bewußtsein zurückkam, befand er sich in einer von schwachem Kerzenschimmer erleuchteten Grotte, die zu einem bewohnbaren Zimmer eingerichtet und mit mancherlei Bequemlichkeiten versehen war. Der verwundete Ritter lag auf feinen, nach orientalischer Sitte auf den Boden ausgebreiteten Teppichen, die zu Ruhelagern dienten. Neben ihm saß der geharnischte Mann, der ihm kurz vorher zu Hilfe gekommen war. Der Knappe desselben war bemüht alte und verrostete Waffen zu putzen.

„Theuerer Gast!" begann der Geharnischte mit einer etwas sehr dumpfen Stimme, woran das beständig geschlossene Visir die Schuld zu tragen schien, „sprecht, wie befindet Ihr Euch?"

„„Ich fühle mich wohl, edler Held,"" versetzte dieser, „„ich kann Euch nur danken für die Rettung meines Lebens.""

„Sprecht nicht davon," entgegnete Jener, „ich that nur meine Pflicht. Die feigen Schurken flohen ja so eilig, daß mein Schwert sie nicht einmal berühren konnte; vielleicht fürchteten sie noch einen Hinterhalt. Zum Glück ist Eure Wunde nicht gefährlich und in drei Tagen könnt Ihr wieder nach

Belieben weiter reisen, wenn Ihr anders meine schlechte Wohnung nicht länger mit mir theilen wollt."

„„Doch laßt mich auch den Namen meines Retters wissen,"" bat Hugo.

„Ritter, erwiederte Jener," für jetzt laßt ab von dieser Frage. Ihr erkennt, daß ich Rechte auf Eure Dankbarkeit habe, wohl denn, so laßt mich gewähren. Schenkt mir Eure Freundschaft, edler Herr! Eidschwüre binden mich, meine Geheimnisse streng im Busen zu bewahren. Dürfte ich sie aussprechen, dürfte ich sie einem Menschenohr mittheilen, Ihr wäret derjenige, dem ich sie vertraute. Darum nochmals: Schenkt mir Eure Freundschaft!"

Hugo sprach: „„Ihr habt mir das Leben gerettet. Die edle Gesinnung, die in dieser That sich bewährt hat, Ihr werdet sie auch fortan hegen. Gebt mir Eure Hand, des Mannes Hand dem Manne! Laßt uns Freunde sein.""

XVII.

Im selben Maß du willst empfangen, mußt du geben;
Willst du ein ganzes Herz, so gib ein ganzes Leben.
Rückert.

Noch drei Tage weilte Hugo bei dem neuen Freunde. Nun da er sich neu gekräftigt und vollkommen wieder hergestellt fühlte, wollte er weiter ziehen nach Jerusalem.

Als er dies dem Freunde ankündigte, sprach dieser: „Ich habe Euch eine Probe meiner ehrenfesten Gesinnung abgelegt. Wollt Ihr mir Eurerseits sie nicht thatkräftig bewähren?"

„„Beim Himmel!"" rief Hugo aus, „„wozu die Frage? Wie ich nur immer kann. Sprecht, fordert.""

„Ihr fragtet mich kürzlich um meinem Namen. Der Freund mag ihn wissen. Ich heiße Robert Ballotrington."

„„Ballotrington!"" murmelte Hugo und suchte eine innere Aufregung seines Gemüthes zu verbergen. „„Ich hörte den Namen schon nennen. Ihr seid also Engländer. Ich bin Franzose, wie Ihr vielleicht schon gemerkt habt. Ich nenne mich Hugo von Montpertuis.""

„Montpertuis!" rief Jener, „ich schätze mich glücklich, einem so berühmten Helden das Leben gerettet, einen so wackeren Mann zum Freund erhalten zu haben! Aber wollt Ihr mir zur Erprobung Eurer Treue einen Freundschaftsdienst erzeigen?"

Hugo, der bemerkt hatte, wie aus den schwarzen Augen des Ritters Roberts bei Nennung des Namens Montpertuis, ein Freudenstrahl aufblitzte, rief: „„Bei Gott! Ich versprach es! Welchen Dienst?“ “

„Laßt uns für einige Zeit unsere Namen wechseln.“

„„Wie?“ “ fuhr Hugo auf, das könnt Ihr fordern?“

„Ich dachte,“ erwiederte der Ritter etwas kalt und wie es schien gekränkt, „dem, der mit Gefahr seines eigenen Lebens den Sarazenen Euch entriß, dem könntet Ihr eine so geringfügige und unbedeutende Bitte nicht versagen.“

„„Erlaubt mir,“ “ versetzte Hugo, „„ich setze in Euch nicht das geringste Mißtrauen, aber die mannigfach sich verkettenden Umstände könnten bei diesem Namensaustausch mir herbe Schläge bereiten.“ “

„Ich stehe dafür gut. Uebrigens will ich Euren Namen nur für die Zeit von vier Monden, und zwar in der besten Absicht und für edelsten Zweck. Weil Ihr aber nicht wollt, so gebe ich mich zufrieden. Nun, reiset denn glücklich und vergesset meiner nicht ganz!“ Ritter Ballotrington sagte dies in schmerzlichem, getäuschte Hoffnungen verrathendem Tone.

„„Nein, nein!“ “ rief Hugo, von seinem natürlichen Edelmuth hingerissen. „„Ihr seid mein Lebensretter und solltet Ihr das Schwerste fordern, ich versprach es Euch. Ihr fordert Mögliches. Wohlan! Ich stimme ein. Seid für vier Monate Graf Montpertuis. An Statur seid Ihr mir gleich; das geschlossene Visir wird Euch wohl zu Statten kommen.“ “

Der Ritter dankte ihm mit einem Händedruck und sprach: „Gebt mir Euer Roß, Euer Schwert, Euern Mantel; mehr brauche ich nicht. Aber ich muß sogleich von hinnen. Nehmt dagegen mein Schwert, meinen Mantel, und mein Roß. Mein Knappe wird Euch eine vollständige Rüstung bringen.“

Hugo legte die dargereichte schwarze Rüstung an und beide bekleideten sich ihrer Verabredung gemäß. Bald waren sie reisefertig; außen standen die beiden Rosse, die Roberts Knappe bereits gesattelt hatte.

Da sprach Hugo: „„Verzeiht, ich habe neue Bedenklichkeiten, neue Besorgnisse. Ihr stellt nun meine Person vor; aber Ihr kommt zu meinen Freunden und kennt meine Verhältnisse nicht.“ “

„Dafür seid unbesorgt!“ unterbrach ihn Robert, „ich kenne des Grafen Montpertuis Lage und Verhältnisse vielleicht besser als Ihr glaubt. Sorgt nicht, daß ich der Ehre Eures Namens entgegen handeln werde.“

„„Aber, ich war an Saladin gesandt worden —“ “

„Ich weiß es,“ fiel Jener ein, „auf die Nachricht, daß Graf Montpertuis nicht nach Jerusalem kam, sondern plötzlich verschwand, ließ Philipp August durch einen andern Botschafter die Euch aufgetragenen Unterhandlungen führen.“

„„Ich aber,““ fuhr Hugo fort, „„kenne die näheren Verhältnisse des Ritters Ballotrington nicht.““

„Das ist auch nicht nothwendig,“ versetzte Ritter Robert kurz, „ich war nur wenigen Europäern in Palästina bekannt, diese sind abgereist. Ihr habt nicht das Mindeste zu befahren.“

„„Wohin aber soll ich mich wenden?““ fragte Hugo weiter. „Ich bin ganz ohne Reisemittel.““

„Auch diese sollt Ihr haben,“ entgegnete Jener.

Er legte ihm mehrere hellblinkende europäische und türkische Münzen vor, über deren Anzahl und Verschiedenheit Hugo, nunmehr Robert Ballotrington, erstaunte.

Beide stiegen zu Roß; der Knappe des falschen Montpertuis folgte seinem Herrn. Jener aber sprach, um eine vorausgegangene Frage seines Freundes zu beantworten, also: „Reiset für jetzt mit mir, bis wir uns trennen müssen. Ihr werdet ins Lager König Richards gehen; in vier Monaten treffen wir uns bei St. Jean d'Akre; von da an möget Ihr wieder Euren Namen führen und zugleich Rechenschaft erhalten über das, was ich unter demselben gethan habe. Bis dahin hoffe ich mein großes Ziel erreicht zu haben.“

Sie ritten nun in südwestlicher Richtung mit einander fort. Ihr Weg, der längs der Küste des todten Meeres sich hinzog, war schaurig und öde. Der neue Graf Montpertuis benützte die Gelegenheit, von seinem Reisegefährten Vieles über dessen Lebensverhältnisse und Schicksale in Erfahrung zu bringen.

Am andern Tage trennten sie sich. Jener, um, wie er sagte, nach Jerusalem zu gehen, dieser, um König Richards Lager aufzusuchen, das sich in der Nähe des Jordan befand.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtisch.

Ein gebildeter Geck sagte zu einem Barbierjungen: „Hast Du auch schon einen Affen rasirt?“ — „Nein, mein Herr,“ erwiderte der Junge, „aber wenn Sie sich setzen wollen, will ich es versuchen.“

„Werd' ich wohl einen leichten Tod haben?“ fragte ein Einäugiger seinen Arzt. — „Gewiß“, erwiderte dieser, „Sie dürfen ja nur ein Auge zumachen.“

Redaktion: E. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann

Der Hausschatz.

№ 64.

Ein Wildfang.

(Schluß.)

„Ist es möglich? Ist es möglich?" rief Othmar aus. „O nun ist mir freilich Alles klar. Und die Ahnung meines Herzens —" — „Ist in Erfüllung gegangen. Nicht wahr, mein theurer Sohn?" — „Im reichsten Maße. Darum also die halben Worte, die unvollendeten Entgegnungen, wenn von der Mutter die Rede war." — „Ja freilich darum, weil Du selbst die liebende Freundin warst, die am Sterbelager des herrlichen, unglücklichen Vaters stand und seinen letzten Willen vernahm? — „So ist es!" — „Und jetzt bist Du nach Europa gekommen, mich aufzusuchen. Da aber hörtest Du, ich sei ein mißrathener Mensch, ein toller Bursche, ein Wildfang. Nun faßtest Du den Plan, Dich für eine Fremde auszugeben und mich zu studieren?" — „Ja. ja." — „Und Du hast gefunden, daß ich nicht so ganz verderbter Natur bin, daß Du Dein Auge abwenden müßtest von mir. Freilich, freilich hat mich ein seltsamer Wahn ergriffen, da meines Herzens Instinkt nicht diejenige fand, die er suchte. Aber es war doch nur eine Verirrung des Herzens, Mutter!" — „Du hast Recht, Othmar! Aber nun wollen wir auch davon nicht mehr sprechen. Ich habe Dich wieder, mein Sohn!" — „Und ich Dich, meine theuerste Mutter. Wie glücklich, wie unaussprechlich glücklich bin ich!" — Und er sank weinend in die Arme der Mutter, die sein Antlitz mit den zärtlichsten Küssen bedeckte.

Hierauf wandte sich Margaretha an Moorhut, der sich vergebens bemühte, seine Rührung zu verbergen. — „Sie wären mir bald zuvorgekommen, Sie schlauer Mann," sagte sie, indem sie seine Hand faßte und wacker schüttelte. „Sie wollten mit Hülfe des Taschentuches die falsche Malvine von Aggstein entlarven. Es war nicht nöthig. Ich war ohnehin

schon im Begriffe, mich zu entdecken. Ich muß sie aber bitten, mir nicht zu zürnen, daß ich so lange Zeit für Othmar nichts sandte. Von meinen unglücklichen Verwandten erhielt ich erst im vorigen Jahre durch die Zeitungen Nachricht. Früher wußte ich nichts von ihnen, konnte also auch durch ihre Vermittlung nichts für Othmar thun. Eine lange Krankheit in Folge einer Fehlgeburt und der bald darnach erfolgte Tod meines geliebten Gatten fraß die geringen Ersparnisse früherer Jahre. Ich war arm und nährte mich kümmerlich von meiner Hände Arbeit. Erst eine Erbschaft, die meiner schon verschollenen, in Elend versunkenen Familie wieder aufhalf, verschaffte auch mir die Mittel, nach Europa zurückzukehren. Ich will mich nun in dieser Stadt, die mir doppelt theuer ist, ansiedeln. Hier will ich die Tage, welche mir Gottes Huld noch schenkt, meinem Sohne widmen, dem ich so viele Mutterliebe schuldig bin. Und Sie sollen unser bester Freund sein. Was brauche ich mehr zu sagen? Kommen Sie, begleiten Sie mich zum Notar, damit wir vorerst unsere Geldangelegenheiten ordnen. Und dann wollen wir ein neues, schöneres Leben beginnen!"

7.

Wir sind noch nicht am Ende. „Wenn ich mich nicht sehr täusche," sagte Margaretha zu Othmar, „so hast Du noch ein großes Unrecht gut zu machen. Du hast das Mutterherz gewonnen und es erübrigt nun noch, das Herz einer Geliebten zu gewinnen, die als Gattin Dir treu zur Seite stehen wird, wenn auch ich nicht mehr sein sollte." — „Ich kann mir denken, was Du meinst." — „Bist Du einverstanden damit? — „Wie sollt' ich nicht? Erscheint mir doch jetzt Alles in einem anderen Lichte. Wehe dem Manne, dessen Herz nicht durch das Medium der Mutterliebe gegangen. Es wird auch für keine andere wahre Liebe empfänglich sein." — „Also führe mich zum Bürgermeister." — „Wenn aber Rosalie nicht —" — „Wir werden ja sehen. Komm!" — Man kann sich die Ueberraschung Rosaliens vorstellen, als der Mann, welcher sie so tief verletzte, am Arme jener verhaßten Dame erschien, die sie für ihre glückliche Nebenbuhlerin hielt. — „Ich stelle Ihnen meine Mutter vor, Fräulein Rosalie," sagte Othmar. — „Ihre Mutter". Und wie Schuppen fiel es dem Mädchen vom Auge. Die Frau Bürgermeisterin schlug die Hände zusammen und bestaunte die „schöne, junge, liebe Dame," welche sie eher für die Braut als für die Mutter des „wilden" Othmar gehalten hätte. Und der Herr Bürgermeister drückte ihm die Hand und gratulirte zu dieser Lösung. — „Mein Sohn hat viel gut zu machen hier!" sagte Margarethe, Rosalien mit Wohlgefallen betrachtend. „Er kommt, um um Vergebung zu bitten." — „Ich habe nichts zu vergeben!"

erwiederte Rosalie. „Ihr Herr Sohn hat mich nicht beleidigt.“ — „Ich verstehe. Aber gekränkt hat er Sie. Er will auch das gut machen, wenn es möglich ist.“ — „Könnten Sie mir wieder gut sein, Rosalie?“ fragte Othmar. „Ich war ein Thor! Ich hatte ein Herz, aber es war mit einer Eisrinde umgeben. Der warme Blick des Mutterauges hat dieselbe geschmolzen. Und nun erkenne ich erst, welche Perle ich mit Füßen trat. Rosalie —“ — „Othmar!“ sagte das Mädchen und reichte ihm die Hand. — „Und nun ist Alles, Alles gut!“ jubelte Othmar. Eben trat auch der Postmeister ein. Als er sah, was hier vorging, klatschte er in die Hände und rief: „Mir scheint, gnädige Frau, Sie haben nicht blos einen Sohn, sondern auch eine Tochter gefunden.“ — „Glück auf!“ rief der Bürgermeister und Alle stimmten vom Herzen in diesen Segenswunsch ein. Und wenn die Hochzeit nicht schon gehalten worden, so wird sie, das können wir unsere Leser versichern, bald gefeiert werden.

Des Tigers Rache.

(Fortsetzung.)

XVIII.

Quand l'univers entier m'accuserait d'un crime
Sur son jugement seul un grand homme appuyé
A l'univers séduit oppose son éstime.

Voltaire.

Und wenn mich auch die ganze Welt verklagte,
Auf eig'nem Urtheil ruht ein großer Mann
Und der betrogenen Menge setzt er still
Gerechter Achtung Vollgewicht entgegen.

Göthe.

Als unser Held im Lager König Richards angelangt war, verlangt er sogleich, vor den Monarchen geführt zu werden, da er aber seinen Namen Ballotrington nannte, da ward er von den Wachen festgehalten und ohne näheren Aufschluß zu erhalten, in eine Höhle gebracht, die für Gefangene bestimmt, von Außen scharf bewacht wurde.

„Ha! du schändlicher Verräther!“ rief Hugo aus, „du Schlange! Dein Verbrechen zu büßen hast du mich hieher geschickt und bist nun deiner Strafe entronnen unter dem Schutze meines Namens, den du nun schändest, verruchter Schurke! Bosheit des Satans! Du schwarzer Freund, so schwarz wie deine Rüstung ist deine Seele! O ich Thor, der mit irreführendem Edelmuth solchem Teufel nachgab, der mir mein Leben gerettet haben will, nichts desto weniger eben so ein Tiger ist, wie jener Renegat, der mich gefangen nahm und dann mit Räubergroßmuth frei ließ!“

Also tobte der gefangene Ritter in mächtigem Zorn. Den Gedanken, der neue Freund habe ihn vielleicht nicht boshafterweise hieher locken wollen, und er werde irgendwie die Verwicklung lösen, gab er bald auf und nur heftige Erbitterung und darauf tiefer Schmerz wohnten in seinem Herzen.

Es vergingen ihm Monate in schmachvoller, drückender Gefangenschaft. Endlich gelang es ihm, nach vielmaligen, vergeblichen Bitten vor den König geführt zu werden.

„Verräther! Ungläubiger!" donnerte ihn Richard an. „Was hast du mir zu sagen? Rede, deine Zeit ist kurz!"

„„Erhabener König, laßt mich reden. Ich bin nicht der, für den Ihr mich haltet, und für den ich mich, von Betrügerworten bethört, Anfangs ausgab. Jener Name ward mir aufgedrungen. Ich bin ein Franzose von Geburt, mein Name ist Graf Montpertuis. Lord Salisbury, einer Euerer ersten Vasallen, kennt mich genau. Zu meinem Unglück ist er, wie ich erfahren, nicht mehr im gelobten Lande!""

Der König hörte aufmerksam die nun folgende Erzählung des Gefangenen an. Als dieser geendet hatte, sagte Richard: „Noch bin ich nicht berechtigt, das, was Ihr mir da sagt, für unverbrüchlich wahr zu halten. Bleibt noch einige Tage in meinem Lager; ich werde meinen königlichen Bruder von Frankreich um den Bestand der Sache befragen lassen. Verhält es sich so, wie Ihr sagt, so mögt Ihr nicht blos frei von hinnen ziehen, sondern auch einige Entschädigung und Genugthuung empfahn für die Euch, einem edlen und wackern Ritter, zugefügte Unbill; wo aber nicht, so möget Ihr die herbsten Qualen erwarten. Schon lange suchte mein Herr den Verräther Ballotrington, der, ein Günstling meines mir übelwollenden Johann, uns im heiligen Lande hier, statt sich meinem Heere anzuschließen, ihm dem größten Schaden zufügte, der mir auch persönlich unbekannt ist, schon lange suchte es ihn in seine Gewalt zu bekommen!"

Graf Hugo erfuhr nun eine bessere Behandlung, zumal da die englischen Ritter aussagten, seine Züge hätten gar nichts mit denen des Verräthers Ballontrington, soweit ihnen diese bekannt wären, gemein.

Es war zwar ein Bote an Philipp August abgesendet worden, aber er hatte den König nicht mehr angetroffen. Mit seinen edelsten Vasallen hatte sich derselbe, des unthätigen Verweilens im Oriente und der vielen fast unvermeidlichen Zwiste mit Richard und den übrigen Fürsten überdrüssig, in sein Land zurück begeben.

Der arme Graf ward noch immer, weil man seine Sache nicht als entschieden ansah, in gefänglicher Haft gehalten. Erst als sein treuester Freund, Ritter Charles, der sich längere Zeit in Italien aufgehalten, auf

seiner Pilgerreise in das gelobte Land auch König Richard besuchte, bei dem er gastliche Aufnahme fand, schlug unserm Hugo die Stunde der Befreiung.

Der König erzählte dem Ritter von dem Gefangenen; dieser betheuerte, er kenne den Grafen Montpertuis genau und könne daher die Sache ganz vollkommen entscheiden. Man führte den Gefangenen vor. Beide Freunde flogen einander in die Arme und feierten in langer Umarmung das Fest des Wiedersehens.

Tags darauf verließen Beide Richards Lager, um sich nach Jerusalem zu begeben. Charles hatte einen Besuch am heiligen Grabe gelobt und leicht bewog er den Freund, an dieser Reise Theil zu nehmen, da dieser, obwohl die drei Jahre seines Aufenthaltes bereits verstrichen waren, doch nicht scheiden wollte, ohne die heilige Stadt begrüßt zu haben.

Dort haben wir sie bereits gesehen, wie sie die Kirche des heiligen Grabes verließen, und wie Hugo, den die Nachricht, der Pseudo-Montpertuis sei nach Europa gegangen und habe sich seine Güter und seine Braut angemaßt, heftig erschüttert hatte, fieberkrank von seinem Freunde fortgezogen wurde. Wir nehmen von da an den Faden der Erzählung wieder auf.

XIX.

Quello é vero gioire,
Qui nasce da virtù dopo il soffrire.
Guarini.

Ritter Charles hatte den Grafen von Montpertuis in ein dem Orden der Johanniter gehöriges Gebäude geführt, die von Saladin nicht nur Duldung, sondern auch aus Achtung für ihren oft bewiesenen Heldenmuth Schutz und ungestörten Besitz ihrer Güter genossen. Denn auch am Feinde ehrte Aegyptens Sultan ächte, männliche Tugend und Tapferkeit.

Bald hatte sich Graf Hugo erholt. Nach einigen Stunden kündigte ihm ein dienender Bruder des Ordens an, ein Mönch verlange ihn in wichtigen Dingen zu sprechen.

Obgleich Hugo ahnte, es sei derselbe, dessen Anrede und Stimme ihn auf dem Vorhof des heiligen Grabestempels so tief, so wunderbar erschüttert, und von dem er sich durch eine natürliche Antipathie, deren Grund ihm selbst verborgen war, unwillkürlich abgestoßen fühlte; so hatte er doch seine Fassung in so weit wieder gewonnen, daß er die Eröffnungen des Mönchs, was auch immer ihr Gegenstand sein mochte, ruhig anhören zu können glaubte.

Schüchtern trat der Mönch ein. Sein Antlitz war in der Kapuze verborgen, wahrscheinlich um dem Ritter die Züge nicht zu zeigen, die vor wenigen Stunden sein Innerstes so tief aufgeregt zu haben schienen.

„Wähnt Ihr", fuhr Hugo auf, „ich sei so schwach, daß ich Euren Anblick nicht ertragen könnte? Zeigt mir immerhin Euer Angesicht; die Schwäche von heute Morgens wird nicht wiederkehren."

Dennoch fuhr er sichtlich zurück, als Jener sein Gesicht enthüllte.

„„Ritter,"" sprach er, „„ich weiß, ich trage die Züge eines Mannes, der Euch Uebles gethan hat, den Ihr nicht ohne Grund für den Stifter Euerer vielfältigen Leiden haltet. Aber so ähnlich auch meine Gesichtsbildung der jenes Mannes sein mag, so sehr auch äußerlich der Sohn dem Vater gleichet, so verschieden ist doch sein Inneres, seine Gesinnung.""

„Wie! Ihr wäret — —?" fragte Hugo.

„„Ja,"" sprach mit einem tiefen Seufzer der arme Mönch, „ich bin der Sohn Eures grimmigsten Feindes, eines Mannes, den Ihr zuerst als Ritter Verguingnaux kennen lerntet und der seither nicht unterlassen hat, gleich einem Gespenste Euch auf allen Euren Wegen tückisch und boshaft zu verfolgen.""

„Gerechter Himmel! Jener Verguingnaux!" rief Hugo.

„„Erlaßt mir, edler Ritter,"" fuhr der Ordensmann fort, „„erlaßt es dem Unglücklichsten von Allen, die den Sohnesnamen tragen, des Vaters schändliche Verbrechen, die mir selbst nur zum Theil bekannt sind, aufzudecken. Der Tag des Gerichtes wird sie unbarmherzig mit schonungsloser Strenge enthüllen Genug, er war es, der den Ritter von Redemoire meuchlerisch gemordet, weil er dessen Tochter, die Eure Verlobte war, zu ehelichen wünschte. O, es ist grausenvoll! Mich, den Sohn, dem schon die Rittersporen beschieden waren, hatte er zum Vollstrecker seiner Rache an Euch erkoren. Ich sollte ausziehen, um Euch zu tödten. Aber ich entfloh dem Vater und suchte Schutz in des einsamen Klosters stiller Zelle, und da fand ich, was ich suchte, ächten Seelenfrieden, wenn je der, dessen Vater ein Auswurf der Menschheit ist, einen solchen erlangen kann!

Von dem, was er seither gethan, habe ich wenig mehr erfahren. Unter tausend verschiedenen Gestalten, zog er umher, bald im Orient, bald im Occident. Die Kraft und Energie seines Willens, die Schärfe und Tiefe seines Verstandes haben ihm stets zu den schändlichsten Zwecken die trefflichsten Mittel an die Hand gegeben. Aber wißt Ihr, daß er unter Eurem Namen nach Frankreich zurückgekehrt —?""

Hugo bejahte düster.

„„Wißt Ihr, daß er Eure Güter in Besitz genommen? daß er Eure Braut, schon lange das Ziel seiner lüsternen Wünsche, unter dem Namen — ““

„Ist sie ihm vermählt?“ fragte Hugo stürmisch.

„„Nicht so ungestüm, Herr Graf; man sagte wohl so, ich glaubte es auch, bis ich plötzlich erfuhr, wie die Sache sich verhält. Hört! Bald erkannte Adelaide von Redemoire, daß nicht ihr Hugo, sondern ein Betrüger an seiner Stelle zurückkehrte — ““

„Wie? Sie ahnte es? Sie liebt mich noch?“

„„Ruhig, edler Herr! Sie konnte keine Liebe für den Eingedrungenen fühlen; der Gedanke an die Hochzeit machte ihr Schauder. Darum ist sie kurz vor der Vermählung in der Kleidung eines Sängers aus dem Schloße ihrer Tante, bei der sie sich aufgehalten, entflohen.““

„O treue, edle, herrliche Braut!“ jauchzte Hugo.

(Fortsetzung folgt.)

Die in Altötting beigesetzten Fürstenherzen.

In der Gnadenkapelle zu Altötting (gegründet von dem „Agilolfinger-Herzoge Theodobert“ im Jahre (722) sind nun nachverzeichnete Fürstenherzen beigesetzt:

1. des Herzogs Albert, gest. den 5. Juli 1666,
2. von seiner Gemahlin Mathildis, gest. den 1. Juni 1634,
3. des Churfürsten Max I., gest. den 4. Okt. 1651,
4. von seiner Gemahlin Elisabetha, gest. den 3. Januar 1635,
5. von des obigen Churfürsten Feldherrn Tilly, gest. zu Ingolstadt am 20. April 1632,
6. des Herzogs Albert Sigismund, Fürstbischof von Freising und Regensburg, gest. den 4. Nov. 1685,
7. des deutschen Kaisers Karl VII., (bayer. Churfürst Karl Albert) gest. zu München den 20. Januar 1745,
8. von dessen Gemahlin Maria Amalia, gest. den 11. Dez. 1756,
9. von des Obigen Bruder, Clemens August, Churfürst von Cöln und Herzog von Bayern, gest. den 6. Febr. 1761.
10. des weiteren Bruders, Herzog Johann Theodor, Fürstbischof von Freysing und Cardinal, gest. den 27. Jan. 1760,
11. des Churfürsten Max Joseph III., des Vielgeliebten, Sohn Karl VII., gest. den 30. Dez. 1777,

12. der Wittwe dieses Kaisers, Maria Anna, Tochter des Königs August von Polen, gest. den 17. Febr. 1797,
13. der Tochter Karl VII., Herzogin Josepha Augusta, Wittwe des Markgrafen Georg Ludwig von Baden-Baden, gest. den 7. Mai 1776,
14. des Herzogs Clemens Franz, ein Enkel des Churfürsten Max Emanuel, gest. 1770,
15. des Churfürsten Karl Theodor, gest. am 17. Febr 1799,
16. des Königs Max I., gest. 13. Okt. 1825,
17. des Königs Max II., gest. zu München den 10. März 1864, beigesetzt den 15. Juli 1864,
18. des König Ludwig I., gest. zu Nizza am 29. Febr. 1868, beigesetzt den 29. Juli 1868.

In Altötting ruht auch der Urenkel des Kaisers Karl des Großen, gestorben am 28. Jänner 814 zu Aachen, der Sohn Ludwig des Deutschen, Karlmann, welcher öfters in Altötting sich aufhielt, und daselbst die Stiftskirche und ein Benediktiner- (jetzt Redemptoristen) Kloster gründete. Karlmann starb dortselbst am 22. März 880 und ist in der Stiftskirche begraben, in der noch gegenwärtig zwei Denkmale, nämlich im mittleren Gang und im Chor vor dem Hochaltare die Stellen, wo seine Gebeine ruhen, bezeichnen.

Nachtisch.

Weibertreu und Männertreu.

a

In euch ist Stetigkeit
Ihr Frau'n bei Scherz und Leid,
Der hat sich gut bewährt,
Wer Frauenwort verehrt,
Als felsenfest ist kund,
Die Red' aus Frauenmund,
Der Sang von Weibertreu
Alt ist er, ewig neu!

b

Ihr Männer, o fürwahr!
Ihr bleibet wandelbar,
Wer Männerworten traut,
Der hat auf Sand gebaut.
Stets, was der Mann verhieß,
Ein Lufthauch leicht zerblies,
Er sei verpönt hinfort —
Der Spruch: Ein Mann ein Wort!

NB. Zuerst ist jede Strophe für sich zu lesen, dann lese man zur ersten Zeile der Strophe a die erste Zeile der Strophe b, zur zweiten Zeile von a die zweite von b u. s. w., d. h. durchlaufend, wie: In euch ist Stetigkeit, Ihr Männer, o fürwahr! u. s. w.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann



№ 70.

Schulmeisters Töchterlein.

(Fortsetzung.)

Auf diesen Ruf erschien das Mädchen und nachdem sie eine artige, keineswegs unbehülfliche Verbeugung vor den Herrschaften gemacht, sagte sie mit wohlklingender Stimme: „Du wünschest, Vater?"

„Der Herr Graf war so gütig, sich nach Dir zu erkundigen und Deines Singens lobend zu erwähnen. Das wird Dich anspornen, Dich noch mehr auszubilden.

Graf Eugen trat nun dem hocherröthenden Mädchen näher und sie mit Wohlgefallen betrachtend, sagte er: „Wollen Sie, schönes Kind, vielleicht Etwas zum Besten geben? Mama ist eine große Freundin der Musik."

„Mein Sohn hat recht, ich höre gerne singen," ließ sich die Gräfin vernehmen.

„Nun so wollen wir dann gleich in das Schulhaus eintreten," sagte der alte Graf, indem er seinen Rock zuknöpfte, „es zieht hier!"

Während der Schulmeister die Herrschaften in das bescheidene Stübchen führte, öffnete Lorchen, die in nicht geringe Verlegenheit gerathen war und einmal über das andere erröthete und erblaßte, das alterthümliche Klavier, legte die Noten auf und ergab sich in ihr Schicksal. Die herrschaftlichen Personen, sowie der Pfarrer, nahmen Platz. Der Schulmeister rief noch früher den Gehilfen herbei, der mit dem Stäbchen in der einen und einem Buchstabentäfelchen in der andern Hand, eiligst dahergerannt kam, worüber die Anwesenden in heiteres Gelächter ausbrachen. — Hierauf setzte sich der alte Mann feierlich an's Klavier und begann eine Bach'sche Fuge. Nachdem diese zu Ende geführt war, sang

Lorchen ein Solo aus Haydn's Schöpfung und ein Stück aus Mozart's Zauberflöte. Der Beifall der Versammlung ermunterte den Schulmeister, ein „Ave Maria" seiner eigenen Composition aufzulegen, welches der Gräfin so gut gefiel, daß es Lorchen zweimal singen mußte. Graf Eugen, der in den, auf dem Klaviere liegenden Notenbüchern herumgeblättert, rief plötzlich: „Ah, Mama, da ist Schubert auch, Dein Liebling!"

„Ei, was Du sagst, mein Sohn! Das ist ja sehr charmant!"

„Beginnen wir gleich mit dem berühmten „Erlkönig!"" rief Eugen, indem er das Notenbuch sogleich auf das Pult legte, nicht ohne einen sehr zuvorkommenden Blick auf die zitternde Gestalt der schönen Sängerin zu werfen.

„Das ist nichts für mich!" sagte Traiskirchner aufstehend. — „Da muß der Schultes her!"

Raimund setzte sich nun zum Klavier. So ungern Lorchen den Erlkönig sang, jetzt durfte sie keinen Widerwillen zeigen. Die Gräfin fand es sehr amüsant, daß Raimund und Lori den Erlkönig als Duett behandelten, und Eugen fand, daß das Mädchen die Rolle des Kindes allerliebst singe. Als Raimund zu der, für ihn so beziehungsreichen Stelle kam: „Ich liebe Dich, mich reizt Deine schöne Gestalt", fing seine Stimme erst unmerklich, dann immer stärker und stärker zu zittern an, so daß er gar nicht mehr weiter fortfahren konnte. Eine glühende Röthe übergoß sein Gesicht und seine Augen füllten sich mit Thränen. Lori wandte sich ab, ahnend, was das zu bedeuten habe. Die Herrschaften meinten, der Gehilfe sei heiser geworden; nur Eugen, die Beiden betrachtend, lächelte eigenthümlich. Er legte ein anderes Lied auf, mit der Bemerkung: Lorchen solle allein singen, der nicht disponirte Raimund aber bloß begleiten. Das geschah auch und die Produktion ging ohne weiteren Unfall vorüber. Als sich die hohen Besucher empfohlen hatten, sagte Lori schnippisch: „Sie sind sehr sentimental, Raimund!"

Der Gehilfe antwortete jedoch nicht, sondern verließ, von einer ihm selbst unerklärlichen Wehmuth erfaßt, das Zimmer.

War es eine Ahnung, die in ihm aufstieg? — —

Nachmittags erschien ein herrschaftlicher Diener und brachte allerlei Leckereien und einige Flaschen edlen Ungarweines. Der Graf schicke es, sagte er, zur Erfrischung für Musiker und Sängerin. Letzterer überreichte der Diener, noch obendrein ein prachtvolles Bouquet mit einem schönen Gruße vom Grafen Eugen.

„Gut, daß der Schultes nicht da ist!" rief der alte Traiskirchner aus, den die Aussicht auf einen so leckeren Imbiß heiter stimmte. „Sonst wär' wieder Feuer am Dache!"

Lori aber stellte den schönen Blumenstrauß in ein Glas Wasser und trug es in ihr Kämmerlein, wo sie die schmeichelhafte Gabe so lange hegte, als nur Ein Blättchen frisch blieb; und als nach 8 Tagen der Strauß gänzlich welk geworden, legte sie ihn zu allerlei kleinen Andenken in ihren Schrank.

Das vornehme blaße Gesicht des jungen Grafen, die blitzenden Augen und der fein geschnittene, lächelnde Mund — immer schwebt' es ihr vor dem Geiste und des verlockenden Bildes schien sie sich nicht erwehren zu können.

Die Aufmerksamkeiten des jungen Grafen wiederholten sich und bald verging kein Tag, ohne daß Lori nicht irgend Etwas zugeschickt bekam. Es konnte dies auf die Dauer dem armen Raimund, der nach der Meinung aller Leute im Dorfe so gut wie Traiskirchner's künftiger Schwiegersohn war, nicht verborgen bleiben, wenn es auch bis jetzt schien, als hätte er nichts bemerkt. Er ging wie gewöhnlich seinem Berufe nach, erschien bei der Mahlzeit und spielte Abends auf der Violine. Nur war er weit ernster, als sonst und auch die Weisen, die er spielte, klangen immer trauriger und trauriger. Dafür war Lorchen um so lustiger; sie sang und trillerte vom Morgen bis zum Abend, neckte auch den Gehilfen mitunter ein wenig, was diesen immer so tief schmerzte, daß er, der sich nun selbst schon wie ein „weinerlicher Geselle" vorkam, immer zu kämpfen hatte, nicht in unmännliche Thränen auszubrechen. Er sah bald recht blaß aus, der gute Bursche und es war deutlich, daß er einen schweren Herzenskampf kämpfe. Endlich fiel das dem alten Schulmeister denn doch auf, und nach seiner Gewohnheit machte er seinen Gedanken sogleich in offener Rede Luft.

„Was ist's mit Euch Beiden? He? Was hat's für eine Bewandtniß mit der Kopfhängerei, Schultes? Heraus mit der Sprache!"

Raimund erschrack heftig über dieses plötzliche Einstürmen in die versteckte Verschanzung seines liebenden Herzens. Er sah Lorchen mit einem Blicke voll Wehmuth an, mit einem Blicke, der einen, wenn auch zagen Vorwurf in sich schloß. Aber er sprach Nichts.

Ebensowenig ließ sich das Mädchen, das bis in die Lippen bleich geworden, zu einer Erörterung herbei.

Da schlug der Schulmeister in den Tisch. Aufsteigender Zorn röthete seine Stirne „Donnerwetter!" rief er. „Ist das eine Art für ehrliche Liebesleute? Was soll das einstens für ein Paar werden? Sie ist ein viel zu gleichgültiges Ding, ihrem Künftigen gegenüber und er „raunzt" und winselt, zum Erbarmen. Geigen kann er, aber auf's Lieben versteht er sich nicht, das kann ich ihm sagen, dem Schleicher! Das war ein anderes Leben, als ich meiner Seligen, Gott tröste sie! nachging. Hatt' ich Etwas auf

dem Herzen, legt' ich's ihr brühwarm als Pflaster auf. Und dann war's gut. Und so hielt sie's auch. He! Ist er eifersüchtig, Raimund?"

„Eifersüchtig, Herr Oberlehrer? Wie käm' ich dazu?"

„Sieh da, Verstellung auch noch! Ausweichende Redensarten! Nichts da! Wollen Sie nicht reden, Schultes, so werd' ich reden! Ich bin ein ehrlicher Mann und Sie sind auch einer. Und Lori ist mein Kind und sie soll Ihre Frau werden. Oder ist's nicht so?"

Raimund nickte zustimmend. Das Herz ging ihm auf, als er diese Worte aus dem Munde Traiskirchner's vernahm. Lori saß still da; ihre Augenlider waren so tief herabgesunken, daß es aussah, als ob sie schlafe.

„Ich wäre ein schlechter Vater" fuhr der Schulmeister fort — „und verdiente nicht, daß mich unsers Herrgotts Sonne beschiene, wenn ich nicht entschieden aufträte, wo es sich um das Glück meines Kindes handelt. Wohlan denn! Es hat ganz den Anschein, als hätte der junge Graf ein Aug' auf das Mädel geworfen. Er überhäuft sie mit Aufmerksamkeiten und dem unerfahrenen Ding gefällt das; 's ist verzeihlich so Etwas! Aber die Geschichte könnte bedenklich werden! Der Ruf meiner Tochter könnte gar leicht in Gefahr kommen und wenn sie auch an Nichts Böses denkt, so ist die bloße Möglichkeit einer Liebelei mit dem adeligen Herrn, der doch zuletzt nur die Sache als einen Zeitvertreib ansieht, genug, sie unglücklich zu machen, ihr die wahre, aufrichtige Liebe des Mannes, der ihr Herz und Hand bietet, zu entziehen. Nicht wahr?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Wanderungen europäischer Zugvögel über das Mittelmeer.

(Schluß.)

Denn nicht zufrieden mit dem Klima der Südküsten des großen Binnenmeeres, dringt sie fast ohne Aufenthalt fort bis nach Abessinien, Nubien und selbst Timbuktu. Die Alpenschwalbe geht in kleiner Anzahl nach und aus Europa; im Vergleich mit der letztgenannten Art ist diese ein dem Klima trotzender Vogel; wir haben sie und die Hausschwalbe gegen Ende August um die Alpengletscher sich herumtreiben sehen, zu einer Zeit wo es jede Nacht Reif und zuweilen schwere Schneefälle gab; viele Alpenschwalben bringen das ganze Jahr auf den Himalaja-Gebirgen zu. Die Rauch-, Haus- und Uferschwalben erscheinen im Frühling zuerst und verlassen Europa in der hier gegebenen Ordnung; keine davon scheint den Winter auf irgend einer der Inseln zuzubringen, und nach ihrer Ankunft in Afrika

begeben sie sich unwandelbar südwärts nach milderen Gegenden. Die Stein- und die röthliche Schwalbe machen regelmäßige Wanderungen aus Kleinasien nach dem südöstlichen Europa; nur wenige wagen sich westwärts von Griechenland.

Wegen der starken Nordostwinde, die während der kalten Monate vorherrschen und mit großer Heftigkeit längs dem Mittelmeerbecken wehen, werden viele Vögel von der einen Küste auf die andere hinübergetrieben, und zeigen sich in Bezirken, die in jeder Weise ungeeignet sind für ihre Gewohnheiten und Bedürfnisse: so erwähnte C. A. Wright mit seinem bewundernswerthen Katalog von „Vögeln, die man auf Malta beobachtet" das Erscheinen winzig kleiner gold- und hochrothhaubiger Zaunkönige in den waldlosen Strecken dieser nackten Eilande, und da er vermuthet, daß sie von dem nächsten Punkte Siciliens gekommen, so müssen sie mindestens fünfzig englische Meilen geflogen sein. Längs den Küsten des Mittelmeeres wird das Herannahen des Frühlings verkündet durch Schaaren bunter Bienenfresser, die man in zerstreuten Heeren nordwärts ziehen sehen kann, ihren charakteristischen Rufton ausstoßend. Wir haben während des ruhigen und köstlichen Wetters dieser Jahreszeit ihre Ankunft auf Malta beobachtet, wo einige, angezogen durch das Grün, sich von den übrigen absonderten und herunterflogen, während die Mehrzahl ihren Flug ununterbrochen in nördlicher Richtung fortsetzte. Unglücklich ist der Zugvogel, der Malta in irgend einer Zeit, besonders am Sonntag, als augenblicklichen Ruheplatz wählt; denn kaum ist er erkannt, so wird auch schon ein Dutzend Gewehre hervorgesucht, und bald sieht man die schönen Formen des Bienenfressers, der Pirole 2c. in Reihen ausgestreckt auf den Bänken des Geflügelhändlers. Die zauberische Form des Wiedehopfes kann man im Frühlinge beständig vor einem Südwinde hertreiben oder im August südwärts eilen sehen, selten schaarenweise, immerhin aber so zahlreich, daß wir einmal auf einem an der Insel Gozo hervorragenden Felsen im Verlaufe einer halben Stunde nicht weniger als zehn Wiedehopfe, einen nach dem andern, ankommen sahen. Keiner der Baumläufer, weder der Baumkriecher, Nußhacker, noch der Zaunkönig scheinen zu wandern. Die Sänger bilden ohne Zweifel bei weitem die Mehrheit der Zugvögel und sind in ihrer Ankunfts- und Abgangszeit wohl die pünktlichsten.

Alle europäischen Fliegenfänger kreuzen sehr pünktlich das Mittelmeer. Der gefleckte Fliegenfänger ist bei weitem der zahlreichste, dann kommt der scheckige und in viel geringerem Verhältniß der weißhalsige Fliegenfänger. Der erstere hat ein sehr umfangreiches, den ganzen Kontinent von Afrika und Europa umfassendes Gebiet und brütet in großer Menge selbst in

Nordbritannien, wo wir große Züge im Herbste ihren Rückweg südwärts haben einschlagen sehen. Die Neuntödter-Elster scheint der einzige Repräsentant der Familie zu sein, welcher Europa regelmäßig im Winter verläßt; von ihrer rothrückigen Verwandten sagt man, daß sie nach Nordafrika wandere. Die Finken ziehen stets spät im Herbste fort und verlassen Nordafrika lange vor den anderen Zugvögeln; zu allen Zeiten hängt viel von der Strenge des Winters ab, indem je nach Beschaffenheit desselben ihre Anzahl zu- oder abnimmt. Ohne Zweifel dehnen viele, gleich den Drosseln und andern in gemäßigten Klimaten einheimischen Arten, während der Wintermonate ihr Aufenthaltsgebiet aus, nicht so sehr des Nahrungsmangels wegen, da das kalte Wetter ihnen erlaubt, sich über Gegenden zu verbreiten, die ihrer Körperbildung und ihren Bedürfnissen im Sommer feindlich sind. Dieser Ursache und dem Zustande des Klima's in Nord- und Mittel-Europa, sowie der forttragenden Kraft frischer Winde, darf wohl das so regelmäßige Erscheinen von Zügen folgender Finken auf den Inseln und südlichen Küsten des großen Binnen-Oceans zugeschrieben werden. Hänflinge gibt es im Winter in Egypten und Nordafrika in Fülle; kleine Schwärme von Buchfinken, Grünfinken, Goldfinken, gemeinen Calanderlerchen, Serinfinken, Kernbeißern und Ortolanen kann man zu der nämlichen Jahreszeit in den Tamarisken- und Olivenhainen Nordafrika's sehen, während einige vereinzelte Exemplare des Kreuzschnabels, der scharlachrothen Calanderlerche, der Schilf- und Wiesen-Calanderlerche, der Heckenammer und Rothfinken, Baum- und Steinsperlinge ihren Weg im Winter nach den Inseln und Südküsten des Mittelmeeres finden. Der Kuckuck und der Wendehals sind unter den ersten Zugvögeln, die nach und von Afrika kommen und beide scheinen fast ganz dieselbe geographische Verbreitung zu haben. Wir hörten den Willkommsruf des Kuckucks unter den Johannisbrodbäumen von Malta im März, im Norden Europa's im Mai, unter den verbutteten Birkenbäumen an den Grenzen ewigen Schnee's auf den Himalaja-Gebirgen im Juli, und erkannten oft seine hübsche Gestalt unter den Orangen-Hainen auf den heißen Ebenen Indiens noch im November.

Viele Wald- und Stocktauben wandern im Winter nach Afrika; indeß scheint es, daß sie ihr Hauptquartier im Süden Europa's aufgeschlagen haben; nicht so ist es mit der Turteltaube, die man in Schaaren von tausenden ihren Weg südwärts im Herbste, und nordwärts im Frühling nehmen sieht; sehr wenige, wenn irgend welche, bleiben bei der Beendigung ihrer Wanderungen in Europa oder Afrika zurück. In diesen Jahreszeiten werden sie in großer Menge mittelst der Lerchennetze und Lockvögel gefangen. Die Wachtel fliegt stets nur einige Fuß über dem Wasserspiegel des Meeres, wenn sie hinüberzieht.

Sobald längs den Gestaden des Mittelmeeres das kalte Wetter wirklich eingetreten ist, findet eine theilweise Wanderung der folgenden Vögel statt. Der Norfolk-Kiebitz zerstreut sich im Winter über die Inseln und dringt weit südlich nach Central-Afrika vor. Während des Novembers kommen Flüge von Goldkiebitzen an den nördlichen Seiten der maltesischen Inseln an; ebenso einige der grauen und ziemlich viele der Schlappflügel-Kiebitze: sie gehen insgesammt nach Afrika. Der Regenpfeifer mit den beiden verwandten Kiebitz-Arten, sowie der Kentische Kiebitz, schlagen beinahe ganz denselben Weg ein und es ziehen vielleicht überhaupt von allen diesen im Herbste mehr nach Afrika hinüber, als im Frühlinge von dort zurückkehren, weil mehrere der Arten daselbst einheimisch und über den ganzen Kontinent sehr zahlreich verbreitet sind. Der gemeine Reiher und der Kranich gehen südwärts an die afrikanischen Seen und Flüsse, und man kann sie während der Wintermonate in großen Höhen fliegen sehen; keiner von beiden wird durch das bloße Aussehen des Landes angezogen, während der Purpur-Reiher, der Nachtreiher, der glänzende Ibis, der Regenvogel, die gemeinen und dünnschnäbeligen Brachvögel in niedrigeren Höhen fliegen und unterwegs auf den Inseln verweilen.

Die Fröste des Oktobers und der folgenden Monate treiben über das Binnenmeer Myriaden von Regenschnepfen, die Wald-, die gemeinen und kleinen Strandläufer, Stelzvögel, Wasser-Rallen, die gemeinen gefleckten Ballons, sowie die kleinen Landrallen und das Wasserhuhn. In kleinerer Menge kommen schwarzschwänzige große Uferschnepfen, gemeine und Haischnepfen, gemeine und gefleckte Rothbeinchen, Sumpf-, und grüne Strandläufer, nebst Haubentauben, die große Schnepfe, das graue Wasserhuhn, der Brachvogel-Strandläufer, der Steindreher. Hin und wieder zieht die Waldschnepfe hinüber, in der Regel aber beschränkt sich ihre Wanderung meist auf das südliche Europa. Die adriatische Möve dehnt ihr Gebiet im Winter über das westliche Mittelmeergestade aus. Viele nordische Möven und Meerschwalben, die kleineren und schwarzrückigen Möven, die Sandwich, die gemeinen, die kleinen, die schwarzen, die weißflügeligen und die bärtigen Meerschwalben verbreiten sich über das Meer und wandern nilaufwärts und nach den Seen Nordafrika's. Von dem Entengeschlechte gehen beinahe alle im Frühlinge nach Norden. Unter anderen haben wir bemerkt die Bohnengans, die Löffelente, die Wildente, den Pfeilschwanz, die Schnarrente, die Pfeifente, die Kriecente, die Knäckente, und die kastanienfarbigen Enten; die rothbrüstige Tauchente und den Seeraben: die behaubten, gehörnten, beohrten und kleinen Greben.

Nachtisch.

Fragen und Antworten.

Fr. Es heißt immer: Die Hülfe kommt von oben, wo aber kommt sie von unten?
A. Im Theater, beim Soufflîren.
Fr. Welcher Kunst sind die Steinmetzen zugethan?
A. Der Rechnenkunst, denn — sie gehen öfters in die Brüche.
Fr. Aus welchem Grunde scheint die Republik keine solide Waare zu sein?
A. Weil sie immer auf der Straße ausgerufen wird.
Fr. Wer ist der genügsamste Mensch in der Welt?
A. Der Auktionator, denn — er lebt vom Hammerschlag.
Fr. Warum machen die Optiker jetzt so schlechte Geschäfte mit Operngudern und Lorgnetten?
A. Weil die Großen jetzt so viel durch die Finger sehen müssen.
Fr. Warum mißlingen fast alle Bauten, die von zwei Baumeistern unternommen werden?
A. Wenn 2 bauen, so ist's natürlich: was dem Einen nicht einfällt, fällt dem Andern ein.
Fr. Was ist das Merkwürdigste am Barte?
A. Die Männer lassen ihn oft Jahre lang stehen und er hat doch keine Beine.
Fr. Warum verrichten die Friseurs ihr Geschäft schon des Morgens?
A. Weil sie wissen, daß die Haare frühzeitig ausgehen.
Fr. Warum sind vornehme Damen die besten Patriotinnen?
A. Weil sie viel für den Staat ausgeben.
Fr. Warum kann ein Mensch, der sich eine Frau sucht, niemals ein Sklave sein?
A. Weil er ein Freier ist.
Fr. Aus welchem Grunde offenbarte schon Abraham demagogische Gesinnungen?
A. Er sprach zu Loth: „Willst Du zur Rechten, so will ich zur Linken."
Fr. Warum durften die Zuhörer in der Frankfurter Nationalversammlung die Hüte aufbehalten?
A. Damit man nicht sah, wie ihnen oft die Haare zu Berge standen.

* * *

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann.



№ 71.

Schulmeisters Töchterlein.

(Fortsetzung.)

Raimund sagte, tief ergriffen: „Ja, ja!" Lorchen schwieg. Der Schulmeister setzte seine Rede fort:

„Bleib bei Deines Gleichen!" sagten unsere Voreltern und sie hatten Recht. Ueberhebe Dich nicht. Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden. Verstanden, Lori? Ich will nicht hoffen, daß der Hochmuthsteufel Besitz von Deinem Herzen genommen, Tochter! Aber auch der Schein muß vermieden werden. Daher soll die Sache ein Ende nehmen. Man wird sich bei dem Grafen höflich aber unumwunden für seine Galanterien bedanken, und ihn bitten, ein armes Bürgermädchen nicht um seinen guten Ruf zu bringen. Dann werdet ihr Euch ordentlich verloben. Das Weitere ist dann Raimunds Sache! Ich habe gesprochen."

Es war ein brav gesprochenes Wort und ein gutes Wort findet, wie das Sprichwort sagt, einen guten Ort. Bei Schultes war dies gewiß der Fall. Ob auch bei Lori? Man konnte darüber vor der Hand zu keiner Ueberzeugung gelangen. Indeß hörten die Sendungen des Grafen auf. Wenigstens sah weder der Schulmeister noch sein Gehilfe mehr einen herrschaftlichen Diener im Schulhause.

Dafür mußte aber Raimund die Bemerkung machen, daß Lorchen gegen ihn auffallend kühl wurde. Sie vermied es, wo sie nur konnte, mit ihm zusammenzukommen und mußte dieß schon geschehen, so sprach sie nichts oder von sehr gleichgültigen Dingen mit ihm. Oefters noch, als ehedem, ging sie zur Wolfsmüllerin und fast alle freien Stunden brachte sie bei ihr zu. Die Gesangsübungen hörten auf. Schubert'sche Lieder vernahm man nur mehr aus Schultes Kammer, wo der unglücklich Liebende

gerne: „Schäfer's Klagelied" auf der Violine spielte. „Es stehet ein Regenbogen wohl über jenem Haus; sie aber ist fortgezogen und weit in das Land hinaus. Hinaus in das Land und weiter, vielleicht gar über die See. Vorüber, ihr Schafe, vorüber! Dem Schäfer ist gar so weh!" — „Sie liebt Dich nicht!" rief er dann, die Violine weglegend, traurig aus. „Wie lange, wie lange aber willst du das Elend noch tragen? Es muß doch zu einer Entscheidung kommen?" Gewöhnlich nahm er nach solchem Selbstgespräch Hut und Stock und wanderte ins Freie. Einsam schritt er in der Nacht durch das Dorf, in welchem nur hie und da noch ein Lichtlein brannte. Dies war aber im Hause der Wolfsmüllerin immer der Fall. Durch die sorgfältig verhängten Fenster schimmerte stets, auch in spätester Nachtstunde, Licht. Es war ja das Haus der Hexe! Wer weiß, welch' ein böser Dämon mit ihr zu Tische saß?!

Lorchen war unmittelbar nach jenem Auftritte zwischen ihr und dem Vater zu der Wolfsmüllerin gekommen und hatte sie gebeten, ihr zu erlauben, die Geschenke des Grafen Eugen in deren Wohnung zu empfangen. Sie hatte ihr Alles auseinandergesetzt, worauf die Wolfsmüllerin, die sich, wie sie sagte, dadurch sehr geehrt fühlte, mit Freuden ihre Einwilligung gab. Diese unschuldige Freude, meinte sie, solle dem armen Lorchen wegen der Grillen des Vaters und der lächerlichen Einbildungen des Gehilfen nicht geraubt werden. Es sei eine überaus große Ehre, die der Graf einem Mädchen von niedrigem Stande erweise, aber dieses verdiene freilich solche Ehre. Es sei sehr wahrscheinlich, daß sie der Graf sogar heirathen wolle, wenn er nur erst den Widerstand seiner adelsstolzen Verwandten besiegt habe. Jedenfalls dürfe man einen so reichen, vornehmen Herrn nicht vor den Kopf stoßen. Sie, die Wolfsmüllerin, würde sich glücklich fühlen, wenn der Herr Graf in ihrer armen Hütte einmal zu Gaste sein wolle, um mit seiner „Geliebten" ungestört plaudern zu können. — So sprach das Weib und gewann damit das bethörte Lorchen vollständig. Sie erfuhr nun, daß das Mädchen schon eine Zusammenkunft mit dem Grafen gehabt, wobei er ihr ein kleines Bildniß geschenkt, was sie der Freundin auch zeigte.

Es war eine fein colorirte Photographie Eugen's in einem goldenen Medaillon, welches Lori um den Hals gehängt hatte.

„Welch' ein bildschöner Herr!" rief die Wolfsmüllerin aus, indem sie, wie vor Entzücken außer sich, die Hände zusammenschlug. „Und dies prächtige Bild hat er Ihnen selber gegeben?"

„Ja wohl, Frau. Es war vorigen Samstag, als ich gegen Abends sieben Uhr von Ihnen weggehend, einen kleinen Umweg um das Dorf machte, um noch ein Wenig der frischen Luft zu genießen. Da kam er

über die Felder daher gesprengt auf seinem schönen Falben, den er Artus nennt. „Guten Abend, Loreley!" rief er. Er sagte „Loreley", das kann ich Sie versichern! Daß er ganz hingerissen sei von meiner — doch wozu soll ich all' die schönen Ausdrücke aufzählen, die er gebrauchte? Daß er für mich schwärme, meinte er, „das habe mit ihrem Singen die Loreley gethan!" Er fragte mich dann, ob ich ihm gut sei und reichte mir vom Pferde die Hand herab. Ach, ich hätte sie küssen mögen, diese zarte, weiße Hand, aber ich erwiderte Nichts. Ich war, Gott verzeih' mir's, so dumm, so dumm, daß ich mich vor mir selber schämte. Eh' ich ein Wort hervorbrachte, war er schon auf und davon und ich hatte das Bild in der Hand, ohne es zu wissen."

„Ja, daran erkenn' ich den hohen Herrn! Kommen und verschwinden, wie das Glück. Man muß es zu fassen wissen, sonst ist man gefoppt."

„Da haben Sie recht, liebe Freundin! Ja! Er ist mein Glück; ein wunderbares, unaussprechliches, unbegreifliches Glück für mich. Wenn ich an Ihn denke, schmilzt mein Herz vor Wonne. Und doch ist mir manchmal wieder so ganz eigen zu Muthe, so, ich weiß nicht, freudig und schmerzlich zugleich. Und erst, wenn ich an Raimund, oder gar an den Vater denke?! Dann drückt mich das Gewissen doch! Obwohl ich dem Schultes mich noch gar nicht verpflichtet habe, so ist's doch ein Unrecht, so zu handeln an ihm! Nicht wahr?"

„Unrecht? Wo sollte da ein Unrecht sein, wenn Sie ihm noch keine Hoffnung gegeben haben, dem verliebten Schulgehilfen, dem! Er soll sich ein ander Bräutchen suchen. Die Traiskirchner Lori ist nicht für ihn. Die will höher hinaus, ja!"

„Ich weiß doch nicht, Wolfsmüllerin! Doch lassen wir das. Was hilft's auch? Sollt' ich auch unglücklich werden, sollt' ich mein Leben verlieren, gerne geb' ich's hin für Eugen!"

Nun verabredeten sich die Frauen, dem Schloßdiener zu sagen, wenn er eine Botschaft an Lori auszurichten oder Etwas zu überbringen hätte, solle er zur Wolfsmüllerin kommen. Das geschah! Und so blieb die Fortsetzung des romantischen Liebesverhältnisses zwischen dem Grafen und Lori dem Schulmeister verborgen.

Bald kam, statt des Dieners, der Graf selber in das Haus der „guten lieben" Wolfsmüllerin, welche für ihre „Freundlichkeit" ansehnliche Geschenke empfing.

Es war ein lauer Sommerabend. Die Sonne war schon untergegangen und es herrschte jenes seltsame, magische Zwielicht, welches alle Gegenstände wie in einem zarten Schleier gehüllt erscheinen läßt. Leises, kaum wahrnehmbares Geflüster ging durch die Zweige der Bäume und mit-

unter vernahm man das halb unterdrückte Gezwitscher eines, zum Schlummer sich zurecht setzenden Vogels. Von einem außerhalb des Dorfes gelegenen Teiche her hörte man das Abendconcert der Frösche, welches, in der Nähe unerträglich, bei gehöriger Entfernung gar nicht so übel klingt. Fledermäuse streiften mit leisem Fluge daher und träge, schleichende Kröten, die ihre Schlupfwinkel verließen, erschreckten die einsam Wandelnden. Immer düsterer wurde es, immer stiller; endlich kam die Nacht, die den Frieden bringt, dem, der ihn sucht.

Das Pförtlein des Schulhauses öffnete sich leise und eine halbverhüllte Gestalt huschte auf die Gasse, die Häuser entlang bis an's Ende des Dorfes, wo sie in der Wohnung der „Hexe" verschwand.

Als dies geschah, war das Stübchen des Gehilfen noch erhellt. Jetzt aber erlosch das Licht und bald darauf schritt Raimund durch den kleinen Garten hinaus auf das freie Feld.

Kaum war Lorchen bei der Wolfsmüllerin eingetreten, so wurde schon der Hufschlag eines Pferdes hörbar und gleich darauf hielt ein Reiter vor dem Hause.

„Er ist's!" rief das Mädchen und eilte zum Pförtlein, ihrem Grafen entgegen. „Gott zum Gruße!" rief dieser, indem er Lorchen auf die Stirne küßte. „Ich freue mich doppelt, mein herziges Kind, Dich heute sehen zu können und sei es auch nur auf wenige Augenblicke, da ich schon glaubte, nicht abkommen zu können. Wir haben Gäste im Schloß. Ich stahl mich nur weg, um Dir zu sagen, meine Loreley, wie innig ich Dich liebe."

„Ach, liebster, schönster Graf Eugen!"

Der junge Mann führte sein Pferd in das kleine Höfchen und band es an einen Baum. Dann setzte er sich auf ein Bänklein, das von einem Hollunderstrauch beschattet war.

„Komm' Loreley!" sagte Eugen. „Setze Dich einen Moment zu mir. Ich habe Dir Bonbons mitgebracht, die geeignetste Nahrung für ein holdes Nixchen, wie Du bist."

Lorchen setzte sich zu ihm.

„Sie erscheinen doch nie ohne mir Etwas zu schenken! Ist's mir doch genug, Sie sehen und sprechen zu dürfen."

„Es macht mir Freude, mein Kind. Könnt' ich Dir doch einen recht deutlichen Beweis meiner Liebe geben. Doch kommt Zeit, kommt Rath! Hoffen wir auf die Zukunft!"

„Zukunft? Nein Eugen. Ich denke nicht an sie. Die Gegenwart ist so hold und ich bin glücklich, unaussprechlich glücklich!"

(Schluß folgt.)

Der Knecht bezahlt seinen Bauern mit gleicher Münze.

Von Johannes Clerikus.

Im südlichen Gebirge von Schwaben haben die Leute oft eine bis zwei Stunden weit vom bewohnten Lande nach Bergwiesen, die im Frühjahre bewässert und Anfangs August abgemäht werden. Da wächst mitunter sehr gutes, zartes Gras, das viel Aehnlichkeit mit dem Grummet hat und ein vortreffliches Futter für die Kühe ist. Was nach diesem Abmähen noch wächst, das wird im Herbste von den Heerden abgeweidet. — Zu diesem Heuernten in den Bergwiesen brechen die Leute schon frühe auf, ehe der Tag noch grauet. Man ißt zu Hause eine kräftige Suppe und sonst noch etwas dazu, vielleicht Habermus. Zwischen 4 — 5 Uhr beginnt das Mähen, und dies geht fort bis Mittag, wenn nicht die Sonne gar zu heiß scheinet und das Gras so austrocknet, daß die Sense nicht mehr schneidet. Denn bekanntlich geht das Mähen nur so lange gut, als der Thau auf der Erde liegt. Zwischen 8 und 9 Uhr bekommen die Mähder Unterbrod, insgemein Butterbrod und Branntwein. Da tritt eine Pause ein. Die Hausväter versammeln ihre Leute um sich und theilen an dieselben aus. — Da kann man mannigfaltige Gruppirungen sehen, und wer nicht vom langen Mähen schon recht müde geworden ist, läßt sich dies Unterbrod wohl schmecken und ist heiter und seelenvergnügt.

Da ist dann ein junger geiziger Bauer, der erst vor Kurzem sein Hauswesen angetreten und dazu gar wenig Verstand mitgebracht hatte, auch hinausgegangen am frühesten Morgen mit all seinen Leuten in die fernen Bergwiesen, um zu mähen und das gemähte Gras zu heuen, wie es geschehen muß. Man hatte zu Morgen gegessen, wie sonst, und die Arbeit war im guten Gange, bis sich die Leute in den benachbarten Wiesen in Gruppen zusammen setzen, um das Butterbrod und den Branntwein zu verzehren. Der geizige Bauer hatte weder Butterbrod noch Branntwein mit sich genommen, in der Meinung, es wäre dies eine ganz unnöthige Verschwendung, und er könnte diese Ausgabe leicht ersparen. Allein er wollte doch nicht den Schein haben, als wäre er geizig, und wollte nicht in's Geschrei kommen, als gäbe er seinen Leuten nicht, was der Brauch war bei allen Nachbarn. Darum sagte er zu seinen Leuten, als sich ringsum in einiger Entfernung schon allenthalben die Leute zum Unterbrode zusammengesetzt hatten: „Jetzt wollen auch wir zusammensitzen und dergleichen thun, als wenn wir Unterbrod äßen.“ Und so geschah es auch. Als aber die Nachbarn von allen Seiten wieder aufstanden zur Arbeit, mahnte

auch er seine Leute, wieder an die Arbeit zu gehen. Alle standen auf. Der Knecht aber machte die Sense vom Gestelle oder von der Handhabe los und fuhr mit dem schneidlosen Gestelle hin nnd her, wie man beim Mähen thut. Darüber ward der Bauer verwundert, und er herrschte den Knecht mit der Frage an, was er denn da machen wolle. Der Knecht antwortete ganz ruhig: „Ich will dergleichen thun, als wenn ich mähete." Der Bauer sah sich mit gleicher Münze bezahlt und nahm sich vor, in Zukunft nie mehr den Leuten zuzumuthen, sie sollten dergleichen thun, als wenn sie Unterbrod äßen.

Merke: der Geist ist unverständig und will sparen, wo nichts zu sparen ist; er will aber seinen Unverstand vor den Leuten verbergen.

Merke zweitens: Wie pfiffig es der Unverstand auch immer angeht, so findet er immer gleich wieder einen andern, der noch pfiffiger ist, als er selber.

König Ludwig I. und die Klöster.

König Ludwig hatte die Bedeutung der Klöster für Kultur und Civilisation, ihren Nutzen für Kirche und Staat frühe schon erkannt, und deßwegen alsbald nach seinem Regierungsantritte den Artikel VII. des Concordates, worin der König zur Gründung von Klöstern sich verpflichtet hat, zur Ausführung zu bringen gesucht. Besonders war es der Benedictiner-Orden, der sich seiner Gunst erfreute. Schon im Jahre 1826 wurden alle in der Erzdiözese München-Freising lebenden Exconventualen dieses Ordens in Folge eines allerhöchsten Auftrages zur Erklärung aufgefordert, ob sie gesonnen seien, wieder in den Ordensverband zurückzukehren, und wurde die Wiederherstellung des Klosters der Servitinen am Herzogspital in München, sowie des Klosters der Ursulinerinen in Landshut landesherrlich genehmigt. Diesen ersten Gründungen folgten rasch viele andere verschiedener Orden, so daß gegenwärtig nach Verlauf von 43 Jahren seit dem Jahre 1825, wo kein einziges Kloster in Bayern mehr bestand, 9 männliche und 20 weibliche Orden, erstere mit 80, letztere mit 442 theils größeren, theils kleineren Häusern und Anstalten vorhanden sind.

Die männlichen Orden sind: die Benediktiner mit 4 Abteien, 3 Prioraten und einer Filiale, die Franziskaner mit 15 Conventen und 11 Hospizien, die Capuziner mit 13 Conventen und 6 Hospizien, die Minoriten mit 4 Conventen, die Augustiner mit 2 Conventen, die Redemptoristen mit 8 Conventen, die unbeschuhten Carmeliten mit 3 Conventen, die beschuhten Carmeliten mit 1 Convente und die barmherzigen Brüder mit 9 Häusern.

Die weiblichen Orden und religiösen Genossenschaften sind: die barmherzigen Schwestern mit 85 Häusern, die Niederbronner Schwestern oder Töchter des göttlichen Heilandes mit 32 Häusern, die Pirmasenzer Schwestern mit 56 Häusern, die englischen Fräulein mit 13 Institutshäusern u. 45 Filialen, die Schulschwestern mit 129 Häusern, die Salesianerinen mit 4 Klöstern, die Ursulinerinen mit 3 Klöstern, die Franziskanerinen mit 45 Häusern, die Benediktinerinen mit 2 Klöstern, die Dominikanerinen mit 11 Klöstern, Institut vom III. Orden des heil. Dominikus mit 1 Hause, die Clarissinen mit 3 Klöstern, die Cisterzienserinen mit 3 Klöstern, die Elisabethinerinen mit 2 Klöstern, die Birgittinerinen mit 1 Kloster, die Servitinen mit 1 Kloster, die Carmelitinen mit 1 Kloster, die Frauen vom guten Hirten mit 1 Kloster und einer Filiale, Jungfrauenverein von der heil. Kindheit Jesu mit 2 Häusern und die Schwestern vom armen Kinde Jesu mit 1 Hause.

Die Gründung der Benediktiner-Klöster ist einzig und allein das Werk König Ludwigs. Mit freigebigster Hand spendete er aus seiner Cabinetskasse die Mittel hiezu, und die verwendeten Summen erreichen eine außerordentliche Höhe.

Zur Gründung der Abtei Metten schenkte König Ludwig 50,000 fl.; wie wir sehen werden, hat dieses Kloster die geringste Summe erhalten und der köngliche Gründer hat deßwegen oft bemerkt: „Metten hat mich am wenigsten gekostet; es geht aber doch daselbst am besten.“

Zur Errichtung von Scheyern spendete er 178,374 fl. 57 kr., für St. Stephan in Augsburg 60,000 fl., St. Bonifaz in München mit dem Bau der herrlichen Kirche und des Klosters kostete 1,200,000 fl. Zur Errichtung des Priorates Weltenburg verwendete König Ludwig 109,050 fl., zum Ankaufe der Filiale Andechs 117,522 fl. 48 kr.; zur Gründung der Benediktinerabtei (vorläufig als Priorat in's Leben gerufen) Schäftlarn inclusive einer zur Errichtung eines Knabenseminars gespendeten Unterstützung von 3000 fl. die Summe von 147,000 fl. König Ludwig hat somit auf die Errichtung der genannten Benediktiner-Klöster inclusive des Baues der Pfarr- und Klosterkirche zu St. Bonifaz die ungeheure Summe von 1 Mill. 861,945 fl. 45 kr. verwendet. Doch nicht auf diese allein war die Königl. Munificenz beschränkt, sondern auch noch andere Klöster in Bayern hatten Theil an derselben; das Minoritenkloster Oggersheim in der Rheinpfalz erhielt 100,000 fl., das Kloster der Benediktinerinen auf Frauenchiemsee 36,000 fl., das Mutterhaus der armen Schulschwestern in München 10,000 fl., das Kloster der Frauen vom guten Hirten in Haidhausen 10,000 fl.

Alle diese Klöster, sowie die von ihnen ausgegangenen Filialen verdanken somit ihren Bestand einzig und allein König Ludwig, indem er nicht nur die landesherrliche Genehmigung zur Errichtung derselben ertheilte, sondern auch die nothwendigen Mittel hiezu mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit gewährte. — Die Klöster haben aber auch schon den größten Nutzen wieder innerhalb der kurzen Zeit ihres Bestandes für unser Vaterland gebracht und sind „Asyle der Tugend, Pflanzschulen der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit“ geworden. Nur Haß und Parteileidenschaft kann es versuchen, den großen Nutzen der Klöster zu läugnen.

Nachtisch.

Alte und neue Zeit.

Man hat auf Erden weit und breit
Seit Anbeginn der alten Zeit,
— So sagt uns der Bericht —
Man hat gepflügt, gepflanzt, gebaut,
Es hat geregnet und gethaut,
Doch schöner ward es nicht.

Es gab Propheten hie und da,
Man hat gepredigt fern und nah
Von Himmel und Gericht;
Man hat geschrieben und gelehrt,
Man hat geredet und bekehrt,
Doch besser ward es nicht.

Man hat geforscht, geprüft, gedacht!
Man hat beschworen und verlacht
Den Weisen und den Wicht.
Den Schleier hat man aufgedeckt
Und tausend Fackeln aufgesteckt,
Doch heller ward es nicht.

Man hat gehuldigt und gefrohnt,
Man hat gerichtet und entthront,
Gestempelt Recht und Pflicht.
Die Ketten hat man abgesprengt
Und die Tyrannen aufgehängt;
Doch freier ward es nicht.

Man hat getheilt durch Loos und Bund
Die kleinste Spanne Haidegrund,
Den Schatten und das Licht.
Man hat gestritten und gekriegt
Und hundertmal die Welt besiegt;
Doch Friede ward es nicht.

Die Gottheit steckte uns das Ziel,
Und das Geschlecht, es stieg und fiel,
Wie sich die Woge bricht.
Aus Zukunft ward Vergangenheit
Und jünger ward die alte Zeit;
Doch neuer ward sie nicht.

D'rum suche draußen nicht das Glück
Und zieh' Dich in Dich selbst zurück,
Wo Dich die Dorne sticht.
Bestelle Du daheim dein Haus
Und pflege Deinen Veilchenstrauß,
Denn anders wird es nicht.

* * *

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann.

Der Hausfreund.

№ 72.

Schulmeisters Töchterlein.

(Schluß.)

„Du liebst mich?“

„Lieben? Das Wort sagt zu wenig, Eugen. Mein Gefühl für Sie — doch was war das? Hörten Sie nichts?“

„Wahrhaftig nicht; doch, ja doch! Das klang fast wie ein Seufzer. Sollte hier Jemand versteckt sein?“

Der Graf erhob sich und blickte um sich, als wollte er die Finsterniß durchdringen. Der Hollunderstrauch lehnte sich an einen Zaun, der das Höfchen von einem Wiesengrund trennte, in dem sich einige Obstbäume befanden. Von einem derselben glitt es in diesem Augenblicke wie ein schwarzer Körper herab und dann eilte eine Gestalt über die Wiese hin, bald verschwindend im Schatten der Nacht.

„Ein Obstdieb!“ sagte der Graf.

Aber Lorchen war's, als hörte sie noch immer den tiefen Seufzer und eine geheime Ahnung sagte ihr, aus wessen Brust derselbe gekommen.

„Trennen wir uns für heute, mein Engel!“ sagte nach einer Pause der Graf. „Ich darf nicht zu lange ausbleiben, sonst vermißt man mich. Adieu, mein Kind.“ Er schwang sich auf seinen Renner. Adieu, Loreley!“ Dann sprengte er davon.

Lorchen blieb nachdenklich auf der Bank sitzen. Das Gefühl, das ihre Brust durchdrang, war ein peinliches: sie rang sich nur mit Anstrengung davon los.

Grabesstille umgab sie. Und es war eine so schöne warme Nacht — Lorchen aber fröstelte, als wär es Spätherbst — es war die Nacht da, die den Frieden bringt, aber nur dem, der ihn sucht! — — —

Am folgenden Tag ereignete es sich, daß Raimund Schultes, blaß und abgehärmt, aber mit einer gewissen Entschlossenheit vor Traiskirchner hintrat und ihm kurzweg mittheilte, daß er seinen Gehilfenposten in Osterberg aufgebe und so bald als möglich die Gegend verlassen wolle. Er verlangte demnach seinen Abschied, indem er zugleich dem Schulmeister dankte für alle Freundschaft, die er ihm erwiesen. Traiskirchner war nicht wenig erstaunt über diese „ganz unglaubliche" Neuigkeit.

„Hat Sie der Reif gebrannt, Sie Schwerenothsfiedler? Das ist ja zum Davonlaufen? — Was hat's denn gegeben um Himmelswillen!"

Raimund erzählte nun mit bebender Stimme aber mit allem Aufwande von Selbstbeherrschung, daß er den Gedanken, Lorchen je die Seine nennen zu dürfen, aufgegeben habe und daß ihm dies den Aufenthalt in Osterberg verleidete.

„Lorchen aufgeben? Ja warum denn?" Ja warum denn?"

„Warum?" Raimund lächelte schmerzlich. „Warum?" Er berichtete nun, daß er in Erfahrung gebracht, Lorchen komme mit dem jungen Grafen heimlich in dem Hause der Wolfsmüllerin zusammen und es sei ein ganz richtiges Liebesverhältniß zwischen dem Edelmanne und dem bürgerlichen Mädchen eingeleitet. Anfangs daran zweifelnd habe er doch, von Lorchen mit abstoßender Kälte behandelt, die Sache für wahrscheinlicher gehalten, je häufiger Lorchen zur Wolfsmüllerin ging und gestern habe er sich denn auch zu seinem größten Schmerze selbst überzeugt, daß er unglücklich und betrogen sei. „Und nun fort in die weite Welt!" — fügte er hinzu — „Hier kann ich nicht mehr bleiben!"

Der Schulmeister stieß einen Fluch aus, wozu er sich nur im heftigsten Zorne hinreißen ließ, und sagte dann: „Es ist gut, Raimund. Sie sollen wenigstens sehen, daß ich es aufrichtig und ehrlich meinte. O die verwünschte Herrschaft! O über die Eitelkeit und die Hoffahrt eines Weibes! Will nicht bei seines gleichen bleiben! Will nicht ein ruhiges, bescheidenes Glück, wie's ihm ziemt, will höher hinaus! Vornehme Liaison! Nun, gut! Nun, gut!"

Nach diesem Ausbruche seines beleidigten Vaterherzens ergriff er seinen Hut und eilte, so schnell seine alten Füße es erlaubten, von dannen. Er begab sich in's Schloß. Dort verlangte er mit dem alten Grafen sprechen zu dürfen. Es handle sich um sehr wichtige Angelegenheiten. Nachdem man ihn beinahe eine Stunde hatte warten lassen, wurde er endlich in das Arbeitskabinet des Grafen geführt. Der alte Herr saß, in den Schlafrock gehüllt, Zeitungen lesend auf einem Divan.

„Ah!" sagte er, nachdem er, wie es schien, einen Leitartikel noch früher zu Ende gelesen, „Ah, der Herr Oberlehrer? Was führt Sie her, guter Mann?"

Was mich herführt, Ew. Gnaden? Die Schmach und das Unglück, welches durch ihren Sohn über mich und mein Haus gebracht worden ist; die Angst des bekümmerten Vaterherzens, welches noch größeres Unheil besorgt — das führt mich her. Ich erhebe Klage gegen den Grafen Eugen, daß er meine Tochter verführt, daß er sie abwendig gemacht ihrem rechtmäßigen und standesgemäßen Verlobten, daß er nächtliche Zusammenkünfte mit ihr eingeleitet, daß er mein armes Kind um sein Lebensglück betrogen hat."

„Was Sie sagen, Herr Oberlehrer! Nun so arg wird es doch wohl nicht sein? Mein Sohn ist zwar den Damen sehr gefährlich: so ist's auch wohl möglich, daß Ihr Töchterlein für ihn schwärmt; indeß muß man solche Liebeleien nicht so ernst nehmen. Sie machen ja einen Heidenspektakel, als wäre Gott weiß was geschehen!"

„Als wäre, Gott weiß was geschehen! Also ist das noch nicht genug, Ew. Gnaden? Nun, wenn Sie so sprechen, so muß ich mir selber Hilfe schaffen. Verstanden, Ew. Gnaden?"

„Wie es beliebt!" versetzte der Graf scheinbar gleichgültig, denn er wollte vor dem armen Schulmeister nicht als ein Mann erscheinen, der dergleichen Drohungen fürchte oder der durch die aristokratischen Passionen seines Sohnes unangenehm berührt sei. Indeß fügte er doch hinzu: „Seien Sie übrigens versichert, lieber Traiskirchner, daß ich meinen Sohn ersuchen werde, seine Besuche bei Ihrem Töchterlein einzustellen. Damit Gott befohlen. Guten Tag!"

Der arme Traiskirchner war somit in Gnaden entlassen. Er mußte sich mit dem Bescheid, den ihm der Graf gab, wohl oder übel begnügen! Was half sein Schreien, Toben, Fluchen — was seine Thränen — die Thränen eines alten Mannes? Es gibt Dinge im Leben, die vor Gott Verbrechen, die aber in keinem Strafcodex aufgenommen sind. Zudem war ja sein Töchterlein selber mit Schuld an ihrem Elend. Hätte sie damals seinem väterlichen Willen sich gefügt, als er sie alle Beziehungen zu dem jungen Grafen abbrechen hieß. Jetzt ließ sich nur wenig mehr in der Sache thun, als Das, was ohnehin geschah.

In der vertraulichen Unterredung, die zwischen dem alten und dem jungen Grafen in dieser Angelegenheit erfolgte, wurde der ganzen Geschichte keineswegs jene Wichtigkeit zugeschrieben, die sie für den Schulmeister und sein Töchterlein doch hatte. Es war eben ein leichtsinniger Streich Eugens, höchstens eine Jugendverirrung! — Man dachte nur daran, die Sache zu vertuschen und etwaigen üblen Folgen vorzubeugen. Eugen mit Lorchen zu vermählen! Ja, das wäre freilich ein guter und ehrlicher Schluß gewesen. Aber davon war nicht einmal die Rede. Für Eugen war ja das

Verhältniß zu dem bürgerlichen, armen Mädchen nur ein pikantes Abenteuer, eine kleine Zerstreuung, nichts weiter! Es wurde also stipulirt, Lorchen mit einem freundlichen Schreiben und einem hübschen Geschenke abzufertigen. Eugen fügte sich, obgleich mit einigem Schmerz, in die „Nothwendigkeit“ und so war er wieder seines Herrn Vaters lieber Herr Sohn!

Lorchen schickte das Geschenk mit Entrüstung zurück und zerriß den Brief unter lautem Weinen. Raimund aber schnürte sein Bündel und verließ Osterberg. Vergebens suchte ihn der Schulmeister zurückzuhalten. Vergebens stellte er ihm vor, Lorchen sei ihm gewiß noch vom Herzen gut; es sei eine beklagenswerthe Verirrung von ihrer Seite, sie werde es bald erkennen und ihm dann um so inniger anhängen; durch bittere Täuschung und traurige Erfahrung „gewitzigt“ werde sie eine sehr brave Hausfrau werden — umsonst! Erst im letzten Augenblicke verlangte Raimund, todtenbleich und mit Mühe die Thränen zurückhaltend, Lorchen möge selbst erscheinen; sie solle ihm die Hand reichen, ihm Lebewohl sagen. Wahrscheinlich hätte sich Schultes dann besonnen und, wenn er auch fortgezogen wäre, so sollt' es doch nicht eine Trennung für immer sein — aber das Mädchen schloß sich in's Kämmerchen und war durchaus nicht zu bewegen, dasselbe zu verlassen.

„Sie sehen ja selbst, Herr Traiskirchner!“ sagte Raimund.

Und dann ging er.

* * *

Lorchen verbrachte nun ihre Tage in gänzlicher Abgeschiedenheit. Sie ging selten aus und vermied vor Allem, das Haus der Wolfsmüllerin zu betreten, die vom alten Traiskirchner mit einem Besuche und einem Hagel von Vorwürfen und Verwünschungen beehrt worden war. Die Leute im Dorfe wurden durch die ganze Geschichte, die bald ruchbar geworden, nur immer mehr in ihrer Meinung bestärkt, daß es mit der Wolfsmüllerin „nicht recht richtig“ sei. Sie wurde nun im Ernste verhaßt. Junge Bursche, die mit Raimund Schultes in Freundschaft gelebt und ihm vom Herzen zugethan waren, beschimpften das Weib, wo es ihnen begegnete öffentlich und schrieben bösliche Bemerkungen an die Mauer ihres Hauses, wie: „Hexe, Teufelsbraten, Kupplerin!“ Die Leutgeb triumphirte: „Ich hab' es ja gesagt! Ich wußt es ja! — Es konnte nichts Gutes herauskommen!“

So wurd' es Herbst! Eines Tages verließ die Herrschaft das Schloß, um in die Residenz zu ziehen. Es wurde wieder still in Osterberg. Es war weiter nichts mehr, als ein abgelegenes Dorf. Es lag nun wieder wenig daran, ob die Kirchenmusik anzuhören war oder nicht. Aber traurig war's doch. Weder Raimund's Fiedel erklang mehr, noch Lorchens glockenhelle Stimme.

Was war aus der schönen, heiteren, blondhaarigen, blauäugigen Nachtigall von Osterberg, aus dem lieben Töchterlein des Schulmeisters inzwischen geworden? Das Mädchen sah aus wie eine Leiche; so blaß und abgemagert, daß es zum Weinen war. Niemand grollte ihr mehr, Jedermann bemitleidete sie. Am meisten der alte Vater, dem der Kummer um sein einziges, geliebtes Kind schier das Herz „abdrückte." — „So weit, so weit mußt' es kommen!" rief er oftmals klagend aus. Der Pfarrer, ein guter, wohlmeinender Mann, suchte durch fromme Tröstungen und milde Lehre auf das hinsiechende Lorchen einzuwirken; sie hörte ruhig und mit eigenthümlichem Lächeln die Worte des Seelenhirten an — aber es erfolgte keine Aenderung ihres Wesens. Halbe Tage lang saß sie in ihrem Kämmerlein, das Bildniß des Grafen vor sich. Sie starrte es jetzt, wie gedankenlos an, und benetzte es mit ihren Thränen. So lange die Herrschaft noch in Osterberg war, schien sie den Grafen zu erwarten. Glaubte sie, daß er, reuigen Herzens, doch noch komme, daß er seine Versprechungen, die freilich nur dem armen Lorchen als solche erschienen waren, erfülle und Alles wieder gut mache? Glaubte sie das? Wenn dies der Fall war, so mußte die Abreise der Herrschaft sie in schmerzlichster Weise eines Besseren belehren. Er kam nicht mehr, der junge, vornehm-bleiche, schöne Graf. Aber auch der arme Gehilfe, der Raimund, der sie so innig geliebt, war verschwunden. Erinnerte sie sich seiner?

Einmal war es ihr, als hörte sie den Raimund spielen. War es nicht jene Weise: „Ich liebe Dich, mich reizt Deine schöne Gestalt!" Sie ging in des Vaters Stube und fragte mit leiser Stimme:

„Wo ist denn der Raimund?"

„Armes Kind!" erwiderte der Vater und Thränen floßen seine gefurchten Wangen herab. —

„Er ist auch fort!" sagte Lorchen und einen Stein hätt' es erbarmen müssen, so traurig klangen diese Worte. Dann ging sie hinaus in den Garten, setzte nach alter Gewohnheit den Strohhut auf und begab sich in's Freie. Sie wandelte den Feldweg entlang an das Ufer jenes Bächleins, über welches ihr Raimund damals geholfen. Sie stieg den Hügel hinan und setzte sich an der nämlichen Stelle nieder, wo sie mit Raimund so lustig geplaudert, wo sie ihm die Blumenkette um den Hals gehängt und gerufen hatte: „Kumm', Kalberl, kumm'!" Dann stand sie auf und blickte in der Richtung gegen das Schloß hin. Da verhüllte sie ihr Gesicht und schluchzte laut. In tiefschmerzliche Gedanken versenkt, trat sie den Heimweg an und zwar, ohne es zu merken, durch das Dorf. Es war schon Feierabend; die Leute standen oder saßen vor den Häusern. Als Lori an ihnen vorüberging, ward sie natürlich sogleich der Gegenstand der Unterhaltung.

„Schade, ewig schade um das schöne Mädchen!“ sagte mit wahrer Theilnahme die Mutter Wiedermann.

„Ja so geht's.“ versetzte die Leutgeb. „So geht's, wenn man sich so weit vergißt. Zwischen zwei Stühlen auf der Erde, das ist ihr Loos. Hat Gräfin werden wollen, das armselige Ding und war unchristlich genug, mit der gottverlassenen Satansbrut, der Wolfsmüllerin sich einzulassen, um ihren Zweck zu erreichen. Es ging nicht mit guten Dinken zu, nein, nein! Ich hab's damals schon gewußt, als ich sie mit „zweierlei“ Schuhen einhergehen sah, die Lori daß sie in der Gewalt des „gar Andern“ sei. Gott sei mir gnädig, sie hat sich umgeschaut.“

Lorchen hatte diese Rede gehört und sich in der That umgesehen. Ihr Blick sagte Alles! Die ungebildeten Banersleute erkannten gleichwohl den ganzen Jammer, dem auf den Herzen der Unglücklichen lastete.

„Schweigt doch!“ rief der Kapeller, der nun wieder das war, was er ursprünglich gewesen. „Schont das Unglück, Gevatterin!“

„Gott der Herr sei ihr gnädig der Armen!“ sagte der Preisecker, der sonst ein Krakeeler, jetzt recht weich gestimmt war.

„Mir thut's nur leid um den Schultes!“ meinte der Leutgeb. „War ein recht braver und gescheidter Kerl. Hätten einen rechtschaffenen Schulmeister an ihm bekommen. Nun freilich ist's vorbei.“

So sprachen die Dorfbewohner, als sie Lorchen sahen.

Es war das Letztemal, daß sie auf der Gasse erschienen war. —

Den Winter überlebte sie noch — aber den Frühling nicht mehr. Auf diesen hatte sie noch eine schwache Hoffnung gesetzt. Er erfüllte sie nicht. „Es müsse sich Alles ändern!“ hatte sie gesagt. Aber es änderte sich nichts.

Da brach ihr Herz.

Es mußte brechen! — Wie die Verhältnisse einmal standen, so konnte Lorchen unmöglich mehr fortleben. Wenigstens hatte sie diese Meinung. Ihr Gedankengang war eigenthümlich. Sie schämte sich erst vor der ganzen Welt, zuletzt vor sich selber. Und doch gab es Augenblicke, in denen sie sich für eine doppelt Betrogene hielt. Dachte sie an Eugen, so schien es ihr, daß er sie schmählich verlassen habe — dachte sie an Raimund, so zürnte sie ihm, daß er nicht ausgeharrt in der Prüfung. Aber solche Prüfungen, welche die Treue verletzen, gibt es nicht! Es war ein zweifacher Widerspruch in Lorchens Leben. Daran ging sie zu Grunde. Für den Vater einzig und allein zu leben, den gebrochenen Mann mit seinem und ihrem Schicksal zu versöhnen, das wäre noch möglich gewesen. Aber hätte

die Seele hiezu Kraft gehabt, der Körper hatte sie nicht mehr. Die furchtbaren Kämpfe hatten ihr Nervensystem zerrüttet. Sie schwand von Tag zu Tag zusammen, bis sie nicht mehr im Stande war, sich auf den Füßen zu erhalten. Mit Ergebung in den Willen Gottes empfing sie die letzte Wegzehrung.

Als es zu Ende ging, wurde sie heiter. Sie sprach mit ihrem Vater von allerlei Dingen. Auch von Raimund. Wenn ihn der Vater jemals wiedersehe, möge er ihm einen Gruß von ihr ausrichten und ihn in ihrem Namen bitten, ihrer ohne Groll eingedenk zu sein. Des Grafen erwähnte sie mit keiner Silbe. Einmal sagte sie: „Ich liebe Dich, mich reizt Deine schöne Gestalt!" Dann: „Kumm' Kalberl, kumm'!" Sie lachte freundlich und schalt den Vater, daß er weine, wenn sie so gut gelaunt sei.

Bevor sie das Bewußtsein verlor, betete sie leise. —

Und dann starb sie.

Nachtisch.

(Eine Beerdigung bei den Indianern.) „Der Tod der „Indianerprinzessin" und Tochter des obersten Häuptlings der Winnebago, welche durch einen Eisenbahnzug schwer verletzt worden war, erfolgte den 4. August. Ihr Lager war unter einem Baume auf einem kleinen Hügel in der Nähe eines Dorfes aufgeschlagen. Die Erstarrung nahm den Vormittag rasch überhand und sie gab die Hoffnung auf. Bald nachher begann sie ihren Sterbesang. Die klagenden Töne wurden deutlich unten von den Dorfbewohnern vernommen und schnell verbreitete sich die Nachricht von Haus zu Haus, daß die Tochter des Häuptlings sterbe. Die Indianer eilten den Hügel hinan und füllten den Wigwam (Zelt.) Sie war noch stark genug, sich am Ellenbogen aufzurichten, drückte Allen die Hand, küßte ihre Kinder und die Wärterin, welche sie so treulich pflegte. Da die Erstarrung sich auf die Lebensorgane erstreckte, so war ihr Tod ein schmerzloser. Weiße und Indianer zusammen schmückten sie für das Grab. Sie wurde sorgfältig gewaschen, ihr Haar geglättet und mit einer neuen schönen Perlenschnur geheftet. Ihre Wangen wurden hochroth bemalt. Silberne Ringe wurden ihr durch's Ohr gezogen und ihren Hals umschlang ein Geschmeide heller Perlen. Scharlachfarbige Höschen, Moccasin's, ein blauer Rock, ein Mieder und eine rothe Decke, Alles neu und mit Perlen besetzt

rüsteten sie würdig zum Erscheinen im Geisterlande aus. Wie sie so da lag, lüfteten junge Indianermädchen den Vorhang des Zeltes und warfen Schnüre von Perlen und Wampum (Gürtel aus Muscheln) hinein. Ein Beutelchen mit Reis und Tabak wurde neben ihr Bett gestellt. Gegen Sonnenuntergang wurde sie in einen Sarg gelegt und unter einen Baum getragen. Die Indianer schaarten sich im Kreise, mit dem Rücken gegen den Sarg gekehrt. Ein leises Klagelied wurde gesungen; nun erhob sich ein alter Indianer mit gefalteten Händen und blickte ge'n Himmel. Er hielt eine Rede, und ge'n Osten deutend, malte er die verschiedenen Perioden ihres Lebens, welche er an dem Gang des Taggestirns über den Himmel illustrirte. Er schloß mit einer eindringlichen Erzählung der edlen und aufopfernden Handlungen, welche das Ende ihres Lebens herbeiführten. Nach einem abermaligen Gesang wurde der Sarg zum Gipfel des Hügels am andern Ende des Dorfes getragen. Ein Grab ward ihr einige Schritte von der Ruhestätte des großen Winnebagoredner's Wanken Dekoray, welcher vor 4 Jahren durch Eisenbahnwagen überfahren worden war, gegeben. Nachdem die Leiche hinabgesenkt war, schritt der Bruder der Verstorbenen über das Grab und warf eine Hand voll Tabak hinein. Die andern Indianer folgten ihm. Der Abendzug von Osten brachte den alten Häuptling mit, der sein Lager am Wicconsin besuchte. Er wußte nichts vom Tode seiner Tochter. Als er davon benachrichtigt wurde, zerschlug er seine Brust und es entrang sich ihm ein Schmerzensschrei, der bis zum Himmel zu dringen schien. Die Menge, welche ihm entgegen gegangen war, verlassend, schritt er schweigend und einsam den gewundenen Pfad zum Grabe hinan. Welche Gefühle die Brust des alten Häuptlings auf dieser nächtlichen Pilgerfahrt durchzogen, weiß nur er. Ich wurde ihm am nächsten Morgen durch einen Dolmetscher vorgestellt. Als auf den Tod seiner Tochter angespielt wurde, schlug er sich an die Brust und rief, nach oben deutend: „Meine Tochter!" Dann fügte er mit einer ernsten Handbewegung hinzu: „Der große Geist schuf uns Alle — den rothen wie den weißen Mann. Vor ihm sind wir Alle gleich. Ich hege keinen Groll. Es war der Wille des großen Geistes, daß meine Tochter sterbe. Sie wollte das Leben ihres Kindes retten, und darüber verlor sie ihr eigenes. Sie war immer eine gute Tochter. Wir werden uns oben begegnen." — Wie beschämt dieser schlichte Wilde unsere aufgeblassenen Weisen und Gelehrten, die mit ihren Forschungen den Glauben an Gott und Ewigkeit nicht vereinigen können!

* * *

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann.



№ 74.

Dreihundert Angstminuten,

oder:

Der Schneidergeselle in höchsten Nöthen.

Kennt ihr das herrliche Rosenthal zu Leipzig, jenen freundlichen Eichenhain mit dem Schweizerhäuschen? Gewiß hat ihn jeder Fremde besucht, der nach Leipzig gekommen; denn das Rosenthal ist ja die einzige Poesie, welche die große Handelsstadt aufzuweisen hat. Kennt ihr aber auch das wilde Rosenthal? Ja! sein Eingang beginnt links am Jakobs-Hospital und führt so immer weiter hinter, wo das Laub der Bäume grüner und buschiger wird und die Fluthen der Pleiße eiliger sich dahinschlängeln. Hier, an einer geeigneten Stelle, ist eine Bretterbude aufgeschlagen und ein Flußbad, wo man für einen Sechser oder für einen Neugroschen seinen irdischen Leichnam vom Schmutze der Alltagswelt reinigen und abspülen kann.

Diese Anstalt ist aber ein Werk der neueren Zeit und im Jahre 1831, wo unsere Geschichte spielt, war davon noch nichts zu sehen. Das Baden an diesem Orte war überhaupt seltener, weil hier der Fluß ungemein reißt und im Falle der Gefahr keine menschliche Hülfe zugegen, da höchstens ein paar Philosophen, ein verliebtes Pärchen oder sonst ein Grillenfänger auf diesem Pfade schreitet.

Ein Schneidergeselle, welcher das Bedürfniß einer leiblichen Reinigung fühlte, machte sich an einem heißen Julitage Vormittags 10 Uhr auf, um hier ein Bad zu nehmen.

Angethan mit einem hübschen blauen Fracke und nagelneuen Sommerhosen, eilte der Held von der Nadel und Scheere in das wilde Rosenthal. Als er sich eine Badestelle ausgesucht, wo keine menschliche Seele zu er-

blicken war, kleidete er sich aus, nahm seine sieben Sachen, legte sie oben unter einen Strauch und stieg so in den Fluß nieder. Da die Schneider immer zu schwimmen und zu waten haben, so schwamm auch der Geweihte der Scheere auf und nieder und tauchte von Zeit zu Zeit auch sein langbehaartes Scheitelchen unter.

Endlich glaubte er, es sei Zeit, sich wieder hinaus zu machen. Er steigt an's Ufer, trocknet sich und wirft das Hemd' über seine schmächtige Gestalt. Als dies geschehen und er in die Höschen fahren will, wirft ihn der Schrecken fast zu Boden — die Hosen sind weg, verschwunden, nichts zu finden, so weit er auch spähet und blicket. Da sinkt er an's Ufer und weint — und lamentirt und flucht; er blickt in die Gesträuche, er blickt in die Gewässer, sie rauschen herauf, sie rauschen hernieder, — das Höschen bringt Keiner wieder.

Da saß denn der Arme da, wie die Kinder Israels an den Flüssen Babylons. Endlich ermannt er sich, zieht die Stiefeln, sowie die Weste und den Frak an und wagt sich ein wenig weiter; denn ihm wurde es nur allzuklar, daß ein Spitzbube, ein Vagabund einen Hosenraub begangen und vielleicht schon über alle Berge war. Man denke sich den sonderbaren Anzug, wie ein Bergschotte, ohne Hosen ging er am Ufer auf und ab. Er spähete, ob er nicht etwa eine menschliche Gestalt erblicke: nichts, nichts; — das wilde Rosenthal glich einer einsamen Wüste.

Jetzt hörte er schon die Uhr im Hospital Zwölf schlagen, — Zwölf, wo man zu Tische geht, und er hatte Hunger wie ein Wolf. Es schlug Eins, Zwei, Drei, — es ließ sich noch Niemand blicken, obgleich er wohl an tausend Schritt vorwärts eilte und so eine Menschen-Entdeckungsreise antrat.

Das Schneiderlein war außer sich. Es war blauer Montag und er hatte dem Breslauer und dem Danziger mit Wort und Hand versprochen, zwischen 3 und 4 Uhr mit seiner angebeteten Jette in die Schenke nach Eutritzsch zu kommen. —

„O Jettchen! o Jettchen!" rief er aus, „wie hart prüft mich das Schicksal und noch dazu heute am blauen Montage, wo wir uns einmal lustig machen wollten." Jetzt klagte er dem Walde sein Leiden, daß das Echo wach wurde und schleuderte Verwünschungen schockweise dem Hosenräuber nach. Schon wollte er das Kühnste, das Ungeheuere wagen, in seinem Costüm bis an das Rosenthalthor zu gehen und dort dem Polizeidiener sein Leid zu klagen, als ihm einfiel, daß die Damen jetzt in Masse nach dem Kaffeetempel pilgerten.

Er setzte sich nieder in das grüne Gras; die Vögel zwitscherten so munter auf den Bäumen, in seinem Innern aber sah es trübe und dunkel

aus. Da saß er denn in des Waldes düstern Gründen, im Gebüsche tief versteckt, während daheim seine Jette in höchster Besorgniß weilte, da sie wußte, daß der Vielgetreue des Vormittags baden gegangen und noch nicht zurückgekehrt war.

Während er so da saß, in der schrecklichen Einsamkeit, unter Larven die einzig fühlende Brust, da hörte er, wie Jemand mit Stahl und Stein Feuer schlug. Er blickte hin und — O Hüon, mein Retter! ein schlichter Bürgersmann kam des Weges daher.

Gleich einem Bajazzo, wenn er sich auf das Seil schwingt, sprang das Schneiderlein empor und eilte auf den Wanderer zu, der nicht wenig erschrack, als er ein feines Bürschchen im Frack, ohne Hosen auf sich zukommen sah.

Binnen weniger Minuten war er aber von Allem unterrichtet und der Schneider beschwor ihn, augenblicklich in die Stadt zu gehen, auf den Brühl, am Zuchthauspförtchen, Nummer so und so, vier Treppen hoch.

Der Spaziergänger im Rosenthal fühlte ein menschliches Rühren und eilte dem Zuchtsauspförtchen zu, um den Gefangenen mit Herbeischaffung einer Hose aus seiner verzweifelten Lage zu reißen. Er stürzte die 4 Treppen hinauf und klingelte gar mächtig. Da fliegt die Thüre auf und Jette steht vor ihm.

„Mamsellchen!" stotterte er, „der Schneidergeselle, der hier wohnt ist heute früh in's Rosenthal gegangen, um zu baden und . . . . ."

„Ertrunken!" — Plautz! Jette fiel in Ohmacht; nein, erst halb, denn der rosenthal'sche Gesandte telegraphirte mit den Armen und machte dann ihrem Trommelfell mit starker Stimme begreiflich, daß dies nicht der Fall, daß man ihm blos die Beinkleider gestohlen und er mit einer Hose zu retten sei. Jettchen wollte das nicht glauben; als aber der Bote seine Hand mit der meerschaumenen Pfeife emporhielt und seine Ehre zum Pfande einsetzte, da stürzte die Erfreute nach dem Kleiderschranke, und riß eine zweite Sommerhose an das Tageslicht.

Die Liebe ist mächtig, sie mußte den Hartgeprüften selbst trösten, sie mußte mit hin, um ihn zu befreien und ihn dann im Triumphe in die Schenke nach Eutritzsch zu führen.

Beide gingen. Fünfzig Schritte vor dem Plätzchen, wo der Held von Nadel, Scheere und Bügeleisen sein Asyl genommen, blieb das getreue Jettchen stehen und mit den Worten: „Land! Land!" überbrachte der Gefällige das Höschen. Mit einem Satze sprang der Schneidergeselle hinein, bedankte sich tausend Mal und stürzte dann auf seine Geliebte zu. — In den Armen lagen sich Beide und der Schneider weinte vor Freuden. Nachdem sie sich etwas erholt hatten, eilten sie zur Schenke in Eutritzsch, um

bei einer Flasche Wein und einem soliden Walzer die Angst und die Leiden des so schwarz begonnenen blauen Montags zu vergessen.

Die betrogenen Zollbeamten.

Ein französischer Offizier unternahm eine Reise nach England und sann über ein Mittel nach, sich dieselbe so wenig kostspielig als möglich zu machen. Bald war ein solches gefunden. Man rieth ihm, eine Partie französischer Handschuhe einzuführen, welche jenseits der Meerenge ein gesuchter Artikel sind und sich dort zu einem guten Preise anbringen lassen, wenn der hohe daraufliegende Zoll durch Hintergehung der Zollbeamten nicht darauf gezahlt wird. Der Offizier kaufte davon für eine nicht unbedeutende Summe, ließ sie sorgfältig verpacken und begab sich auf die Reise.

Er langte in Dover an. Die Zollbeamten fragten ihn, ob er Steuerbares bei sich führe und er entgegnete: Eine Partie französischer Handschuhe, für die ich den Zoll entrichten will. Ueber den Werth derselben befragt, gab er denselben zur Hälfte des Einkaufpreises an und unterzeichnete die Declaration.

Die Zollbeamten untersuchten das Gepäck des Offiziers und sahen bald, daß der eigentliche Werth der Handschuhe wenigstens noch einmal so groß sei, als Jener angegeben hatte; sie machten daher von dem ihnen durch das Gesetz verliehenen Rechte Gebrauch, belegten die Waare mit Beschlag und zahlten dem Eigenthümer den angegebenen Werthbetrag aus. — Der arme Offizier war ruinirt und wollte Anfangs verzweifeln. Aber er gab einer vernünftigen Ueberlegung Raum, und nach Prüfung der Zollgesetze fand er bald ein Mittel, wie er sich an den englischen Zollbeamten rächen und sein Geld mit Zinsen wieder erlangen könnte.

Die Erledigung des eigentlichen Zweckes seiner Reise auf andere Zeit verschiebend, trat er augenblicklich die Rückreise an und landete in Calais. Er hatte einen Freund, welcher Besitzer einer großen Handschuhfabrik war. Diesen benachrichtigte er von dem Unglücke, das ihm zugestoßen und theilte ihm den Plan mit, den er auszuführen im Begriffe stehe. Sein Freund fand denselben sehr leicht ausführbar und beeilte sich, dem Offiziere eine wohlassortirte Sendung von Handschuhen zu einem bedeutenden Betrage zu übermachen.

Es war unserm Reisenden bekannt, daß sämmtliche Zollämter in Großbrittanien die von ihnen confiscirten Waaren einmal im Jahre, an demselben Tage, zu derselben Stunde versteigern lassen, und er trug Sorge, daß er sich zu dieser Zeit wieder jenseits des Kanals befand.

Nachdem er die ihm übermachten Waaren in zwei Theile gebracht hatte, vertraute er die eine Partie einem Freunde an, damit dieser sie über Brigthon in England einführen sollte; die zweite Partie behielt er an sich, um damit in Dover zu landen.

Beide schifften sich ein. Sie langten bei den Zollämtern an und deklarirten die Handschuhe. Man verlangte den Werth derselben zu wissen und dieser ward wiederum nur zur Hälfte angegeben. Sowie das erste Mal wurde nach erfolgter Untersuchung auch diesmal die Waare mit Beschlag belegt und Jedem der deklarirte Werthbetrag ausgezahlt.

Der Tag, welcher zur Versteigerung der confiscirten Waaren bestimmt war, kam heran. Unsere Freunde begaben sich jeder nach dem entgegengesetzten Zollamte, der Eine nach Dover, der andere nach Brighton. Sie traten ein und prüften die ausgestellten Waaren anscheinend mit großer Gleichgültigkeit; endlich schienen Handschuhe ihre besondere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Aber plötzlich geriethen sie in großes Erstaunen, denn zu Dover gehörten alle Handschuhe ausschließlich für die rechte Hand zu Brighton für die linke.

Die beiden Zollämter, 30 Meilen auseinander liegend, hatten jedes für sich gehandelt; man hatte die Packete vorher nicht sorgfältig genug untersucht und sie zu übereilt in Beschlag genommen. Die Versteigerung hat begonnen, man muß verkaufen, ohne allen Aufenthalt verkaufen, und den beiden Franzosen wird die anscheinend nutzlose Waare zu einem Spottpreise zugeschlagen.

Am folgenden Tage trafen sie zusammen, ordneten die Handschuhe paarweise und 48 Stunden später hatten sie ihren ansehnlichen Vorrath mit einem bedeutenden Vortheile verkauft.

Ein Tag aus dem Leben eines Polizeidieners.

(Von ihm selbst niedergeschrieben.)

Memoiren und Geheimnisse! Du lieber Himmel! wenn ich aus meinem kleinen Leben alle die Fahrten und Abenteuer zu Papier bringen wollte, die ich im Verlaufe von 20 Jahren mit Vagabunden und Spitzbuben gehabt, ich könnte ganze Bände füllen. Wie manchen Gauner habe ich erwischt, der seit Jahren seine Bübereien verübt, wie manchem Spitzbuben bin ich auf die Spur gekommen, der schon mehr als drei Dutzend Gensdarmen hinters Licht geführt. Ja! selbst den Aktuaren und Criminalrichtern habe ich oft Rathschläge ertheilt, die sich erprobten, und wenn es gelang, so hieß es immer: Der X. ist doch ein Mordskerl, schade, daß er nicht studirt hat, er wäre ein vortrefflicher Criminalist geworden.

Jetzt nur ein kleines Pröbchen. Es war in der ersten Meßwoche, als mich der Herr Criminalrichter in sein Zimmer rufen ließ und mir eröffnete, daß der als Spitzbube in allen Zeitungen steckbrieflich verfolgte Jude St. gewiß zur Messe kommen werde, indem er vorzüglich auf Ringe und Juwelen sein Augenmerk richte. Ich ließ mir noch einmal den Steckbrief geben und merkte mir das Signalement des saubern Burschen, der, wie uns bekannt, immer 6 bis 8 falsche Pässe und Perücken bei sich führte.

Ich stellte nun nach, gab mir alle mögliche Mühe, und nach Verlauf von zwei 2 Stunden hatte ich ausgeforscht, daß die Ehefrau des großen Gauners angekommen, sich aber unter falschem Namen da und dort einquartirt habe.

Herrlich, sagten die Herrn, wenn wir nur die haben, so sind wir schon ein Stück vorwärts; denn sie muß doch wissen, wo sich ihr Mann aufhält. — Nach 10 Minuten hatte ich die Frau auf dem Polizeiamte. Einquartirt unter falschem Namen, — die Sache war verdächtig, und da nach eingezogener Erkundigung ihr Lebenswandel nicht der beste war, so wurde sie gleich oben behalten und auf Nummer Sicher gebracht. Ich suchte nun ihren saubern Gatten von früh bis Abends. Obwohl ich ihn in meinem Leben nie gesehen, hätte ich ihn doch unter Tausenden herausgefunden, so fest hatte ich mir sein Signalement eingeprägt. Schon waren 4 Tage vergangen, und ich gab alle Hoffnung auf, als mir ein Gedanke kam, durch dessen Ausführung es vielleicht möglich war, das gewünschte Ziel zu erreichen. Ich ging zum Herrn Criminalrichter und sagte: ich wüßte etwas, womit wir vielleicht den St. fangen könnten, und das wäre des Gauners eigene Frau. —

„Wie so? Auf welche Art?"

„Sehen Sie, Herr Criminalrichter, daß der Spitzbube sich hier aufhält, glaube ich fest überzeugt zu sein. Wo seine Frau hingekommen, weiß er sicher nicht, und gewiß sucht er sie an allen Ecken und Enden, da, wie wir bereits in Erfahrung gebracht, die saubere Pflanze mit in seine Geheimnisse eingeweiht und sich als Diebeshehlerin gebrauchen läßt. Da hätte ich nun so einen Plan."

„Laßt hören!"

„Der Kerl ist ungeheuer eifersüchtig; damit können wir ihn besonders in's Netz locken. Wenn Sie es für gut finden, so ziehe ich mich gut und fein an, nehme die Frau am Arme und spaziere so mit ihr Straße auf, Straße ab. Wenn ich meinen blauen Frack mit den blanken Knöpfen, die weiße Weste und meine silberfarbenen Pantalons anhabe, da fällt's ihm gewiß nicht ein, daß darunter ein Polizeidiener steckt. Die Eifersucht wird

ihn augenblicklich herantreiben, und sehe ich den Burschen nur von Weitem, so ist er unser."

„Hm! gar nicht übel ersonnen. Mache Er einen Versuch und das gleich morgen Vormittag, denn heute ist es schon zu spät."

Den andern Tag erschien ich wie ein Baron. Alle wunderten sich, daß ich die Uniform ausgezogen und zwar an Tagen, wo unsere Thätigkeit doppelt und dreifach in Anspruch genommen wurde. Die Frau wurde heruntergeholt und ihr mit kurzen Worten erzählt, daß sie mir willig folgen solle, wie und wohin es auch gehe. Unten an der Thüre erbat ich mir ihren Arm. Sie machte Umstände, ich keine; denn ich griff nach demselben und raunte ihr unter Vorausschickung einiger Grobheiten zu, daß sie sich nicht mucksen und unbedingt gehorchen sollte.

Arm in Arm nahm jetzt die Wanderung ihren Anfang, indem in gehöriger Entfernung einige Diener der Gerechtigkeit folgten. Na, ich denke noch daran, wie mich Mehrere angafften, die mich, einen guten Ehemann und Familienvater, am Arme eines fremden Frauenzimmers erblickten, welches gerade nicht das freundlichste Gesicht machte.

So waren wir schon an 3 Stunden in der Stadt herumgelaufen, aus einer Straße und Gasse in die andere, auf und nieder, um den Markt herum und die während der Meßzeit belebtesten Straßen wohl 2- 3 Mal. Mehrere Male wollte sich meine unfreiwillige Begleiterin los machen; ich mußte alle Beredtsamkeit aufbieten, damit sie sich ruhig verhalte und nicht eine Miene verziehe. Ich war müde geworden und gab schon alle Hoffnung auf, als mir einfiel, in die belebteste Vorstadt zu gehen und da noch einen Versuch zu machen, zumal hier immer viel Handel und Wandel ist und die sog. Schacherjuden allda besonders ihr Wesen treiben.

Meine Begleiterin machte ein bitterböses Gesicht; half aber nichts; die Sache war zu wichtig und an der Erlangung des Diebes lag der Behörde ungemein viel, zumal selbiger schon der wachsamen Polizei in Wien und Prag entgangen.

Als wir über den Platz herüberkamen und uns schon am Eingange einer Gasse befanden, wo gerade nicht die feinste Sorte der Einwohner und der Meßfremden wohnt, wurde meine Dame am Arme plötzlich ungemein unruhig. In demselben Augenblicke kam ein anscheinend gutgekleideter Mann mit dem Rufe: „Rachel! bist Du's?" auf uns zu. Ein Blick auf die Person und ich wußte, woran ich war. Während ich mit dem einem Arme meine Begleiterin fest an mich presse, mit dem andern den Hut abnehme und dem Manne ein artiges Compliment mache, war er heran gekommen und sah mich mit einem wüthenden Blicke an. Seine Ehehälfte fing an Geberden zu machen, in diesem Augenblicke aber reichte ich ihm die

Hand und hielt ihn so fest. „Herr! jetzt keine Sperenzien gemacht, oder Sie soll . . . . . Da waren meine Getreuen hinter mir mit Sturmschritt herangeeilt und — die Verhaftung wurde vollzogen.

Dieses geschah Mittags zwischen 12 und 1 Uhr. Der Herr Criminalrichter war schon nach Hause gegangen; ich traf ihn bei Tische. „Wir haben ihn, Herr Criminalrichter!“ begann ich beim Eintreten: „Wie? was? der Streich ist gelungen? Hier! trinkt ein Glas Wein!“

Den Nachmittag wurde in des Gauners Behausung, (er hatte in 5 Tagen fünf Logis gewechselt) scharfe Haussuchung gehalten. Tief versteckt unter seinen Kleidern fand ich ein Ledersäckchen mit Brillantringen und sonstigem Schmucke, der meistentheils in Wien gestohlen worden war. Noch viele Diebstähle kamen durch diesen ausgefeimten Betrüger an den Tag, der nun im Zuchthause Zeit hat, über sein schlechtes Leben nachzudenken.

Ich bekam später vom Polizeiamte ein Belobungsschreiben und vom Juwelier aus Wien eine kleine Belohnung.

Nachtisch.

Behaglich saßen in einer Gaststube einige Lebemänner und zechten fleißig, während ein armer Wandersmann hinter'm Ofen sein Stückchen schimmlicht Brod kaute. Begeistert von dem duftigen Getränke, rief endlich einer derselben, sein Glas hoch erhebend, aus:

Es gab Natur doch sonder Zweifel
Ein Gläschen Wein für jeden Erdensohn!

da antwortete der hinter'm Ofen in gleichem Rhythmus:

So sagt mir aber doch zum Teufel,
Wo bleibt denn meine Portion?

(Ein probates Mittel gegen die Halsbräune.) Man rühre 3 Löffel voll ungereinigten Honig, Nuß groß Butter untereinander und gebe dem Kinde zum Einnehmen und gleich darauf ein Glas noch warmer, frisch gemolkener Milch.

* * *

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann.



№ 76.

Der Tintoretto.

(Fortsetzung.)

Er hörte nur diesen einen Namen und da wankte er denn wie im Traume in das kleine Gemach des Tizian, das neben der Malerwerkstatt belegen. Als er sich allda aber seinem Meister allein gegenüber sah kam ihm plötzlich die Erinnerung dessen, was er eben vernommen — und die volle Besinnung zugleich, und er rief mit häßlichem Lachen: „„Ei Meister Tizian, ich hoffte, daß Ihr Euer Töchterlein für ein wirkliches Princip aufgespart, und nun seid Ihr gar so eilig, es wegzuwerfen an Einen der Schlechtesten unter uns!““

Aber der Tizian blickte nur ernst, nicht zürnend den Verzweifelnden an, so daß der Tintoretto endlich die Augen niederschlagen mußte. Dann legte der Meister seine Hand auf die Schulter des Schülers und sagte: „Mein Kind läßt Euch insbesondere grüßen, Giacomo Robusti, und hat Euch allezeit lieb gehabt, wie man einen treuen Bruder liebt, und bittet jetzt die Heiligen, daß selbige Euer Herz wandeln mögen, damit Ihr Beide einander dermaleinst begrüßet als Bruder und Schwester. — Auch begehrt die Lavinia ein Angedenken von Eurer Hand, einige Heiligenbildlein, von Eurem Pinsel auf Pergament gemalt, damit sie selbige Tafeln in ihr Meßbuch lege und also Eurer auch in ihrem Gebete eingedenk sei. Als ich ihr sagte, daß solche zierliche Malerei nicht für Euch passe, hat sie mir geantwortet: „„Der Tintoretto vermag Alles, wenn er nur ernstlich will; er er wird seinen gewaltigen Pinsel zwingen, fein und zierlich zu malen, weil ihn Lavinia, seine Schwester, bittet.““ So lautete ihre letzte Botschaft, denn vor einer Stunde hat sie die Reise nach Padua angetreten, allwo sie die wenigen Wochen bis zu ihrer Ehe unter der Obhut der frommen

Schwestern vom Herzen Jesu zu verleben begehrte. — Ihr aber habt wenig Zeit, Giacomo Robusti, denn heute in vierundzwanzig Tagen feiern wir die Vermählung Lavinia's."

Da richtete Tintoretto sein gesenktes Haupt empor und ein Blitz wilder Freude zuckte über sein bleiches Angesicht.

„„Es geschehe, was Eure Tochter geboten! Sie hat Recht, der Tintoretto vermag Alles, wenn er nur ernstlich will. Die Täflein sollen am Trauungstage in den Händen meiner neuen Schwester sein; sie mag sie in ihr Meßbuch legen, wenn sie zur Kirche geht. Zürnt mir aber nicht, wenn ich sie nicht in eigner Person der Braut überbringe: ich gedenke, meine Schwester Lavinia erst wiederzusehen, sobald sie unwiderruflich eines Andern ist. — Gestattet mir auch, die kleinen Bilder daheim in meiner Klause zu malen. Ich versuchte noch nie dergleichen und mag nicht, daß eines Andern Augen, selbst die Eueren nicht, mir dabei über die Schulter blicken. Haltet auch Euern Sohn Orazio ab, daß er mich aufsuche; für eine Weile mag der Tintoretto verschwinden, bis er freiwillig zu Euch zurückkehrt aus seiner Verbannung."

„Sorgt nicht! Mit dem Wissen und Willen des Tizian soll Euch Keiner stören; und Lavinia mag Euch dereinst danken, daß Ihr ihren Wunsch erfüllet!" antwortete hierauf der Meister.

Dann verneigte sich Tintoretto tief vor ihm und verließ sonder Verzug das Gemach. Draußen in der Vorhalle harrte seiner der junge Orazio, allein er wies den Knaben finster zurück und ging hastigen Schrittes von dannen. Sein Wesen aber war seltsam verstört, und hätte ein frommer Priester ihn angeschaut in jener Stunde, würde er wohl erkannt haben, daß böse Geister Besitz genommen von dieser armen Seele, und daß das Feuer, das aus den Augen des Tintoretto blitzte, wohl nimmer eines Engels Hand angezündet! — —

Von Stund' an sah man den Tintoretto weder im Palaste des Tizian noch bei den öffentlichen Festen, selbst nicht einmal mehr auf der Piazetta, es war, als sei er verschwunden von der Erde; und so Mancher auch im Laufe der nächsten Tage und Wochen an seine Thür klopfte, Keiner erhielt Einlaß, noch vernahm man einen Laut der Stimme des Vermißten. Tag für Tag arbeitete Tintoretto, in seiner Kammer in dem Sestier della Croce, mit unermüdlichem Eifer. Und er arbeitete nicht umsonst. Umgeben von feinen und wunderzierlichen Arabesken erstanden allmählig die Bildnisse gar mancher hehren Heiligen unter seinem Pinsel, und die blonde Lavinia hatte wirklich Recht: „Der Tintoretto könne Alles, sobald er ernstlich wolle." Denn in unvergleichlicher Farbenpracht und Zartheit leuchteten die Pergamenttäflein für das Meßbuch der Lavinia auf, die er bemalt.

Aber es waren keine frommen Gedanken, die ihn bei der frommen Arbeit erfüllten; denn bei all' den köstlichen Lichtern, die er aufsetzte, bei all' der Lieblichkeit, die in dem Angesichte der heiligen Barbara strahlte, bei all' der Hoheit in der Gestalt der Gebenedeiten des Herrn, die sein Pinsel geschaffen, blieb die Stirn des Malers finster wie eine sternlose Nacht, sein Auge starr und düster, seine Wangen bleich wie die eines Schwerkranken. Niemand begegnete ihm auch in dieser Zeit in der heiligen Messe, wie doch solchen Gang dazumal kein Meister versäumte, der Heiliges zu malen wagte; und nur spät Abends hätte man den Tintoretto sehen können, wie er durch enge Gäßchen schlich, in eine Gondel schlüpfte und sich nach dem Guidecca herüber rudern ließ. Allda besuchte er ein kleines zerfallenes Haus, in dessen Fenstern man niemalen ein Lichtlein schimmern sah. Der Arzneihändler Zanchetti wohnte da, von dessen Geschicklichkeit sich die Leute wundersame Dinge erzählten. Es wagte aber dennoch selten einmal Einer, seine Zuflucht zu dem Signor Zanchetti zu nehmen, denn man redete heimlich dem finstern Florentiner nach, daß er eben so geschickt einem Kranken das Todestränklein zu brauen wisse, als den Genesungstrank, und daß er vor Jahren sein eigen Weib und Kind daheim auf die grausigste Weise vergiftet. — Bei ihm blieb der Tintoretto stundenlang.

Wenn er endlich verstört und scheu aus dem verrufenen Hause trat und den Heimweg suchte, geschah es ihm allezeit, daß er in der Nähe des Rialto einen Knaben fand, der vor einem armen Lämplein in der Nähe eines Gnadenbildes kleine gemalte Heiligenbilder feil hielt und sie den Vorübergehenden entgegensendete. Und es war, als ob der hübsche Knabe es dem Tintoretto angesehen, daß ihm vielleicht vor allen Andern die Gesellschaft eines frommen Heiligen von Nöthen; er reichte ihm nämlich stets mit absonderlich eindringlichen Blicken seine bunten Bildchen hin, und Tintoretto hatte auch niemals das Herz, sie abzuweisen. Er griff freilich danach, ohne recht hineinzuschauen und warf dann dem dankbaren kleinen Verkäufer dabei eine geringe Münze hin. Eine Strecke weiter versenkte er die Blättchen aber allezeit in den Canal, denn es war ihm, als ob sie ihm die Finger versengten. — Armer Tintoretto! — Und sie waren wirklich vergangen jene vierundzwanzig Tage, von denen Tizian geredet, und die Tafeln waren vollendet, als Tintoretto zum letzten Male aus dem Hause des Florentiners schlich. — Dieß Mal war es aber am frühen Morgen, wo das erste Leben sich regte auf den Brücken und in den Canälen. In der vergangenen Nacht hatte er vor seiner Thür eine Botschaft gefunden, geschrieben von der Hand Tizian's, welche ihm die Stunde des Vermählungsfestes anzeigte. — Der Signor Zanchetti selber geleitete jetzt den jungen Maler bis an die Schwelle seiner Thür, und übergab ihm allda

erst ein äußerst kunstvoll gearbeitetes Kästlein von dunklem, wohlriechendem Holz, mit silbernem Schlüssel verschlossen, und sagte leise zu ihm: „Da drinnen sind sie wohl verwahrt Eure saubern Täflein; aber Ihr hättet sie mir noch vierundzwanzig Stunden länger sollen lassen, damit das Gift besser eindringe! Doch denke ich: jedwede Hand, welche sie berühret, muß in kürzester Frist verdorren, jede Lippe, die ein Stäublein aus diesem Kasten trifft, muß verwelken — sorgt also nicht, Eure Täflein bringen sichern Tod! Lebt wohl — und so Ihr meiner wieder bedürfet, wisset Ihr, daß ich gegen mäßige Zahlung mit Freuden Euer Knecht bin."

(Fortsetzung folgt.)

Der Freigeist.

(Fortsetzung.)

Nach dem Kaffee wurde ein wenig, aber ganz ausgezeichnet musicirt. Man spielte eines jener lieblichen Trio von Beethoven und zwar mit dem feinsten Gefühl und Verständniß. Unsere Hausfrau saß am Piano, ihr Mann spielte Violoncell und ihr Vetter die Violine. Darauf folgte eines der schönsten Duett's von Pasiello für Violin und Piano. Herr H... war der beste Spieler, den ich je gehört habe. Sein Ton war rein und außerordentlich wohlklingend. In einem Adagio ergoß er reizende Klänge mit solch' klagender Melodie, so durchdringend und traurig, daß er jeden Hörer fast zu Thränen rührte. Sein Spiel zeigte ein tief von Kummer geprüftes Herz.

Die Unterhaltung nahm eine musikalische Wendung. Frau B... erwähnte gegen mich, daß ihr Vetter eine kostbare Sammlung alter Violinen habe, darauf bemerkte ich ihm, wie mir das eine große Freude bereiten würde, selbe zu sehen.

Lächelnd nahm er das auf und sprach:

„Ich habe gehört, mein Herr, daß Sie, wie ich, ein großer Verehrer der Cremona sind, es freut mich, wenn Sie mich besuchen wollen, dann können Sie selbst urtheilen."

Wir bestimmten die Zeit; ich entfernte mich mit stillem Bedauern über diesen hochbegabten Mann, der des einzigen Trostes, der die Leiden und Sorgen des Lebens mildern kann, beraubt war — der Religion.

Am folgenden Morgen machte ich den versprochenen Besuch. Er wohnte in der Nachbarschaft von Bedford-square. Man wies mich in seine Bibliothek, welche mehrere tausend Bände enthielt, alle schön gebunden und in gutem Zustand. Nach wenigen Minuten kam er herein; ich fand mich sogleich ganz heimlich bei ihm. Unser Gespräch nahm eine literarische

Wendung, indem er mir die Schätze seiner Bibliothek zeigte. Es war eine schier beneidenswerthe Sammlung. Aber in einem der mit Gitterwerk von Messing gesicherten und unter Schloß und Riegel verwahrten Schränke gewahrte ich zu meinem Kummer die fürchterliche Schaar der englischen und französischen Freigeisterei. Jedes Werk jener dämonischen Geister, welche sich das Christenthum zu untergraben bemühten, war da vorhanden. Wehe! wie viele Tausende leiden nun in der Hölle für diese Werke; welche fürchterliche Verantwortung werden diese unseligen Verfasser vor dem Richterstuhl Gottes für das Gift, welches sie ihren Nebenmenschen auf den Weg streuten, zu bestehen haben!

„Ich bemerke, Verehrtester — sagte Herr H . . . mit einem ernsten und höflichen Lächeln — daß diese Werke nicht alle nach ihrem Geschmacke sind. Aber ich werde das Vorurtheil keines Menschen beleidigen. Ich halte diese Bücher, wie Sie sehen, unter Schloß und Riegel und Niemand hat Zutritt außer mir allein. Aber kommen Sie, „ich habe einen stärkeren Magnet"*) für Sie: gehen wir in mein Musikzimmer, die Violinen zu prüfen."

Gerne folgte ich. Das Zimmer, in welchem er seine Instrumente hielt, war groß und getäfelt. Weder Vorhänge, noch Teppiche, noch Sopha, noch gepolsterte Stühle, welche den Schall hätten dämpfen können, waren da; es sah aus, wie ein Musikzimmer sein soll, in welchem jeder Ton in aller Reinheit und zu seinem besten Vortheil gehört werden kann.

Den Inhalt bildeten ein großes Piano, drei oder vier Musikpulte, einige Gestelle, auf welchen besondere Violinkästchen standen. Seine Violinen waren alle ausgezeichnet.

Zwei, eine Guarneri und eine Stradivari waren von unvergleichlicher Schönheit der Tones. Ich hörte sie mit wahrer Ehrerbietung. So manche Generationen haben diese zarten und gebrechlichen Cremoneser durchlebt. Wie viele Reiche wurden verloren und gewonnen, wie manche Dynastien wechselten, seit das gebrechliche und vergängliche Holz in Cremona zusammengefügt war; viele Tausende haben mit entzückter Aufmerksamkeit ihren schmelzenden Tönen gelauscht, und sind jetzt todt und vielleicht vergessen. Geheimnißvolle Tonwerkzeuge! die Kunst, euch zu schaffen ist mit eurem Meister verloren. Industrie und Geschicklichkeit haben vergeblich euch nachzuahmen und wieder hervorzubringen versucht. Ihr steht, o Cremoneser, allein in euerem Ruhme!

Herr H... nahm eine der besten Violinen; die reinsten Melodien strömten unter seinem Bogen hervor, den er mit unglaublicher Leichtigkeit

*) Aus Shakspeares Hamlet.

und Präcision führte; die weitesten Intervalle und Cadenzen behandelte er mit erstaunlicher Gewandtheit und erschöpfte mit wenigen Strichen die ganze Reihe von Accorden, welche auf dem Instrumente möglich waren. Dann schien sein Geist geändert; wie eine traurige Vision zog's vorüber; eine Art schauriger Wuth, als erinnere er sich eines erlittenen Unrechtes schien ihn zu ergreifen, bleich machende Töne, schmerzenerregende Akkorde schallten von den aufgeregten Saiten — bis ich für das unglückliche Wesen, welches ich vor mir sah und hörte, zitterte. Dann spielte er das Nel cor più*), welchem er einen so klagenden und betrübten Ton einhauchte, daß das Herz dabei zerrissen wurde. Darunter waren Töne gemischt, welche der tiefsten Qual eines gebrochenen Herzens entrungen schienen. Dann endete er mit einem leichten und gefälligen Rondo.

Die losgelassenen Töne fielen in einem Silberschauer**) und ließen mich athemlos vor Bewunderung und Wonne. Seine Violine schien ein Theil von ihm selbst; mit ihr, schien es, konnte er am besten die Zustände seines Gemüthes schildern. Hätte er aus seinem Spiel einen Beruf gemacht, er würde mit Paganini rivalisirt haben. Er endete, erschöpft von diesen Anstrengungen.

„Selten finde ich Jemand — sagte er — welcher die Vorzüge der Violine zu würdigen versteht. Wunderbar sind sie in der That und wer kann die Ausdehnung ihrer Gränzen bestimmen? Für das gewöhnliche unachtsame Auge ist sie nur eine Fiedel, aber wer hat je Paganini gehört und bildete sich nicht beinahe ein, daß seine Geige eine Seele habe? Und du, — sagte er, seine Cremoneserin anredend — meine gute, alte Gespielin, du wirst mich vielleicht lange überleben, deine melodischen Töne werden gehört werden, die Pulse Anderer beleben, wenn ich nicht mehr sein werde, wenn dieses empfindende, denkende Princip, durch welches ich existire, vernichtet sein wird und rasten wird im ewigen Schlafe des Todes."

„Mein theurer Herr — erwiderte ich — sind Sie ganz sicher, sind Sie ganz überzeugt, daß dieses das Ende Ihrer irdischen Laufbahn?"

„Ganz gewiß — versetzte er — seit langer Zeit, durch angestrengtes Studium, durch tiefes und reifliches Nachdenken, kam ich zur ruhigen und triftigen Ueberzeugung, daß es kein Jenseits gibt."

Einen Augenblick lang sann ich auf die beste Methode, einer so gefährlichen geistigen Krankheit entgegen zu treten, ich bedachte die große Gewalt dessen, was man den Stolz der Intelligenz nennt und beschloß anfänglich alle und jede Collision mit metaphysischen Einwürfen zu meiden; ich hätte sie wohl zu widerlegen vermocht, sah aber voraus, daß er für

*) Eine italienische Arie.

**) Stelle aus einem Shakspeare'schen Drama.

die Wahrheit noch zu befangen war. Diese Gedanken blitzten mir schnell durch den Sinn und ich beschloß einen ganz entgegengesetzten wirksamen Plan zu verfolgen, wie mich meine Erfahrung in diesen und anderen Fällen gelehrt hatte.

„Erlauben Sie mir — sagte ich — hat diese Ueberzeugung beigetragen, Ihr Glück zu befördern?"

„Glück — rief er aus mit einem geisterhaften Lächeln — das Glück ist lange aus diesem verwundeten Herzen geflohen. Ich suche nicht länger nach Glück. Es ist eine Täuschung, ein Traum, auf welchen nur ein elendes Erwachen folgt! Aber — lassen wir das, mein Herr! ich muß mich über meine heftige Aeußerung entschuldigen, sie entwischte mir, ich weiß nicht wie. Ich bin immer sehr sorgfältig, nicht anzugreifen, was ich für die Vorurtheile Anderer halte. — Ich habe meinen Weg gewählt; es mag nicht der beste sein — je nun; aber so wie es ist, habe ich mich zufrieden gegeben."

„Aber Sie werden mit diesem Bekenntnisse nicht sterben mögen? Ich habe einige Hunderte auf dem Todbett gesehen und oft war ich Zeuge von außerordentlichen Veränderungen im Geist und Herzen der Menschen bei der letzten Stunde ihrer Auflösung. Ich habe nie erfahren, daß einer, wie gedankenlos er auch gelebt, nicht eine innere Ueberzeugung trug, daß denn doch wirklich ein Jenseits ist, und daß er dem Gott, der ihn erschaffen, eine strenge Rechenschaft zu geben habe."

„Hierüber zu reden ist unnütz," sagte er. „Ich stehe fest gegen alle Ueberzeugung, und was den Tod betrifft — gerne wollte ich mich niederlegen und sterben! Ich habe alle die Freuden des Lebens gekostet und ihre Leerheit, ihre Täuschung erfahren! Toll versenkte ich mich in das sogenannte Vergnügen, es fiel bald ab an meinen ermüdeten Sinnen; ich versuchte Literatur, Wissenschaft, Reisen, dachte bei einem Wechsel der Scene die unerträgliche Bürde des Lebens zu mindern, aber ach! Alles umsonst. Ich suchte Freundschaft — wurde enttäuscht und betrogen. Macht nichts. Ich glaube, daß ich leben muß, und so schleppe ich mich denn mit dem verhaßten Leben. Mein Stolz verbietet es, ich wäre feige, wollte ich durch eine That ihm entsagen."

Da meine Zeit beschränkt war, so ging mein erster Besuch bald zu Ende. Er ersuchte mich ernstlich, bald wieder zu kommen und fügte hinzu, daß, obgleich wir in religiösen Ansichten verschieden, er doch großes Vergnügen an meinem Umgang habe.

Ich verließ ihn betrübten Herzens, sah ich ja so viele schöne Gaben, so edle Eigenschaften im Grabe des Unglaubens verschlossen. Im Herzen des Ungläubigen giebt es keine andere Freude, als, die geruchlosen Blumen

gleicht, welche man zur Unterhaltung zerpflückt; keine Leidenschaft, außer jener, welche mit Geisteszerrüttung und Liederlichkeit verwandt ist; kein kühlendes Heilmittel für die Seele, sondern die verdammte Dosis von Muth, Theilnahmslosigkeit und Verzweiflung. Wenn auch das Aeußere eines Ungläubigen ruhig und leidenlos scheinen mag, im Innern ist doch ein verwundetes und verwelktes Herz.

Aber ich verzweifelte nicht an seiner Bekehrung und empfahl ihn eifrig der unbegränzten Gnade Gottes. —

Eines Tages, als ich der Reihe nach meine Krankenbesuche machte, begegnete ich ihm unverhofft in der Dachstube eines armen irischen Schneiders, welcher langsam von einer langen Krankheit genas. Der arme Mensch hatte eine große Familie, welche noch zu jung war, als daß sie ihm hätte helfen können. Er war mit dem Hauszins in Rückstand, dazu kam, was seine Unruhe noch vermehrte, daß sein Clubb, für eine geringe Uebertretung der Satzungen, auch den kleinen wöchentlichen Beitrag eingestellt hatte.

Herr H . . . hatte zufällig von diesem Jammer gehört und eilte, wie der gute Samaritan, ihn zu erleichtern. Er hatte den Rückstand bezahlt, anständig für ihren gegenwärtigen Unterhalt gegeben und, was besser als Alles war, dem Manne Beschäftigung in Aussicht gestellt, wenn er seine Gesundheit wieder erlangt habe. Im vollen Erguß ihres Gefühles dankten ihm gerade Beide, Mann und Weib, als ich eintrat und sein Entrinnen verhinderte, was er dessenungeachtet sogleich ausführte. Ich erfuhr darauf von dem armen Schneider, daß dieser Herr fast Unglaubliches thue, daß er einen schönen Theil seines großen Einkommens in aller Stille zu Werken christlicher Liebe verwenden mußte, und daß darob viele und alte Wittwen und andere arme Personen, welche er wohlwollend vor der kalten Liebe der Armenbeschäftigungs-Anstalt bewahrte, für ihn Tag und Nacht beteten. Ich hatte bereits früher dunkel von dem „guten Herrn" gehört, dessen Namen man nicht erfahren konnte. Er war der Mann.

Verschiedene andere Beispiele seiner edlen Großmuth und außerordentlichen Herzensgüte kamen kurz nachher zu meiner Kenntniß und machten mich eifriger als je, seine Bekehrung zu versuchen. Aber jeder Plan, wie scharfsinnig er auch angelegt war, mißglückte stets. Er behauptete immer eine ernste und strenge Zurückhaltung, und leitete augenblicklich, wenn Religiöses berührt wurde, den Fluß der Unterhaltung in ein anderes Bett. Doch ich verzweifelte nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann.



№ 77.

Der Tintoretto.

(Fortsetzung.)

Und Tintoretto verließ den Fremden und taumelte fort auf dem gewohnten Wege, durch die engen Gassen, wie ein Sinnloser. Es flimmerte vor seinen Augen, wild pochte sein Herz, seine Gedanken verwirrten sich. Es war ihm, als schlugen die Glocken der St. Markuskirche an sein Ohr, jene Glocken, die zu Lavinia's Trauung läuteten. Keinem, Keinem gönnte er in seinem Hasse die blonde Tochter seines Meisters, denn Einem, dem — kalten Tode. Lavinia mußte sterben. Aber er selber, das fühlte Tintoretto deutlich, vermochte nimmer das todbringende Kästlein in ihre Hände zu legen — er selber konnte sie nicht sterben sehen, er wollte sie nur todt wissen, um dann tief, tief in die Fluthen des Canals sich und sein dunkles Geheimniß zu begraben. Aber wer, wer sollte der Todesbote sein für die blonde Lavinia?

„Kauft mir den heiligen Rochus ab, lieber, lieber Herr!" bat jetzt eine wohlbekannte Stimme. Der dunkellockige Verkäufer der kleinen Heiligenbilder trat ihm entgegen. Ein seltsamer Gedanke durchzuckte die Seele Tintoretto's.

„„Nicht den St. Rochus allein — alle Eure Bilder kaufe ich Euch ab und bezahle sie gut, wenn Ihr mir zur Stelle einen Dienst leistet,"" flüsterte er, zu dem Knaben sich herabbeugend.

Die Augen des kleinen Verkäufers leuchteten vor Freude. Er schob seine Bilder in einen kleinen Kasten, erhob sich und sagte: „Hier bin ich, Signor! redet, was kann ich thun für Euch?"

„„Wie heißt Ihr?""

„Andrea Schiavone."

„„Begleitet mich in die nächste Gondel. Wir werden dann ohnweit des Palastes des Tizian landen, allwo man heut die Vermählung der schönen Lavinia feiert, der Tochter des Meisters. Ihr sollt dies Kästlein der Braut Lavinia bringen und es ihren eigenen Händen übergeben, dazu sprechend: „„„Giacomo Robusti, den Ihr einst il Tintoretto genannt, sendet Euch dies. Es enthält die bestellten drei Tafeln für Euer Meßbuch, die er für Euch zum Andenken bemalte, und er bittet Euch am Trauungstage selbige anzuschauen und seiner armen Seele dabei eingedenk zu sein im Gebete!“‟ — Habt Ihr mich verstanden, Andrea Schiavone?‟“

Der Knabe schaute mit staunenden Augen zu ihm auf, eine helle Freude flog über sein Gesicht und er fragte hastig: „Ihr seid wirklich der Tintoretto, der Schüler Tizian's?“

„„Warum fragt Ihr?‟“

„Weil man von Euch erzählt, daß dermaleinst ein größerer Meister aus Euch werden wird, als der Tizian ist!“

„„Sie logen, die Euch dies sagten,‟“ entgegnete Giacomo Robusti finster; „„der Tintoretto ist ein armseliger Wicht, dessen Hand erlahmte und dessen Pinsel verdient versenkt zu werden in das Meer, allwo es am tiefsten. Sie haben mir das Licht genommen, mein Knabe, und meinen, der Tintoretto könne im Dunkeln malen! — Doch sieh, hier liegt eine Gondel, folgt mir, Andrea!‟“ — —

Als der Knabe die Gondel verließ mit dem verhängnißvollen Kästchen, blieb Tintoretto wie in starrer Betäubung zurück. — Er wollte ihm nachrufen, als er so leicht und fröhlich auf die Riva zueilte, er wollte den Arm ausstrecken, ihn zurückzuhalten, aber die Zunge versagte ihm den Dienst und sein Arm war gelähmt. In die Kissen der Gondel zurücksinkend, fühlte er die Schauer des Todes. Das leise Singen des Gondoliers däuchte ihm ferner Grabgesang. Er sah im Geiste, wie die frommen Brüder die schönste aller Leichen vorübertrugen im offenen Sarge, das herrliche Antlitz der Sonne zugekehrt, starr und todt, die strahlenden Augen für ewig geschlossen; weinende Jungfrauen folgten, und Leidtragende, die um sie klagten, schritten hinter dem Sarge her in unabsehbarem Zuge. — „Sie starb an einem schnellen Gift, das schneller tödtet denn der Blitzstrahl selber — Fluch Dem, dessen Hand es ihr reichte!“ — Und dann wieder folgte sein Geist den Schritten des Knaben Andrea — jetzt betrat sein Fuß vielleicht die Schwelle ihres Gemachs; jetzt erschien Lavinia vor ihm in dem vollen Glanze ihrer Schönheit; jetzt lächelte sie dem Boten entgegen; jetzt nahm sie vielleicht das Kästlein aus seinen Händen, der Botschaft lauschend, die der Knabe brachte; — jetzt, o welche Qualen durchzucken den Unglücklichen! — drehte ihre weiße Hand den Schlüssel, der Deckel sprang

auf, die Täflein enthüllten sich ihren Augen, sie berührte sie mit ihren schlanken Fingern, sie neigte sich über das Bildniß der Gebenedeiten des Herrn. „Lavinia!“ schrie der Tintoretto gellend auf, dann verließen ihn die Sinne. — —

Wie lange er ohne Regung am Boden der Gondel gelegen, er wußte es nicht, als er die Augen öffnete. Aber Andrea war noch nicht wiedergekehrt, und das Warten ist ein schweres Ding, sonderlich mit einem bösen Gewissen. Es duldete endlich den Tintoretto nicht länger in der Gondel. „Wartet meiner an dieser Stelle“ flüsterte er dem Gondolier zu, und schlüpfte auf die Riva. Durch ein Seitenpförtchen schlich er in den Palast. Es war seltsam leer und still in den weiten Vorhallen, allwo sich sonst eine Schaar reich gekleideter Diener umhertrieb. Ohne einem Menschen zu begegnen, gelangte Tintoretto in den schmalen Hof, wo ein Springbrunnen plätscherte; eine Marmortreppe führte von dort in die Malerwerkstatt und in die Gemächer des Tizian. Was er da wollte, wußte Tintoretto nicht; er taumelte wie von wirren Träumen befangen daher, er wollte sterben zu den Füßen der todten Lavinia. — Da, auf der ersten Stufe der Treppe, dem Tintoretto den Rücken zuwendend, saß der Knabe Andrea und zeichnete. Das verhängnißvolle Kästchen stand wie geöffnet vor ihm, das Licht fiel auf die Pergamenttafeln und auf das Bildniß der allerseligsten Jungfrau Maria mit dem göttlichen Kindlein. Einen Augenblick stand Tintoretto wie zu Stein erstarrt, dann stürzte er mit einem Schrei und dem Sprunge eines Löwen dem Knaben zu, riß das Kästlein vom Boden, schlug den Deckel ins Schloß und barg es in den Falten seines Mantels.

„Um aller Heiligen Willen, was thatet Ihr?“ keuchte er mühsam hervor.

„„O zürnet mir nicht,““ bat der schreckenbleiche Knabe, fiel auf seine Kniee und erfaßte den Saum des Tintoretto.““ Hört mich an! Ich habe sie nicht berührt, Eure Täflein, kein Stäubchen von meinen Händen ist auf Eure wundersame Malerei gefallen, ich habe nur meinen Augen gestattet, sie anzuschauen! Hatte mich doch schon so viele Monden darnach verlangt, einmal ein Werk des Tintoretto zu sehen, von dessen farbenreichem Pinsel ich so viel reden hörte. Wie konnte ich nun heute, da ich Eure Täflein in den Händen hielt, die Augen schließen? Seht her, ich war kühn genug, Eure Himmelskönigin, die Gebenedeite des Herrn, nachzuzeichnen! — Mittlerweile hat man wohl die Braut zur Kirche geleitet, es ist so still geworden hier, und vordem liefen sie Alle durcheinander, vordem hatte Niemand Zeit mich anzuhören noch anzumelden; man hieß mich warten, und so wartete ich bis jetzt, aber die Zeit wurde mir nimmer lang. Ich denke, der Zug wird bald heimkehren; gebt mir das Kästlein

wieder, ich trage es der Braut hinauf!"" „Nimmermehr! Maria, die Himmelskönigin, die so Gnadenreiche, hat ein Wunder gethan und Euch zum Werkzeug ausersehen, eine verlorene Seele zu retten!" sagte da Tintoretto feierlich, und legte seine Hand auf das Haupt des Knaben. „Andrea Schiavone, Ihr wißt nicht, welchen Dienst Ihr mir geleistet! Steht auf und kommt an mein Herz! Sagt, es ist Euch doch wohl, Ihr fühlt doch keinerlei Schmerz und Pein in Euren Gliedern?" fuhr er angstvoll fort, und schaute forschend in das Antlitz Andrea's.

„„Seit Ihr mir verziehen, fühle ich mich froh und frei wie ein Vogel in der Luft!"" lautete die Antwort.

— Ja, die heilige Himmelskönigin Maria hatte ein Wunder gethan; das Gift des Florentiner's hatte dem Knaben keinerlei Schaden gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Freigeist.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens machte ich meinen Besuch zur gewöhnlichen Zeit. Der Bediente sagte mir, daß sein Herr sehr krank sei und Niemand vorgelassen werden könne. Ich sprach meine Theilnahme aus und fragte, wie lange er unwohl sei, denn es war länger als eine Woche, seit ich ihn nicht mehr gesehen hatte.

„Ach ja — seufzte der Mann — mein Herr ging in der vergangenen Nacht ganz wohl aus, kehrte aber sehr übel heim. Er kam kaum aus dem Wagen. Und was noch schlimmer ist, Herr, er ging dann die ganze Nacht in der Bibliothek auf und ab, ohne sich zu Bette zu legen. Die Haushälterin ging diesen Morgen weinend zu ihm und bat ihn, den Arzt rufen zu lassen, aber er will nicht."

Der gute Bursche hatte eine Thräne im Auge, welche zeigte, daß er ein dankbares Gemüth und einen gütigen Herrn hatte.

Ich ließ meine Karte zurück.

Kaum war ich eine Stunde im Hause, so empfing ich folgendes Billet:

„Theurer Herr! Kommen Sie doch, bei Allem was Sie heilig halten, unverzüglich zu mir.

Ihr F. H."

Ich machte mich augenblicklich auf und fand ihn in der größten Traurigkeit und Seelenangst auf dem Sopha. Seine Tante, Frau B . . ., war bei ihm und bemühte sich umsonst, ihn zu trösten. Stillschweigend drückte er meine Hand, sah mich mit seinen blutunterlaufenen Augen scharf

an und brach in Thränen aus. Ich selbst war nicht wenig überrascht, einen starken Geist so zerschmettert zu finden.

„Sprechen Sie jetzt nicht zu mir — preßte er heraus — oder ich muß des Erstickens sterben; wo ist nun meine gerühmte Pilosophie — sie ist im Staube gedemüthigt.“

Er schwieg einige Minuten, dann sammelte er sich wieder.

„Ich schäme mich, daß Sie Zeuge einer solchen Bewegung sind, die Ihnen unmännlich erscheinen mag, Sie werden dieselbe aber kaum tadeln, wenn Sie den Grund kennen. Setzen Sie sich, mein Herr, und hören Sie so geduldig wie möglich die Erzählung eines herzzergrämten Mannes. Ich bedarf, was mich für Ihre hastige Vorladung entschuldigen mag, Ihrer Hilfe in einem Werk der Liebe. — Um meine jetzige Lage zu fassen, ist es nöthig, Ihnen eine Skizze meines früheren Lebens zu geben.

„Es ist zwanzig Jahre her, daß ich nach Eton kam. Mein Eintritt daselbst ist viel Schuld an meinem späteren Unglück. Ich schloß warme Freundschaft mit dem jungen C . . . , welcher der Stolz der Schule war. Er saß drei Bänke vor mir und war vier Jahre älter als ich. Ein wahrer Athlet, fein gebaut, unser bester Ballschläger, führte er auch das Ruder bei allen unseren Wetten und war der Schrecken aller Bootbesitzer in der ganzen Nachbarschaft. Unzertrennlich hielten wir zusammen, bis er nach Oxford ging; im Laufe der Zeit kam ich ihm nach. Dort war er allgemein beliebt; wir begannen eine warme und, was mich betrifft, verhängnißvolle Freundschaft. Obschon noch jung, war er bereits ein erklärter Freidenker und sparte weder Mühe noch Zeit, seinen Genossen diese Ansichten beizubringen. Fest gegen jeden Angriff hielt ich lange aus und stritt, wie mir dünkte, mit Erfolg gegen jeden verderblichen Spott, den er aus Hobbes und Voltaire anführte. Ich war als strenger Protestant und Glied der englischen Kirche auferzogen und wußte wohl, welchen Schmerz es meiner Mutter verursachen würde, sollte sie hören, daß ihr Sohn aufgeklärt geworden.

„Da mein C . . . aber fand, daß er mit bloßem Disputiren nichts bewirkte, versuchte er die verführerischen Künste des Vergnügens. Hier, ach! hatte er nun glücklicheren Erfolg.

„Ich sehe jetzt mit bitterem Bedauern auf die ruhigen und unschuldigen Tage meiner Jugend zurück, als ich noch den freundlichen und liebevollen Warnungen meiner Mutter folgte. Damals gab mir die Religion, obwohl ich jetzt weiß, daß sie ein Trug und eine Täuschung ist, noch unaussprechliches Glück. Aber Bedauern ist unnütz. — Anfänglich stand ich, wie ein furchtsamer Schwimmer, an dem Bord des Verderbens, aber bald tauchte ich tief unter. Trunk und Schwelgerei verzehrten meine Nächte,

die Tage vergingen in matter, fieberhafter Erschöpfung, um nur von dem infernalen Kreis der nächtlichen Excesse erleichtert zu sein. Endlich, nach einer langen Reihenfolge selbstmörderischen Uebermaßes ward ich niedergestreckt — die menschliche Natur konnte mehr nicht ertragen. Ein delirium tremens legte seine dürre Hand sichtbar in mein fieberndes Gehirn. Meine kräftige Constitution allein riß mich durch, aber wochenlang lag ich hilflos wie ein Kind. Nimmer werde ich die geistigen Schrecken vergessen, welche ich in meiner langsamen Wiederherstellung erlitt. Die Furcht vor folgender Strafe umgab mich Tag und Nacht. Ich fühlte einen ängstlichen Kummer über meine früher verübte Thorheit und machte manche Gelübde auf Besserung.

Während der ganzen Vacanz lag ich darnieder. Kein Mensch kam in meine Nähe außer dem Aufwärter und Doktor — ich hatte Zeit zum Nachdenken. Das Semester begann und mit ihm kamen die starken Männer, meine früheren Genossen im Verbrechen. Der Erste, welcher mich von diesen besuchte, war C . . . Wie war ich erfreut, ihn zu sehen, da ich mich so einsam und elend fühlte. Ich erzählte ihm die ausgestandenen Schrecknisse und wie mich nichts mehr auf die früheren Wege zurückzubringen vermöge. Er aber lachte lustig über meine Besorgnisse, spottete mit der bissigsten Ironie über die angeblichen Phantome eines geschwächten Kopfes und setzte hinzu, ich würde selbst darüber lachen, wenn ich erst wieder auf die Beine gekommen wäre. Nebenbei, alter Freund, sagte er ernstlich — würde ich Dir rathen, ein wenig inne zu halten, gar keine Natur kann das aushalten, wie Du das Alles getrieben.

„Nun — ich erholte mich und obwohl ich mir keinen besonderen Zwang anthat, war ich doch für meine Gesundheit besorgt. Aber meine guten Entschüsse gingen bald wieder in den Wind. Als ich systematisch tiefer in das Laster fiel, schwand jeder frühere religiöse Eindruck, den die gütige Mutter bei mir so zärtlich gepflegt hatte, stufenweise aus meinem Gemüthe. Der Gedanke an eine Ewigkeit wurde mir so verhaßt, daß ich mit wüthendem Eifer jede Erinnerung daran abzustreifen strebte. Mein Mentor im Uebel war bald überaus zufrieden mit dem Erfolg, mich ihm gleich zu machen. Er war der Vorstand eines Freidenkerclubs und ich ward eingeschrieben als ein Verbündeter. Allwöchentlich kamen wir auf dem Zimmer eines Anderen zusammen und die alten orthodoxen Herren dachten gar nicht, welch' ein Nest von Hornissen sie im Herzen von Alt-Oxford hegten."

„Nun fühlte ich mehr Ruhe. Ich hatte weder Furcht noch Hoffnung, mein Gemüth zu beunruhigen oder zu stören. Die Gegenwart war mein einziges Leben und dieses beschloß ich auf's äußerste zu genießen. Meine

frühere Rohheit ekelte mich an, ich verwarf die Schwelgereien und wurde ein Epicuräer in meinen Freuden und Genüssen. Damals war es, daß ich mich ganz mit Leidenschaft der Musik ergab, für die ich immer eine große Neigung hatte. Ich verließ Oxford und ging drei Jahre in Begleitung meines C . . . auf Reisen. Wir beschränkten uns nicht auf die gewöhnlichen Wege, sondern durchsuchten die Schätze des Morgenlandes."

„Kurze Zeit nach meiner Rückkehr heirathete ich. Anfänglich berauschte mich das Glück. Meine Frau war außerordentlich schön, wir waren auf's innigste einander zugethan. Unser Geschmack stimmte harmonisch zusammen. Dann beging ich, was ich nun für den größten schändlichsten Irrthum meines Lebens halte. Meine Frau war eine Katholikin; ich gestattete ihr erst die freie Ausübung ihres Glaubens und hütete mich, einen Zweifel auszusprechen und in ihrer Gegenwart ein Wort gegen das Christenthum fallen zu lassen. Als ich mit ihr über ein Jahr verheirathet war, packte mich aber ein unwiderstehliches Vergnügen, ihr Vertrauen auf Gott und die Religion zu erschüttern. Darin, was ich jetzt für eine teuflische Eingebung halte, unterstützte mich C . . . eifrig. Unser Operationsplan wurde entworfen, — und mit außerordentlichem Takte ausgeführt. Wie durch das beständige Tropfen des Wassers auf den Stein, so ward ein langsamer, aber nachhaltiger Eindruck bewirkt. Sie begann indifferent erst zu werden und dann ihre Religion ganz zu vernachlässigen. So weit hatten wir Erfolg, aber nicht weiter. Wir fanden ein weibliches Herz, weibliche Vorstellungskraft und eigenthümliche Empfänglichkeit für Religion, ein Ding, schwerer zu behandeln, als wir erwartet hatten. Wir konnten sie nicht zur Freidenkerin bringen, aber unruhig und unglücklich machten wir sie. Ich dachte sogar bisweilen, daß ihre Neigung zu mir sich geändert hätte. Der Gedanke war unerträglich, war Wahnsinn. C . . . hielt sich beständig bei mir auf Besuch. Im trügerischen Wahn hielt ich ihn fest für einen Freund. Eines Tags kam ein Brief aus Devonshire und brachte die Kunde von der plötzlichen Krankheit und dem bevorstehenden Tod meines Oheim, Sir J . . . D . . . Er war ein alter Offizier, für seinen Heldenmuth geadelt, der zärtlich an mir hing. Sein Arzt hatte geschrieben und drängte, mich unverzüglich aufzumachen wenn ich meinen Oheim noch am Leben finden wollte. Den Brief las ich gerade meiner Frau vor, als C . . . eintrat. Ich theilte ihm den Inhalt mit."

„Gehen Sie, mein theuerer Freund, sagte C . . ., Sie haben keine Zeit zu verlieren, und ich hoffe, Ihre Frau wird bis zu Ihrer Zurückkunft ihr gutes Aussehen wieder bekommen haben."

„Sie war etwas leidend und unpäßlich."

Ich zog die Glocke, hieß meinem Kammerdiener befahl einzupacken, ließ Pferde bestellen, um in einer Stunde abzureisen."

„Mit C . . . hatte ich eine kurze Unterredung in meinem Ankleidezimmer. Sein Herz schien voll der besten Freundschaft gegen mich und meine Frau."

„Ich bin besorgt — sagte er — Ihre Frau war kürzlich zu traurig; sie scheint ihren ganzen lichten Geist verloren zu haben. Bitte, schreiben Sie ihr oft und schreiben Sie freundlich. Wenn ich während Ihrer Abwesenheit, die, wie ich hoffe, nicht lange dauern wird, mich dienstbar erweisen kann, so können Sie über mich verfügen. Ich habe ohnehin nichts zu thun."

„Ich dankte ihm innig, bat ihn, nachzusehen so oft er könnte, und die Privilegien eines alten Freundes während meiner Abwesenheit zu gebrauchen. Der Abschied von meiner Frau war schmerzlich. Wir hatten uns bis jetzt noch nie getrennt. Sie hing an mir, mich immer und wieder umarmend und zerfloß in Thränen, als ich ihr Lebewohl bot. Ich hatte sie nie so heiß geliebt, als in diesem Augenblicke und wäre bereitwillig gestorben, ihr einen kleinen Dienst zu erweisen. Die Nacht hindurch reiste ich so schnell, als mich vier flüchtige Pferde weiter bringen konnten. Als ich am nächsten Nachmittage auf dem Sitz meines Oheim ankam, fand ich zu meiner größten Freude, daß er sich unerwartet gebessert hatte und trotz seiner außerordentlichen Schwäche keine augenblickliche Gefahr zu besorgen war. Meine Unterredung mit ihm, als man ihn auf meinen Empfang vorbereitet hatte, war voll Zärtlichkeit und Liebe. Der schöne alte Mann saß aufgerichtet in seinem Kissen, sein weißes Haar wallte auf seine Schultern, sein Antlitz war bleich und abgezehrt von schwerer Krankheit, aber überstrahlt mit einem Gefühl von Glück und ehrerbietiger Ergebung; sein dunkles geistvolles Auge glänzte in Wonne, als er meine Finger in seinen dünnen, abgemagerten Händen preßte und mir sagte, wie überaus froh er war, mich zu sehen."

„Ich dachte, Friedel, es wäre aus mit mir, daß ich Dich nimmer sehen würde. Aber Dank sei Gott und seiner unendlichen Güte, ich habe noch ein wenig Zeit zugekriegt, um mich für den Himmel besser vorzubereiten. Und kannst Du bei mir bleiben, theurer Knab', bis ich abgegangen? Es wird bald, sehr bald geschehen, denn, obschon ich viel besser bin als gestern, so giebt mir doch mein sinkendes Herz das gewisse Gefühl, daß ich bald sterben muß." (Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. In der letzten Nr. Tintoretto Zeile 8 lies: für einen wirklichen Principe (Fürsten) statt für ein wirkliches Prinzip.

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann.



№ 78.

Der Tintoretto.

(Fortsetzung.)

„Gebt mir die Zeichnung!" sagte dann Tintoretto. Staunend weilten seine Augen auf den feinen und freien Linien, die diese kleine Hand gezogen; ja es war wirklich seine heilige Himmelskönigin, wie er sie selbst geschaffen; Zug um Zug hatte sie Andrea nachgebildet, kein Strichelchen noch fehlte. „Wollt Ihr der Schüler eines großen Meisters werden, Andrea Schiavone?" fragte endlich Tintoretto.

Da leuchtete eine namenlose Seligkeit auf in den Augen des Knaben, und er bedeckte die Hände des Tintoretto mit leidenschaftlichen Küssen und rief: „„Solches war ja allzeit mein brünstig Gebet zu meinem heiligen Schutzpatron! Ich hatte sie ja alle selber gemalt, jene armen kleinen Heiligenbilder, die ich verkaufte, und hoffte von Tag zu Tag, daß sie einmal vor die Augen eines Malers kommen möchten, der dann den armen Andrea fragen würde: ob er sein Lehrbube werden wolle? O, wie sollte ich Euch genugsam danken, so Ihr mein Fürsprecher und Schutzherr werden wolltet, Giacomo Robusti!""

„Mit Eurem Schweigen, mein Knabe. Nicht Mann noch Weib darf jemals erfahren, daß Ihr mit diesem Kästchen und diesen Tafeln an die Tochter des Tizian gesandt worden. Gelobt mir das bei der Seele Eurer Mutter! Und nun begleitet mich heim, mein Knabe, ich muß mit Euch noch weiter reden." —

Wenige Tage später, nachdem Lavinia ihrem Gatten nach Bologna gefolgt war, verließ Tintoretto Venedig und begab sich, um sich zu zerstreuen und auszubilden, nach Rom. Der Meister Tizian aber hatte auf dessen dringliches Bitten den Andrea Schiavone als seinen Schüler ange-

nommen, und sein Blick erkannte alsbald die hohe Begabung des Knaben. Indessen ahnte er noch nicht, daß binnen wenigen Jahren der Ruhm des Schülers fast den des Meisters verdunkeln, und aus dem kleinen Verkäufer der Heiligenbilder der Schöpfer jener leuchtenden Fresken werden würde, die das Entzücken der Lebenden, und die Bewunderung späterer Geschlechter erregten. —

Tintoretto kehrte nach Jahren, mit einer reichen, anmuthigen und tugendhaften Römerin vermählt, in seine Vaterstadt Venedig zurück. Er blieb fortan im freundlichsten Verkehre mit Tizian und Andrea Schiavone, welch letzterer abwechselnd in Tizian's und in Tintoretto's Werkstätte zu malen pflegte.

Er begann mit allem Fleiße zu arbeiten und gar bald strömten die Bewohner Venedig's in Massen herbei, um die köstlichen Werke seines Pinsels anzustaunen; und da war nach und nach kein Palast mehr, der nicht ein Bildniß oder eine Freske von seiner Hand aufzuweisen hatte — lauter strahlende Schöpfungen, welche „die Zeichnung von Michel Angelo und die Farben von Tizian" in sich vereinigten.

So lebte Meister Tintoretto denn immer in wachsendem Ruhme und in hohen Ehren viele Jahre lang, und es wiederfuhr ihm keinerlei Leides und selbst jene tiefe Wunde, welche ihm seine Liebe zu Lavinia geschlagen, vernarbte allmählich.

Sein ältestes Töchterlein Alezia ließ ihm auch keine Zeit zu irgend welcher Kümmerniß; man rühmte sie als die leuchtendste Blume der Bella Venezia, und sie war der Stolz ihres Vaters; denn auch sie verstand geschickt den Pinsel zu führen, und sonderlich wußte sie Blumen mit einer so wundersamen Treue zu malen, daß man ihren Duft zu athmen meinte, und sie mit den Fingern hätte wegnehmen mögen von dem Malertuche.

Eines Tages sagte das blonde Kind, als es wieder neben der Staffelei seines Vaters arbeitete, zu demselben: „Der Andrea Schiavone hat mir ein gar schönes Madonnenbild gemalt für mein Meßbuch, lieber Vater, da Ihr mir's immer verweigert. Wie oft habe ich Euch darum gebeten, und es ist mein einziges Leid, daß Ihr nie ein frommes Bild malet!"

Da schlang Tintoretto den Arm um sein Kind, zog es an seine Brust und sagte: „„Wenn ich eine schwere Sünde abgebüßt, die mein Jugendleben verdunkelt, werden die Heiligen auch wieder meinen Pinsel weihen zu ihrem Dienste! Fragt mich aber nicht mehr danach, Alezia, Ihr macht mir Schmerz!""

Dies Wort nun hatte die blonde Alezia tief bekümmert und sie verlor es nimmer aus ihrem Sinn, und gedachte der Rede des Vaters Tag und Nacht. Und sie fragte endlich die Mutter heimlich nach der Deutung

der dunklen Worte des Vaters, und diese meinte, daß nur Einer jenes Geheimniß in dem Leben des Tintoretto durchschaut, das auch ihr schon so manche Thräne gekostet, und das sei der Andrea Schiavone. „Er war sein Schüler und ist jetzt sein treuester Freund," fuhr sie fort, und glättete das Haar des Mädchens kosend mit der Hand; „redet mit ihm, Alezia, er kennt sicherlich das ganze Leben Tintoretto's. Wie oft verweilt Euer Vater stundenlang allein mit dem Andrea in der Werkstatt in tiefen Gesprächen; aber sie reden so leise mit einander, daß ich nimmer ein Wort zu erlauschen vermochte!"

Und Alezia redete mit dem Andrea eines Tages, — aber stockend, erglühend und mit bebender Stimme, denn der heiße Blick Andrea's ruhte ja unverwandt auf ihrem Antlitz, und o — was sagte dieser Blick! als sie geredet, waren die Augen Andrea's tief trauernd geworden; und indem er wehmüthig sie anschaute, sprach er: „„Mein Herzblut möchte ich hingeben tropfenweise, um Euern Kummer zu lindern, allein ein Schwur schließt mir die Lippen, und selbst Eure Bitte vermag sie nicht aufzuschließen. Dort jenes dunkle Kästlein, das Ihr allezeit neben der Staffelei Eures Vaters stehen seht, birgt den bösen Zauber, der Tintoretto's Seele gefangen hält, nämlich — eine Erinnerung! Betet, Alezia! die Heiligen des Himmels schließen nimmer ihr Ohr solchen Bitten; Tintoretto wird dann erlöst werden von dem Drucke, der auf ihm lastet!" "

„Und mein armer Vater soll bald, bald erlöst werden!" antwortete Alezia, und ihre Augen leuchteten wundersam auf von einem hellen Gedanken. „Dann erst werden wir Alle glücklich sein, Andrea!" —

An demselben Abend, da Alles zur Ruhe, schlich sich Alezia in die Malerwerkstatt. Eine Lampe trug sie in der einen Hand, mit der andern drückte sie ihr Meßbüchlein fest an die Brust. In der Nähe des verhängnißvollen Kästleins setzte sie die Lampe nieder. Es war kein Schlüssel daran; aber als Alezia es emporhob, und hin und her wendete, sprang der Deckel nach einem leichten Druck ihrer Finger auf. Ein seltsamer betäubender Duft quoll ihr entgegen, als sie das holde, bleich gewordene Antlitz über dasselbe neigte. Dann küßte sie inbrünstig ihr Meßbuch und das Madonnabild des Andrea und legte Beides hinein, ein frommes Gebet flüsternd. — Sie träumte gar wundersüß in der folgenden Nacht, die gute Alezia; die gnadenreiche Himmelskönigin selbst erschien ihr und breitete die Arme nach ihr aus, und der Vater stand an der Staffelei, und auf dem Malertuch leuchtete die Gebenedeite des Herrn in strahlender Herrlichkeit.

(Schluß folgt.)

Der Freigeist.

(Fortsetzung.)

„Ich versprach, so gut es mein Kummer erlaubte, daß keine andere Hand, als die meine, ihm die Augen schließen werde."

„In der täglichen Erwartung seines Todes lebte er sieben Wochen länger. Während dieser Zeit schrieb ich sehr häufig an meine Frau und erhielt die herzlichsten Antworten. — Die letzte Stunde meines Oheims nahte. Ich beneidete ihn um seinen Tod; er war der eines wirklich guten Mannes und ich fühlte, daß die Religion, obschon ich sie damals für betrügerisch hielt und noch dafür halte, doch eine wunderbare Kraft, den letzten Kampf auf einem Sterbelager zu mildern, haben müssen. An Emilie hatte ich die Todesanzeige geschrieben und daß ich seine Besitzungen angetreten. In einigen der letzten Briefe war mir aufgefallen, daß ihr Ton etwas erkaltet, aber die Angst und Eile, in der ich mich befand, ließen mir keine Zeit zum Denken. Seither hatte ich keine Antwort mehr erhalten, ich schrieb wieder, aber keine Antwort kam. In furchtbarer Seelenangst bildete ich mir ein, sie sei krank, machte mir tausend Sorgen, die mir den Schlaf der Nacht benahmen. Die Ungewißheit konnte ich nicht länger ertragen. Am Abend des Leichenbegängnisses, als Alles vorbei war, die Gäste entlassen und dem Verwalter die letzten Aufträge gegeben, warf ich mich in den Wagen und flog in größter Eile nach London.

Es war Mitternacht, als ich ankam — kein Licht im Hause. Emilie, dachte ich, hat sich zur Ruhe zurückgezogen; armer Schatz! ich hoffe, sie ist nicht krank — wie überrascht wird sie sein, mich zu sehen. Meine Briefe gingen sicherlich verloren.

Mein Diener donnerte vergeblich an das Thor. Ich fühlte mein Herz vor Angst pochen. Endlich ward geöffnet, ich eilte hinein und fand Madame Jones, die Beschließerin und zwei andere von der Dienerschaft, in der Einfahrt, sie waren bleich, zitternd und nur halb bekleidet, als wären sie hastig von ihrem Lager gesprungen.

„Madame, rief ich aus und die Bewegung hemmte meine Aufregung, was macht meine Frau? ist sie krank? ist sie todt? Ich schrie beinahe packte sie beim Arm, als sie mit der Antwort zögerte: „Weib, sag' mir das augenblicklich, oder ich werde verrückt!"

„O Herr! — sagte sie heftig weinend — fragen Sie mich nicht weiter, ich möchte eher sterben, als Ihnen erzählen.

Ein erstarrender Schreck schauerte durch meine Adern. Einige Secunden stand ich in einem träumerischen Zustande, die weit offenen Augen auf das Weib gerichtet.

Endlich fand meine Zunge, die mir am Gaumen klebte, wieder Laute: „Folgen Sie mir in die Bibliothek." Wir traten ein.

Ich wiederholte meine Frage. Sie fiel auf ihre Knie, die Thränen strömten von ihren alten Wangen, sie rang ihre Hände in trostlosem Jammer.

„Weib — frug ich wieder — wo ist meine Frau?" — „O mein theuerer Herr — sagte sie — tragen Sie mit Stärke, was ich Ihnen sagen werde, ertragen Sie es wie ein Mann. Ich wagte vor Ihrer Abreise keinen Verdacht zu äußern. Jetzt sind wir überzeugt. Ihre unglückliche Frau entfloh vergangene Nacht mit Ihrem angeblichen Freund C . . .

„Entfloh" — rief ich aus, oder schrie es vielmehr, von unaussprechlichem Schmerz gequält — ein plötzlicher Lichtstrahl blitzte mir vor den Augen — wie Donner schlug es an mein Ohr — ich stürzte vernichtet zusammen.

Was weiter vorging — ich weiß es nicht. Es begann ein langer und schauerlicher Traum, von unsäglichen Schrecknissen begleitet. Verzweifelte Visionen, nicht irdischer Natur, hielten Monate lang meine Sinne gefangen. Endlich gewann ich wieder ein dunkles Bewußtsein meiner Existenz — in der Zelle eines Irrenhauses! Händ' und Füße waren gefesselt, mein dunkles und bleiernes Auge starrte mit Gefühllosigkeit auf die weißgetünchte Wand und das schmale Licht des zehn Fuß über dem Boden befindlichen Fensters.

Ich blieb, so denke ich, wahrscheinlich eine Stunde sinnend über meine seltsame Lage und verwundert, was das Alles bedeute — mein verwirrtes Gehirn verwickelte sich, um meine Identität zu beweisen, und daß nicht Alles ein Traum war — als die Zellenthüre langsam aufging und zwei Männer eintraten. Einer war offenbar ein gebildeter Herr, den anderen hielt ich für einen Begleiter oder gar für meinen Gefangenwärter. Welch' ein Verbrechen hatte ich begangen, um so eingeschlossen zu sein?

Der Herr, welcher ein gütiges und wohlwollendes Aussehen hatte, näherte sich der Seite meines rauhen Lagers, auf welchem ich gefesselt war, fühlte meinen Puls, legte seine Hand auf meine Stirne, als wollte er ihre Temperatur prüfen und warf einen Blick des Erstaunens und Vergnügens auf den Begleiter.

„Wo bin ich, mein Herr?" fragte ich.

„Still, mein Theurer — sagte er — sprechen Sie jetzt nicht; Sie lagen sehr krank, werden aber bald besser werden. Sie befinden sich unter Freunden. James, löse die Binden."

Sie wurden mir augenblicklich mit großer Sorgfalt und Zartheit beseitigt. Man gab mir einen künstlichen Trank und bald sank ich in einen

tiefen Schlaf, der, wie man mir nachmals sagte, mehr als zwanzig Stunden dauerte. Ich erwachte sehr erquickt und mein Verstand war etwas klarer als früher.

Von Tag zu Tag, als ich wieder zu Kräften kam, machte sich die schreckliche Geschichte meines Irrsinnes von selbst begreiflich, wurde meinem Gedächtniß deutlicher, bis das Ganze auf mich einbrach wie eine überwältigende Lawine. Ich rang gegen den wiederkehrenden Wahnsinn, ich kämpfte gegen Verzweiflung und Selbstmord, ich richtete jede meiner Fähigkeiten auf Rache, ich brütete über das erlittene Unrecht nach, bis jede Faser meines Körpers von dem unersättlichen Wunsch nach Rache gespannt war. Mein Glück war erdrückt und versenkt — ich lebte allein für Wiedervergeltung — ich wollte den Schurken verfolgen bis zu den äußersten Grenzen der Erde und gelobte seinen Untergang. Es ist fast unglaublich, aber meine körperliche Gesundheit gedieh unter diesem brennenden Wunsch nach Rache. Nach einem Monat entließen sie mich, ich galt für genesen und völlig geheilt.

Sogleich hielt ich nach jeder Richtung Nachfrage. Einige Monate war Alles vergeblich, man hatte die Spur bis nach Paris, aber dann war sie verloren. Ich eilte nach Paris, entschlossen, die ganze Stadt zu durchsuchen, bis ich ihn fände. Ich nahm die Polizei zu Hilfe, besoldete besondere Späher, aber ein ganzer Monat verging ohne Kunde; ich besuchte jeden öffentlichen Versammlungsort, aber ohne Erfolg.

Wie verfluchte ich nun meine Tollheit, selbst den Namen der Freundschaft, seit ich so verrathen ward! Wie bitterlich beklagte ich die hinterlistigen Künste, die ich angewendet hatte, meine Frau von ihrem Glauben abzuwenden. Ihre Religion wäre ihr bester Schutz gewesen, hätte ich nicht wie eine giftige Schlange ihren Frieden erschüttert. Ich fühlte, daß ich der Urheber ihres Untergangs war, aber wehe über ihn, der meine Ehre zerstört, mein Glück und Frieden unter die Füße getreten hatte! Und es war mein Freund, den ich für die Seele meiner Ehre hielt, und den ich in meiner Thorheit mit jedem Band von Dankbarkeit an mich gefesselt glaubte! Denn als seine Mittel durch Verluste am Spieltisch geschwunden waren, versah ich ihn mit mehreren Tausenden und warf seinen Schuldschein in's Feuer. Meine Börse, mein Haus, mein Herz waren sein — und doch wie teuflisch hatte er mich betrogen.

Eines Morgens kam der Portier der Wohnung zu mir an das Bett und sagte, ein Polizeiagent wünsche mich augenblicklich zu sprechen. Er brachte mir willkommene Neuigkeiten und wurde wohl belohnt. In der vergangenen Nacht hatte er durch einen Courier sichere Kundschaft erhalten, daß sie sich in Florenz unter angenommenen Namen aufhielten.

Mein Paß war bereit und unterzeichnet vor eilf Uhr — und um zwölf Uhr desselben Morgens eilte ich auf den Flügeln der Rache nach Florenz.

Ich will Ihnen die Einzelnheiten einer fast zwölfmonatlichen Jagd nach diesem elenden Paar fast durch jeden Staat in Europa ersparen. Mit der Ausdauer eines Bluthundes verlor ich selten die Spur, welche ich verfolgte, aber der Zufall war mir ungünstig. Einmal, zu Baden-Baden hätte ich ihn fast erreicht — er war aufgebrochen, nachdem er eine sehr beträchtliche Summe am Spieltisch verloren hatte. Ich kam Abends, erhielt Kunde von ihm und hätte mein Wild zu Tode gejagt, wäre nicht mein Wagen, von der umgestümen Hetze umgestürzt; nun zwangen mich schwere Beschädigungen in einem elenden deutschen Wirthshaus zu bleiben, mein Schicksal verfluchend und wüthend über die Verzögerung.

Die Spur war verloren und nicht mehr zu finden. Noch mehr als zwei Jahre wanderte ich im hoffnungslosen Elend, aber es half nichts, sie kamen nimmer zum Vorschein. Endlich, ermüdet an Leib und Geist, kehrte ich mit gebrochenen Schwingen nach England zurück.

„Meine Muhme, Frau B…, in deren Hause wir uns zuerst trafen, war sehr gütig gegen mich, ohne sie wäre ich schon längst am gebrochenen Herzen gestorben."

Hier unterbrach er sich erschöpft, trank etwas Wein mit Wasser und fuhr fort:

„Ich komme nun zu einem Ereigniß, das ich absichtlich bis jetzt verspart habe. Der Verwalter meines Landguts ist hier in der Stadt. Ich ging vergangene Nacht zu ihm, um wegen der Erneuerung einer Pacht Anweisungen zu geben, und da ich Tags über noch keine Bewegung gemacht hatte, zog ich es vor, nach Hause zu gehen. Ich verließ ihn gegen 11 Uhr. Die Nacht war bitter kalt. Ein nasser Schnee war gefallen, kaum ein Fußgänger fand sich in den verlassenen Straßen und ich zog meinen Mantel bis zum Mund, die Nachtluft abzuhalten.

Indem ich einen Weg in die entfernteren Theile der Stadt einschlug, gewahrte ich ein armselig gekleidetes Weib, welches matten und müden Schritts gegen mich kam. Ich nahm eine halbe Krone in die Hand, da sie ihrer Schwäche nach Mangel an Nahrung zu leiden oder krank zu sein schien. Bevor ich ihr das Geld geben konnte, hatte sie mich schon in demüthigster Bittweise um Almosen angesprochen. Der Ton dieser Stimme, wenn auch nur ein leises Flüstern, traf an mein Herz wie ein eisiger Stoß. Ich glaubte mich dessen zu erinnern, ein schrecklicher Gedanke, es konnte nicht sein, — aber als ich das Geld in ihre kalte zitternde Hand legte, starrte ich ihr fest in's Antlitz, ihre Augen waren niedergeschlagen,

sie begegneten den meinigen nicht. Die Linien des Gesichts waren dieselben, aber in Ausdruck, in Schönheit, wie geändert! — Sie war meine Frau!

Einige Secunden lang war ich betäubt, gelähmt. Sie hatte mich schnell verlassen, glücklicherweise ohne mich zu erkennen. Aber der Bösewicht mußte in der Nähe sein; vielleicht hatte sie für ihn in den offenen Straßen gebettelt. Ich folgte ihr mit geräuschlosen Schritten, wie der Tiger seinem Opfer, bevor er den letzten Sprung macht. Mit schwachen Schritten schlich sie gegen ein benachbartes Wirthshaus, und ich sah neugierig durch die halb offene Thüre. Sie kaufte mit dem Gelde etwas Wein und Zwieback, nahm es sorgfältig unter ihren dünnen Shawl und eilte davon. Ich folgte ihr durch verschiedene Straßen, bis sie an die Thüre eines elenden Hauses pochte und eintrat. Sie hatte nicht einmal umgeschaut, noch die Thüre geschlossen. Ich hörte ihr ächzendes Hinaufsteigen und verschnaufendes Athmen über zwei Treppen. Mit aufmerksamem Ohr merkte ich das Zimmer, in welches sie trat.

In einem Augenblicke sprang ich nach und war an der Thüre. Dieselbe angenehme klagende Stimme hörte ich wieder, die kurz vorher wie Todtengeläute an mein Ohr gedrungen war. Sodann hörte ich die heiseren murrenden Töne meines eingefleischten Feindes C . . . Länger konnte ich es nicht ertragen, ich stieß die Thüre auf und war darinnen. Nun sollte meine lange Rache gesättigt werden. Er war es, Herr! Meine Rache war zufrieden, aber eine andere Hand als die meine hatte sie vollbracht.

Auf dem Bett gewahrte ich die erbärmliche, schmutzige Gestalt des C..., der Tod stand auf seinem gräßlich verwüsteten Gesicht, seine Kleider waren in Fetzen, unreinlich und eckelhaft. Sie kniete am Bett und reichte ihm einen Zwieback, eingetaucht in Wein, welchen er schwach, aber heißhungerig verschlang. Sie starrten mich an, als ich in das Zimmer trat. Seine Augen erweiterten sich, funkelten furchtbar einen Augenblick, dann schlossen sie sich, als wolle er irgend eine schreckliche Vision ausschließen. Das ganze Gesicht bekam Convulsionen, verzog sich, die Kinnlade fiel herab, und er sank rücklinks eine Leiche.

Sie war ohnmächtig zusammengestürzt in dem Augenblicke, als ihre Augen den meinen begegneten. Ich rief laut um Hülfe, ich konnte sie nicht berühren, noch sie vom Boden aufheben; ein außerordentliches Herzklopfen sagte mir, daß meine Liebe zu ihr noch nicht gänzlich erloschen war.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann.



№ 79.

Der Tintoretto.

(Schluß.)

Früh, ehe sich noch die Sonne erhoben, schlüpfte sie wieder in die Werkstatt und holte ihr Kleinod aus dem dunklen Kästchen hervor. Ein feiner grauer Staub lag auf dem violetten Sammt des Meßbüchleins und die silbernen Klammern hatten ihren hellen Schein verloren.

„Allnächtlich sollst du nun dort unter meinem Crucifixe ruhen, geweihtes Buch, bis der böse Zauber weicht!" gelobte sie, und eilte in ihr Kämmerlein, und kniete dort lange nieder in brünstigem Gebet für die Seelenruhe des geliebten Vaters. — Dann öffnete sie das Buch und beschaute das Marienbild des Andrea. Es war ihr, als seien die Farben verblichen, oder als ob ein Schleier sich auf ihre Augen gelegt. Eine plötzliche Angst kam über sie, wie war doch die Luft so schwer und heiß. — Sie öffnete das Fenster, die Morgenfrische wehte ihr belebend entgegen. Dann ordnete sie ihre Gewänder und legte sie zurecht zum Anwohnen bei der Feier der heiligen Messe. Aber, — o ihr himmlischen Heiligen, — welch ein Schmerz durchzuckte da mit Einem Male ihr Herz, welche Nacht legte sich auf ihre Augen! — Die Füße wurzelten am Boden, als könnten sie nimmer wieder einen Schritt wagen, — sie wollte rufen, die Stimme versagte, — die eisigen Finger umklammerten noch das Meßbüchlein, dann sank Alezia in starrer Ohnmacht zu Boden. —

Als für eine kurze Weile Leben und Bewußtsein wiederkehrten, fand sich Alezia an der Brust ihres Vaters. Ihr zur Seite kniete die Mutter, todtenbleich und bebend, und Andrea war auch da — der verzweifelnde Andrea! Aber der Blick des Mädchens war so wundersam verwandelt, der Athem ging so schwer, Eiseskälte hatte lähmend alle Glieder beschlichen.

Und leise, leise, kaum hörbar flüsterte Alexia: „Weinet nicht um mich, weil ich sterbe! die glorreiche Himmelskönigin Maria hat meine Stirne geküßt, ich werde selig sein dort bei allen lieben Heiligen! Ihr werdet jetzt wieder fromme Bilder malen, mein Vater, ich habe ihn von Euch genommen jenen bösen Zauber im dunklen Kästlein — das Meßbuch —" die süße Stimme brach.

Da schrie Tintoretto auf im wahnsinnigen Schmerz, schaute mit irrem Blicke um sich, und stürzte neben dem Lager seines sterbenden Kindes bewußtlos zu Boden. — Als er wieder erwachte aus seiner langen todtenähnlichen Erstarrung, da sah er sein Weib in Thränen am Boden hingeworfen, zu Häupten Alexia's knieten fromme Mönche in stillem Gebet, und ihr zu Füßen Andrea Schiavone. Das Todtenlichtlein brannte bei dem Cruzifix — Alexia war gestorben. — —

Da hieß der Meister sie Alle hinausgehen, verlangte sein Malergeräth und seine Staffelei, und begann zu seiner eigenen Sühne — sein todtes Kind, sein in Gott so innig geliebtes Kind, zu malen, ehe die grausame Hand des Todes diese reinen, lieblichen Züge entstellt. Keine Thräne trat in seine brennenden Augen, keine Muskel des versteinerten Angesichts zuckte. Bis die Schatten des Abends auf die Erde sanken, blieb er allein bei seinem todten Liebling; aber als er aus der Kammer trat und das Bild vollendet, war der Meister Tintoretto zu einem Greise geworden mit weißem Haar.

Am Begräbnißtage Alexia's hat Tintoretto das Bild einer Himmelskönigin begonnen, das er in kurzer Frist vollendete und der Kirche Maria de la Salute schenkte, und welches das strahlendste, das je seine Hand geschaffen. Es trug die Züge seines gestorbenen Kindes.

Das verhängnißvolle Kächstchen war seit dem Tode Alexia's aus der Malerwerkstatt verschwunden, mit ihm das Meßbuch der todten Alexia. Andrea Schiavone, dessen Ohr noch die letzten Sterbeseufzer der frommen Jungfrau empfangen, als den unglücklichen Vater die Sinne verlassen, trug sein verwundetes Herz nach Rom, und kehrte erst nach vielen Jahren zurück nach Venedig. — Tintoretto hat nach dem furchtbaren Tode seines Kindes fortan nur fromme Bilder gemalt, aber gelächelt hat er nimmer wieder.— Hohen Ruhm erwarb ihm sein jüngstes Gericht, die Anbetung des goldenen Kalbes, eine herrliche Kreuzigung, die heilige Agnes und Sankt Rochus. — Im Jahre unsers Herrn 1594 begann und vollendete er aber sein allergrößtes Bild für den Dogenpalast: das Paradies vorstellend, eine 30 Fuß hohe und 74 Fuß lange Glorie von mehr als hundert Figuren. Und als Tintoretto den letzten Pinselstrich gethan, rief ihn endlich die gnaden-

reiche Himmelskönigin in das wirkliche von Gottes ewiger Seligkeit erstrahlende Paradies, zur heißersehnten Vereinigung mit Allen, welche dieses schwergeprüfte Herz hienieden geliebt hatte. —

Der Freigeist.

(Fortsetzung mit Schluß.)

Die Hausfrau eilte herauf; ich setzte ihr schnell auseinander, daß der Mann starb, wie ich in das Zimmer trat, und daß das unglückliche Weib eine Ohnmacht habe, drang ihr meine Börse auf, befahl ihr das Nöthige zu thun, und erreichte das Haus, als wäre mein Herz von zehntausend Furien zerrissen."

Er nahm wieder etwas Wein, wischte den klebenden Schweiß von seiner Stirne und fuhr fort:

„Vergangene Nacht und diesen Morgen hatte ich einen mühseligen und harten Kampf. Aber ich habe glücklich den Sieg errungen. An Rache denke ich nicht mehr, wünsche ich nicht mehr. Er, der Elende, ist todt. Aber sie darf nicht an Mangel sterben. Sie würden mich unsäglich verbinden, wollten Sie um ihre Bedürfnisse nachsehen. Nehmen Sie diese Brieftasche, sie wird ihren gegenwärtigen Bedarf reichlich versorgen; auch will ich meinen Verwalter anweisen, ihr einen genügenden Jahrgehalt anzusetzen. Aber sie sehen — das kann, das werde ich nie mehr."

Er gab mir ihre Adresse, flüchtig mit Blei auf eine Karte geschrieben. Ich ging sogleich an mein Werk der Barmherzigkeit.

Ich fand die unglückliche Frau zu Bett, sorgsam von der Hausfrau behandelt, welche sie in ihr eigenes Zimmer genommen hatte. Sie hatte viel von Nervenanfällen gelitten, war aber, obwohl sehr erschöpft, doch mehr gefaßt. Sie trug alle Reste vergangener großer Schönheit, aber sie war blaß und eingefallen und sichtlich nicht mehr lange für diese Welt. So kurz und zart wie möglich erörterte ich die Gründe meines Kommens, da ich nicht geneigt sein konnte, die Pein ihres sichtlich ganz gebrochenen Herzens zu vergrößern.

„Und das ist mein Gemahl, mein Friedrich, welcher all' dieses für sein armes, schuldiges Weib thut. O Herr! ich habe schwer gesündigt, beinahe mehr als gebüßt werden kann, aber nicht so viel, als er von mir denkt. Sagen Sie ihm', Hochwürden! daß ich betrogen wurde; daß ich nicht mit Vorbedacht sündigte, alles Uebrige war Wahnsinn und Verzweiflung. Sagen Sie ihm, daß ich noch in der Nacht unserer Flucht den

Genossen meiner Schuld verließ, wie ich dachte, für immer*); daß ich seither in dieser armen Wohnung blieb und mein tägliches Brod mit Hand-Arbeit verdiente und in bittern Reuethränen mich mit dem Himmel zu versöhnen suchte. Sagen Sie ihm, daß, als ich vergangene Nacht, ohne einen Heller zu besitzen und ohne Arbeit erhalten zu haben, nach Hause ging, ich den erbärmlichen Urheber meines Verbrechens in einem sterbenden Zustand fand. Er kannte mich sogleich und flehte mich in erbarmungswürdiger Weise an, ihm Speise und Obdach zu geben, er hatte seit zwei Tagen nichts gegessen und Wochen lang unter offenem Himmel geschlafen. Ich konnte ihm seine Bitte nicht abschlagen, hatte ich auch noch so bitteres Unrecht von ihm erfahren. Ich nahm ihn in meine Wohnung und eilte aus, etwas Nahrung für ihn zu erlangen. Es mag unrecht von mir sein, so gehandelt zu haben, aber ich konnte ihn doch nicht vor Mangel zu Grunde gehen sehen, ohne mich zu bemühen, ihm aufzuhelfen. Herr! während dieser sieben Jahre, seit ich meinen Gemahl verließ, habe ich unsäglich gekämpft; doch ich verdanke meinen unseligen Fall ganz und gar der Vernachlässigung meiner religiösen Pflichten. Wenn wir unsern Gott vergessen, so ist der böse Feind am geschäftigsten. Aber Gott war außerordentlich barmherzig gegen mich. Er gab mir Gnade, mich sogleich zu Ihm zu wenden und meine unermeßliche Sünde durch ein Büßerleben zu sühnen. Ich habe keinen größeren Wunsch als die Verzeihung meines Gemahls zu erhalten und — wenn es Gottes heiliger Wille ist — zu sterben. Oft, in den kältesten Nächten, ging ich in das Haus, wo mein Gemahl lebte, wo ich, ach! so viele unschuldige Tage verbracht hatte, und benetzte die Steine mit meinen Thränen. Oft kniete ich um Mitternacht auf den steinernen Stufen seiner Thüre und betete zum Himmel, mir zu verzeihen und ihn zu segnen. Sagen Sie ihm dieses und daß, groß wie mein Verbrechen, eben so groß und andauernd meine Reue und mein Kummer waren."

Ich bin überzeugt, jeder Leser wird mit diesem betrübten, reuigen Herzen Mitleid haben. Desselben Tags noch brachte man sie in eine be-

*) Die ganze Geschichte stellte sich hernach wirklich als Wahrheit heraus. Frau H. verließ C. zu Dover und kehrte nach London zurück. C. ging allein nach Paris, wo er durch seine Verführungskünste ein gedankenloses junges Geschöpf bewog, ihn auf seinen Reisen zu begleiten. Bald entließ er sie wieder, kehrte nach England zurück, verlor den letzten Schilling seines schönen Vermögens, wurde der Vorstand eines Clubbs falscher Spieler, wurde ausgestoßen wegen Insolenz und Betrügerei, sank von einer Stufe der Entwürdigung zur anderen, bis er von ihr, die er betrogen und unglücklich gemacht hatte, hungernd und sterbend in der Straße gefunden ward.

queme, anständige Wohnung, wo sie die gehörige Pflege genoß, welche ihr nicht ungefährliches Befinden verlangte. Auf ihr Verlangen sendete ich ihren Beichtvater, den sie seit den letzten sieben Jahren gehabt hatte. Er besuchte sie täglich. Auch ich kam so oft wie möglich, wobei ich jedesmal gewahrte, wie der Tod sich sichtlich näherte.

Nach vierzehn Tagen erhielt ich durch ihre Hausfrau Nachricht, daß sie am Sterben sei und mich zu sprechen wünsche. Augenblicklich eilte ich hin. Ich fand sie bedeutend schlechter. Der Puls war kaum fühlbar, der Athem kurz und schnell, das Gesicht aschfarbig, aber ruhig und sanften Ausdruckes. Sie hatte eben am Morgen die letzten Tröstungen der Kirche mit erbaulicher Frömmigkeit empfangen.

„Ich habe nach Ihnen gesendet, Herr — sagte sie mit einem süßen und sterbenden Lächeln — ich habe nach Ihnen gesendet, Ihnen meinen letzten innigen Dank zu sagen für alle Ihre Güte. Sagen Sie meinem Gemahl, daß ich ihn segne und für ihn bete, bis ich ausgeathmet habe."

„Möchten Sie ihn nicht sehen, bevor Sie sterben?" fragte ich.

„O Herr! — erwiderte sie und eine Röthe flog über ihre bleiche Stirne — ich hielt es für ein zu großes Glück; ich bin äußerst unwerth, ihn wieder zu sehen und doch würde ich so glücklich sterben, wenn ich ihn noch einmal gesehen und von seinen eigenen geliebten Lippen gehört hätte, daß er mir vergeben."

Ich warf mich in einen Wagen und trieb zur äußersten Eile. Glücklicherweise fand ich Herrn H... zu Hause.

„Mein theuerer Freund — sagte ich eilig — Ihre arme Frau liegt im Sterben."

„Gut, Herr — sagte er ernst — und was weiter?"

Ich hatte ihm früher die entschuldigende Botschaft seiner armen Frau gebracht, durch welche er sehr gerührt schien.

„Mein lieber Herr — versetzte ich — Sie werden ihre letzte innige Bitte nicht verneinen, sie wünscht, Sie vor ihrem Tode zu sehen und Ihre Verzeihung zu erlangen."

Er sank auf einen Sessel und verfiel in einen kämpfenden Gram.

Kommen Sie — sagte er mich beim Arme nehmend — der Kampf ist vorüber. Arme Emilie! ich verzeihe dir in der That und ich selbst habe mir viel vergeben zu lassen!"

Wir saßen in dem Wagen, der mit derselben Eile zurückfuhr.

Die Hausfrau erwartete uns schon ängstlich und in Thränen an der Thüre. Er drängte mich, ihn zu begleiten, da er dachte, daß die Prufung für ihn allein zu hart würde.

Wir traten zusammen in das Zimmer. Der schuldige Mann, die reuige Frau lagen lange eines in des anderen Armen. Es war ein Anblick, daß die Engel im Himmel sich darüber freuen mußten.

„Friedrich — flüsterte sie matt, willst Du mir vergeben."

„Der Fehl war meinerseits, Liebe — erwiderte er. Wie wir uns zuerst begegneten, so laß uns jetzt scheiden. Alles ist vergeben."

Sie sah ihn an in einer Entzückung von Liebe und Dankbarkeit und starb im Angesicht dieses Glückes.

Einfach und prunklos wurde sie begraben. Ihr Gemahl und ich waren ihre einzigen Kläger. —

Am Morgen nach dem Begräbniß kam sein Diener zu mir und verlangte mich eiligst zu sprechen. Vorgelassen, sagte er, daß sein Herr vergangene Nacht spät ausgegangen und Morgens in einer Miethkutsche, ganz durchnäßt und ohne Bewußtsein, nach Hause gekommen sei. Er sei zu Bett gebracht und ein Arzt gerufen worden, der ihm einige Erleichterung verschaffte; ich möchte, wenn möglich, sogleich zu ihm kommen. Mit dem Gedanken, daß er einen Selbstmord versucht haben könnte, eilte ich hin, doch war solches zum Glück nicht der Fall. Sehr angegriffen und mit den Zeichen eines kommenden Fiebers, fand ich ihn zu Bett.

„Theurer Freund — sagte er — ich bin sehr thöricht gewesen, aber ich konnte nicht anders; ich war vergangene Nacht so zerschmettert, und mein Herz that mir so wehe um die arme Emilie, daß selbst die Luft des Zimmers für mich erstickend war. Ich stürzte aus der Thüre, ging, ich wußte nicht wohin, mein Kopf pochte, als wollte er zerspringen, als ich mich, unbewußt wie, an Emiliens Grabe fand. Ich warf mich darauf und dachte lang und bitterlich an alle ihre unvergleichliche Vortrefflichkeit, ihre Liebe und an all' ihr weiteres Elend. Sie mögen es für Schwäche halten, aber ich dachte, daß es doch ein Jenseits geben müsse, und daß ihr entkörperter Geist von dem Raume der Ruhe und des Glückes auf mich herabschaue. Ich fühlte eine zu starke Bewegung in mir, um Widerspruch zu leisten; sie war gänzlich unabhängig von meinem Urtheilsvermögen; es war die tiefe, überwältigende Ueberzeugung meines Herzens, daß es doch einen Gott gibt, eine Ewigkeit und eine Religion, durch welche wir gerettet werden. Ich weinte bitterlich und betete — zum ersten Mal nach vielen Jahren, zu demselbem göttlichen, ewigen Geist, daß er mir helfen und zeigen wolle, was ich thun solle. Ich muß dann in Schlaf und Ohnmacht gefallen sein, als mich am nächsten Morgen der Todtengräber in einem Zustand der Erstarrung fand, durchnäßt vom Regen, welcher die Nacht durch schwer gefallen war. — Ich baue auf Sie, ich bin überzeugt, Sie werden mir helfen."

Ich erwiderte, mit welch' großer Freude ich es thue, und wie ich zuversichtlich glaubte, daß, so er darauf beharrte, all' seine frühere Traurigkeit in Frieden und Glück sich verwandeln müsse.

„Ach Herr — versetzte er — ich fürchte, es möge nicht so gehen. Ich werde mit jedem Augenblicke ernster krank, es kann bald mein letzter sein. Mein Organismus ist erschüttert, gebrochen und ich fürchte, daß für die genaue Beschäftigung des Geistes, welche die Sache verlangt, nur wenig Zeit übrig ist.

Herr! verlassen Sie sich nicht auf ihre eigene Stärke, auf die Hülfe Ihrer eigenen forschenden Kraft, aber beten Sie innig zu Gott, welchen Sie nun als Ihren Schöpfer wieder erkennen, daß er Ihnen mit seiner Güte und Gnade beistehe."

„Leben Sie wohl für jetzt" — sagte er, meine Hand drückend. „Ich muß Ihnen noch gestehen, obwohl es ein demüthigendes Bekenntniß ist, daß mein Unglaube mich wirklich unglücklich gemacht hat, daß er jede Freude meines Lebens vergiftete und in meinem schweren Kummer eine arme und erbärmliche Stütze und jetzt in meiner äußersten Noth gar nichts mehr war. Beten Sie für mich, Herr! und besuchen Sie mich bald wieder.

Ich habe für ihn gebetet, und so mancher Arme, den er mit seinen heimlichen Almosen unterstützt hatte, betete mit. Ihre Bitten waren kräftig vor Gott. Drei Wochen lang unterlag er den schweren Angriffen eines hitzigen Fiebers. Seine Leiden waren schrecklich. Tage lang häufte er entsetzliche Flüche auf den nun verschiedenen C... und verwünschte sich selbst in Gotteslästerungen, zu schrecklich, sie zu denken — als einen bethörten Narren, weil er sein Opfer gewesen. Dann schrie er voll gräßlichen Schreckens, daß das Gespenst des C... zu den Füßen seines Bettes stehe, ihn angrinse und mit giftigem Spott verhöhne. In jeder Nacht sprach er von dieser gespenstigen Schöpfung seines eigenen zerrütteten Hirnes, er drang in ihn, hielt ihm sein verschiedenes Unrecht vor, daß er es gewesen, der seine Treue gegen Gott gebrochen, seinen Frieden vergiftet und sein Glück versengt. Dann rang er schaudernd die Hände und schrie entsetzlich, daß er nicht sterben wolle, nicht sterben könne, daß er nun überzeugt sei, es gebe eine Hölle und daß er sich selbst verdammt habe durch eigene Thorheit.

Doch die Gebete der Armen drangen durch. Er hatte Barmherzigkeit und Verzeihung an seiner Frau geübt — und die Gnade ward auch ihm. Er erholte sich aber als ein hülfloser Mann: der Gebrauch seiner Glieder blieb ihm versagt seit er sich in jener Nacht auf dem Grabe seiner Frau befunden. Er war sehr geduldig und ergeben, sprach seine größte Dankbarkeit aus, daß sein Verstand zurückgekehrt sei; ernstlich begann er zu lesen, zu forschen, zu denken und zu beten; er las viel, mit großer Aufmerksamkeit die ganze Bibel.

„Ich bin zufrieden Herr — sagte er — das ist Gottes Wort. Ich bin überzeugt, die christliche Religion ist ein Ausfluß des göttlichen Willens, das unmittelbare Werk des göttlichen Sohnes. Keine andere Religion strebt so, das Gemüth zu reinigen die Leidenschaften zu beherrschen und die Menschen glücklich zu machen. Ihre strengen, erhabenen Grundsätze von Selbstverläugnung beweisen mir, daß sie von Gott kommen muß; aber

der größte Beweis der göttlichen Gewalt für mich ist, daß ein so großer und verständiger Theil des Menschengeschlechtes sie angenommen hat. Herr, ich bekenne mich aufrichtig als Christ, wenn auch ein sehr unwürdiger. Jetzt muß ich studiren, um unter den vielen Phasen der Christenheit mein Bekenntniß zu wählen.

In seiner Bibliothek war eine reiche Sammlung von Controversschriften. Diese durchging er mit Begier. In wenigen Wochen gestand er seine Absicht, Katholik zu werden. Ich frug nach seinen Gründen.

„Diese sind wenige — sagte er lächelnd — aber gewichtige. Eine Kirche, welche, wie ich denke, das Werk ihres göttlichen Baumeisters ist, muß vorerst eine sein: Keine Verschiedenheit des Glaubens; Euere hat sich nie verändert. Zweitens muß sie unbegränzte Heiligkeit haben — Euere ist die fruchtbare Mutter aller Heiligen, und ich kann nicht genug meine Blindheit beklagen, so spät die unbefleckte Reinheit ihrer Sätze entdeckt zu haben. Drittens, sie muß sein allgemein oder die Kirche für alle Nationen, das ist Euere in der That und keine andere kann auf diesen verehrungswürdigen Namen Anspruch machen. Viertens muß sie apostolisch sein, in ununterbrochener Kette von Bischöfen und Priestern herabreichend. Nun ist jede andere Kirche zu spät in die Welt gekommen, um diesen Titel beanspruchen zu können; einige um mehrere, andere um manch' hundert Jahre zu spät, um mich ihre Gemeinschaft wünschenswerth machen zu lassen. Weiteres denke ich mir, keine Kirche als die Euere sorgt so gut für die Bedürfnisse und das Wohlergehen der Menschen. Sie ist immer dieselbe gütige und sorgsame Mutter für den Menschen im Leben, und wenn er stirbt, hält sie ihr geschiedenes Kind noch in bittvoller Erinnerung des Gebetes und Opfers. Herr! ich bin Katholik im Herzen, machen Sie mich zu einem in der That."

Ich sagte zu. Ich nahm ihn in die Kirche auf. Er wurde eines ihrer demüthigsten, reuevollsten und treuesten Glieder. Zu dieser Aufgabe hatte er die ganze Kraft seines scharfen Verstandes und seiner klaren Einsicht aufgeboten. Er hatte zu Gott gerufen, welcher die Demüthigen und Vertrauenden nie von sich stößt; seine letzten Tage waren voll christlichen Friedens, Heiterkeit und Freude. Nie werde ich seine letzte Stunde vergessen, sie war ein Triumph der christlichen Religion, es war das Scheiden einer durch Reue gereinigten Seele, gestärkt durch den Glauben, belebt durch Hoffnung und glühend durch Liebe. Durch den heiligen Empfang der Sakramente war er gegen die letzte Furcht und den Todeskampf geschützt. Er bat die wiedervergeltende Gerechtigkeit, welche ihn so streng geprüft hatte, daß sein Leben und sein Leiden eine Warnung für solche sein möchten, welche gleich ihm das Gift des Unglaubens eingesogen hatten. Er bat, daß die volle Gnade, welche sich ihm mitgetheilt hatte, ihnen auch gewährt sein möchte, auf daß sie nie das schrecklichste Gericht Gottes: im Unglauben zu sterben und zum Glauben an Ihn erst im ewigen Feuer der Hölle erweckt zu werden — daß sie das nie erleiden möchten.

So war sein Ende.

Mögen die freien Geister daran denken, wie einst ihr Ende sein werde!

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann.



№ 80.

Die Gründerin des Instituts der englischen Fräulein.

(Von Beda Weber.)

Maria von Ward, die Gründerin des Instituts der englischen Fräulein zur christlichen Erziehung der weiblichen Jugend, war am 23. Januar 1585 in England geboren und stammte aus einer uralten, mit den Herzogen Northumberlands verwandten Familie. Ihr Vater Marumduck Ward und ihre Mutter Ursula Whrigt, beide wahrhaft fromme Katholiken, hauchten den heiligen Geist der katholischen Kirche um so lebenswarmer in's Herz ihrer Tochter, je todesmuthiger die tägliche Verfolgung des katholischen Glaubens in England alle Menschenkräfte der Treugebliebenen spannte. Von Jugend auf mit einem übermännlichen Flammengeiste ausgerüstet, gänzlich in's hehre Gebiet der thätigen Gottesliebe und Menschenbekehrung hineingezogen, hatte sie kein größeres Verlangen, als gemartert zu werden um des katholischen Glaubens willen mit Verachtung ihres eigenen Lebens die Verirrten zurückführend in den Schoos der wahren Kirche des Gottmenschen Jesu Christi, daher mit Recht „Seelenjägerin" genannt, ohne alle Rücksicht auf Maß und Beschränktheit ihres Geschlechtes.

Als unmündiges Kind war sie einst in Gefahr zu fallen und sich schwer zu verletzen; ihre Mutter, darüber erschreckt, schrie vor Angst: „O Jesus, behüte mein Kind!" Maria wandte sich, kindlich lächelnd, zu ihr zurück und lallte ihr erstes Wort „Jesus!" und erst nach mehreren Monaten löste sich ihre Zunge für anderes Reden. — Erzogen im frommen Kreise einer liebenden Großmutter, verlor sie in einem Alter von fünf Jahren durch einen Fall die Sprache. In dieser stummen Noth wünschte sie nichts Anderes als den Namen „Jesus" aussprechen zu können. Sie wurde erhört. „Jesus!" klang's von ihrem Munde im unverhofften Jubel,

und mit dem Rufe „Jesus“ kam die verlorene Sprache wieder. Seit dieser Zeit blieb „Jesus!“ die Losung ihres Lebens, der süßeste Gedanke ihrer Einsamkeit, der einzige Trieb in's Leben zu seiner Ehre, zum Heile ihrer Mitmenschen. Schön, anmuthig und geistreich, mit einem hinreißenden Zuge von genialer Schwärmerei, im Besitze eines großen Erbgutes, verschmähte sie muthig fünf Brautwerber, und trat, von der innigsten Hingebung gegen ihren Heiland erglüht, in Saint Omer in ein Kloster der heiligen Clara, als dienende Magd für ihre Schwestern den Unterhalt bettelnd, sich aus der ihr angebornen Kraftfülle herabarbeitend in Schwäche und Krankheit durch unbekränzte Abtödtung, fast aufgezehrt durch die innerlichen Gluten ihrer nach Gott ringenden Seele. Sie gründete später selbst ein Kloster der Clarissinnen zu Grevelingen ausschließlich für Engländerinnen, die in der eigenen Heimath ob ihres kathol. Glaubens mit so vielen Gefahren bedroht gewesen. Damit nicht zufrieden, reiste sie selbst nach England zurück, warf sich mit namenlosem Eifer auf's Bekehrungsgeschäft von Männern und Frauen, die der heldenmüthigen Jungfrau Wort vom Kreuz und seinem Heil nicht widerstehen konnten. Oefter mit dem Tode bedroht, von einem Winkel des Landes in den andern verfolgt, nur mit der größten Lebensgefahr heimlich entweichend aus dem englischen Blutbann gegen die katholische Lehre, erreichte sie wieder mit fünf Landsmänninnen Saint Omer auf niederländischem Boden, und legte den weitaussehenden Grund zum Orden der Jesuitinnen zur Erziehung der weiblichen Jugend, anfangs in der Absicht, ihn nach England hinüber zu pflanzen. Als sie aber im Jahre 1618 dahin zurückgekehrt war, wurde sie gefangen, zum Tode verurtheilt, und nur ein ungeheueres Lösegeld vermochte sie vom Beile des Henkers zu retten.

Von ihrem Vaterlande drei Mal zurückgestoßen, flüchtete sie mit ihrem gottliebenden Herzen auf das europäische Festland zurück, verbreitete mit echt englischer Großsinnigkeit ihr Institut in Deutschland und ganz Italien bis nach Sizilien, eine Art weiblicher Heldinnen in's Leben rufend, die mit begeisterter Vielthätigkeit in die Erziehung und durch sie in's Leben eindrangen, und alle Weltrücksichten mit Füßen traten. — So gut und großartig dieses Einstürmen gemeint war, ging's doch im Laufe aller menschlichen Dinge, besonders für die tausend zarten Anstandsrücksichten des weiblichen Geschlechtes, nicht stets mit solchem Glücke, daß die bedächtigsten Männer der Kirche sich darüber beruhigen konnten. Die Jesuiten selbst, nach den Regeln ihres Ordens, sich stets zurückziehend von aller Einmischerei in weibliche Ordensvereine, hielten sich aus Klugheit zurück; und selbst von allen Seiten grimmig angefochten, konnten sie der Schwesterpflanze keine wirksame Hilfe leisten, ohne ihre eigene und die Sache der

Jesuitinnen noch mehr zu gefährden. Aller Ingrimm der Bosheit und Verläumdung brach über das muthige Weib herein; ja man brachte es sogar dahin, daß Papst Urban VIII. alle derartige Vereine auflöste und mit Vernichtung ihrer Gelübde auseinander zu gehen zwang. Maria von Ward selbst wurde im Jahre 1631 zu München in's Kloster St. Anna gewiesen, aber später nach Rom zur Verantwortung gezogen. Sie begann schon sehr zu kränkeln, furchtbar von Steinschmerzen geplagt; man behandelte sie mit Schonung und Rücksicht, wie es ihre Tugend und das Opfer ihres Lebens für die erhabensten Zwecke der Menschheit verdienten; der Papst selbst bestellte ihr Arzt und Arznei aus seiner eigener Kammer. Nur in Gott lebend und ganz erstorben für die gemeine Weltthätigkeit, verkümmerte sie langsam, jedoch getragen von den muthigsten Hoffnungen für die Idee ihres Instituts, und mit Gebet und Thränen, mit Fieber und Hüftweh, mit den Sturmseufzern ob ihrer Verbannung andringend an das Herz ihres Gottes und ihn anflehend um den Sieg ihrer Erziehungsplane.

So lebte sie zu Rom fünf Jahre in großen Nöthen, ohne Klage, ergeben in's Bitterste, mit der lautersten Gemüthsfreudigkeit jeglichen Hohn der Welt erduldend. Die Aerzte fanden endlich ihre Krankheit nur durch die heimische Luft heilbar; sie reiste deshalb in die niederländischen Bäder zu Spaa, von dort nach England, und errichtete vom Krankenbett aus überall Schulen für die christkatholische Jugend.

Im Jahre 1645 erkrankte sie zu London tödtlich, ließ sich heimlich die mit dem Tode verpönten heiligen Sacramente reichen und starb bald darauf, sechszig Jahre alt. Die ersten drei Tage machte die Verwesung an ihr reißende Fortschritte; aber nach dieser Zeit erblühte sie wieder zu frischer Schönheit, zeugend vom zukünftigen Siege ihres Instituts nach ihrem Tode. —

Maria von Ward war mittelmäßig groß, zart gebaut, ernsthaft in Haltung und Geberde, holdselig im Reden, freundlich im Umgange, voll Zucht und Eingezogenheit, ehrfurchtgebietend in allen ihren Handlungen. So stand sie im lebenvollsten Bilde mit ihrem Herzen voll Liebe, mit ihrer weltumfassenden Christusliebe vor den Augen der Ihrigen; aber die von ihr gegründeten Häuser lösten sich auf. Ihre Freunde riethen später den allenthalben zurückgebliebenen Resten derselben Dasjenige im Aeußeren, was durch übergroße Strengheiten vielfachen Anstoß erregte, abzuthun, und unter den Namen „Englische Fräulein" in's Leben zu treten. — Sie gehorchten, und es währte nicht lange, als sie dergestalt sich den Bischöfen in Deutschland empfahlen, daß diese sich gar mächtig für diese so nützlichen Jugendlehrerinnen erklärten, und Papst Clemens XI. im Jahre 1703 ihre Duldung aussprach, besonders dazu bewogen durch die entschiedene Fürsprache des Churfürsten Max Emanuel von Bayern, der ihre Tüchtigkeit

für die Bildung der weiblichen Jugend mit glühenden Farben schilderte, so daß Papst Benedikt XIV. mit einer eigenen Bulle vom 9. April 1749 sie begünstigend in Schutz nahm.

Ihr ältestes Instituts-Haus war zu München im Jahre 1627 vom großen Max I. gegründet, und dieses wurde um's Jahr 1705 der Sitz der allgemeinen Oberin, und darunter standen im deutschen Antheil die Institute zu Augsburg, Burghausen, Mindelheim, St. Pölten, Bamberg, Altenötting, Krems und Fulda. Sie erwiesen sich sämmtlich als offene Vereine mit einfachen Gelübden ohne Ansprüche auf strenge Klösterlichkeit, mit dem Rechte des Ausscheidens in dringenden Fällen, allesammt unter der Aufsicht der Bischöfe, in Gewissens-Anliegen, wenn möglich, von Jesuiten geleitet, mindestens von ihnen alljährlich mit „geistlichen Exercitien" im religiösen Sinne und Wandel aufgefrischt.

Die Regel der tugendhaften Maria von Ward sagt für die Erzieherinnen unter Anderem: „Ihr müsset einen anziehenden Geist haben voll Liebreiz und Belebung, um die Jugend zu Gott zu führen. — Aus Liebe zu Gott innerlich sich aufzehren in heißen Flammen der Liebe ist gut; aber für euch ist es besser, kleine auferbauliche Werke zu verrichten, und mit allem Nachdrucke äußerlich dem Nächsten zu dienen in Lehre und Unterricht — Dann seid ihr die besten Mitglieder des Vereins, wenn ihr selbst gut seid und euch Andern mittheilen könnet. — Habt stets Feder und Tinte in euerem Zimmer, um euch selbst im Guten und Bösen zu beschreiben, und die Fehler zu verbessern. — Eure Außenseite unterliege einer sorgsamen Pflege, jede Runzel der Stirn verschwinde, Fröhlichkeit leuchte aus euern Augen als Zeichen des inneren Friedens! — Kleinmuth, knechtische Furcht, Verwirrung des Gemüthes sei fern von euch, sonst kann euer Geschäft nicht gedeihen. — Vertrauet keinem Freunde, was euch schaden kann, wenn er euer Feind würde. — Seid unter einander so höflich, als wenn ihr einander fremd wäret, und wieder so holdselig und liebreich wie die innigsten Freundinnen. — Habt den Eifer der Apostel, die Gemüthssammlung der Einsiedler, denn der Seeleneifer ist für euern Stand nothwendiger, als Verzückung, und dieser keimt nur aus den Tiefen gebetsreicher Einsamkeit. Gott liebt die Einfalt, nicht die Unwissenheit; seid also den gelehrten Männern zugethan, lernet von Allen so viel als ihr könnet. — Es ist Thorheit Alles zu sagen, was ihr im Herzen habt, aber Schalkheit anders zu reden als ihr im Herzen denket. — Suchet nicht weiblichen Trost und kindische Süßigkeit; eure Tugend sei wahrhaft, wirklich, heroisch!" —

* * *

Redaktion: C. Korb. Verlag: Leo Woerl in Würzburg. Druck von J. B. Fleischmann.